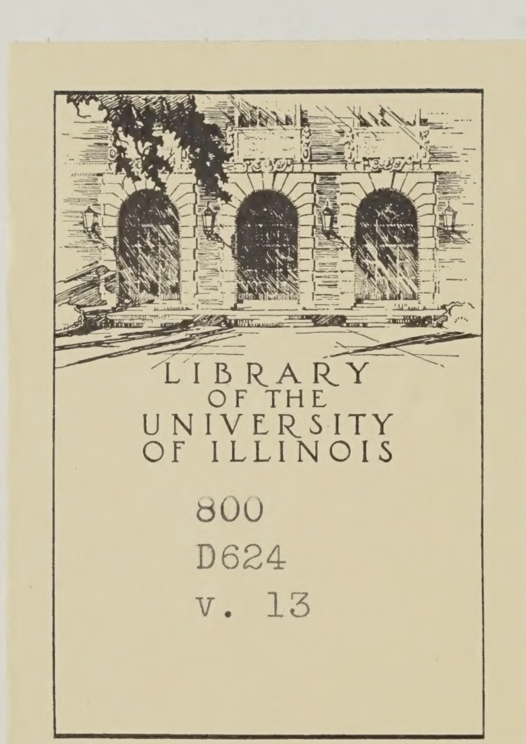






Die Dioskuren.

Literarisches Jahrbuch

des

ersten allgemeinen Beamtenvereines der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Dreizehnter Jahrgang.







Wien, 1884.

Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung.

(Stadt, Kohlmarkt 7.)

Der Reinertrag

ist dem Fonde zur Errichtung einer **höheren Töchterschule** gewidmet.

Aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei.

Inhalts-Verzeichniß.

Die Dioskuren.

Aus der Kräfte schön vereintem Streben
Hebt sich, wirkend erst, das wahre Leben.

Schiller.

Mitgetheiltes aufzunehmen, wie es gegeben wird,
ist Bildung.

Goethe.



Erzherzogin Maria Antoinette.

(Geboren 10. Jänner 1858, gestorben 13. April 1883.)

Ein Gedenkblatt

von

A d o l f B e k k.

Am 13. April dieses Jahres, einem Freitage, kurz vor 10 Uhr Vormittags schied die edle, junge Erzherzogin aus dem Leben, das sie mit so reinem Herzen geliebt, in so makelloser Freude zu genießen wußte. Dieses irdische Leben mit seinem Glanz und Dunkel, seinen Freuden und Leiden, war ihr stets nur als Vorbild und Vorschule eines anderen höheren Lebens erschienen. Mit ihrem liebevollen Gemüth und tiefgläubigen Sinne entdeckte sie Keime des Himmlischen schon im Erdenstaube. Obwohl von Natur eher schwermüthig geschaffen, von körperlicher Krankheit vielfach heimgesucht, auch sonst von den herben Prüfungen des Lebens nicht eben verschont, obwohl mit einer Phantasie begabt, welche ihr die Höhen und Tiefen des Lebens zu spiegeln, Affecte und Leidenschaften in ihrem warmen Herzen zu erregen gar sehr geeignet war, hatte sie doch im inneren Kampfe, kraft ihrer hohen Liebe und ihres innigen Glaubens den Sieg errungen: jene Ruhe und Heiterkeit des Gemüthes, wie sie das Ergebniß der edelsten Geistesbildung, aber auch kindlicher Herzenseinfalt ist. Ihre Frömmigkeit hatte, wie aus dem Gesagten erhellt, durchaus nichts Asketisches an sich. Den Vergnügungen, wie sie der Wechsel der Jahreszeiten und eine edlere Geselligkeit mit sich bringen, war sie nichts weniger als abhold. Gerne sah

sie fröhliche Mienen in ihrer Nähe. In ihrem Urtheile über Menschen und deren Verirrungen war sie vorsichtig und milde. Ihre Toleranz wurzelte in Nächstenliebe, in dem Vertrauen auf die Macht des Gebetes, womit sie Irrenden und Schwachen Kraft und Gnade zuzuwenden hoffte. Sie war eine gehorsame Tochter, eine zärtliche Schwester, eine gütige Herrin, ein Engel der Armen und Bedrängten. „È un fiore" — schrieb das Florentiner Blatt „Il Giorno" bei der Nachricht ihres Hinganges — „es ist eine Blume, die den Duft jeder feinsten und edelsten Tugend ausströmte, nach und nach alle ihre Blätter verlor und nun zurückkehrte in den Schoß der Erde, um aufzublühen für ewig im Himmelreiche."

Mit einer Blume wurde sie von den zahlreichen öffentlichen Stimmen, die ihr Angedenken feierten, oft verglichen und mit Recht, die sie die Blumen selbst über Alles liebte, sie in rührenden Liedern pries. Wir erinnern hier an die in dem eilften Jahrgange der „Dioskuren" (1882) mitgetheilten vier kleinen Gedichte, von denen das Journal des Debats (Mercredi 1er Mars 1882) sagt, sie seien „comme des gouttes de rosée s'épanouissant au grand soleil sur la corolle d'une fleur. — Mes voeux de bonheur, le Retour, l'Hiver et surtout le Vergissmeinnicht sont de petits chefs-d'oeuvre, aussi facilement rimés que gracieusement pensés."

Die Erzherzogin war in früheren Tagen eine rüstige Fußgeherin. Mancher Spaziergänger in Salzburgs schöner Umgebung wandte sich verwundert, wenn er in ehrerbietiger Entfernung hinter den schlicht gekleideten fröhlich plaudernden Damen — der Erzherzogin und ihrer jugendlichen Stiefmutter Großherzogin Alice — den stattlichen Diener in der wohlbekannten Hoflivrée einherschreiten sah. Der Arbeitstisch der Erzherzogin war meist mit frischen, womöglich selbstgepflückten Blumen geziert. Der frühlinggleiche Winter 1881—82, der letzte, den der Verfasser dieser Zeilen in der Nähe seiner erlauchten Schülerin verweilen durfte, auch der letzte, den die Erzherzogin in leidlicher Gesundheit verlebte, bot deren schon im Jänner in Fülle. Einige Alpenröschen, welche die Erzherzogin an den Ufern des Thumsees bei Reichenhall, einer ihrer Lieblingsgegenden, gepflückt hatte und ihm in sein eben vorliegendes Lehrbuch einzulegen gestattete, verwahrt er als ein theures Vermächtniß. Sie liebte diese dunkelglutrothen Röschen sehr und ersann von ihnen die Fabel, einst seien sie alle weiß dagestanden auf ihrer nordischen Alpenhöhe wie die Lilien, das Morgenroth und das Tageslicht habe sie nicht zu bepurpurn vermocht — bis der erste Menschenjüngling, ein kühner Jägersknabe, da hinaufgeklommen sei und sie betrachtet habe mit dem tiefblauen, sanftblickenden Auge, da seien sie über und über roth geworden vor Scham und Liebe —

„Wir haben noch bleiche Schwestern,
So weiß wie wir einstens auch,
Die harren in banger Sehnsucht
Der Liebe Rosenhauch.“ *

Das weißflockige, sterngleiche, schwer zu erringende Edelweiß feierte sie als das Sinnbild ihres eigenen Strebens, als die Sinnbildblume des kaiserlichen Oesterreichs:

Mein Ziel es gleicht dem Blumensterne,
Der nur in Wolkennähe winkt,
Den Du erreichst, wenn trüb und ferne
Die niedre Welt vor Dir versinkt.

Es mögen Andre, fern dem Ruhme,
Sich mühen um der Rose Preis —
Mir ist nichts schwer für Oestreichs Blume,
Für dich, Du reines Edelweiß! **

Die Natur mit ihren wechselnden Reizen und Stimmungen übte einen mächtigen Zauber auf ihre für alles Schöne und Große empfängliche Seele. Für die edle Plastik, die weichen, klaren Töne der südlichen Landschaft hatte sie feines künstlerisches Verständniß, aber ihrem eigensten Wesen näher standen die Eindrücke der rauheren Zone, die Schauer der Alpenwelt, das Brausen der Waldeswipfel, die brandende Woge am Felsenriff. An der normännischen Küste, an der schönen Seinebucht, in dem Seebade Deauville verlebte sie glückliche Tage. Ihre Seele jubelt in den Liedern, die sie dort schrieb.

Hören wir einige Proben:

I.

O welch' ein Kranz von schönen Tagen
Umblühet mich an diesem Strand!
Die Zukunft schau' ich ohne Zagen,
Vertrau' ich doch in allen Lagen
Auf Gottes weise Vaterhand.

Wohl steigt zum Auge oft die Thräne,
Ein Schauern überkömmt mich auch,
Doch nicht, daß ich mich traurig wähne,
Nach einem fernen Glück mich sehne,
Nein, ob der Wehmuth süßem Hauch.

* Lieder von Arno (Pseudonym für die hohe Verfasserin). Als Manuscript in wenigen Exemplaren gedruckt. Salzburg 1881, S. 78.

** Festblatt anläßlich der Anwesenheit des hohen Brautpaares: des Kronprinzen Erzherzogs Rudolf und der Prinzessin Stefanie, in Salzburg (5. Mai 1881).

Und ist der Abendgruß verklungen,
Und senk' ich müde dann das Haupt,
Hält mich der Friede sanft umschlungen
Und spricht zu mir mit Engelszungen
Von einem Glück, das Niemand raubt. —

II.

Du rollend Meer, auf deinen schwanken Hügeln
Möcht' ich mich wiegen selig auf und nieder;
Ich möcht' erheben mich auf Schwanesflügeln
Und singen deiner Schönheit ewige Lieder.
So ruhig heut' und morgen sturmeswild
Und groß in Allem, ohne Maß und Schranken,
So fesselst du das Herz und die Gedanken,
Und bist der Menschenseele treues Bild —
Die ruhig heut' und morgen sturmempört,
In ihren Tiefen Gott dem Herrn gehört. — —

III.

O Welt! so rein und frisch empfand
Des Lebens Hauch ich nie,
Als hier an diesem schönen Strand,
Im Land der Normandie.

Das Lebensglück, die Lebenslust
Und stiller Freiheitssinn,
Das wogt und braust in meiner Brust
Und gibt mir Frohgewinn.

Und wenn sich dann zum Wellengrab
Die Sonne glühend schmiegt
Und Bild an Bild sich neigt hinab,
Doch hoch die Seele fliegt;

Dann immer mächt'ger zieht's mich fort
Nach heißersehntem Strand,
Nach jenem fried'erfüllten Ort:
Dem Himmels-Vaterland.

Ja was auf Erden glänzt und blüht,
Was dieses Leben schmückt,
Wofür die Seel' hienieden glüht,
Sie höher dort beglückt.

O Vater hier umfaß' ich Dich
Mit Kinderarmen schon,
Werd' Dich dann sehen ewiglich
Auf Deinem Himmelsthron! *

Die Erzherzogin besaß, wie schon erwähnt und wie von der Tochter eines so kunstsinnigen Geschlechtes nicht anders zu erwarten, vielseitiges künstlerisches Interesse und feingebildeten ästhetischen Geschmack. In der Architektur war ihr die Gothik sympathisch. Als das schönste Bild bezeichnete sie den Dom zu Mailand in einer Vollmondnacht. Griechenthum und Renaissance kämen zur vollen Wirkung nur unter südlichem Himmel. In der Musik liebte sie die ernste, kirchliche Richtung und die einfache Volks- und Tanzweise. Unter den Musikern schätzte sie am meisten Mozart. Sie selbst spielte das Piano, wofür sie von tüchtigen Meistern ausgebildet war. Auch die Zeichen- und Malerkunst waren ihr nicht fremd. Die höchste Theilnahme jedoch widmete sie der Poesie, der schönen Literatur. Der Sinn für Rhythmus, das eigentliche lyrisch-sangliche Talent, war ihr in hohem Maße eigen. Diese lyrisch-musikalische Anlage, vereint mit tiefster Empfindung und erregbarer Phantasie, machte sie zur begabten Dichterin. Stoff fand sie in dem eigenen bewegten Innenleben; Vertiefung und reicheren Inhalt sollte ihr Lectüre, Studium und das weitere Leben zuführen. Mit der Leitung ihrer Studien in den letzten Jahren war der Verfasser dieser Zeilen betraut. Die Erzherzogin war eine ernste, begeisterte Schülerin, eine von jener Art, denen der Lehrer mindestens ebensoviel der Anregung und Förderung verdankt, als umgekehrt.

Mit großer Geduld unterzog sie sich den ihr gestellten Aufgaben und freute sich kindlich, wenn die Leistung den Beifall des Lehrers fand. Sie lernte nicht eben leicht die Regel, leicht die Kunst. Der Satz, daß Poesie nicht sowohl durch das Auge als durch das Gehör zur Seele dringen müsse, erschloß ihr manches Formgeheimniß. Im mündlichen Vortrage machte sie rasche Fortschritte. Ihr Organ war ein wohllautender Alt; ihre Aussprache des Deutschen von feinster Correctheit. Ihre eigenen Lieder sprach sie großentheils auswendig und, wenn in erhöhter Stimmung, mit ergreifendem Pathos. Oft fragte sie: „Glauben Sie doch, daß ich ein wenig Talent besitze?“ Die Antwort war stets eine aufrichtig günstige und wurde ihr auch einmal zu bleibender Erinnerung in huldigender Sonettform zu Füßen gelegt.** Solche Stunden regen geistigen Verkehres mit so antheilvollen, hochsinnigen weiblichen Naturen wie die theure Erzherzogin und ihre edle, diesen Stunden meist anwohnende Hofdame Gräfin Marie Pace mag der Verfasser

* Lieder von Arno. S. 85 ff.
** „Wohin?“ Neue Sammlung von Gedichten. Wien und Teschen, 1882. S. 89.

wohl mit Recht zu den schönsten, weil allem Niedrigen und Platten entrückten Stunden seines Lebens zählen.

Drei der schönsten Städte der Erde, Florenz, Dresden und Salzburg, theilen sich in die Ehre, der unvergeßlichen Erzherzogin Heimat zu sein. Ihre Wiege stand in der ersteren Stadt, im Palast Pitti, einem Werke Bruneleschi's. Desselben Meisters Domkuppel, Nachbild des Pantheon's, Vorbild der Kuppel von St. Peter in Rom, wölbte sich über dem Täufling. Erzherzogin Maria Antoinette war bekanntlich das einzige Kind aus der Ehe Großherzog Ferdinand IV. von Toscana mit Anna Marie, Tochter Königs Johann von Sachsen und Amalia's von Bayern, einer Schwester der österreichischen Kaiserin-Mutter Erzherzogin Sophie, des Königs Ludwig I. von Bayern und der Königin Therese von Preußen. Die Mutter starb, als die Erzherzogin kaum das erste Lebensjahr überschritten hatte. Toscana's, des musterhaft regierten, Selbständigkeit fiel dem italienischen Einheitsstaate zum Opfer (1859). In der toscanischen Bevölkerung aber leben die Gefühle des Dankes und der Anhänglichkeit an die edle verbannte Dynastie unverbrüchlich fort. Die kleine Erzherzogin ward nun nach Dresden zu ihren Großeltern gebracht, deren Liebling sie bald wurde und wo sie bis zum Jahre 1866, also bis zu ihrem 8. Lebensjahre verweilte. Dort war es, wo ihr Lebenstag aufblühte, dort hafteten ihre liebsten, süßesten Erinnerungen. Des edlen Großvaters gedachte sie stets mit Stolz und Rührung und erzählte, wie er selbst, als ein trefflicher Lehrer, ihren ersten Unterricht leitete, sie mit Schiller, dem deutschen Dichter, der ihr auch stets der nächste blieb, und auch schon mit den Schönheiten der italienischen Literatur bekannt machte. Gedichte von Schiller und Stellen aus Dante, so vor Allem aus dem herrlichen Gebet St. Bernhards an die heilige Jungfrau („Vergine madre, figlia del tuo figlio“ — Parad. XXXIII., 1—39) hatte sie von dieser Zeit her noch auswendig behalten. Es dürfte hier zugleich von Interesse sein, zu erfahren, daß König Johann-Philalethes, der Dante-Uebersetzer, auch Alessandro Manzoni's berühmtes Gedicht „Il cinque Maggio“ in das Deutsche übertragen hatte. Die Uebersetzung dürfte kaum je in die Oeffentlichkeit gelangt sein. Die Erzherzogin besaß eine Abschrift derselben, die sie dem Verfasser anläßlich gemeinschaftlichen Studiums und des Versuchs einer neuen Uebersetzung des genannten Gedichtes mittheilte.*

Die reiferen Jahre ihres Lebens verbrachte die Erzherzogin, mit Unterbrechungen, wo sie ihrer schwankenden Gesundheit wegen ein milderes

* Manzoni's schwieriges und schönes Gedicht reizte mehrfach zu Versuchen der Nachbildung im Deutschen. Wir nennen Göthe (Cotta'sche Ausgabe, III., 212), Paul Heyse (Gesammelte Werke (I., 244), Carl Graf Coronini-Cronberg („Schau um Dich her!“ Gedichte, Leipzig 1881), Dr. Mühlberg in Roveredo (Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1879, 11. Heft). Der erwähnte neue Versuch in „Wohin?“ Neue Sammlung von Gedichten w. o.

Klima aufsuchen mußte, in dem felsenumgürteten Salzburg, jener durch mehr als 1000jährige christliche Traditionen geweihten Stätte, welche ja auch, im Beginne unseres Jahrhunderts, durch einige Jahre — Jahre erleuchteten Aufschwungs! — als die Hauptstadt eines selbständigen Fürstenthums unter toscanischer Herrschaft stand. Der Raum verbietet uns, auf die historischen Beziehungen der drei Städte, welche in dem Leben der Erzherzogin eine so bedeutungsvolle Rolle spielen, zu dem Hause Toscana, auf die vielfachen Verbindungen zwischen den toscanischen und sächsischen Fürstenhäusern, sowie auf die in mancher Hinsicht verwandten Verhältnisse und Schicksale ihrer Länder des Näheren einzugehen. Den Leser, der hierüber, besonders über die Familienbeziehungen der genannten Fürstenhäuser, näheren Aufschluß sucht, verweisen wir auf ein jüngst erschienenes Buch von Robert Waldmüller (Ed. Duboc): „Aus den Memoiren einer Fürstentochter“ (Dresden, 1883). Die Fürstentochter ist die bekannte Bühnenschriftstellerin Prinzessin Amalie von Sachsen, älteste Schwester Königs Johann (also Großtante unserer Erzherzogin) und Seelenfreundin ihres Schwagers des Großherzogs Leopold II. von Toscana, mit welchem sie bis zu dessen 1870 in Rom erfolgten Tode in vertrautem Briefwechsel stand. Großherzog Leopold, unter dessen Regierung sich Toscana eines so friedlichen und blühenden Zustandes erfreute, daß dasselbe von Fremden vielfach bewundert und beneidet, von Lamartine, den der Großherzog an seinen Hof gezogen hatte, als eine glückliche Oase unter den Staaten Europa's bezeichnet wurde, legte, infolge der Ereignisse von 1859, seine Hoheitsrechte zurück, jedoch nur zu Gunsten des Erbgroßherzogs Ferdinand (IV.), Vaters unserer Erzherzogin. — —

In Salzburg im Schoße der großherzoglichen Familie, welche den größeren Theil des Jahres daselbst verweilt, umgeben von einer großartigen, ihrer Seelenstimmung ganz entsprechenden Natur, fand die Erzherzogin ihren häuslichen Herd, ihr eigentliches Heim. Dem erlauchten Vater in kindlicher Ehrfurcht ergeben, mit der zweiten Mutter Großherzogin Alice (Prinzessin von Parma, einer Nichte des jüngst verstorbenen Grafen von Chambord) durch innige Herzensfreundschaft verbunden, den blühenden Geschwistern in zärtlichster Liebe zugethan, verlebte sie hier ihre schönsten Tage und sammelte gleichsam in ihrem Gemüthe die Strahlen des Glückes, um sie in Güte und Wohlthun auf ihre Umgebung wieder auszuströmen. An Allem, was ihr nahe trat, Natur und Menschen, Vaterland und Los des Einzelnen, nahm sie innigen Herzensantheil. Freude war ihr, Freude zu bereiten. Was sie Liebe nannte, war dies im Diamantsinn des Wortes, mit keinem Makel der Selbstsucht behaftet, und verklärte sich in ihrem frommen Innern zur Gottesminne, zur seraphischen Andacht.

Einige ihrer kleinen Herzenslieder werden hier an der rechten Stelle sein:

Bitte an den Schutzengel.

Breite über mich die Flügel,
Lieber Engel, hilf mir schlafen,
Sende mir die holden Träume,
Die die Nächte mir verschönen,
Die am Tage noch mir helfen
Zu erfüllen schwere Pflicht.

Zeige mir die sanften Berge,
Wo ihr Hüttchen liegt gebettet,
Führe mich in ihre Kammer,
Wo sie jetzt im Schlafe weint.

Laß mich trocknen ihre Thränen,
Laß mich küssen ihre Hände,
Trag' zum Himmel mein Gebet!

Am Weihnachtsabend.

Als alle Glocken sangen
Feiernd die heil'ge Nacht,
Da bin ich selig hoffend
Aus holdem Traum erwacht.

Mir schien's ich sei ein Engel
Von Gott zu Dir gesandt,
Und Deine Wunde heilte
Berührt von meiner Hand.

Für Dich.

Wenn Ein's von uns soll leiden und sterben,
So sei es nur ich!
Für Dich das Glück, für Dich die Liebe
Und alles für Dich!

Immer wirst Du mir gefallen.

Immer wirst Du mir gefallen,
Selbst Deine Fehler find' ich schön,
Nur schmerzt es mich, wenn andre Leute
Sie auch mit anderen Augen seh'n.

Mich darf man spotten, mich verachten,
Es dringt ja nicht bis an mein Herz,
Doch wenn man Dich nur leise rüget,
So ist es mir ein Seelenschmerz.

Die sterbende Braut.

Ich lege mich jetzt bald zum Schlummern,
Wie eine Rose schließ' ich mich;
O sage mir noch etwas Liebes,
Bald, ach! bald, ach! verlaß ich Dich.

Schon weht um mich der Todesengel
Und küßt mich auf die Wange fahl;
Vergebens suchst Du ihn zu bannen
Durch Deines Blickes Sonnenstrahl.

Mein Leben wird gar leis verklingen,
In Einem Wort: ich liebe Dich!
Im Himmel werd' ich ewig singen
Das Eine Wort: ich liebe Dich!

Der Frühling wird bald wieder kommen,
Und Glöckchen blüh'n im Alpenhain,
Du aber wirst die Blüten sammeln
Und legen auf die Ruhstatt mein. *

Auch die Schlußstrophen des bekannten, zuerst in Freiherrn v. Teuffenbachs „Vaterländisches Ehrenbuch, Poetischer Theil" (Salzburg 1879) veröffentlichten Gedichtes „Salzburg" werden sich passend hier anreihen:

Sei gegrüßt, du Fürstentochter!
Weit und breit bist du bekannt,
Deine lieblich schöne Krone
Sieht man ragen weit ins Land.

Noch ein Schmuck ist dir verliehen,
Halsgeschmeid, das Salzachband,
Das sich legt um deinen Nacken
Gleich dem köstlichsten Demant.

* Lieder von Arno. S. 17, 41, 54, 49, 21.

Wie dir deiner Berge Gürtel
Greisen gleich zur Seite steht,
Hebt er deines Frühlings Reize
Durch des Alters Majestät.

D'rum auch, daß bei diesem Bilde
Jedes Menschenherz erglüht,
Ahnung himmlischer Gefilde
Durch die trunk'ne Seele zieht.

Als die Erzherzogin Marie Christine, eine vertraute Freundin Maria Antoinettens, die hohe Würde einer Aebtissin des theresianischen adeligen Damenstiftes auf dem Prager Schlosse mit der noch höheren Würde einer Königin von Spanien vertauschte, war es unsere Erzherzogin, welcher der Kaiser jenes Ehrenamt übertrug. Viele glaubten damals, dieselbe würde den Schleier nehmen; die sie näher kannten, wußten, daß sie auch ohnedem den Anforderungen ihres geheiligten Amtes vollauf entsprechen würde. Wohlthun betrachtete sie ja stets als ihren Beruf, und demselben nun noch in größerem Maßstabe obliegen zu können, dazu boten die nicht unbeträchtlichen Einkünfte der Aebtissinwürde die erwünschte Gelegenheit. Das den Namen der großen Kaiserin führende adelige Damenstift verfolgte von Haus aus Zwecke der Lebensweihe und Wohlthätigkeit. Außerdem wurden die Vorrechte des sonst ältesten in Böhmen bestandenen, 1782 aufgehobenen fürstlichen Frauenstiftes zu St. Georg am Hradschin, wozu in erster Reihe das von Karl IV. 1348 den Aebtissinnen verliehene Recht der Krönung der jeweiligen Königin von Böhmen gehörte, auf das theresianische Stift übertragen. Eine Tochter Maria Theresia's, Erzherzogin Maria Anna war die erste Aebtissin neuen Stils, und es sollte diese Würde von nun an stets mit einer Prinzessin des regierenden Hauses besetzt sein. Die feierliche Installirung der Erzherzogin Maria Antoinette fand am 16. September 1880 in der prachtvoll mit golddurchwirktem Sammt und Damast bekleideten Allerheiligenkirche der Prager Hofburg statt. Der Altar stand unter Blumen zwischen Bosquets von exotischen Pflanzen. Der für die Aebtissin bestimmte Thronsessel war mit Goldbrokat bedeckt und von einem schwebenden Baldachin überdacht. Als Installator fungirte in Stellvertretung Seiner Majestät des Kaisers, Seine kaiserliche Hoheit der Großherzog Ferdinand IV. von Toscana. Es war wohl ein ergreifender Moment, als der Vater der geliebten Tochter, die sich im Hermelin vor ihm beugte, das Ordenszeichen anheftete.

Wie in ihrem inneren Wesen, so trug die Erzherzogin auch in der äußeren Erscheinung das echte Gepräge theresianisch-lothringischer Abkunft

an sich. Als sie in einem der letzten Jahre vor ihrer schweren Erkrankung Florenz und den Palazzo Pitti im strengsten Incognito besuchte, wurde sie von einem Diener daselbst, der früher im großherzoglichen Dienste stand, bald an ihren Zügen erkannt und in Ehrfurcht an die Stätte geleitet, wo ihre Wiege stand. Ihre Familienähnlichkeit mit den Töchtern Maria Theresia's, deren Bildnisse der Verfasser mehrfach verglich, war eine unverkennbare. Besonders in der Tracht aus der Zeit Louis' XVI., in der beblümten Robe, mit dem aufgerafften bestäubten Haare, wie sie bei dem Hoffeste anläßlich der Vermählung des Kronprinzen in Wien erschien, erinnerte sie an die schöne, unglückliche Königin Maria Antoinette von Frankreich.

Die Erzherzogin stammte vater- wie mutterseits in gerader Linie von dem erhabenen Herrscherpaare, mit welchem die verjüngte österreichische Dynastie beginnt. Ihre Ahne mutterseits war eine Tochter, ihr Ahn väterseits ein Sohn Maria Theresia's, erstere der achte, letzterer der neunte von den 16 Sprossen aus der Ehe der letzten Tochter Habsburgs mit Franz I. Stephan von Lothringen.

Folgende kleine genealogische Skizze wird dies am besten anschaulich machen:

Maria Theresia	**Franz Stephan I. v. Lothringen** Großherzog v. Toscana, römisch-deutscher Kaiser
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8.	9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16.
Maria Amalia verm. Ferdinand II. v. Parma	Leopold I. v. Toscana. (Kaiser II.)
Karolina Maria Theresia verm. Maximilian v. Sachsen	Franz II. (I.) Ferdinand III. Großherzog v. Toscana
König Johann v. Sachsen verm. Amalia v. Bayern	Leopold II. v. Toscana verm. 1.) Maria Anna v. Sachsen, 2.) Maria Antonia v. Sicilien
Anna Marie verm. Ferdinand IV. v. Toscana	Ferdinand IV. v. Toscana verm. 1.) Anna Marie v. Sachsen, 2.) Alice v. Parma

Maria Antoinette v. Toscana.

Erzherzogin Maria Antoinette war von zierlicher Gestalt; in ihrem Wesen vereinte sich kindliche Anmuth mit Würde. Das Haar war lichtkastanienbraun; die braunen Augen blickten sanft. Das Gesicht von schönem Oval; die Augenbrauen stark, die Nase edlen Schnittes, leicht gebogen; die Lippen voll, meist ernst geschlossen, mit etwas aufgekrümmter Unterlippe, oft lächelnd und dann eine Reihe weißer, gesunder Zähne zeigend. Das Kinn rund, kräftig entwickelt, mit einem Grübchen darin. Ueberhaupt verrieth die untere Partie des Gesichtes Willenskraft, vielleicht Eigenwillen, Trotz. Aber sie hatte es gelernt, ihren Willen einem höheren zu unterwerfen; sie beugte ihr Herz in Demuth und legte ihr Hoffen und Sehnen dem lieben Gott und

seiner heiligen Mutter in den Schoß. Ihrer Kirche, die sie als ein Himmelsbild auf Erden, in Dante'schem Sinne, betrachtete, war sie in kindlicher Liebe ergeben. Aus dieser ihrer tiefen Religiosität schöpfte sie die Kraft, das langwierige, schwere Leiden, welches ihr junges Leben verzehrte, ohne je in Thränen und Wehklage darüber auszubrechen, mit der Geduld einer Heiligen zu ertragen. Ja, um nur ihre Umgebung zu ermuthigen, führte sie heitere Gespräche, machte Zukunftspläne, und trällerte, von Dienern zu kurzem Aufenthalt ins Freie geleitet, wohl gar ein Liedchen. Das war zur Zeit, als die Mandeln und Pfirsiche blühten, zu Cannes am blauen Mittelmeer. Wie sehr sie den Himmel liebte, wie wenig sie das Sterben fürchtete, so hatte sie doch auch dieses irdische Dasein lieb, um alles Guten und Schönen willen, das es enthielt, um ihrer theuren Nächsten, ihrer Freunde und Bekannten willen, die sie alle noch kurz vor dem Scheiden namentlich grüßen ließ, um der Armen willen, deren Engel sie war. „Ich möchte doch so jung noch nicht sterben," sagte sie einmal auf ihrem Schmerzenslager, „wenn auch leidend, wie jetzt, aber doch leben." —

Breiten wir einen Schleier über die letzten Kämpfe der Dulderin; der Schmerz um ihren Verlust ist noch zu neu, die Wunden bluten noch. Wer sie im Leben kannte, wer sie auch nur aus diesen dürftigen Zeilen kennen lernte, weiß, wie sie starb. Ihr treuer, guter Beichtvater war aus der fernen Alpenheimat an ihr Sterbelager gekommen. Die Anwesenheit des theuren Elternpaares, der guten Großmutter, der lieben Geschwister verschönte ihre letzten Lebenstage, versüßte ihre bittre Stunde.

—

Hier noch einige Lieder, welche aus der letzten Zeit ihres Schaffens stammen und zugleich von der fortschreitenden Gestaltungskraft der erlauchten Dichterin Zeugniß geben:

Wer nie empfand der Ahnung Schauern,
　　Im Glück ein Trauern;
Wer nie im Geisterlicht, im bleichen,
　　Geträumt an Teichen;
Wer nicht versteht der Blätter Rieseln,
　　Des Bachs in Kieseln,
Und nicht der Blumenkelche Läuten
　　Vermag zu deuten;
Wen tausend Fäden voll Empfinden
　　Nicht weltverbinden —
Dem wird der Dichtung und des Schönen
　　Musik nie tönen.

—

Der Jüngling neigt sich in die Wellen,
Es treiben Nixen dort ihr Spiel
Und zeigen eine gold'ne Krone
Ihm lächelnd als des Haschens Ziel.

Die Krone, die er hascht, entschwindet,
Um seine Füße kost die Flut,
Entblättert auf den Wellen schaukelt
Der Waldesrosen flücht'ge Glut.

An hohem Felsen eine Lilie
Blüht einsam auf verlaß'nem Weg —
O Jüngling, laß die falschen Wellen;
Zu jenem Felsen such' den Steg!

Es taucht ein selig Inselland
Empor in blauer Ferne,
Mit stiller Bucht und Blumenstrand,
Dort ruhen möcht' ich gerne.

Das Land wo keine Klage schrillt,
Kein Weinen und kein Wimmern,
Wo in den Augen, liebemild,
Nur Freudenthränen schimmern.

Es ziehen in der stillen Bucht
Viel schwangezog'ne Kähne —
Dahin, dahin in Geisterflucht
Zieh' ich mit euch, ihr Schwäne. *

Samstag den 22. April gegen Mittag langte der Metallsarg, der die edle Hülle der Geschiedenen barg, vom Westen her auf dem Salzburger Bahnhof an und wurde alsbald in dem zu diesem Zwecke schwarz umhängten, mit den Sinnbildern der Trauer und des Glaubens reich geschmückten Hofwartesaal übertragen und daselbst auf das Schaubett gehoben. Tag und Nacht wurden Gebete an demselben verrichtet. Montag von 9 Uhr war der öffentliche Zutritt gestattet. Die Kerzen flackerten düster, Schluchzen ertönte; aber eine Fülle von Blumen bedeckte den Sarg und Frühlingsdüfte kämpften mit dem Lichterqualm. — An demselben Montage in später Abendstunde bewegte sich, bei Fackelschein, der ernste Zug mit der Leiche der Habsburg-

* Aus dem Nachlasse der Erzherzogin.

tochter, von einer schweigend harrenden Menge umdrängt, durch die Straßen Wiens der alten Hofburg zu. Am nächsten Tage erfolgte mit hohem kaiserlichen Pompe die Bestattung. Maria Antoinette ruht in der Kirche der Kapuziner in Wien, in der Gruft ihrer Ahnen. —

Der Allgeliebten, Frühverklärten wurden in den Blättern der verschiedensten Zunge und politischen Parteifärbung gleichermaßen warme und schöne Worte des Nachrufes gewidmet. Eine weihevolle Dichtung brachte die „Neue Illustrirte Zeitung" in ihrer Nummer vom 29. April.* Alles hierher Gehörige zu sammeln würde ein Buch füllen. Dem Schönsten beizuzählen ist das nachfolgende, bisher nur in engsten Kreisen bekannte italienische Sonett aus derselben sinnigen und gelehrten Feder, von welcher auch die Uebersetzung mehrerer Lieder der Erzherzogin in die Sprache Dante's herrührt.** Dem Leser dieser Blätter wird sich der tiefsinnige Inhalt der sonst Mancherlei voraussetzenden knappen Strophen unschwer erschließen.

Quando sull' Elba, giovinetta ancora,
Quell' Avo tuo che al regal Serto unìo
Di Pallade la fronda, il Bel t' aprìo
Che l'italo Parnaso tanto infiora;

Di Lui che il Mondo, non che Italia onora
L' orar prima t' apprese che dal Pio
Di Chiaravalle su nel Cielo udìo
A Quella volger, che Diniego ignora.

All' eterna di grazie Largitrice
Or stai dinanzi e in éstasi d' amore
La prece intuoni che Ti piacque tanto.

T' ascolta l'Avo e 'l giorno benedice
Che i Santi Accenti Ti scolpì nel cuore:
Sull' Arpa T' accompagna il Sir del Canto!

—

So weit eine Uebersetzung möglich, sei sie hier versucht:

Als an der Elbe, Deine Kindheit lehrend,
Dein edler Ahn, der mit dem Königsreise
Verband der Pallas Zweig, Dir wies die Gleise
Zur Schönheit hin, Italien so verklärend;

* Nänie auf die Dichterin Maria Antoinette. Von Ludwig August Frankl.

** Commendatore Biagio Fraxola aus Parma; ein feiner Kenner der italienischen Literatur, insbesondere Dante's; lebt gegenwärtig in Salzburg.

Lehrt' er von ihm, den mit Italien ehrend
Die Welt, zuerst Dich jene fromme Weise,
Aus Bernhard's Honigmund vom Sternenkreise
Zu Ihr gekehrt, die nie Gebeten wehrend.

Nun selbst vor Ihr, der Gnaden ew'gem Heime,
Stehst Du verzückt, und das Gebet, das traute,
Der Kindheit stimmst Du an voll inn'gen Dranges.

Dir lauscht Dein Ahn, gedenk der frühen Keime,
Da er in's Herz Dir grub die heil'gen Laute —
Und in die Harfe greift der Fürst des Sanges.

Zum Schlusse möge es dem Verfasser gestattet sein, den Nachruf, den er selbst seiner unvergeßlichen hohen Schülerin, unmittelbar nach Eintreffen der Todesnachricht weihte, hierher setzen zu dürfen.* Daß ihm seine sonst anspruchslosen Verse vom Herzen kamen, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Daß sie zum Herzen drangen, dafür wurden ihm zahlreiche Beweise.

So ist es wahr und müssen wir es glauben?
Der holde Gott, der sonst nur Blumen bringt,
Er kam, um uns die lieblichste zu rauben;
Der sonst des Lebens junge Kränze schlingt,
Dich nahm er hin in Deines Lebens Blüthe,
Die selbst ein Frühling Du an Lieb' und Güte.

Ob er vielleicht von Deinem Blumenleben
Ein duftig Theil zu seinem Werk gebraucht?
Ob Deine Seele nun im Waldesweben,
Im Veilchendufte uns entgegenhaucht?
Wo auch Dein Geist sich sonnt — Dein kindlich Lieben,
Dein Herz, gewiß, es ist bei uns geblieben.

Ein doppelt Sehnen füllte all' Dein Wesen;
An Deiner Erdenheimat hing Dein Herz,
Für diese Heimat wolltest Du genesen,
Doch Deine Seele strebte himmelwärts.
O herbes Weh, wenn sich, was Eins war, trennet!
O bitt'rer Kampf, den man das Sterben nennet!

* Nachruf an weiland Ihre k. und k. Hoheit die durchlauchtigste Frau Erzherzogin-Aebtissin Maria. Antoinette, Prinzessin von Toscana. „Salzburger Zeitung", 16. April, „Wiener Abendpost," 24. April 1883

Du schiedest schwer, nicht um der Erde Flitter —
Den lernte früh Dein heil'ger Sinn verschmäh'n —
O Engelsherz, Dir war das Scheiden bitter,
Weil noch so viel des Guten ungescheh'n,
Weil Du so treu, so heiß geliebt die Deinen,
Daß Du sie leiden sahst, das hieß Dich weinen.

Und noch der Heimat mochtest Du gedenken,
Der schönen Berge, die Du so geliebt,
Der Dunkelröslein, die zum See sich senken,
Des Silberschaums, der von dem Felsen stiebt —
Und dort die Stadt am grünen Alpenstrome,
Mit Fels und Burg und hohem Kuppeldome!

So kommst Du wieder! Ach, mit Frühlingskränzen,
Bedecken wir Dein bleiches Erdenbild;
Dich aber sieht des Geistes Aug' erglänzen
Als schönen Engel dort im Lichtgefild,
Und sieht, wie Du die Hände betend faltest,
An Gottes Thron als unser Schutzgeist waltest.





Aus

„Eine Orientreise.“ *

Schilderungen

des

Kronprinzen Rudolph von Oesterreich.

Fahrt nach Tantur. Hyänenjagd. Betlehem. Ritt nach Mar-Saba. Das Felsenkloster. Ritt nach Nebi-Musa. Ritt zum Todten Meer und Aïn-es-Sultan.

Jerusalem mußte ich nun verlassen; einen Abschiedsblick den grauen Mauern des ehrwürdigen Sion zuwendend, fuhr ich mit Graf Caboga auf der recht guten Straße von Betlehem weg. Vom Damaskus-Thor, wo unser Lager stand, führt der Weg anfänglich um die westliche Seite der Stadt herum, knapp unter der alten Mauer.

Beim Beginn des Kydron-Thales muß eine Niederung passirt werden und zwischen steinigen, wenig bebuschten und nur von spärlichem Graswuchs bedeckten Flächen, einigen halbverfallenen Gartenmauern, verkümmerten Oelpflanzungen und ruinenhaften Häusern schlängelt sich die Straße hindurch. Zur Rechten erblickt man die kasernartigen Gebäude der deutschen Colonie, zur Linken einen öden, verlassenen Höhenzug; am hübschesten ist der Blick zurück auf die hochragenden Zinnen, Mauern und Thürme der Heiligen Stadt.

* Aus diesem demnächst erscheinenden illustrirten Prachtwerke theilen wir hier, mit ausdrücklicher Autorisation des durchlauchtigsten Verfassers, das VIII. Capitel schon heute unseren geehrten Lesern mit.

Die Redaction.

Allmählig steigt der Weg an der entgegengesetzten Lehne der Niederung empor; ein kahler Hügel nahe von uns wird als der Platz bezeichnet, wo das Landhaus des Kaiphas stand; auch kommen wir über die Stelle, wo die Philister lagerten und David sie schlug; später an den Ruinen des Hauses des greisen Simeon und an dem Magierbrunnen, wo die Weisen aus dem Morgenlande den Stern wieder erblickten, vorbei. Der Sattel des Bergrückens ist erreicht und wir befinden uns neben der Gartenmauer des großen, zwischen Oelbäumen stehenden griechischen Klosters Mar-Elyâs. Die Aussicht von hier ist eine reizende; eine weite, von tiefen Einschnitten durchzogene, steinige, graugrüne Niederung zieht sich bis zu den Höhen, auf denen Betlehem malerisch liegt. Die Racheln und kleinen Thäler, so wie die Senkungen des Terrains verfolgen alle die Richtung gegen die Randgebirge des Jordanthales und durch diese in Form von Schluchten hindurch nach dem Todten Meere. Im Südwesten erblickt man in weiter Ferne einen ziemlich bedeutenden Oelwald, aus dessen Dunkel die Zinnen der Sommerresidenz des lateinischen Patriarchen emporragen. Nach Norden wird nun der Ausblick durch den eben überschrittenen Höhenzug abgeschlossen, während nach Westen ein Gewirr von steinigen Hügeln, kleinen Thälern und Plateaux der Landschaft einen interessanten Charakter verleiht. Eine Viertelstunde noch bergab fahrend, erreichen wir die Mauern des Gartens der kleinen Malteser-Burg Tantur. An einem Berghange steht das stylvoll gebaute, mittelalterliche Schloß, an die Tage der Kreuzfahrer mahnend.

Das weiße Kreuz Malta's weht als Flagge von den Zinnen und die Nebengebäude, als Hospiz eingerichtet, zeugen für die Mildthätigkeit des alten Ritterordens. Durch den Garten bergauf gelangen wir an die zweite Umfassungsmauer und in den gepflasterten Schloßhof, in dessen Mitte ein tiefer Brunnen steht. Graf Caboga gründete dieses Schloß und das kleine Hospiz für kranke Pilger und Landvolk; das ganze Jahr hindurch führt er da ein angenehmes Landleben, ernsten Studien und mildthätigen Werken gewidmet. Sein Diener Ferdinand Nicodemus, ein christlicher Syrier, ein recht gebildeter junger Mann, leistet als gelernter Apotheker im Hospiz gute Dienste, zugleich ist er ein überaus geschickter Bursche, tüchtiger Reiter, findig und geübt im Verkehr mit den Bewohnern des Landes; er begleitete uns auch auf der ganzen Reise durch Palästina, wo wir ihn alle sehr schätzen lernten.

Als wir im Schloßhof angelangt waren, sprangen von allen Seiten große arabische Hunde, schöne Thiere, unseren ungarischen Wolfshunden sehr ähnlich, herbei und begrüßten freudig winselnd ihren Herrn. Graf Caboga ist ein Thierfreund und zähmt die verschiedensten Gattungen. Durch lange Zeit hatte er eine vollkommen zahme Hyäne; jetzt lief ihm ein schönes,

asiatisches Schaf bis in die Zimmer nach und ein mit den Tauben frei am Schloßthurm lebender Kakadu schwang sich leichten Fluges auf die Schultern seines Herrn herab. Nachdem ich das wohnlich eingerichtete Schloß besehen hatte, ging ich, begleitet von Ferdinand und meinem Jäger, nach dem Platze, wo des Nachts auf Hyänen gejagt werden sollte.

Wir mußten den Weg, den wir gekommen waren, die Straße von Jerusalem für ein kurzes Stück einschlagen. Mehrere hundert Schritte unterhalb des Klosters Mar-Elyâs stehen einige alte, aus großen Steinen flüchtig erbaute Mauern; an einer derselben dicht neben der Straße war auf sehr geschickte und unkenntliche Weise ein Versteck erbaut worden. Vor demselben lag in höchst übelriechendem Zustande, wie es die Hyäne liebt, ein alter Esel. Leider war um diese Zeit kein Mondschein und ich mußte wohl erwarten, daß jeder Versuch, die Raubthiere in der stockfinsteren Nacht zu sehen, geschweige denn zu erlegen, vergeblich bleiben dürfte, daher hatte ich viel Gift, das probate Mittel Strichnin, mitgenommen, um doch einer Hyäne habhaft zu werden. Große Lederhandschuhe wurden angezogen und darauf auf kunstgerechte Weise der Schlögel des Langohres todtbringend präparirt; nach alter Jägersitte mußten einige kleine Fleischstücke, ebenfalls vergiftet, um den Hauptköder gelegt werden, da die meisten Raubthiere die Gewohnheit haben früher einige kleine Brocken zu verkosten, ehe sie sich auf die große Arbeit verlegen. Diese ekelhafte Thätigkeit des Präparirens war eben beendet und wir richteten noch die Schußscharten der Embuscade her, als ein Araber mit langem Gewehr erschien und uns seine Dienste anbot; er wollte um jeden Preis uns des Nachts auf den Anstand begleiten, gab viele gute Lehren, erzählte über alle seine Erfolge bei der Hyänenjagd und nur mit Mühe konnten wir ihn zum Schweigen bringen.

Da die Stunde des Lauerns noch lange nicht da war, beschlossen wir in das Schloß zurückzukehren und den Araber, von dem wir fürchteten, er könnte uns, im Falle er fortgejagt würde, aus Rache den ganzen Anstand verderben, nahmen wir vorsichtigerweise mit. Ferdinand kannte ihn als einen unverläßlichen, schlechten Menschen, der von der Jagd auf Steinhühner lebt und vagabundirend die Gegend Betlehems durchzieht; das verschmitzte, heimtückische Gesicht sprach bestätigend für diese Annahme, und so war ich entschlossen, dieses Individuum für diese Nacht unschädlich zu machen. Den jungen Hodek ließ ich beim Versteck, damit er bis zu unserer Rückkehr acht gebe und wache. Die Sonne gieng eben unter, die steinigen Hügel, das Schloß Tantur, die malerisch gelegene Stadt Betlehem und die Randgebirge des Jordanthales zaubervoll vergoldend. Ueber dem Todten Meer drüben erglänzten die schönen Hochgebirge mit ihren hohen, kahlen Wänden, im echten, an unsere Alpen erinnernden Alpenglühen. Der Himmel war mit

einzelnen dünnen Lämmerwolken bedeckt und ein kühler Luftzug wehte über das Hochplateau.

Die Temperatur der Umgebung Jerusalems und des gesammten Küstengebirges zwischen dem Meere bis Betlehem ist nicht mit der milden, immer gleichen, herrlichen Luft Egyptens zu vergleichen. Rauhe Winde mahnen an die hohe Lage dieses kahlen Plateaus und Schneefälle im Monat März sind bei der Heiligen Stadt eine nicht allzu seltene Erscheinung. Bei Betlehem, schon eine Stunde östlich dieses Ortes, ändert sich die Flora und das Klima und die fürchterliche dicke, schwere Atmosphäre des Jordanthales macht sich da fühlbar.

Mit unserem Araber schritten wir nach dem Schloß zurück; dort angelangt wurde er mit Speise und Trank erfreut, doch zugleich für 12 Stunden in einem wohlversperrten Gemach seiner Freiheit beraubt. Auch wir nahmen ein sehr gutes Souper ein, das von den landesüblich gekleideten Dienern des Grafen servirt wurde; hierauf eilte ich zu meinem Hyänen-Anstand zurück. Die Nacht war einstweilen hereingebrochen und leider verfinsterte noch aufthürmendes Gewölk die ohnehin in tiefes Dunkel gehüllte Landschaft. Hodek kauerte in der Hütte und meldete mir das Erscheinen einiger Schakale kurz nach Sonnenuntergang. Mit eiserner Geduld blieben wir bis Mitternacht im Versteck liegen, doch gar bald mußte man die Hoffnungslosigkeit erkennen, denn kaum war die Stelle, wo der todte Esel sich befand, bemerkbar. Wäre blanker Fels oder wie in Egypten Wüstensand der Untergrund gewesen, so hätte ich bessere Aussichten gehabt, doch wie in der ganzen Umgebung Jerusalems, so auch hier, lagen einzelne Steine und Felsplatten, getrennt durch dunkles Gras, umher, mithin waren alle frohen Hoffnungen zerstört. Dafür aber standen wir in diesem engen, dumpfen Raum wahre Qualen aus; der Wind war für die Jagd gut und blies, vom Aas direct gegen uns durch die Schußscharten die schrecklichsten Gerüche hereinwehend. Einigemal glaubten wir herumschleichende Thiere zu vernehmen; auch zogen auf der Straße mehrmals Menschen, Lieder vor sich hin brummend, vorbei und die Wachhunde des Klosters, so wie jene des Schlosses heulten jämmerlich, nach echt orientalischer Weise. Um Mitternacht, wie gesagt, riß mir die Geduld und wir tappten alle vorsichtig nach dem Schloß zurück.

Am 1. April noch vor Sonnenaufgang ließ ich mich wecken und gieng hinaus, um die Wirkung des Strichnins zu sehen. Nicht gering war unser Erstaunen, als der Esel, das große, schwere Thier, einfach verschwunden war. Keine Spur des Schleppens am Boden war zu bemerken, das Gras schien nicht gebogen und so war der Beweis geliefert, daß ein außerordentlich starkes Raubthier den schweren Esel einfach hinweggetragen hatte. Da einige

der kleinen Brocken auch verschwunden waren, suchten wir die nächste Umgebung ab und fanden auf höchstens 20 Schritte einen starken Schakal. Hochbeiniger, größer und mit kürzerer und buschigerer Ruthe als die egyptischen und mit einem gelblichen Fell, das nur am Rücken durch eine blaugraue Schabrake unterbrochen war, erschien mir das merkwürdige Thier verschieden von jenen Schakalen, die ich bisher gesehen und erlegt hatte. Gar bald entdeckten wir auch eine Blutspur, die uns vom Platz direct an die Straße führte, über dieselbe hinweg an eine Mauer; da konnte man deutlich bemerken, wie der Esel über die Steine hinweggezerrt worden war, auch klebten noch Haare und Blut an den scharfen Kanten; auf der entgegengesetzten Seite wurde das Aas wieder getragen; die Blutspur nahm nun die Richtung gegen eines jener tief eingeschnittenen Thäler, die gegen die Randgebirge der Jordanniederung führen. Vorsichtig schlich ich nach; über eine Kuppe hinüberblickend, gewahrte ich auf beiläufig 50 Gänge einen dunklen Gegenstand und bei demselben ein kleines, röthlichgelbes Thier. Einer jener wunderhübschen, niedlichen Fenecks (Wüstenfüchse) mit ihren langen Fledermausohren verzehrte da gemüthlich sein Frühstück; ein glücklicher Kugelschuß streckte den kleinen Gesellen zu Boden.

Als ich an den Platz eilte, fand ich meine Beute neben dem Kopf unseres Esels liegen; selbstverständlich wurde nun alles genau untersucht; der schwere, große Schädel eines ausgewachsenen, alten Langohres der großen asiatischen Race war einfach abgebissen, man sah den Riß der Zähne. Mit dem übrigen Körper war das Raubthier verschwunden; bis hierher hatte es aber den ganzen Esel geschleppt, nicht gezerrt, sondern am Rücken getragen. Die Hyänen sind sehr groß und stark, doch dies zu leisten sind sie, nach meiner Ansicht, unmöglich im Stande; auch haben sie nicht die Gewohnheit ihre Beute unberührt zu verschleppen, das ist echte Bärenmanier und ich bin überzeugt, daß ein gelber, syrischer Isabell-Bär, der, wie Brehm in seinem Thierleben sagt, auch in Palästina vorkommt, uns diesen Possen gespielt hat. Wäre Vollmond gewesen, man hätte eine jagdlich herrliche Nacht erleben können; ärgerlich und schlechter Laune gieng ich in das Schloß zurück, um zu frühstücken. Auf der Straße herrschte reges Leben; die Caravanen mit Lebensmitteln auf Eseln und Kameelen zogen vom Lande zu Markt nach Jerusalem; man sah bunte Trachten und interessante Männer- und Frauen-Typen.

Bald kam auch unser Gepäck und die ganze Tragthier-Colonne mit Herrn Howard an der Spitze vom Heiligen Sion, wo das Lager an diesem Morgen abgebrochen worden war, am Schloß vorbei, um unterhalb Betlehem unseren nächsten Lagerplatz wieder aufzuschlagen. Die Herren wollten noch den Vormittag in der Stadt zubringen und erst gegen 12 Uhr nach Tantur

kommen. Ich benützte die erübrigende Zeit, um im Versteck auf große Raub-vögel zu warten; der Kopf des Esels war indessen zur Hütte hinaufgeschleppt worden; ich hatte noch für die nächste Nacht Vergiftungspläne mit diesem letzten Ueberrest unseres stattlichen Langohres. Störche zogen in großen Schaaren von Süden nach Norden, bald folgte auch die alltägliche Geier-Caravane, welche von den Hochgebirgen am Todten Meer nach den Städten, insbesondere Jerusalem, kommt, um die Aeser aufzulesen. Hunderte von Geiern, einer hinter dem anderen, auch einige Adler wurden in den Vormittagsstunden in den Lüften sichtbar. Leider stand das Versteck zu nahe an der Straße, auf der reges Leben herrschte, und so umkreisten Unmassen von großen Raubvögeln die Stelle, ohne sich herabzuwagen. Ein einziger Aasgeier hatte den Muth einigemale ganz neben der Hütte vorbeizuziehen, was er auch mit dem Leben büßte.

Nach diesem Erfolg gieng ich abermals zum Schloß zurück und erwartete da mit Graf Caboga die Ankunft meiner Reisegefährten, die auch bald erfolgte. In gestrecktem Schritt sprengten sie in den Schloßhof und allsogleich mußte ich meine Jagdgeschichten, die Erlebnisse der letzten Stunden zum Besten geben Caboga bewirthete uns noch mit einem guten Gabelfrüh-stück, worauf alles theils zu Wagen, theils zu Pferd die kurze Reise nach Betlehem antrat. Der steinige, schlechte Weg schlängelt sich zwischen alten Mauern, einigen Oelgärten, neben halbverfallenen Häusern, stets bergab gegen die steile Berglehne, an der die berühmte Stadt, der Geburtsort des Heilandes, liegt.

Der Name bêt-lahem ist uralt und bedeutet im Hebräischen Brotort; in der altbiblischen Geschichte war diese Stadt durch die Fruchtbarkeit ihrer Umgebung berühmt und zugleich als Heimat der Familie David viel gepriesen; der auch an den Reichthum dieser Landschaft mahnende Name Ephrata wurde oft von den Propheten in ihren ahnungsvollen Gesängen genannt: „Und Du Betlehem, Ephrata, die Du klein bist unter den Tausenden in Juda, aus Dir soll der kommen, der in Israel Herr sei, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist.“ Die Stadt liegt auf einem Bergrücken, an den steil abfallenden Hängen malerisch aufgebaut, doch zugleich lang gestreckt; zwischen den steinigen Lehnen sind plattformartige Oel- und Weingärten, welche dem ganzen Bild einen freundlichen grünen Charakter verleihen, angepflanzt. Die aus weißem Stein erbauten Häuser mit flachen Dächern, die Kuppeln und Thürme der Kirchen, die Plattformen und Klöster, das alles giebt diesem heiligen Ort den Anstrich einer größeren Stadt, die es eigentlich nicht ist. An den ersten Häusern vorbei dringt man in eine enge Gasse ein; holperiges Pflaster, Winkelwerk, düstere Wände, ununterbrochenes Bergauf- und Bergabfahren sind die ersten Eindrücke,

die der Wanderer erhält. Zugleich bietet sich aber Gelegenheit zu interessanten ethnographischen Studien. In noch weit höherem Maaße als Jerusalem ist Betlehem der Typus einer alten hebräischen Stadt. Die Menschen, die man auf den flachen Dächern ihrer Häuser, in den Gassen und an den Fenstern sieht, sind alte, biblische Juden, wie die Phantasie dieselben nicht anders ausmalen kann. Große Turbane, faltenreiche Gewänder, bunte Oberkleider die Reichen in der Tracht der Pharisäer, die Armen, so wie jenes Volk, das zuerst aus dem Munde des Erlösers auf den Plätzen und Straßen die segenbringenden Sätze seiner Lehre erhielt. Der Gesichts-Typus ist auch ein echt hebräischer: lange, gebogene Nasen, blasse Gesichtsfarbe, schwarze oder rothe Bärte, geringelt und in zwei Spitzen verlaufend, wie man es auf den Bildern Christi und seiner Apostel sieht. Die Frauen sind besonders auffallend; in weite, faltenreiche, farbige Gewänder gehüllt, das weiße, äußerst malerisch drapirte Tuch am Kopfe; blasse Hautfarbe, die schönsten Augen, Gesichtszüge und Haare, die man sich nur denken kann. Ich habe niemals noch so schöne Frauen als in Betlehem gesehen, geschweige denn so viele in einer Stadt; eine Schönheit folgt der anderen; die edelsten Muttergottes-Typen und wie man sich die herrlichsten Frauengestalten des neuen Testamentes nur ausmalen kann, wandeln da in Fleisch und Blut umher.

Der erstaunte Pilger wähnt sich wie im Traume in die Tage des Heilandes versetzt, als Maria in ärmlicher Hütte den Gottmensch gebar und die Weisen aus dem Morgenlande, dem Stern folgend, aus den Niederungen des Jordanthales kamen, wo ihre freien Nomadenreiche bestanden, so wie sie heutzutage noch bestehen. Noch weit mehr als Jerusalem entrückt Betlehem den Wanderer aus der Gegenwart im Geiste in jene Tage, die uns die Ueberlieferung lehrt; und wenn möglich noch drastischer erkennt man alles, als hätte man es schon einmal in den Kinderjahren gesehen. Betlehem von Außen und besonders seine Heiligen Stätten, die ich gleich schildern werde, sind der Typus des Krippenspieles, so wie wir es auf den Bildern der gläubigen Maler aus dem Mittelalter sehen und wie es alljährlich zu Weihnachten, in bunten Farben bemalt, als fromme Spielerei den Kindern geschenkt wird. Die Stadt ist von Christen bewohnt; die Urbevölkerung ward hier christlich und von 5000 Seelen sind nur 300 Muslimen.

Die Gasse verlassend, kommen wir auf einen von echt orientalischen Häusern umgebenen Platz, an dessen einer Seite sich die große Marienkirche mit allen dazugehörigen Gebäuden erhebt. Die wichtigsten Heiligen Stätten sind auch hier unter einem Dach vereinigt und gehören den Lateinern, Griechen und Armeniern gemeinschaftlich; alle drei Religionen haben auch ihre mit der Kirche in unmittelbarer Verbindung stehenden Klöster. An der

Hauptpforte erwartete uns der Custode di Terra Santa mit einigen seiner Franziskaner und am Platze war alles dicht gedrängt mit Menschen; unglaubliche Massen von Bittgesuchen wurden uns in wenigen Minuten aufgedrängt.

Die Kirche ist uralt und schön, von byzantinischem Ursprung, ziemlich unversehrt aus den Tagen Kaiser Constantins stammend, der sie selbst erbauen ließ. Im Inneren überrascht uns ein im Laufe der Zeiten entstandenes Winkelwerk und viele so enge und niedere Pforten, durch welche man sich nur mit aller Mühe durchzwängen kann; sie haben den Zweck, die Heiligen Stätten vor Invasionen der nicht allzuweit hausenden, vollkommen unbotmäßigen Araber-Stämme zu schützen. Die Kirche mit ihren Kapellen und Hallen trägt den vollen Charakter der ältesten christlichen, daher byzantinischen Zeit, leider sind viele der uralten Mosaiken und Malereien verwischt und abgefallen, so wie auch Statuen gebrochen; im Ganzen ist die Kirche nicht sehr gut erhalten; in ihrem Inneren sieht man auf Schritt und Tritt das zwischen den drei Riten geschlossene Compromiß, und Altäre, Taufbecken und Stellen der verschiedenen Verehrungsarten befinden sich nebeneinander. Franziskaner und Popen wandeln in großer Menge in den Hallen umher; wenig Pilger, nur einige russische Bauern waren an diesem Tage anwesend; desto mehr Volk, da die Stadt christlich ist, darunter die schönsten, malerischesten Weiber, die sich nur die Phantasie ausmalen kann, folgten uns im heiligen Raume.

Das Interessanteste und Wichtigste sind die unterirdischen Grotten. Ueber eine Stiege und durch Thüren gelangt man aus der Kirche in die durch viele Lampen hell erleuchtete Geburtskapelle; in einer Nische gegen Osten steht ein Altar, unter demselben ist ein silberner Stern in den Boden eingelegt, umgeben von den Worten: „hic de virgine Maria Jesus Christus natus est.“ Dieser enge, düstere Raum hat eine ganz eigenthümliche Wirkung auf jeden Pilger und der volle Mysticismus des alten Glaubens, die Macht der Ueberlieferung und die Ueberzeugung, hier sei das Christenthum geboren worden, von da sei die größte Veränderung in der Weltgeschichte hervorgegangen, ruft ernste, erhabene Gedanken wach und wie von selbst fällt man auf die Knie, den Stein küssend, an dem tausende von Lippen im langen Lauf der Zeiten in heißer Inbrunst durch einen vielsagenden Kuß ihr Credo dargebracht haben. Ueber drei Stufen noch tiefer hinabsteigend, gelangt man in die Kapelle der Krippe, wo, wie die Ueberlieferung lehrt, die Krippe mit dem Jesuskindlein stand, und gegenüber wird die Stelle gezeigt, auf der die drei Weisen aus dem Morgenlande niedersanken, dem Gotteskind ihre Anbetung zollend. Durch einen unterirdischen Gang kommen wir an einem Loch im blanken Fels vorbei, aus dem einst eine

Quelle für die Heilige Familie hervorsprudelte; eine Thür eröffnet hier den Eintritt in einen neuen Gang, wo die Stelle gezeigt wird, an der Joseph den Befehl zur Flucht nach Egypten erhielt; noch etwas tiefer ist die ganz höhlenartige Kapelle der unschuldigen Kinder, wo Herodes einige daselbst durch ihre Mütter verborgene Kinder morden ließ.

Unser Weg führt uns nun weiter zum Altar und Grab des heiligen Eusebius von Cremona, eines Schülers des heiligen Hieronymus; nahe davon gelangen wir zum Grab dieses großen Kirchenvaters; etwas weiter wird die in den Fels gehauene Kapelle des Heiligen gezeigt, in der er lebte und seine Werke schrieb. Der Weg durch die unterirdischen Räume war somit beendet und über eine Stiege gelangten wir durch die Katharinen-Kirche in das lateinische Kloster. Es ist dies ein einfach aber reinlich erhaltenes Gebäude; im Refectoriumsaal bewirtheten uns die Franziskaner mit allerlei süßlichen Getränken. Nach kurzem Besuch forderte uns der griechische Bischof, ein Mann in den besten Jahren, mit langem schwarzen Bart und schönen Gesichtszügen, ein echter Grieche, höflich und geschmeidig, in den schönsten Phrasen auf, sein Kloster zu besuchen. Es ist dies ein einfacher Bau, bewohnt von Mönchen der Regel des heiligen Basilius; vollkommen orthodox eingerichtet, vom lateinischen Typus ziemlich verschieden. In einem kahlen, recht unwohnlichen Zimmer, von dem aus man aber eine schöne Fernsicht über die Stadt und die ganze Gegend genoß, mußten wir uns alle niedersetzen. Mein Onkel, der Bischof und ich auf dem einzigen Divan. Kaum waren wir da, als auch schon Popen mit den schrecklichen Getränken erschienen. So bald als nur möglich trachteten wir uns von da zu flüchten und giengen nun zu der naheliegenden Milchgrotte. Durch einen weiten Eingang und über einige Stufen gelangt man in die eigentliche Grotte. Die Ueberlieferung lehrt, die Heilige Familie habe sich daselbst verborgen und einige Tropfen der Muttermilch Maria's seien auf den Kalkstein gespritzt; daher pilgern sehr viele Frauen an diese Stelle, denn ein Aufguß auf den Stein vermehrt die Milch jenen, die sie benöthigen. Christen und auch Muslimen halten diese Grotte in hoher Verehrung. Der Altar im Inneren derselben gehört den Lateinern.

Nachdem wir uns von den griechischen und lateinischen Geistlichen verabschiedet hatten, eilten wir an den letzten Häusern der Stadt vorbei zwischen Oelgärten und Steinmauern längs des Berghanges nach unserem Lager, das auf einem freien Platze neben dem ungemein schmutzigen, aber malerisch gelegenen Dorf Betsahur aufgeschlagen war. Die Bevölkerung drängte sich neugierig heran und nur mit Mühe konnten die türkischen Gensdarmen das Lager frei halten. Alles war schon ausgepackt und hergerichtet und gar bald hatten wir uns auch hier häuslich eingerichtet.

Zwei Jäger erschienen, ihre Dienste anbietend; es war ein edles Brüderpaar, betlehemitische Bürger, vollkommene Juden im alten Costüme; doch hatten sie auch viel Vagabundenartiges an sich und schienen von der Steinhuhn-Jagd zu leben. Der eine sprach gut französisch und schien mit vielen Beduinen-Stämmen in Jagd-Angelegenheiten in Verbindung zu sein, versprach uns auch eine Steinbock-Jagd zu arrangiren und junge, lebende Steinböcke zu verschaffen. Er war Christ wie alle Betlehemitaner und hatte in Frankreich als Soldat gegen Deutschland wacker gefochten. Der Graf Lesseps lernte ihn auf seiner Reise in Palästina kennen und nahm ihn als Diener mit; in Frankreich übergab er ihn den Reihen der Armee, die eben gegen den Rhein marschierte; auf diese Weise nahm er am Feldzug 1870 Theil und kehrte bald nach dem Friedensschluß in seine Heimat zurück, um da so wie einst auf Steinhühner zu jagen.

Mit diesen Leuten giengen nun Hoyos und ich hinaus, um in den Nachmittagsstunden noch etwas die nächste Umgebung zu durchstöbern. Im Thale in östlicher Richtung schreitend, kamen wir an einigen Heerden vorbei. Die malerisch gekleideten Hirten gefielen mir sehr gut. Jene, die bei der Krippe als die ersten dem Sohn Gottes huldigten, sahen gewiß auch nicht anders aus wie diese, die mit ihren Ziegen, eintönige Lieder singend, auf den Berghängen umherzogen. Die Hügel nahmen hier einen höheren und steileren Charakter an; auch lagen die Steine spärlicher umher und gelbgrünes Gras bedeckte alles; ich bemerkte schon einen Unterschied in der Pflanzen-Fauna. Betsahur ist in dieser Richtung das letzte Dorf und mit dem Beginne der graugrünen Berge und der Jordanflora gelangt man in das Gebiet der Beduinen-Stämme, wo eine gewisse Vorsicht nicht ganz außer acht gelassen werden darf.

An den Hängen kletterten wir mit Eifer umher; einige Steinhühner wurden gesehen und gehört, doch die wenigen, die man in der Nähe Betlehems findet, sind schon so scheu, daß von einer Annäherung keine Rede ist. Wir streiften mit unseren landesüblichen Jägern über einige Hügel gegen das Dorf zurück; sobald man sich demselben nähert, beginnt wieder die Zone der Oelbäume und verwahrloster Gärten. Südlich von dem Höhenrücken, auf dem Betlehem und auch Betsahur stehen, befindet sich ein tief eingeschnittenes Thal, dessen beiderseitige Lehnen staffelförmig angelegte Oel- und Weinpflanzungen aufweisen, zwischen denen Felswände mit karstartigem Gestein, Nischen, Mulden und Höhlen bildend und mit immergrünen Gebüschen bedeckt, dem Ganzen einen recht malerischen Charakter verleihen.

Die schmale Thalsohle ist mit Felsblöcken, alten Mauern und Cisternen ausgefüllt; ein steiniger, für die Heerden bestimmter Pfad schlängelt sich an der dem Orte entgegengesetzten Lehne empor. Hoyos und ich kletterten

zwischen den Oelgärten und Felswänden, einige rufende Hühner suchend, herum, als plötzlich der Großherzog mit einigen anderen Herren neben dem Dorfe drüben erschien und uns mit Zeichen verständlich zu machen suchte, daß unter uns etwas Jagdbares umherlaufe. Leider gestattete das staffelförmig abfallende Terrain keinen Ueberblick und so eilten wir zu den Herren an die andere Lehne hinüber, wo uns mitgetheilt wurde, ein starker Schakal sei um eine Stufe tiefer langsam vorbeigewechselt. Auf das hin vertheilten wir uns an verschiedenen Plätzen im Thale, um bei Sonnenuntergang auf die ausziehenden Raubthiere zu lauern. Mein orientalischer Begleiter meinte, auch die Wani's hätten diesen Ort sehr gerne. Wani nennen die Araber Palästina's den Schakal, nicht Thaleb wie die Egypter, überhaupt weicht das hiesige Arabisch von dem der Egypter unverständlich stark ab.

Der Abend war sehr schön, die Sonne gieng unter, Heerden kamen vorbei, von malerischen Hirten geleitet, der Ton der Glocken vermengte sich mit schwermüthigen Gesängen und von Betlehem klang herüber das Ave-Maria-Geläute. Die Schatten wurden immer länger, das letzte Roth verschwand von den Bergen am Todten Meer, die Adler strichen ihren Schlafplätzen zu und ein Schakal schlich gespenstisch durch das Thal; er nahm die Richtung gegen mein Versteck, doch leider war der Wind nicht am besten und so verschwand das schlaue Thier hinter einigen Felsen. Eine eigenthümliche, unheimliche Melancholie ruht in den öden Schluchten Palästina's, besonders des Abends, und man kann sich vorstellen, wie geeignet diese düsteren Plätze den Raubthieren erscheinen, wo Hyänen, Wölfe und Schakale zusammen bei den alten Gräbern heulen. Vor Eintritt der vollen Dunkelheit verließ ich den feuchten, kühlen Platz und eilte neben dem Dorf vorbei nach dem Lager; ein Schatten schwebte über mir hinweg, ich warf einen Schuß hin und ein armer Storch sank tödtlich getroffen herab. Im Lager angelangt, wurde gespeist und dann bald zur Ruhe gegangen.

Des andern Morgens brachen wir ziemlich früh auf und ritten nach Betlehem; abermals waren große Menschenmengen am Platze und nur mit Mühe drängten wir unsere wiehernden und umherspringenden arabischen Hengste bis zur Kirchenthür durch das Gewühl. Die Franziskaner geleiteten die ganze Reisegesellschaft in die Geburts-Kapelle, wo der Burgpfarrer die Messe las. Publikum war uns selbst bis in die unterirdischen Heiligen Stätten gefolgt und auf dem blanken Fels knieten, durch den matten Schein der Lampen interessant beleuchtet, einige wunderschöne Betlehemitanerinen, wahre Madonnen-Gestalten. Nach dem Gottesdienst eilten wir auf den Platz hinaus, wo unsere Pferde standen.

Eine große Ueberraschung erwartete mich da; auf der Terrasse eines Hauses lag eine colossale Hyäne mit wundervollem Fell und langen

Mähnen und neben ihr zwei Schakale, kleiner und verschieden in der Färbung von dem des vorhergegangenen Tages, doch stärker und noch variirender im ganzen Aussehen vom egyptischen Canis aureus. Das Gift hatte diesmal gewirkt. Tags zuvor wurde der noch übrig gebliebene Schädel des Esels mit starker Dosis Strychnin präparirt und als einzige Speise an den Platz gelegt; selbstverständlich fielen die in jenen öden Gegenden arg ausgehungerten Thiere mit aller Gier über den leckeren Bissen her und fanden auf diese Weise einen raschen Tod. Die Beute sandte ich, auf dem Rücken eines Esels verladen, nach dem Lager zurück, wo sie in das Zelt unseres Präparators wanderte. Wir ritten hierauf denselben Weg wie Tags zuvor nach Tantur in das hübsche Malteser-Schloß. Dort angelangt, wurde beschlossen, einen der naheliegenden kahlen, steinigen Hügel regelrecht zu treiben. Wir requirirten so viele Treiber als nur möglich. Diener des Graf Caboga, unsere Pferdeknechte aus dem Lager, Hirten und spazierengehende Landleute, alles wurde mitgenommen. Ein Theil der Herren stellte sich als Schützenlinie im Thale am Südabhang des Bergrückens an, während Hoyos, die Jäger und ich die Treiberlinie postirten und auf ein gegebenes Zeichen den Trieb ausführten; mehrere türkische Gensdarmen halfen auch mit und bekundeten viel Talent für dergleichen Unterhaltungen. Einige Steinhühner, eine arme Wachtel und ein Schakal flogen und sprangen vor uns auf, nahmen aber leider nicht die Richtung gegen die Schützenlinie. Erst zum Schluß des Triebes zogen mehrere Hühner über die Herren hinweg, wovon eines erlegt wurde; deßgleichen kam ein Hase zum Schusse und wurde von Chorinsky erschossen. Es war der echte graue, syrische Hase; etwas mägerer und kleiner und um vieles dunkler gefärbt als unser Feldhase, doch diesem in allem ähnlicher als dem afrikanischen Wüstenhasen.

Nach dem eben nicht allzu glänzend ausgefallenen Triebe giengen wir, Tantur rechts liegen lassend, an der Hyänen-Embuscade vorbei nach dem Kloster Mar-Elyâs, von wo aus sich eine herrliche Fernsicht über Jerusalem darbot. Es war der letzte Blick auf die heilige Stadt und deren Umgebung; von nun an gieng es stets dem Osten und dann dem Norden wieder zu. Vom Kloster aus beschlossen wir einen langen Streif nach dem Princip der böhmischen Rebhühner-Jagden, in einem Zug bis zu unserem Lagerplatz zu unternehmen. Ein weiter Weg und recht stark coupirtes Terrain standen uns bevor; ein Hügel erhob sich hinter dem anderen und alle waren durch tiefe, steile Thäler getrennt. Die Treiber ließen wir auslaufen, zwischen ihnen theilte ich die Herren und Jäger ein und auf diese Weise war ein breiter Streifen Landes jagend gedeckt. Die Sonne brannte ehrlich, kein Luftzug regte sich und wolkenlos in Dünste der Mittagshitze gehüllt breitete sich das blaue Firmament aus. Schon der erste Hügel kostete viel Schweiß;

die steilen Lehnen, mit kurzem Gras bewachsen, waren überaus glatt und kein Stein leistete dem Fuß Widerstand und Stütze. Einige Steinhühner flogen in weiter Ferne auf; ein recht starker Schakal wurde von Chorinsky gefehlt und der Großherzog erlegte eine ganz auffallend große Schlange, die einen guten Schuß brauchte, um ihrer habhaft zu werden.

Zwei graugrüne grasige Hügel waren glücklich überklettert; die Treiber folgten faul; Unterbrechungen entstanden und das Bild einer richtigen Streifjagd nach europäischem Muster gieng immer mehr und mehr verloren. Die Gegend begann einen anderen Charakter anzunehmen, Steinplatten, Felswände, Höhlen und Grotten, alte Mauern, staffelförmig dazwischen angebaute Oel- und Weingärten, felsige Thäler, in derselben Art wie jenes hinter dem Dorfe Betsahur, traten an die Stelle der kahlen Hügel. Kaum hatten wir dieses Terrain betreten, als auch schon ein Schakal dicht unter mir neben einem Felsblock hervorsprang; ein nachgesandter Schuß warf ihn zu Boden, doch allsogleich verschwand das flinke Thier, tödtlich getroffen, in einem tiefen Bau. Da ich meiner Beute habhaft werden wollte, schickte ich meinen Jäger mit dem Auftrage, die Dachseln herbeizuholen, nach dem Lager zurück und wartete nun an dem Platze, wo mich der treue Achmed, stets dienstbereit, mit Limonade labte. Die anderen Herren setzten den Streif bis nach Hause fort; Graf Waldburg schoß auch noch ein Steinhuhn, das vor ihm aufflog.

Bald erschien mein Jäger mit den drei Dachseln; Scheck, der größte und stärkste, ein Slavonier von Geburt, fuhr der erste mit wildem Eifer in den Bau; Croat und Opeka, seine kroatischen Genossen, folgten ihm nach. Einige Secunden waren kaum verflogen, als man schon Gepolter unter den Steinen vernahm; ich dachte anfänglich an einen Kampf mit dem kranken Raubthier, doch bald wurde ich eines Besseren belehrt und ein Blick in die Röhre überzeugte mich von der Tüchtigkeit der braven Hunde. Mit aller Anstrengung zerrten sie den todten Schakal an das Tageslicht.

Nun wurde der Heimweg über einen recht arg zerklüfteten Bergrücken angetreten; einige Höhlen, vor deren Eingang frische Fuchs-, Schakal- und bei einer sogar Hyänenspuren zu bemerken waren, ließ ich von den Hunden absuchen. Leider blieben diese Versuche erfolglos; auch brannte die Sonne fürchterlich und die Dachseln ermüdeten rasch auf den heißen Steinplatten. Bald hatten wir das Lager erreicht; einige Stunden der Ruhe thaten wohl. Vor Sonnenuntergang kletterten Waldburg und ich noch an den Hängen desselben Thales herum, in dem wir den Abend zuvor einen Schakalanstand bezogen hatten. Sowohl die Suche mit den Hunden als auch eifrige Bemühungen, einen alten Stein-Hahn, der auf einer Platte balzte, anzuschleichen, blieben erfolglos und so begnügten wir uns damit, die entgegengesetzte Lehne

und den Höhenkamm zu erklettern, um die schöne Aussicht nach den Gebirgen am Todten Meere zu genießen. Mit Einbruch der Dunkelheit kehrten wir in das Lager zurück, in dem bald Ruhe herrschte als wohlthätige Vorbereitung für die kommenden Reise-Tage im Jordanthale.

Am 3. Morgens verbreitete sich schon in früher Stunde reges Leben im Lager. Die Zelte wurden abgebrochen und alles Gepäck auf die Tragthiere verladen; auch waren zwei Hyänen aus Tantur angelangt, schöne, starke Exemplare, welche sich des Nachts bei demselben Eselskopf vergiftet hatten. Einige Beduinen von den Randgebirgen des südwestlichen Todten Meer-Ufers kamen in das Lager; schöne männliche Gestalten mit edlen Gesichtszügen, muskulös und nervig, von ziemlich brauner Hautfarbe. Es waren dies Mitglieder armer, aber sehr wilder, vollkommen unbotmäßiger Stämme; Kleidung und Bewaffnung sprachen für die kümmerliche Existenz dieser Leute. Der eine, wahrscheinlich der Schêch, trug einen bunten Turban, ein weißes, faltenreiches Gewand, gelbe Schuhe und um den Leib einen großen, krummen Türkensäbel; sein Gesichtsausdruck, die mageren Züge, ein scharf gezeichneter Mund, um den ein höhnisches Lächeln spielte, und stechende, schwarze Augen hatten nichts Vertrauenerweckendes an sich.

Diese Beduinen, in ihrem Wesen und Aeußeren echte Araber, von den mehr hebräischen Betlehemitanern grundverschieden, waren gekommen, um mir drei junge Steinbockkitze zu verkaufen, die ich auch in der That acquirirte; ferner wollten sie uns zu einem Jagdzug in ihre kahlen Berge auffordern, wo der arabische Steinbock, jenes schöne Wild, mit hohen knorpeligen Hörnern in großer Menge haust. Leider war diese Expedition für diesmal ganz unthunlich, denn sie hätte uns von der Reisetour im Jordanthal mehrere Tage hindurch längs der Ufer des Todten Meeres bis an dessen Südwest-Spitze abgelenkt und die Zeit war eng bemessen. Mit schwerem Herzen mußte ich daher die braunen Söhne der Steppe in ihre Heimat zurücksenden, sie durch ein Bachschisch vertröstend.

Das Lager war, wie gewöhnlich, mit unglaublicher Schnelligkeit aufgebrochen worden und unter Herrn Howard's Leitung setzte sich die große Caravane gegen Mar-Saba in Bewegung. Wir ritten noch einmal nach Betlehem hinauf, wo der Burgpfarrer die Messe las; am Platz vor der Kirche wurde hierauf vom Custoden di Terra Santa und seinen Franziskanern Abschied genommen; dichte Menschenmengen hatten sich angesammelt; neugierig betrachteten uns die schönen Betlehemitanerinen und nochmals von einem Regen von Bettelbriefen überhäuft, verließen wir die heilige Geburtsstadt Christi. Die letzte Stadt, die letzten biederen Bewohner eines cultivirten Landes lagen hinter uns; für einige Zeit sollten wir nun dem Gebiete der freien Nomaden, den echten Beduinen, angehören.

Von Betlehem aus mußten wir denselben Weg an unserem früheren Lagerplatz vorbei einschlagen. In ein enges, von graugrünen Hügeln eingeschlossenes Thal reitend, verschwanden bald Betlehem, Tantur, Mar-Elyâs, die steinigen Gebirge, die Plateaux und cultivirten Hänge unseren Blicken. Der Mittelmeer-Typus und der Charakter der asiatischen Steppe, die monotonen, mit kurzem Gras bedeckten Berge, die gewundenen, jede Fernsicht versperrenden Thäler nahmen uns auf. Anfänglich war der Weg recht gut, manchmal konnte man sogar auf kleinen Wiesen in schärferem Tempo reiten, doch je weiter wir kamen, desto höher wurden die Berge und enger der Fußsteig, welcher von nun an immer an den steilen Hängen führte, da die Thalsohle nur aus einer felsigen Schlucht bestand. Ein echter Beduine auf einem nicht sehr gut gewarteten, aber recht hübschen Braun ritt uns als Wegweiser voran; es war der Schêch eines Stammes aus diesen Bergen; seine Kleidung, ein weiter, dunkler Mantel über lichte Unterkleider gehängt und ein einfacher Säbel, so wie gelbe Pantoffel zeigten die Spuren einer gewissen Aermlichkeit. Der Ritt durch die schmalen Thäler bot nicht viel Abwechslung; hie und da erregten enge, recht schlechte Passagen vorsichtige Aufmerksamkeit und in der That hatten wir häufig Gelegenheit, die Geschicklichkeit der arabischen Pferde zu bewundern, mit welcher sie über glattes Gras und schiefe Steinplatten schritten, an Stellen, wo jeder Fehltritt einen Fall weit in die Tiefe nach sich gezogen hätte. Auch die Thierwelt war in jenen öden Gebirgen nicht stark vertreten; Geier, Adler und hie und da einzelne Störche zogen uns über die Köpfe, sonst blieb alles ruhig.

In weiter Ferne sahen wir auf der Spitze eines Hügels ein Beduinenlager. Man irrt sehr, wenn man sich die Zelte als hohe, spitzige, aus blendend weißen Tüchern errichtete lüftige Gebäude vorstellt; im Gegentheil es sind dunkle, aus Thierhäuten verfertigte niedrige Hütten; eine bläuliche Rauchsäule stieg aus dem Lager auf und Menschen und Heerden trieben sich um die flüchtige Niederlassung umher. Nur arme Stämme leben zwischen den cultivirten Theilen Palästina's, in dieser Gegend, z. B. Betlehem und dem Jordanthale; sie ziehen in den Randgebirgen herum, lassen ihre Heerden, die Pferde und Ziegen an den grasigen Hängen weiden, wechseln je nach dem Bedarf die Lagerplätze, kommen manchmal bis in die Nähe der Städte, wo sie mit Vieh Handel treiben, sich aber nicht lange aufhalten dürfen, erkennen, insoweit sie dies nicht belästigt, die Oberhoheit des Sultans an und zahlen, so viel es ihnen eben beliebt, Steuern, meistens gar nichts. Unter einander bekämpfen sich diese kleinen Stämme oft, meistens wegen gegenseitiger Räubereien an Vieh oder gar einer Stute. Das wahre Beduinenleben der großen, mächtigen und reichen Stämme beginnt erst am Jordanufer. Drüben an den östlichen Gestaden dieses Flusses leben jene wilden Schaaren, die

vollkommen unbotmäßig den Sultan und sein Chalifenthum nicht anerkennen und so oft, als es nur der Mangel an türkischer Militärmacht erlaubt, über den heiligen Fluß herüberschwimmen und das Gelobte Land beunruhigen.

Nach langem Ritt endet das enge Thal und der Fußsteig führt auf den Kamm eines hohen Bergrückens, von wo aus eine herrliche Fernsicht sich erschließt. Dicht unter uns ein steiler Hang, an dessen Fuß ein runder Thalkessel, umgeben von hohen Bergen, rechts und links unzählige Kuppen, Rücken und langgestreckte Hügel, alle einförmig, graugrün, echte Steppenlandschaft; aus dem Thalkessel führt nur ein schluchtartiges Thal in südöstlicher Richtung hinaus; durch dasselbe gewinnt man einen eng begrenzten Blick auf den tiefblauen Wasserspiegel des Todten Meeres und die kahlen, weißen Felswände der schön geformten Hochgebirge des entgegengesetzten Ufers. Am jäh abfallenden Hang unter unserem Standplatze zieht sich der Fußsteig in Serpentinen hinab. Der größte Theil der Tragthiere der großen Caravane machte eben unter unaufhörlichem Glockengeläute diesen schweren Abstieg, während die schnellsten schon im Thalkessel angelangt waren, wo die unermüdlichen Diener auf einer steinigen Wiese die ersten Zelte aufschlugen. Die Herren setzten ebenfalls den Weg fort und nur der Großherzog und ich wollten am Bergrücken warten, bis das ganze Lager aufgeschlagen sei und indessen ein Zicklein schlachten und dasselbe hinter einer Kuppe, die gedeckte Annäherung erlaubte, als Köder auslegen. Hunderte von Geiern und Adlern kamen von den Hochgebirgen am Todten Meer dahergezogen und strichen einer hinter dem anderen alle in derselben Richtung. Mit pünktlicher Genauigkeit verfolgten sie ihre tägliche Marschroute gegen Jerusalem. Unser Zicklein würdigten sie keines Blickes und nur zwei Kolkraben und ein Aasgeier umkreisten den Platz, ohne sich aber niederzulassen. Die Sonne brannte fürchterlich, kein Lüftchen regte sich und nicht die geringste Wolke trübte das dunkelblaue Firmament.

Nach einer Stunde verließen wir die ungünstige Stelle und giengen, das Zicklein, welches wir Tags darauf noch auslegen wollten, mitschleppend, zu Fuß nach dem Thalkessel hinab. Je tiefer wir kamen, desto schwerer und drückender wurde die Luft und durch das Seitenthal drang als erster Gruß vom Todten Meer und dem Jordanthal eine bleierne Atmosphäre herauf, die wir in den nächsten Tagen fürchten lernen sollten. Bald hatten wir den Thalkessel erreicht, wo unser Lager indessen vollends aufgeschlagen war; eine kleine Stadt stand da und reges Leben herrschte in der sonst ganz öden Gegend. Die zwei Jagdaraber, welche seit Latrun der Caravane jagend folgten, erschienen mit reicher Beute für die Küche. Außer vielen Steinhühnern brachten sie auch einige der kleinen, hübschen Klippenhühner; es war das erste Mal, daß wir den Verbreitungskreis dieses schönes Vogels erreicht

hatten. Die Araber, welche mit ihren unvollkommenen Waffen nur auf sitzendes Wild schießen können, schleichen die Hühner gedeckt durch einen braun und gelb bemalten Vorhang an, der mittelst Zuckerrohrstäben gespannt wird und nur durch zwei Oeffnungen für die Augen und eine für das Gewehr Ausblick und Ausschuß gewährt. Die dummen Vögel sehen keinen Menschen und gaffen so lange stier den beweglichen Vorhang an, bis aus demselben der todtbringende Schuß fällt.

Gleich nach unserer Ankunft wurde ein Frühstück verzehrt, während die orientalischen Diener mit viel Geschick den Lagerplatz für die Nacht ermöglichten. Jeder Stein mußte aufgehoben und auch das ganze Gras gut abgesucht werden; allenthalben saßen große, dicke Scorpione, deren bösartige Eigenschaften wir leider in den letzten Tagen der Reise noch gründlich kennen lernen sollten. Nach dem Frühstück wurde beschlossen, dem berühmten Felsenkloster Mar-Saba einen Besuch abzustatten.

Der Weg führt vom Lagerplatz in das vorerwähnte enge Thal; rechts und links fallen steile, mit Gras bewachsene Lehnen ab, die plötzlich ihre Form verändern und als senkrechte Felswände in einer tiefen, steinigen Schlucht endigen. Der Pfad schlängelt sich stets oberhalb der Wand am letzten Rand der grünen Lehne; das Gestein unter uns in der dunklen grausigen Schlucht ist unterwaschen, voll Höhlen und Nischen, in denen viele Felsentauben und Röthelfalken friedlich nebeneinander brüten. Auf Schritt und Tritt jagt man diese befiederten Bewohner auf, die dann ängstlich von einer Seite der engen Schlucht zur anderen flattern. Nach einer halben Stunde gelangten wir zu einem alten Wachthurm, der am Rande der Felswand steht; von oben kommend gewahrt man sonst keine Spur der großen geistlichen Ansiedelung, die wohl versteckt an die Felsen der Schlucht angebaut ist. Beim Thurme muß der Wanderer mit aller Vehemenz an die wohlverriegelte Thür klopfen, ehe es sich unten hinter den festen Mauern rührt und die Pforte allmählig aufgeht. Die armen Mönche mußten viele Vorsichtsmaßregeln zu ihrem Schutze ergreifen, denn schon häufig spielten ihnen die Muslimen bös mit. Im Jahre 614 wurde das Kloster zum ersten Mal von den persischen Schaaren unter Chosroës geplündert; 796 und 842 folgten andere asiatische Völker demselben Beispiele und nach wiederholten kleineren Ueberfällen erfolgten in den Jahren 1832 und 1834 große Massacres, bei denen die wilden Stämme des linken Jordanufers alle Mönche niedermetzelten. Jetzt muß jeder Pilger, der Einlaß begehrt, an dem Thurme einen Brief durch ein Fenster dem wachehaltenden Popen übergeben, der ihn dann mittelst einer eigenen Vorrichtung nach dem Hauptgebäude des Klosters hinunterläßt; am nämlichen Wege kömmt die Antwort mit der Erlaubniß empor und erst dann darf das Thor geöffnet werden. Nach Sonnenunter-

gang wird Niemand mehr trotz Briefes eingelassen, so wie auch Frauen wegen der strengen Regel der griechischen Mönchsorden niemals das Innere dieser frommen Colonie betreten dürfen. Durch das Thor unter dem Thurm gelangten wir über eine steile Treppe zu einer zweiten Thür, von da abermals über viele Stufen auf eine schmale, gepflasterte Plattform. Hier theilen sich die Wege und man gewinnt den ersten Einblick in das Innere dieser höchst merkwürdigen Gebäude.

Ein Conglomerat von Stiegen, Plattformen, Terrassen, an den Fels angebauten Wohnräumen, alten Holzhütten und durch Balken getragenen Gängen, Kapellen, Höhlen und Grotten erstreckt sich längs der Felswand vom obersten Thurm bis nahe zur Sohle der Schlucht; das letzte Stück ist nur durch eine Stiege vom Kloster herab in Verbindung; natürlich sind auch gegen den unteren Eingang zu feste Thüren und ein Labyrinth von Gängen, die vor Eindringlingen aus dem Thale herauf schützen. Alle Räume dieses merkwürdigen Gebäudes zu schildern, wäre eine langwierige Arbeit. Ein Gewirr enger Stiegen, viel Schmutz, wenig Licht und allenthalben hervorblickender blanker Fels sind die Charaktereigenschaften dieses Klosters.

Auf der ersten Plattform empfieng uns der griechische Bischof von Betlehem, umgeben von sehr vielen, recht ärmlich aussehenden Mönchen; inmitten dieses Platzes steht ein kleines Gebäude, von einer Kuppel überdeckt; darin befindet sich das reich verzierte Grab des heiligen Sabas, nahe davon steht die enge Nicolaus-Kirche, mehr oder weniger eine einfache Felshöhe, in der die Schädel der unter Chosroës gemordeten Märtyrer liegen. Die Haupt-Klosterkirche, eine echt altgriechische Basilica, enthält viele auf Goldgrund gemalte schwarze Heiligenbilder und all' die reichen, vergoldeten und versilberten Gegenstände, wie man sie in den orthodoxen Gotteshäusern findet. Der Bischof sprach vor uns am Altar ein griechisches Dankgebet, dem ein Chorgesang der Mönche folgte, welcher in den alten Gemäuern recht effectvoll klang. Das Grab des heiligen Damascenus-Chryssorrhoas, einer der größten altgriechischen Kirchenväter, wurde uns auch gezeigt. Natürlich mußte man viele geweihte Steine und Plätze küssen und argen Rosenöl- und Weihrauchgeruch einathmen.

Von hier aus begann nun die eigentliche Besichtigung des Klosters. Die 65 Mönche leben in den Zellen des Hauptgebäudes in mehr oder weniger wohnlich eingerichteten Höhlen und auch in Holzhütten, die sie sich an die Felswand gebaut haben. Auf den Plattformen und Terrassen, und wo immer ein Plätzchen sich nur fand, legten die frommen Leute in mühsam herbeigeschaffter Erde kleine Gärtchen an; aus einem derselben ragt ein alter Palmbaum hervor, den der heilige Sabas selbst pflanzte und der bis heute noch kernlose Datteln trägt. Das Durchstöbern aller Räume ist eine mühsame

Arbeit und fort geht es Stiegen auf, Stiegen ab und oft durch so niedere Gänge, die nur eine vollkommen gebückte Haltung gestatten; nebstbei durchdringt ein schrecklicher Gestank alle Theile dieser Ansiedelung. In einem eigenen kleinen Gebäude befindet sich ein armselig eingerichtetes Fremdenzimmer, in dem uns die freundlichen Mönche mit fürchterlichen, rosenfarbigen, faden Getränken bewirtheten. Von da aus gelangt man über eine offene Stiege zum Eingang in die Höhle des heiligen Sabas; mehrere in den Felsen gehauene feuchte Räume müssen passirt werden; in zwei Grotten lebten der Legende nach der Heilige und sein Löwe, den er durch Gebete gezähmt hatte, friedlich nebeneinander. Frisches Stroh zeigt an, daß besonders fanatische Mönche noch jetzt von Zeit zu Zeit in diesem düsteren Orte hausen, um dem Heiligen zu gleichen. Nahe an dieser Stelle erblickt man eine andere Höhle in der Felswand; ein alter Mönch, mit blassen, von religiöser Leidenschaft durchfurchten Zügen, in elende Lumpen gehüllt, wählte sich diese Behausung. Ueber eine senkrechte Stiege und ein schmales, an der Wand angebrachtes Brett gelangt er in seine Wohnung; alltäglich muß er diesen gefährlichen Weg zurücklegen. Wir sahen ihn aus der Kirche über den verhängnißvollen Steg nach Hause gehen.

Von einer der größten Plattformen aus genießt man einen guten Ueberblick in die Schlucht. Die gegenüberliegende Felswand befindet sich höchstens in einer Entfernung von 150 Schritten; auch drüben sind Grotten und Höhlen, jetzt hausen darinnen Schakale, Falken und Tauben; einstens waren sie von Eremiten bewohnt. Auf den Felsen, in unmittelbarer Nähe des Klosters, lebt ein Vogel in großer Menge, den ich sonst nirgends in Palästina antraf; es ist dies Amydrus Fristrami, der Berg-Glanzvogel. Alle Zinnen, Plattformen, Dächer und Felsen sind von diesen glänzend blauschwarzen Vögeln mit rothbraunen Schwingen förmlich bedeckt und von allen Seiten erschallt ihr hübscher Gesang. Ein Mönch hat sie gezähmt und wenn er tagtäglich um dieselbe Stunde pfeift und ruft, dann kommen sie herbeigeflattert, setzen sich ihm vor die Füße und selbst auf Kopf und Schultern und nehmen Brodkrumen aus seinen Händen. Auch die Raubthiere werden herbeigelockt; denn allabendlich um die Stunde des Gebetläutens erscheinen die Schakale in der Schlucht und warten bis ihnen Brotstücke herabgeworfen werden.

Wie man aus alledem ersieht, ist hier das orientalische Christenthum auf der ältesten Stufe der Ascetiker der ersten Jahrhunderte stehen geblieben. Unwillkürlich wähnt sich der Wanderer in die Tage der Anfänge des Christenthums, der alten Eremitenansiedlungen der Berge Athos und anderer heiliger Plätze zurückversetzt, wo die frommen Männer, die seither alle heiliggesprochen wurden, im fernen Orient, in ununterbrochenem

Gebet wie Füchse in Höhlen hausten. Das ist die alte erste christliche Kirche, sie war ja orientalisch, und das heutige Mar-Saba erhielt sich rein und unverfälscht am Standpunkt jener frommen Einsiedler des 3. und 4. Jahrhunderts. Es ist kein Kloster nach europäischen Begriffen, sondern eine Ansiedelung von Eremiten, eine Schaar selbstständig lebender Einsiedler, die durch Gefahren auf einen engen Raum zusammengedrängt wurden. Weder die Wissenschaften, noch üppiges Leben blühen auf diesem Berge, nichts als Gebet, tagtäglich dieselbe stete Anbetung Gottes, vollkommene Ascese und Abtödtung. Ein Kind des 19. Jahrhundertes, ein echter West-Europäer kann sich nicht mehr in dieses Leben hineindenken, nur der Orient konnte solchen Fanatismus erzeugen und bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Rabbiner, welche an der alten Tempelmauer heulen; die ihr ganzes Leben hindurch hockenden, die drehenden und sich selbst verstümmelnden Derwische, sind sie etwas anderes? Nein, das Wesen ist dasselbe, nur die Form ist eine verschiedene.

Die Ascetiker von Mar-Saba genießen niemals Fleischnahrung, nur Gemüse und Brot; alltäglich ruft der helle Klang der Glocken alle Einsiedler in die Kirche zusammen zu gemeinsamem Gebet; allnächtlich um die zwölfte Stunde feiern sie ein Hochamt und die alten griechischen Gesänge verstummen erst, wenn der Morgen dämmert. Unter den frommen Brüdern fand ich einige Russen, Siebenbürger Wallachen, Slavonier, Serben, Bulgaren, doch weitaus die meisten waren Griechen aus Europa und auch Klein-Asien.

Die Erzählung von den allabendlich erscheinenden Schakalen reizte mich sehr und mir die Erlaubniß der Eremiten verschaffend, kroch ich über alle Stiegen und Gänge in die Schlucht hinab. Neben einer alten Cisterne bei zwei großen Steinen kauerte ich mich hin. Der Punkt war unheimlich ernst; vor mir die kahle Felswand, hinter mir die Felsenansiedelungen der Mönche, ober meinem Kopfe nur ein schmaler Ausblick nach dem blauen Firmament. Als der Abend heranrückte, flatterten die Glanzstaare, Falken und Tauben in ihre Höhlen, nur hie und da erscholl noch ein kurzer Vogelgesang; man konnte sich in den Tagen des heiligen Sabas wähnen. Es begann zu dämmern; die hellen griechischen Glocken riefen zum Gebet; kaum waren die letzten Töne verklungen, als ein Stück Brot dicht neben mir herabsauste; gleich darauf stand auch schon ein Schakal auf höchstens 20 Schritte vor mir. Ein glücklicher Schuß streckte ihn zu Boden; ich war froh mit meiner Beute der schrecklichen Schlucht, die im Niveau des Mittelmeer-Spiegels liegt, zu enteilen. Eine bleierne Luft, wie ich sie in meinem Leben früher noch nie gefühlt, wirkte hemmend beim Athmen und drückte erschlaffend auf den ganzen Körper; in den nächsten Tagen sollten wir noch tiefer gelangen und es demzufolge noch ausgiebiger bekommen.

Durch das ganze Klostergebiet kletterte ich nun, von den frommen Männern Abschied nehmend, bis zum Thurm und hinauseilend gelangten wir bald bei vollkommener Dunkelheit in das Lager. Das Diner wurde noch eingenommen und die weiteren Pläne für die nächsten Tage entworfen; gegen 10 Uhr kehrte volle Stille in das öde Thal ein.

Mit Sonnenaufgang versammelte sich die Reisegesellschaft zum Frühstück; wir saßen eben beim Tische, als ein Aasgeier die Keckheit hatte, in das Lager hereinzustreichen und sich zwischen die Zelte, einige Küchenabfälle verzehrend, zu setzen. Der Großherzog holte rasch seine Flinte und schoß den dreisten Vogel nieder. Für die ersten Morgenstunden beschlossen wir uns nach verschiedenen Richtungen zu vertheilen. Der Großherzog und ich bestiegen einen der höchsten, den Thalkessel einschließenden Berge, um da auf der Kuppe das Zicklein abermals auszulegen; die anderen Herren giengen, auf Felsentauben jagend, in der Schlucht nach Mar-Saba. Wir hatten einen langen und recht mühsamen Aufstieg, die Lehnen waren glatt und steil, einige Felsenplatten und röthliche Feuersteinwände mußten durchklettert werden und die Hitze war schon sehr fühlbar. Auf der Bergspitze angelangt, fanden wir ein recht gutes Versteck, das den Nachmittag zuvor von meinen Jägern hergerichtet worden war.

Wir saßen durch zwei Stunden lauernd, vom Ungeziefer unerbittlich verfolgt; außer einigen Aasgeiern, auf die wir nicht schießen wollten, kam gar nichts. Der Zug der großen Raubvögel begann abermals Vormittags, wie immer die genaue Marschroute nach Jerusalem einhaltend; keine Verlockung ist im Stande sie von ihrem Weg abzuhalten. Unverrichteter Dinge kletterten wir wieder, die kürzeste Linie verfolgend, zum Lagerplatz hinab, wo einstweilen die Zelte abgebrochen und der größte Theil der Caravane schon in Bewegung gesetzt worden war. Bloß ein Theil der Küche und ein kurzes Frühstück blieben noch da, um uns vor der Weiterreise zu stärken. Die Herren hatten in der Schlucht eine bedeutende Zahl Tauben, Falken und verschiedenes kleines Zeug erlegt. Nach frugaler Mahlzeit nahmen wir nun Abschied vom Grafen Caboga, dessen Gefälligkeit wir viel verdankten; er wollte denselben Tag noch nach Tantur zurückkehren, ließ mir aber für die ganze weitere Reise seinen Diener Ferdinand und das gute Pferd, einen wunderschönen arabischen Hengst, den er von einem Beduinen-Stamme gekauft hatte und welchen ich seit dem Einzug in Jerusalem täglich ritt. Ich war für diese Aufmerksamkeit des Grafen sehr dankbar, denn das hübsche Thier gieng in den Gebirgen sehr sicher und in den Ebenen ungemein schnell, vertrug auch gut die schweren Strapazen der täglichen Arbeit und die Nächte im Freien. Als alles zu Pferde saß, begann die Weiterreise der Colonne, den Beduinen an der Spitze.

Anfänglich hatte die Gegend denselben Charakter wie jene in der Nähe unseres Lagerplatzes, doch gar bald wurden die Thäler noch enger, die Berge höher, an die Stelle bloßen Grases trat kahles, gelbes Erdreich und spiegelglatte, lange Steinplatten mußten überritten werden. Auf einer kleinen, von Felsen umgebenen Wiese, inmitten dieser Einöde standen zwei Störche, sie waren wahrscheinlich am Zuge und ruhten sich da aus; den einen schoß ich als er aufflog, herunter. Für die Pferde war der Fußsteig überaus beschwerlich und sie mußten mit aller Vorsicht gehen, denn allenthalben war der Platz darnach, daß ein Abfallen in die Tiefe leicht möglich gewesen wäre. Wir kamen an unzählig vielen Bergspitzen, Kuppen, über Bergrücken, durch Thäler und Schluchten hindurch, unaufhörlich bergauf und bergab reitend; das Terrain ist dort so coupirt, wie man es sich nicht ärger vorstellen kann, dabei vollkommen baumlos und ohne die geringste Spur menschlicher Thätigkeit. Nach langem Ritt änderte sich die Bodengestaltung, die Hänge wurden sanfter, die Steine verschwanden ganz, hohes grünes Gras und blühende Blumen kennzeichneten die echte Steppe im Frühlingsschmuck. Die graugelben Gebirge, die wir früher durchklettern mußten, ziehen sich vom Süden nach Norden gerade fort, in westlicher Richtung jeden Ausblick verwehrend. Ein duftendes Plateau voll Blumenpracht nimmt uns auf und wird im Galopp passirt, der Boden ist gut und die Pferde springen lustig umher, froh, den Felsplatten und abschüssigen Pfaden entronnen zu sein. Die Steppe ist großartig, doch unleugbar eintönig, aber dabei nicht traurig, wie die viel imposantere Wüste; der Blumenschmuck verleiht im Frühling der ersteren den Vorzug, letztere kann nur bunte Steine aufweisen und die Vegetationslosigkeit ist ihr Merkmal. Abermals taucht ein Berg vor uns auf; noch zum Gebirgszug der sogenannten Berge „Juda" gehörend, ist er von der Richtung der anderen abgewichen und tritt in steilen Contouren, ganz eigenthümlich geformt und gefärbt, in das Plateau hinaus. Der ganze spitzige Kegel ist ein Conglomerat von gelbem Lehm, rothen Felswänden und braunen und grauen Steinen, dabei vollkommen pflanzenlos. Zwischen ihm und den anderen Randgebirgen müssen wir durch eine tiefe Schlucht passiren. Es ist ein böser Uebergang, nichts als glatte Platten neben abfallenden Wänden; unser Beduine selbst steigt ab; an einer Stelle können die Pferde sogar nicht geführt werden, die klugen Thiere folgen frei ihren Herren; in solchen Momenten lernt man das arabische Pferd und seine hohen Geistesgaben ungemein schätzen. Eines unserer Tragthiere fiel an jener bösen Stelle unglaublich weit in die Tiefe und kam zum Glück auf das Gepäck mit dem Rücken zu liegen und trug wunderbarerweise nur einige Contusionen davon.

Der Aufstieg aus der Schlucht war besser als der Abstieg und über eine grasige Fläche gelangten wir längs des Nordfußes des Berges nach

Nebi-Musa. Es ist dies ein bedeutender Wallfahrtsort der Mohamedaner, welche da das Grab des Propheten Moises zeigen; eine kleine, halbverfallene Moschée und ein erbärmliches Pilgerhaus kennzeichnen den Platz, den alljährlich Tausende von Pilgern besuchen; in diesen dem Propheten geweihten Tagen darf kein Christ es wagen, jene Gegend zu betreten, er wäre dann seines Lebens nicht sicher. Als wir dahin gelangten, war niemand da, ausgenommen eine türkische Familie, welcher die Aufsicht der heiligen Stätte anvertraut ist.

Unser Lager stand nahe von der Moschée aufgeschlagen. Der Platz liegt äußerst malerisch; es ist ein kleines, mit Gras und Gebüschen bedecktes Hochplateau, in südlicher Richtung von dem röthlichen Berge, in westlicher von den das Jordanthal begleitenden, graugrünen Gebirgen eingeschlossen, nach Norden zu fällt das Plateau sanft, nach Osten hin steil, in Form schiefergrauer Lehmwände, in die Jordanniederung ab. Ein herrlicher Ueberblick über die breite, saftig grüne Ebene, das üppige Jordanthal, bot sich uns dar; glücklich waren wir, die Nähe wenigstens des heiligen Flusses, der segen- und uns jagdspendenden Lebensader dieses Landes, erreicht zu haben. Allenthalben schrien Steinhühner und wir vertheilten uns noch, um dieses schöne Wild zu suchen, doch leider war die Sonne schon untergegangen und die Dämmerung begann. Einige Wachteln stieß ich im hohen Grase auf und große Züge kleiner Vögel schwirrten von einem Busch zum anderen; von erfolgreicher Jagd war keine Rede mehr und so kehrten wir alle in das Lager zurück, um in unmittelbarer Nähe des Grabes des großen Weisen und Propheten Moises ruhig zu speisen und zu schlafen.

Am folgenden Morgen vor Sonnenaufgang brach die ganze Reisegesellschaft wieder auf. Die große Caravane wurde in kürzester Linie über Jericho nach Ain-es-Sultan dirigirt, während wir von unserem Beduinen geführt und mit mehreren Gensdarmen als Begleitung den interessanten Ausflug zum Todten Meer unternehmen wollten. Von Nebi-Musa aus ritten wir in gerader östlicher Richtung über steile Berghänge, sehr schmale Pfade, durch ausgewaschene Erdrisse, über ein schiefergraues, poröses, vollkommen vegetationsloses Terrain. Einige Adler und Geier saßen auf den schmalen Rippen und Kanten, welche an dieser Stelle, vom Berge parallel eine von der anderen durch kleine Schluchten getrennt, herablaufen.

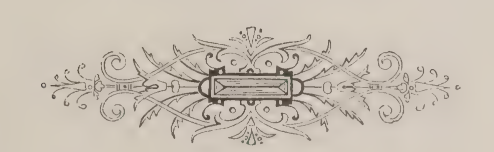
Nach einer Stunde beiläufig hatten wir den Fuß des Gebirges erreicht und wie mit einem Schlage befand man sich inmitten dichter Gebüsche, auf sandigem, vortrefflichem Reitboden. Ueppige Gebüsch-Complexe wechselten mit grasigen Flächen und im raschen Galopp wurde diese Strecke passirt; durch einen alten, jetzt ausgetrockneten Gießbach reitend, gelangten wir zwischen hohem Rohr, langem Gras und emporragenden Gesträuchen an das sandige,

flache Ufer des Todten Meeres. Jeder Tritt des Pferdes ist vernehmlich und gleicht der zerbrechenden Decke gefrorenen Schnee's; der ganze Sand ist hier von einer Salpeter-Kruste überzogen, deßgleichen herumliegende ausgeschwemmte Holzstücke. Der Bahr-Lût (Lot-See), wie die Araber das Todte Meer nennen, da Mohamed die Erzählung des Lot in den Chorân aufgenommen hat, ist ein wundervoller Hochgebirgssee; tiefblau, groß, schön geformt, östlich von den zackigen graugrünen Gebirgen, die wir in den letzten Tagen kennen lernten, westlich durch wahre Hochgebirge mit weißlichgrauen Wänden eingeschlossen. Das Wasser selbst, ein dicker schwerer Brei, mit mineralischen Bestandtheilen stark durchsetzt, macht jedem lebenden Wesen die Existenz unmöglich, und der See ist in der That ganz todt und ausgestorben. Einige der Herren versuchten zu baden; Ertrinken ist dabei ausgeschlossen, denn kein menschlicher Körper kann untergehen, das Wasser trägt von selbst, hingegen aber legen sich dicke Salzkrusten an die Haut an, welche das Vergnügen eben nicht erhöhen. Die Luft am Todten Meer ist bleiern schwer, ähnlich jener in tiefen Bergwerken, und erschlaffend wirkt sie auf jeden Menschen; diese Erscheinung ist eine Folge der tiefen Lage, denn der Spiegel des Todten Meeres liegt 394^{m} unter jenem des Mittelländischen.

Eine kurze Strecke hindurch ritten wir knapp am Ufer, bogen dann in nördlicher Richtung ein über lehmige und sandige Flächen. Zu unserer Rechten bemerkten wir eine Ebene, die sich bis zu den dichten Jordan-Auen erstreckte, zu unserer Linken unter einem brüchigen Erdabfall eine sumpfige Niederung, mit fast undurchdringlichen Complexen von Rohr und Gestrüppbeständen ausgefüllt. Nahe vor den Reitern wechselte ein starkes Wildschwein in eine jener dicht bebuschten Parcellen. Als ich des mächtigen Thieres ansichtig wurde, sprang ich vom Pferde und folgte auf der Spur nach; das nur wenige hundert Gänge große Gebüsch umgehend, fand ich die Bestätigung, daß das Wild noch nicht durchgewechselt sei; nun stellte ich rasch die Herren an und ließ durch die Gensdarmen treiben; gar bald ward es uns klar, wie schwer es sei, aus diesen in der That undurchdringlichen Gesträuchen, Rohr- und Grasmassen, wenn selbst der Complex noch so klein ist, ein Stück herauszujagen; alle Versuche blieben fruchtlos, selbst das Anzünden; denn nur die grasreichen Theile brannten in hohen Flammen, riesige Rauchsäulen in die Lüfte sendend; die innersten Dickichte, im vollen Saft des Frühlings strotzend, begannen nicht einmal zu glimmen, boten daher dem Wild sichere Schlupfwinkel. Schade, daß diese Jagd mißglückte, denn aus Steppen, öden Gebirgen und Felsenregionen ist die Thierwelt in jene herrlichen, üppigen und von Menschen vollkommen ungestörten Dickichte der Jordanebene zusammengedrängt und an dieselben angewiesen. Die Fährten, die ich im weichen Lehm fand, sprachen für den Wildreichthum dieses Platzes; auf

engem Raum sah ich die Spuren mehrerer Wildschweine, Hyänen, Wölfe, Schakale, des asiatischen Panthers, Luchses und kleinerer Raubthiere, die ich nicht unterscheiden konnte. Von einer Wasserlache flogen zwei Wildgänse und mehrere Strandläufer auf, und in den Rauchwolken ober dem Feuer kreiste eine Schaar Pelekane und ein neugieriger Flußadler. Die Pelekane kamen plötzlich längs des Todten Meeres dahergezogen, umschwärmten, von vergeblichen Büchsenschüssen begrüßt, durch einige Minuten das Feuer und zogen hierauf schweren Fluges im Thale nordwärts fort. Da die Zeit drängte, verließ ich diesen Platz und ritt unausgesetzt am herrlichen Boden galoppirend über sandige Stellen, grasreiche Haiden, zwischen dichten Gebüschen, kleinen, ganz niederen Baumcomplexen, man könnte sie fast als Miniatur-Wälder bezeichnen, über einige dem Jordan zueilende Gebirgsbäche mit brüchigen Ufern, großen Steinen und üppigem Pflanzenwuchs, bis zum Dorfe Jericho.

Das jetzige Jericho besteht nur aus einigen erbärmlichen Hütten, von elenden, durch das schlechte Klima verkommenen Leuten bewohnt, die ihres stark ausgeprägten Diebsinnes halber berüchtigt sind. Dichte, mit langen Dornen bewährte Zäune umgeben das Dorf; ein Thurm als letzter Ueberrest aus den Tagen des fränkischen Königreiches ragt empor und daneben soll die Stelle sein, an der das Haus des Zachaeus stand. Eine alte Sikomore wird als der Baum bezeichnet, von dem aus der fromme Mann den Erlöser betrachtete. Elend und herabgekommen ist der Ort, an dem eine blühende Stadt in den Tagen des Alterthums sowohl wie bis zu den Zeiten der Kreuzfahrer stand. An den letzten Hütten ritten wir vorbei und gelangten durch die in der That gartenähnliche Vegetation über wilde Haferfelder und zwischen blumenreichen Gesträuchen an den Fuß des westlichen Randgebirges. Das nächste Ziel, die herrliche, berühmte Sultansquelle Aïn-es-Sultan, lag vor uns. Von hier sollte die eigentliche Expedition im Jordanthale beginnen.





Lieder aus dem Süden.

Von

Stephan Milow.

Nach Süden!

Ob Dich verschönt mein Sehnsuchtsblick,
Ob aus sich selbst Dein Hauch so rührt,
Genug, ich preise das Geschick,
Das, Süden, mich zu Dir geführt!

Und gibst Du herrlich, Stück um Stück,
Stets neuen Zauber mir zu schau'n,
Weist mich doch Vieles noch zurück
Nach meiner fernen Heimat Gau'n.

Ragt die Cypresse auf vor mir,
Reicht mir die Frucht der Feigenbaum,
Find' ich auch längst Vertrautes hier
An meines Wanderpfades Saum.

Hüpft denn dort unten nicht der Bach,
Den kalter Gletscherschnee getränkt,
Als Bote mir aus Norden nach,
Von wo den Schritt ich hergelenkt?

Rauscht drüben nicht der Eichenwald?
Winkt nicht die Hagerose her?
Und schreit' ich weiter, steh' ich bald
Im Korn, umwogt vom Halmenmeer.

So grüßt mich immer noch und hält
In Fesseln hold das Heimatland,
Indeß mich eine and're Welt
Zugleich umschlingt mit sanftem Band.

Frühlingserwachen.

Im Jänner ist's, und rauschend
Ergießt sich die Fontäne,
Indessen still, wie lauschend,
Im Kreise zieh'n die Schwäne.

Der Busch am Wasserrande
Treibt schon, nicht länger rastend,
Und unter ihm im Sande
Da krabbeln Käfer hastend.

Und aus der Amseln Sange,
Des Pärchens im Geäste,
Spricht schon mit süßem Klange
Der Traum vom künft'gen Neste.

Erste Frühlingsspende.

Lenz, wie zogst Du plötzlich ein
In das schimmernde Gelände!
Alles sprießt im Sonnenschein,
Und ein Jubel ohne Ende.

Dort den grünen Rosenstrauch
Willst Du schon mit Knospen schmücken;
Find' ich eine Blüthe auch,
Sie als Beute mir zu pflücken?

Und auf daß ich sie erspäh',
Forsch' ich in der Blätterfülle;
Aber, ach! mir thut nur weh,
Was ich suchend da enthülle:

Mahnst Du, Lenz, am ersten Tag
Gleich mich an das Dauerlose,
Daß mein erster Fund im Hag
Eine schon verblühte Rose?

Befreiung.

Wie heben sich vom lichten Blau
Schwarzgrün die säuselnden Cypressen!
Wie wiegt die Luft so weich und lau,
Die Seel' in heilendes Vergessen!

Nicht länger klagend, schweigt mein Mund,
Und aufwärts mit des Frühlings Ranken
Aus des befreiten Innern Grund
Blüh'n tausend selige Gedanken.

Vergebens!

Vor meinem Fenster, zart gesprossen,
Nickt noch am Kletterrosenstrauch
Ein Knöspleın, das nicht mehr erschlossen
Des letzten Sommers warmer Hauch.

Die Monde, da pausirt das Leben,
Und ringsum alles öde lag,
Sah ich's vor mir stets aufrecht schweben,
Als harrt' es, daß noch kommt sein Tag.

Nun, ruf' ich, Zeit ist's, fortzusetzen
Den Trieb, der Dir im Herbst gestockt;
Will nicht auch Dich die Sonne letzen,
Die schon hervor die Schwestern lockt?

Da mein' ich schier, es recht betrachtend,
Es senke leis das Köpfchen jetzt
Und lisple, todesmatt verschmachtend,
Nur diesen Seufzer noch zuletzt:

Für mich kein Blühen und kein Hoffen!
Wie viel der Sonne Strahl auch kann:
Was eines Winters Frost getroffen,
Das stückt kein neuer Lenz mehr an.





Aphorismen.

Von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Steril ist derjenige, dem nichts einfällt; langweilig ist derjenige, der ein paar alte Gedanken hat, die ihm alle Tage neu einfallen.

Während ein Feuerwerk abgebrannt wird, sieht niemand nach dem gestirnten Himmel.

Selbstkenntniß ist ein unfehlbares Mittel gegen Selbstliebe.

Das scheinbar am unnöthigsten gebrachte thörichtste Opfer steht der absoluten Weisheit immer noch näher, als die klügste That der sogenannten berechtigten Selbstsucht.

Wir unterschätzen das, was wir haben, und überschätzen das, was wir sind.

Die populär werden, ohne es auf Popularität abgesehen zu haben, das sind die größten Geister.

Das Erlernbare ist gleichsam das Körperliche an der Kunst.

Ein Feigling kann eine That der Tollkühnheit vollbringen, aber nicht eine des Muthes.

Die stillstehende Uhr, die täglich zweimal die richtige Zeit angezeigt hat, blickt nach Jahren auf eine lange Reihe von Erfolgen zurück.

In der Natur und in der Wissenschaft gibt es Grenzen; die Gesellschaft stellt Schranken auf. Jene erweitern sich allmälig, diese werden von Zeit zu Zeit gewaltsam durchbrochen.

Wer hat nicht schon das, was er sich zutraut, für das gehalten, was er vermag!

Das Leben erzieht die großen Menschen und läßt die kleinen laufen.

Wir werden selten irren, wenn wir für Hochmuth nehmen, was sich als Demuth gibt.

Woran sollte derjenige zweifeln, der nie etwas gewußt hat?

Ein guter Denker mag immerhin von einem Irrthum ausgehen, er wird doch bei einer Wahrheit ankommen.

Was geschehen ist, so lange die Welt steht, braucht deshalb nicht zu geschehen, so lange sie noch stehen wird.

Auch der ungewöhnlichste Mensch ist gehalten, seine ganz gewöhnliche Schuldigkeit zu thun.

Der Unparteiische wird im Himmel zur Rechten Gottes sitzen, auf Erden jedoch sitzt er zwischen den Stühlen.

An dem Manna der Anerkennung lassen wir es uns nicht genügen, uns verlangt nach dem Gifte der Schmeichelei.

Die Aufgabe vieler Dichtergenerationen ist keine andere, als das Werkzeug blank zu erhalten.

Begeisterung spricht nicht immer für den, der sie erweckt, und immer für den, der sie empfindet.

Die Geschichte hat Helden und Werkzeuge, und macht beide unsterblich.

Besondere Stände haben sich gebildet, um uns zu vermitteln, was nur durch die unmittelbarste Einwirkung in uns lebendig werden kann.

Diejenigen, die voll Empörung über die Gräuel, die heute noch begangen werden, den moralischen Fortschritt läugnen, vergessen, daß ihre Empörung es eben ist, welche ihn constatirt.

Nichts bist du, nichts ohne die Andern. Der verbissenste Misanthrop braucht die Menschen doch, wenn auch nur, um sie zu verachten.

Was du bekrittelst, hast du verloren.

Die Katzen halten keinen für eloquent, der nicht miauen kann.

Bei den Hottentotten ist nicht einmal Napoleon berühmt.

Wie theuer du eine schöne Illusion auch bezahltest, du hast doch einen guten Handel gemacht.

Wir können es im Alter zu nichts schönerem bringen, als zu einem milden und anspruchslosen Quietismus.





Margaretha.

Novelle

von

Aglaja von Enderes.*

Die helle, heiße Sommersonne leuchtete auf das grüne Passeierthal und auf den stolzen Schildhof im Schutze der alten Wallnußbäume herab. Die führnehme, die glorienhafte Zeit des Hofes war vorüber, in welcher der Besitzer des Hauses mit allerlei Privilegien ausgestattet war und dafür bei festlichen Gelegenheiten den Hof- und Herrendienst auf Schloß Tirol zu versehen hatte. Nichtsdestoweniger ragten die Erker und Thürmchen frei in die klare, blaue Luft hinauf, und blitzten und leuchteten die Fenster im funkelnden Sonnenlichte, und glänzten weit in das Thal hinaus.

Eines dieser Fenster im Erdgeschosse stand offen, und wer von meinen Lesern sich gerne an die dreißig Jahre von heute zurückträumen will, der mag an dieses offene Fenster treten, und in die Stube blicken, die dahinter liegt. Er sieht dann unter der schwarz gebohnten Decke und innerhalb der braunen, hölzernen Wände allerhand alltägliches Geräthe; die lange Bank vor dem breiten, mächtigen Ofen, das Christusbild in der Ecke, den schweren

* In dem nachstehenden Aufsatze übergeben wir unseren Lesern eine für unser Jahrbuch verfaßte und zugleich die allerletzte Arbeit, gleichsam den Schwanengesang der uns vor Kurzem durch den Tod zu früh entrissenen hochbegabten und weitgeachteten vaterländischen Schriftstellerin, einer der treuesten Freundinnen der „Dioskuren,“ die von ihrer Hand so manche Perle gebracht haben.

Die Redaction.

Tisch darunter, die hochlehnigen Stühle, die Truhen, den alten eichenen Schrank, und dicht an dem Fenster den Webstuhl, und über diesen gebeugt den hohen, ernsten, weißhaarigen Mann, der ohne aufzublicken an der Arbeit ist. Ihm gegenüber, an den Tisch gelehnt, steht ein junger, breitschultriger, hochgewachsener Bursche, die Arme verschränkt, den Kopf mit dem krausen, dunklen Haar und den sonnegebräunten Wangen auf die Brust gesenkt, und sieht den tanzenden gelben Sonnenlichtern zu, die zwischen den Baumblättern draußen durch, auf der Diele der Stube spielen. Beide, der Alte und der Jüngling dort verharren in tiefem Schweigen; nur der Webstuhl knarrt und braust, und das Schifflein fliegt unermüdlich hin und her, seinen gewohnten, einsamen Weg.

Da geht die Thüre der Stube langsam auf, und ein heller Strahl der leuchtenden Sonne fällt von dem Fenster her über die schlanke, blühende Gestalt des jungen Mädchens, das aus dem dunklen Vorraum in die helle Stube tritt. Und sie hat Recht, diese funkelnde, leuchtende Sommersonne, daß sie mit ihrem goldigen Glanze das junge Kind dort an der Schwelle grüßt, denn sie hat wohl selten so rosig blühende Wangen, so dunkelblaue, tiefinnig blickende Augen, so metallisch leuchtende, blonde, üppige Haare, eine sich so reizend und schüchtern entfaltende, jugendlich knospende Blume auf der ganzen weiten Erde gesehen.

Das Schifflein an dem Webstuhl hält in seinem Fluge inne, der junge Mann fährt aus seinem Sinnen auf und blickt nach der Thüre hin. Der Alte aber kommt hinter dem Webstuhl hervor und schreitet langsam auf das Mädchen an der Thüre zu.

„Also ist's schon Ernst," sagte er bedächtig, indem er vor dem Mädchen stehen blieb, und mit einem väterlich theilnehmenden Blicke auf dessen ernstes Gesichtchen herabsah. „Gehst schon?"

„Es muß wohl sein," sagte die Kleine, indem sie von dem alten Manne nach dem jungen Burschen hinüber sah. „Es wird mir völlig zu hart," sagte sie; „und ich wollt' ich wär' schon fort."

„Denk' nur, es ist zu Deinem Besten," sagte der Alte. „Denk' Du bist heut' ein armes, elternloses Kind; und wenn sich einmal schon die Tante in der Stadt um Dich annimmt, so kann es nur zu Deinem guten Fortkommen sein. Sie war auch ein armes Bauernkind und hat in der Stadt etwas Ordentliches gelernt und ist eine brave, rechtschaffene und eine wohlhabende Frau geworden. Sie wird Dich schon gut halten. Und lernen und arbeiten hat noch Niemandem geschadet."

„Das Fortgehen ist nur schwer," sagte das Mädchen leise, mit zuckenden Lippen. „Ich habe halt dann Niemanden mehr. Lauter fremde Menschen. Ich bliebe gerne; gar so gerne. Aber weil es sein muß —" Sie

streckte ihre rechte Hand dem alten Manne hin, während die Thränen rückhaltslos über die blühenden Wangen stürzten.

„Lebe wohl, und bleibe brav,“ sagte der Alte, während er ihre Hand heftig schüttelte und ein seltsames Zucken durch das durchfurchte Gesicht des Mannes ging. „Es muß ja nicht für immer sein. Kommst vielleicht noch rechtzeitig, damit Du mich noch dort findest, an dem alten Platz;“ er zeigte nach dem Webstuhl hinüber und strich sich dann über die Augen und die Stirne. „Der Florian geht mit Dir und trägt Dir das Bündel ein Stück Weges. Vielleicht bis Meran hinein; bis zum Postwagen; dann gibts kein Begleiten mehr — und dann brauchst auch keinen Führer. — So — behüt' Euch Gott — Gib Acht auf sie, Florl!“ —

Der Alte stand unter der Thüre und blickte den Beiden nach, wie sie unter dem Schatten der Bäume fort und dann in das Thal hinaus schritten. Er hielt die Hand schirmend vor den Augen und preßte die Lippen fest übereinander. Dann ging er langsam in das Haus zurück; das helle Sonnenlicht that ihm so weh.

„Ich habe Dich allerhand zu bitten, Florl,“ sagte die Kleine, nachdem sie ein Stück Weges schweigend neben einander hergegangen waren. — „Mir ist, als wenn ich aus der Welt ginge,“ brach sie plötzlich schluchzend los.

„Weine nicht, Margaretha,“ sagte Florian, während eine dunkle Glut über seine Wangen und seine Stirne flog. „Ich kann das nicht mit anschauen! Wenn ich nicht so ein armer Teufel wäre, dürftest du ohnedem nicht fort. Ich wollte, der Schildhof gehörte mir und dem Vater, und wir wären nicht die armseligen Weberleute. Dann bliebst du im Dorfe, Margaretha; ich stehe dir dafür!“

„Da hast den Schlüssel, Florl,“ sagte sie, indem sie einen solchen aus der Tasche ihres Kleides zog und ihrem Begleiter reichte. „Es ist der von unserem kleinen Haus. Ich war heut' noch überall d'rin. In der Küche, in der Stube, im Garten, überall! Es ist recht hart, wenn man sich sagt: das alles siehst lang, lang nicht; vielleicht nie mehr in deinem Leben!“

„Wo denkst denn hin!“ rief Florian.

„Geh' manchmal hinauf,“ fuhr Margaretha fort. „Schau' in die Stübeln hinein, daß sie doch einen Menschen sehen. Und im Garten schau' nach; und wenn meine Blumen aufblühen, dann trag' manchmal ein paar zur Mutter und zum Vater hinaus. — Nicht wahr, Florl, Du thust's? — Und dann noch Etwas, Florl. Geh', schau her auf mich; siehst mich ja bald nicht mehr. — Also hör', was ich Dich noch bitte: Am Abend, wenn die Sonne untergeht, dann lauf' manchmal hinauf auf den Felsen mit der alten Föhre hinter unserem Haus, und da jauchz', was du jauchzen kannst, in die Welt hinaus. Vielleicht hör' ich's. Wenn auch nicht wirklich, nicht so wie wenn ich unten im Hause wär' —

doch; ich werde es hören, Florl — ich weiß es — und Du versprichst mir, daß du's thust. Ja, Florl?"

Er nickte mit dem Kopfe.

„Wenn es Dir draußen zu hart wird, dann schreibst du mir," sagte er, nachdem sie eine Weile schweigend neben einander hergegangen waren. „Dann komme ich zu Dir und hole Dich heim. Ich hole Dich, Margaretha. Du bleibst nicht immer in der Fremde. Zu was hätte ich denn meine Hände, wenn ich nicht genug arbeiten könnte für uns Beide und den Vater. Ein paar Jahre braucht's nur Zeit — ein paar Jahre." — Florian richtete sich hoch auf, während er sprach, und blickte weit in das Thal hinaus, als wollte er die paar Jahre überschauen, wie man eine nebelgraue und doch erreichbare Ferne überblickt.

Schnellen, gleichmäßigen Schrittes gingen die Beiden ihren Weg. Die Felsen, die alten Nadelbäume legten ihren Schatten über den Pfad am Berghange, die Passeier rannte brausend und schäumend der schönen, hellen Stadt Meran zu, die alten Burgen lugten trotzig in das Land hinaus und einzelne Thürme leuchteten im Sonnenlichte und tauchten über Dächern und Mauern jenseits in dem Thale auf.

„Meran," sagte Margaretha mit unsicherer Stimme, und zeigte auf die blinkenden Thurmspitzen hinaus. Eine Stunde später war der Abschied vorüber. Florian stand an der Säule in dem Posthofe, bis das goldblonde Köpfchen, das sich aus dem Kutschenfenster neigte, um die nächste Ecke verschwunden war; dann nahm er seinen Stock auf und eilte heimwärts. Draußen hinter den letzten Häusern der Stadt riß er den Hut vom Kopfe und strich sich mit der Hand über die Stirne. Etwas wie Zorn und schmerzlicher Trotz lagen auf dieser Stirne, während um den Mund ein weicher Zug, wie nach männlich bezwungenem Weinen, spielte. — Es war späte Nacht, als Florian heimkehrte. Er war noch oben bei dem kleinen Hause, unter dem Felsen und der Föhre gewesen. — Es dünkte ihm, als er in die Stube des Schildhofes trat, als hätte er seit heute morgen eine Reise um die Welt gemacht, und als wären Jahre über diese Reise vergangen. —

Und Jahre vergingen nach diesem Tage.

Florian hatte seinen Sinn darauf gesetzt, für seinen Vater, für Margaretha und für sich genügend zu erarbeiten, und er that treu und muthig, was zu solchem Ziele führen sollte. Vom Morgen bis zum Abend war er am Webstuhle, in dem Garten, auf dem Felde immer in Thätigkeit, immer in dem stählenden Bewußtsein, daß er einer frohen Zukunft entgegenging. Mit dem fröhlichen Streben der Jugend, mit dem ernsten Sinne des Mannes hielt er an seiner Aufgabe fest. Es hatte fast etwas Beängstigendes, dieses Fortarbeiten vom dämmernden Morgen bis in die sinkende Nacht,

Tag um Tag der langen Jahre; und dieses Fortarbeiten hätte sicherlich den klaren, heiteren Menschengeist erdrückt, wären nicht die Besuche oben in dem Hause an dem Felsen, das Hinausjauchzen in die weite Welt, wären nicht die Blumen vor dem Hause, und die zwei Stübchen drinnen, hinter den hölzernen Wänden gewesen.

In diese zwei Stuben trug Florian allerhand heim, das er, ganz in der Stille, von seinen Ersparnissen beschaffen konnte. Geräthe verschiedener Art, theils ganz neues, theils Ersatz für altes Gerümpel, Dinge, die er sorgfältig an ihren Platz brachte und an die er allerhand liebe Zukunftsgedanken hing. Die Leute unten im Thale, die Florian einen ernsten, verschlossenen Burschen nannten, sie hätten ihn nicht wieder erkannt, wenn sie ihn des Sonntags dort oben in den vier Wänden des Häuschens hantiren hätten sehen. Wie er da scheuerte, schnitzte und hämmerte, und die merkwürdigsten Dinge ordnete und zu Stande brachte; wie er da mit einem eigenthümlichen, glücklichen Lächeln sein entstehendes Werk, die geschmückten Stübchen überschaute, und wie er oft im dämmerigen Abenddunkel, wenn er im Arbeiten innehalten mußte, auf einem der Stühle in dem kleinen Schlafzimmerchen niedersank und hinter den beiden vor das Gesicht gehaltenen Händen zu lachen und zu schluchzen begann, ohne daß er selbst wußte, ob es sehnsüchtige Freude oder sehnsüchtiger Schmerz sei, die ihm so wundersam das Herz zusammenpreßten.

Zuweilen kam ein Brief aus der großen, deutschen Stadt, in die Margarethe gewandert war.

„Am Abend, wenn die Sonne untergeht, höre ich Dich jauchzen," schrieb sie. Florian wußte, daß dies nicht möglich war; aber er verstand den Sinn der Worte und Margaretha's Heimweh that ihm wohl.

Trotz der großen Freude, die jeder Brief brachte, ging es mit dem Schreiben nicht recht von Statten. Florian wußte es nicht anzufassen. Die Feder ging schwer über das Papier und mit dem Niederschreiben der Gedanken ging es noch schwerer. Alles sagen ging nicht an, da hätte Florian Bände vollschreiben müssen; und wenig sagen? — das ging noch härter; Florian wußte nicht, was er da auswählen, was mittheilen, was verschweigen sollte. — „Bis sie kommt, dann hört und sieht sie Alles," tröstete er sich, wenn er einen Brief, wie so viele andere ungeschrieben ließ.

Jahre waren vergangen. Aus der knospenden Margaretha mußte ein völlig erwachsenes Mädchen geworden sein. Lange Zeit schon war keine Nachricht von ihr eingelangt. Sie war mit ihrer Tante auf eine Reise gegangen und darum schrieb sie wohl so lange, lange nicht. Ihr letzter kleiner Brief hatte die Zeit der Rückkehr beiläufig bestimmt und die war längst gekommen. Florian stand eines Sonntags Abends oben in dem kleinen

Hause und warf einen prüfenden Blick über die inneren Gelasse. Dann trat er in das Freie hinaus, drehte bedächtig den Schlüssel in dem Schlosse, und dann stürmte er den Felsen hinter dem Hause hinauf. Dort oben riß er den Hut vom Kopfe, schwenkte ihn jauchzend in der Luft und rief aus voller Brust in die Berge hinaus: „Ich komme, Margaretha, ich komme, und hole Dich heim!"

Am nächsten Morgen wanderte Florian den Weg, den er einst mit Margaretha gegangen. Er erinnerte sich an jeden Baum, an jeden Fels, und an die Stelle, wo sie mit zagender Hand nach den Thürmen von Meran gewiesen hatte. Auch auf dem Postplatze stand er wieder und blickte nach der Ecke, hinter der er ihr blondes Köpfchen zum letztenmal gesehen. — Und dann ging der Weg weiter in die unbekannte Welt hinaus, mittelst Postwagen und mittelst brausender Locomotive, tagelang, bis Florian in der großen, deutschen Stadt angelangt war, und nach vielem Irregehen und mühseligen Durchfragen, des Abends in der bestimmten Straße und vor dem bestimmten Hause stand.

„Hoho Florl, Muth! was wär' denn das dumme, schwindliche Zeug im Kopfe," sagte er halb lächelnd, ganz leise zu sich selber, während er mit den schweren, genagelten Schuhen die breite, steinerne Treppe hinauf schritt. Ja, Muth! dachte er, und griff mit der sonderbar schwankenden Hand nach dem Glockenzuge.

Eine Dienerin öffnete und hörte lächelnd die Frage des schmucken tiroler Burschen, der mit seinem Stock und Reisegepäck und dem ragenden Federschmuck auf dem Hute, im flackernden Lichte der Gasflammen auf dem Corridore stand.

Margaretha sei nicht zu Hause; sie sei in der Oper, wurde ihm berichtet. Florian stand enttäuscht an der Thürschwelle.

„Kann ich sie dort sehen?" fragte er bestürzt.

„Warum nicht?" lachte die Dienerin.

„Aber werde ich sie auch unter den vielen Menschen finden?" fragte Florian, der das Lachen des Mädchens ganz überhörte.

„Oh gewiß, versuchen Sie es nur," sagte dieses, und lehnte sich dann über das Stiegengeländer, um dem hochgewachsenen, schlanken Burschen nachzusehen.

Wieder ging es an ein Fragen und Irregehen, bis Florian in das Portale des großen Opernhauses trat. Die rollenden Wagen, das Drängen der Menschen, die Lichter, die Stimmen, der Glanz der Wände, der Duft der Blumen und Kleider, alles das hätte Florian bald verwirrt und muthlos gemacht, wenn nicht plötzlich sein Blick auf den Ankündigungszettel an der Thüre gefallen wäre, der für den heutigen Abend die Aufführung der Oper

„Margaretha“ von Gounod verhieß. „Margaretha,“ der Name stand dort groß geschrieben und erschien Florian wie eine fröhliche Verheißung, daß er die heißersehnte, die geliebte Jugendfreundin heute noch wiederfinden werde.

Und so saß er denn drinnen in dem hohen, stolzen, blendenden Zuschauerraum, und blickte von einer der Galerien in das Haus hinein. Diese Menschen! Hunderte und Hunderte! da mußte die ganze Stadt versammelt sein, oder gab es außer diesen Leuten hier auch noch andere in den Gassen und den Häusern? Und wie sollte er da Margaretha finden? — Aber doch; ihr goldiges, sonniges, funkelndes Haar, das mußte herausleuchten aus der bunten, wirren Menge. — Er suchte und suchte. Er vergaß, wo er war, die Musik, den auffliegenden Vorhang, den Sänger dort unten, selbst den leuchtenden Teufel, der ihn nur einen Augenblick stutzen machte. — Wieder flog der Vorhang in die Höhe, wieder wirbelte es dort unten von Menschen und Tönen, wieder suchte Florian mit angstvollem, hoffnungsmüden Blicke in der Menge. Da war es mit einemmale tief stille, die Sänger, die Instrumente schwiegen, die Zuhörer lehnten sich über die Brüstung horchend in den Raum hinaus, und glockenhell und rein, mit ergreifender Klarheit, weich und doch herzdurchdringend erklangen die wundersamen Töne einer Frauenstimme, welche die einfachen Worte sang:

„Bin weder Fräulein, noch schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn.“

Und dort unten auf der Bühne stand eine schöne, schlanke Frauengestalt in einem weichen, weißen Kleide, und zwei goldig blonde, volle Flechten hingen über ihre Schultern herab.

„Margaretha!“ rief Florian überrascht und überwältigt, und breitete beide Arme aus.

Donnernder, dröhnender Beifallssturm verschlang den Ruf, und Florian sprang von seinem Platze fort in das Haus hinab. — Die Sängerin war nicht zu sprechen, nicht zu sehen; er hatte es wohl gedacht. Aber an der Thüre, vor der ihr Wagen stand, hielt er Wache und hoffte sie einen Augenblick zu erschauen. Man brachte Kränze in den Wagen und Blumen und Bänder, dann drängten sich die Menschen an den Schlag, dann kam eine schlanke, mit Mantille und Schleier gegen die Nachtluft dicht verhüllte Frauengestalt und schlüpfte in die Kutsche, und dann flog diese um die Ecke und war verschwunden.

Am nächsten Morgen zog Florian wieder an der Glockenschnur. War die Sängerin seine Margaretha oder hatte er geträumt? — Diese Frage hatte ihm die Nacht schlaflos gemacht.

Die Dienerin öffnete. Sie führte ihn durch ein mit Teppichen belegtes Eintrittszimmer. Dann öffnete sie eine Thüre und sprach einige meldende

Worte. Von jenseits des Gemaches leuchtete die Morgensonne wie einst durch das Fenster in dem Schildhofe herein, und fiel mit ihren funkelnden Strahlen auf eine Schaar von duftenden Blumen und Kränzen und auf ein reizendes, blondes Mädchen herab, das mitten unter diesen Blumen stand. — Einen Augenblick sahen die tiefblauen Augen des Mädchens, wie fragend und befremdet, nach der Thüre, dann leuchtete plötzlich helle, kindliche Freude über das holde Angesicht und mit offenen Armen flog sie, über die Blumen weg, Florian entgegen,

„Florl!“ rief sie mit dem alten hellen Klang der Stimme. „Endlich bist Du da. Ich dachte, ich sähe Dich nie mehr wieder. Wie habe ich mich gesehnt nach Nachricht von Dir, von zu Hause, vom Vater! — Wie lange, lange hast Du nicht geschrieben.“

„Ich wollte selber kommen; ich hab' es ja versprochen,“ sagte Florian, den die zarte, weiche Hand, die in der seinen lag, die Spitzen und die Seide an dem Morgenkleide, die Blumen in dem Zimmer, die Kränze und die Bänder verwirrten, während ihm Margaretha's treue, blaue Augen wieder Muth einflößten. „Ich hab' Dir ja versprochen, daß ich Dich holen komme.“

Margaretha's Hand glitt sanft aus der seinen.

„Ja, ja, Florl, das hast Du versprochen,“ sagte Margaretha lächelnd und dabei nickte sie mit dem Kopfe. „Aber Du hast lange, lange warten lassen — und nun ist es zu spät.“

„Zu spät?“ fragte Florian, und es war ihm, als würde es plötzlich Nacht in dem Gemach.

„Ja, zu spät,“ wiederholte Margaretha. „Weißt Du, Florian, daß ich seither eine berühmte Sängerin geworden bin?“ Sie sagte das mit halbem Ernste und halbem Lächeln, in dem Tone, in welchem die ältere Schwester zu dem weit jüngeren, unerfahrenen Brüderchen spricht; was wußte auch Florian, ihr Jugendgefährte aus dem einsamen Tiroler Thale, von dem Berufe, von der glänzenden Laufbahn einer berühmten Sängerin! „Ja, Florian, ich bin auf dem Weg zu Ruhm und Ehren; ich kann nicht umkehren, nicht heimkommen, jetzt nicht.“

„Und wann?“ fragte Florian, ohne zu wissen, daß er es that.

„In Jahren — in vielen, vielen Jahren, von denen wir jetzt noch gar nicht reden wollen. Und dann, Florian, dann bin ich wohl eine reiche, reiche Frau: dann kaufe ich den Schildhof und wohne darin, und dann sollt Ihr Alle, der Vater, Du, alle Nachbarn gute, sorglose Zeit haben; keinen Kummer, keine Noth! Und Du wirst mir erzählen, was Du die ganzen Jahre unserer Trennung erlebt hast und ich erzähle Euch, was ich erlebt habe in der großen, schönen, weiten Welt.“

Florians Herz zuckte, und er sagte langsam: „Da habe ich Dir den Schlüssel gebracht — zu dem Hause Deiner Eltern — da —" er reichte ihr den Schlüssel hin, und ihre Hände begegneten den seinen.

Margaretha sah eine Secunde auf das plumpe eiserne Ding herab und ihre Augen füllten sich plötzlich mit Thränen. „Mein Gott!" rief sie, „da ist er, der die Heiligthümer meiner Kindheit verschloß; das liebe alte Haus — die Stuben, das Kämmerlein, in dem ich schlief und betete und von dem ich hinaus auf den Garten und meine Blumen sah. — Nein, Florl, weich darfst du mich nicht machen; das geht nicht an. Da, nimm den Schlüssel zurück; bewahre ihn als Dein Eigenthum, und das Haus und den Garten dazu. — Es wird alles verfallen und verödet sein, aber Du wirst es doch lieb haben, das alte Gerümpel; und wirst vielleicht mit deinem Vater oben wohnen; für zwei Menschen ist dort gerade Raum genug. — Und ich brauche das Haus in meinem Leben nicht mehr; — ich kaufe ja den Schildhof," fügte sie durch Thränen lächelnd hinzu, „wenn ich einst als alte Frau vielleicht doch noch zu Euch komme."

Das Haus ist nicht verödet — ich habe es gepflegt, geschmückt — es war meine Heimat — meine Kirche — mein Alles! hätte Florian gerne ausgerufen und dann geschluchzt wie ein Kind. Aber er hielt sich tapfer und aufrecht, und keines der Worte kam über seine Lippen. Er legte den Schlüssel sachte auf ein Tabouret, das nebenan stand und sagte langsam und bedächtig, so daß man fühlte, wie schwer jedes Wort über seine Lippen kam. „Ich danke, Margaretha; behalte den Schlüssel — ich kann das Haus nicht annehmen — ich nicht. Es wäre mir, glaube ich, zu enge darin. Ich bleibe lieber in dem Schildhof; dort steht mein Webstuhl — und dort wird er auch bleiben mein Leben lang."

Die Dienerin erschien an der Thüre und meldete Besuch drüben in den Zimmern der alten Tante. Florian fühlte, daß es Zeit sei, Abschied zu nehmen; er wollte trotz Margaretha's Einladung nicht hinüber zu der alten Frau und auch nicht wieder kommen. Margaretha reichte ihm ihre kleine Hand; ihre blauen Augen sahen ihn wie Sterne an, die weltenweit von ihm lagen. Die Stimme aber hatte den alten, lieben Klang. „Es war gut und treu von Dir, daß du gekommen bist, Florl," sagte diese Stimme. „Ich wollte, ich könnte Dir es vergelten."

Stille und einsam wanderte Florian einige Tage später in das grüne Passeierthal hinein. — An der Thüre der großen Stube des Schildhofes kam ihm sein alter Vater entgegen. — Florian hatte ihm nicht viel von seiner Reise zu berichten; es war bald Alles kurz gesagt, und mit dieser Erzählung war auch Florian's Jugendgeschichte geschlossen.

Wieder sind Jahre vorüber gegangen.

Das Häuschen auf dem felsigen Hügel steht verlassen und vereinsamt, und die alte Föhre ragt in das Thal hinaus. Der Schildhof ist in Händen des alten Besitzers, und ist ein gastliches Haus geworden. Fremde gehen ab und zu; Trinkstuben sind eingerichtet; in der gewölbten Vorhalle sind große Fässer übereinander gethürmt und von dem Stiegenhause und dem gebohnten Saale tönen Tag um Tag fröhliche Stimmen und klingen nicht selten die Becher voll funkelnden Tiroler Weines.

Unten aber, in der großen Stube des Erdgeschosses, braust und rauscht der Webstuhl und zu diesem herab beugt sich ein hochgewachsener Mann mit bleichem Haare und ernstem Gesichte.

Zuweilen, wenn draußen in der Halle fröhliche, fremde Menschenstimmen ertönen, hält der Mann plötzlich in seiner Arbeit inne und horcht hinaus. — Aber Niemand tritt von allen den Menschen in die Stube herein. Nur die Sonne kommt hier oft zu Gaste und leuchtet bis zu der Thüre hinüber, und thut, als ob sie warte, um mit ihrem goldigen Glanze das junge, blühende Kind zu grüßen, das dort einst an der Schwelle stand.





Gedichte

von

Robert Hamerling.

Das Ringlein.

Ich hab' ein Ringlein liegen
Im Schrein, mit ander'm Tand;
Das kommt nun so zu Zeiten
Mir wieder in die Hand.

Der Stein ist ausgebrochen,
Ein schimmernder Rubin;
Ihn wieder einzufügen —
Es kommt mir nicht in Sinn.

Der Reif ist gar gesprungen;
Ich könnt' ihn schmieden neu:
Doch nein, er bleib' in Stücken,
's ist besser, meiner Treu'.

Drei Welten.

Es schuf ein guter Geist die schöne Welt:
Dem Chaos zog er aus dem Rachen sie
Und badete sie rein in Strömen Lichts,
Und schmückte sie mit jedem holden Reiz,
Mit aller Formen, aller Farben Zauber;
Und off'ne Sinne schuf er, sie zu schau'n,
Und Herzen schuf er, ihrer froh zu werden.
Ein Eden war die Welt, die Gott erschuf.

Dies Paradies — mit Grimm ersah's der Drache,
Der Sohn der alten Nacht: einbrach mit Macht
Der Unhold in die schöne Gotteswelt.
Und Unheil stiftet er nun tausendfach
In wilder, tückischer Zerstörungslust.
Er jagt die Ströme aus den Ufern, wälzt
Sie über Segensfluren brausend hin;

Er reißt der Berge Gipfel los, begräbt
Das Thal mit Schutt und rollenden Lawinen,
Erstickt mit Donnerhall das Todesröcheln;
Er nimmt zum Flügelrosse sich den Blitz,
Entfacht mit seines Odems Sturmeshauch
Zum Riesenbrande den verlornen Funken;
Dann, wie Leviathan in Meeresgründen
Regt er sich ungestüm in Erdentiefen,
Drückt mit gigant'schem Rücken hoch empor
Des Erdballs Felsenkruste, daß die Städte
Wie Kartenhäuser durcheinandertaumeln.
Aus heißen Wüstensümpfen fernher führt
Er durch die Luft der Seuchen fahles Heer,
In nächtlich leisem Flug — und wieder dann
In toller Wuth entfesselt er die laute,
Die blut- und thränenreiche Noth des Kriegs.

So schafft der Dämon eine zweite Welt:
Die Welt des Uebels und die Welt des Leides.
Und immer neues Leid ersinnt er, gießt
Der Schmerzen Füllhorn über uns're Erde
Hohnlachend aus, und sieht mit düst'rer Freude,
Wie unter seinem Tritt das arme Leben
Aus tausend Wunden blutet; an der Völker,
Der Massen Jammerruf ergötzt er sich,
Wie am erstickten Seufzer des Verlass'nen,
Des Schmachtenden in einsam dumpfer Zelle. —

Doch wie der Gotteswelt die Welt des Leides,
Erhebt nicht so der Welt des Leides auch
Vielleicht sich gegenüber eine neue?
So ist's! und diese dritte Welt, wer schuf sie?
Der Mensch gebiert sie — aus der eig'nen Seele.
Und welche Welt ist das, die Welt des Menschen?
Die Welt der Menschlichkeit! die Welt der Milde,
Die Welt, wo schmerzenheilend quillt der Balsam,
Den Einer in des Andern Wunde träuft! —
Was stillt allein das Leid der Welt? Das Mitleid! —
Die Welt des Mitleids ist die Welt des Menschen.
Still ob der schönen Welt, in deren Reiz
Die Teufelsfaust verwüstend wühlt, verheerend,
Aufbaut der Mensch die neue, sittlich-schöne! —

O Mitgefühl — du Glanzjuwel der Krone,
Die des Naturbeherrschers Stirne schmückt,
Nur dort, wo du nicht leuchtest, siegt die Hölle! — —

Drei Welten sind — sie steh'n sich gegenüber:
Das Gottesreich bekämpft der Sohn der Nacht.

Wer gibt im Kampfe zwischen Gott und Satan
Den Ausschlag? wer entscheidet ihn? der Mensch!
Verbünden wir, indeß die beiden sich
Befehden, uns're Kraft dem Gottesreich,
Und wahren wir das Herz uns unverhärtet,
Und werfen wir entscheidend in die Wagschal',
Die zwischen Heil und Unheil düster schwankt,
Den heiligen, den weltbefreienden,
Erlösenden Tribut der Menschenliebe.

Gedenksprüche.

1.

Wegküßt von den Blumen der Morgen die Zähren,
Der Blitzstrahl erlischt in erfrischendem Regen,
Aufrichten sich neu die verhagelten Aehren,
Und ewig verwandelt der Fluch sich in Segen.

2.

Bechergnome.

Sitzt beim Trunk ein weiser Mann, gottbeseelter Zecher,
Kränzend sich mit Laub die Stirn, kränzend auch den Becher,
Muse rechts und Grazie links wiegend auf dem Knie,
Solch' ein Zecher wird berauscht, doch betrunken nie.

3.

Such' nur Tag für Tag dich durchzuschlagen,
Denn das lange Jahr besteht aus Tagen;
Jede Zeit hat glorreich überwunden,
Wer bewältigt tapfer hat die Stunden;
Kränze flicht die Ewigkeit dem Muthe,
Der obsiegt hat kecklich der Minute.

4.

Schafft Kleines einmal ein Großer, so denkt,
Daß die Gabe des Großen nie klein ist,
Und daß sie Fleisch doch von seinem Fleisch,
Und Bein von seinem Bein ist!

Es wird selbst Gottes Schöpfermacht
Durch Maus und Wanze nicht zu Schanden,
Und wer ihn im Kleinsten nicht wiedererkennt,
Hat ihn im Großen nicht verstanden.



Aus den Jugendliedern.

Von

Julius von der Traun.

Besiegt.

Kaum war ich mir der süßen Kraft bewußt
Ein Frauenherz in Liebe zu besiegen,
So rief es mich hinaus voll Muth und Lust
Viel holde Gegnerinen zu bekriegen.

O, nie vergesse ich den stolzen Zug!
Es glänzte hell mein Schwert, die starke Rede;
Umweht von meines Banners heiterm Flug
Ging's Tag für Tag von Fehde nur zu Fehde.

An hundert Orten pflanzte ich es auf,
Auf hoher Schlösser schwer erstieg'nen Wällen,
Auf niedern Hütten — wie des Glückes Lauf
Mir günstig war in wechselvollen Fällen.

Man kannte seine Farben schon im Land —
Doch ach, sein Siegen ist zu End' gegangen,
Seit ich von Deiner kleinen weißen Hand
Gefesselt liege und in Lieb' gefangen.

Doch wünsch' ich mir Erlösung nicht, noch Tod,
Wie sonst im Thurme der bezwungne Ritter,
Denn meine Fesseln sind von Rosen roth,
Und ganz aus gold'nen Stäben ist mein Gitter.

Und lieber denk' ich an den Tag zurück,
Wo Du mich rasch bezwangst in offnem Kriege,
Als an die frühern Fahrten, reich an Glück,
Und an die ritterlich errung'nen Siege.

Ich bin in voller Rüstung vor Dein Thor,
So wie ein sieggewohnter Held gekommen
Da tratst Du, eine schwache Jungfrau, vor,
Und hast mir meine Fahne abgenommen.

Segen.

Ich lebte lange ohne Liebe,
Das Leben konnt' ich nicht versteh'n,
Der Segen floh vor meinem Treiben,
Jetzt hoff' ich, wird er bei mir bleiben
Doch endlich, da ich sie geseh'n.

Sie hat den Frieden meines Herzens
Gebannt, der treulos von mir wich,
Sie hat das Leben mir verkläret
Mit ihrer Lieb', die ewig währet,
Sie, die den Engeln liebend glich.

Als sie noch fern, schien ich verloren,
Bestimmt in Stürmen zu vergeh'n;
Hob sich mein Herz zu seinem Gotte,
So kam der Zweifel wilde Rotte,
Da kam es wie des Windes Weh'n.

Ihr Blick schien mir ein Strahl von Oben,
Den Gottes Worten ich verglich.
Noch kommt es, hält in stillen Stunden
Ihr Arm mich liebevoll umwunden,
So wie ein Segen über mich.





Modernes Drama in Ungarn.

(Gregor Csiky's Werke.) 1842–92

Von

Ludwig Dóczi.

Gerne berühmt sich Einer, der von eigenen Thaten nicht viel zu erzählen hat, seiner Freunde und Anverwandten, welche viel in die Welt geschaut und Vieles zurückgebracht haben. Er berichtet gemächlich und nicht ohne Ruhmredigkeit, was Jene erfahren und erzählt. Gefahr und Unbill hat er nicht getheilt, aber er nimmt sein Theil an dem Credit, den Jene genießen. So ungefähr erzähle ich, da ich den „Dioskuren" Eigenes nicht mitzubringen habe, von dem, was meine Landsleute daheim, und besonders Einer, der Fleißigste unter ihnen, auf dramatischem Felde versuchen und zu leisten im Stande sind.

Ich spreche dabei von Gregor Csiky, dem Verfasser vieler und erfolgreicher Stücke, welche ungarisch sind und weltverständlich zugleich. Der Mann ist fruchtbar, denn er producirt außer anderen, oft sehr ernsten literarischen Arbeiten jährlich mindestens zwei Stücke, welche im Nationaltheater, auf der ersten Bühne des Landes, dem Zuschauer Freude, dem Verfasser Ehre und dem Theater Einnahmen bringen. Er ist ein gebildeter und verständiger Mensch, was sich schon aus dem Umstande schließen läßt, daß er Ordensgeistlicher und vortragender Professor gewesen ist. Er hat diese beiden Stellungen gegen die eines berufsmäßigen Schriftstellers und eines glücklichen Gatten vertauscht, und auch diejenigen, die diesen Tausch nicht billigen wollen, gehen nicht so weit zu behaupten, es hätte sein Wissen und

Verständniß darunter gelitten. Er ist kein großer Dichter, hält sich wohl auch selbst nicht dafür; aber er allein bringt es zuwege, daß das ungarische Nationaltheater seinen Bedarf an Neuigkeiten zum großen Theil aus heimischer Production zu decken vermag. Welcher deutsche Director wäre des Mannes nicht froh, der ihm zu jedem Jahre zwei lebenskräftige Jungen ins Haus brächte?

Hiemit glaube ich es im Allgemeinen gerechtfertigt zu haben, daß ich die Aufmerksamkeit deutscher Leser für einen Mann in Anspruch nehme, dessen Werke der deutschen Bühne noch fremd sind und der deutschen Literatur wohl auch fremd bleiben werden. Gregor Csiky hat den rein literarischen Ambitionen auch vor seinem heimischen Publikum halb und halb entsagt und dafür von der Kritik manchen Tadel, von der idealen, aufstrebenden jüngeren Autorenwelt manche Geringschätzung erfahren. Man kann dem Tadel beistimmen und doch die Geringschätzung ungerecht und einfältig finden. Diejenigen, welche von dem erfolgreichen Bühnendichter gering sprechen, weil er seine Triumphe hauptsächlich der Mache und dem Sinn für das Alltägliche verdanke, unterschätzen sein Talent und überschätzen die dramatische Literatur der Gegenwart.

Von dem Umfange und der Art des Csiky'schen Talentes soll noch weiter die Rede sein. Hier dürfen wir, einleitend und vorbereitend, über die dramatische Production unserer Zeit Einiges bemerken. Es wird keine bloße Abschweifung sein, sondern gleichsam den landläufigen Geldcours feststellen, an dem sich der Werthgehalt der Csiky'schen Productionen mit Billigkeit messen läßt. Vielleicht zeigt es sich hiebei, daß der fruchtbarste ungarische Dramatiker, der Manchem unter seinen Landsleuten nicht hoch genug strebt, im Ganzen nicht unter dem Niveau Derjenigen steht, welche sich auf deutschen Bühnen unbestrittener Erfolge erfreuen.

Ich bin auf dem internationalen Parnaß der Gegenwart zu wenig bewandert, um zu ermessen, in welchem Grade die lyrische und epische Poesie die Theilnahme der Zeitgenossen genießt. So viel ist aber auch dem oberflächlichen Betrachter deutlich, daß an Unmittelbarkeit der Wirkung, an Verbreitung in die Weite und Tiefe der Volksschichten, an Reichthum der Erscheinungen und steter Wechselbeziehung zwischen Bedürfniß und Production alle andern Dichtungsarten weit hinter dem Drama zurückstehen. Das Drama hat, ohne daß seine ästhetischen Grenzlinien verschoben wären, aufgehört eine Gattung von Poesie zu sein. Es ist mehr — oder weniger? — es ist eine Institution geworden. Der Büchermarkt, die Leihanstalten, auch der Lesetisch lyrisch empfänglicher Jungfrauen können lange vom Alten zehren; auf diesem Gebiete gehen die Novitäten mehr aus dem Bedürfnisse der Schreibenden, als der Lesenden hervor. Das Theater aber

verlangt an jedem Tag sein Stück, und fast in jedem Monat ein neues Stück. Das Theater ist die Literatur der Gebildeten und der Halbgebildeten. Es ist die Lektüre jener Leute, die nicht lesen. Gerade diese aber sind auf Abwechslung sehr erpicht. Nicht daß ihr Durst zu genießen ein so unersättlicher wäre. Aber sie kritisiren gerne, und dieser edlen Leidenschaft bieten alte Stücke, deren Renommée schon festgestellt ist, zu geringen Stoff. Eine Bühne wird also den Ansprüchen des Publikums nicht genügen, wenn sie ihm fortwährend Gutes bringt, — was sich aus dem Schatze der Literatur aller Zeiten und Länder unschwer und ohne große Kosten machen ließe, — sondern sie muß der gebildeten Menge zu reden geben. So bleibt sie in der Mode.

Nun steht allerdings nichts Grundsätzliches dem im Wege, daß das Neue, welches die Theater alljährlich bringen, auch gut sei. Aber die Erfahrung zeigt, daß thatsächlich — gewiß ohne alle innere Berechtigung — der Genius der Nationen mit ihrem dramatischen Neuigkeitsbedürfniß nicht gleichen Schritt hält. Die Vorsehung, die einem weniger theaterbedürftigen Jahrhundert einen Calderon, Shakespeare und Molière verlieh, die später ein einziges Volk fast auf ein Mal mit einem Lessing, Schiller und Goethe beschenkte, macht nicht die geringste Miene, für diese theaterfreudige Generation, welche lebt und leben läßt und ihre Autoren zu reichen Männern macht, ein Uebriges zu thun. Ist es nicht merkwürdig, daß es zu Grillparzer's Zeit keine Tantièmen gab, und daß es jetzt Tantièmen genug, aber keinen Grillparzer gibt? Noch mehr. Aus den halb posthumen Erträgnissen Grillparzer'scher Stücke soll in gewissen Perioden ein deutsches Stück von literarischem Werthe prämiirt werden, und die Richter sind — glaubhafter Meldung zufolge — oft in Verlegenheit, ein halbwegs würdiges Poem zu finden, welchem dieser Preis könnte zugesprochen werden. Den erfolgreichsten Bühnenspielen unserer Zeit steht das Publikum meist wie amusanten Badebekanntschaften gegenüber. Man hat sich kennen gelernt, bewahrt auch wohl eine angenehme Erinnerung an das heitere Begegnen — aber man setzt die Bekanntschaft zu Hause nicht fort. Man hat das Stück gesehen, und findet nicht, daß es nöthig oder ersprießlich wäre, es auch zu lesen. Ja die Ambition, ein Stück zu schreiben, das auch auf dem Lesetisch einen Platz finden kann, erweckt Zweifel und Verdacht, man habe es — Gott schütze! — mit einem Buchdrama zu thun.

Es ist jedenfalls zu bedauern, daß dem so ist und daß den Verfassern von Bühnenstücken der literarische Ehrgeiz mehr und mehr abhanden kommt. Aber es wäre ungerecht, sich dafür an die Autoren selbst zu halten. Die Wahrheit ist, daß es immer mehr Geschick, als Talent und mehr Talent, als Genie gegeben hat. Darin ist unsere Welt nur um ein Geringes schlechter,

als die unserer Vorfahren. Die Zeit hat eben nur das Unvergängliche geschont und wenn wir Lessing, Goethe und Schiller so unmittelbar neben einander sehen, so kommt dies daher, daß Kotzebue, der dazwischen lag, für uns kaum mehr existirt. Dann aber kommt in Betracht, daß die „echten Prinzen aus Genieland," auch wenn wir sie hätten, den Bedarf unserer rasch verzehrenden Zeit nicht zu decken im Stande wären. Solche Fürstlichkeiten reisen schwer und mit großem Gefolge. Wo sie erscheinen, macht der Wirth einen Treffer; aber leben läßt sich davon nicht. So muß die Bühne ihren Lebensbedarf Denjenigen verdanken, die den täglichen Verkehr ausmachen, den wohlbemittelten Durchschnittsmenschen. Um den Director wäre es schlecht bestellt, der einem Gaste die Einkehr weigern wollte, so lange er nicht die literarische Freiherrnkrone auf dem Gepäcke erspäht.

All' dies hätte volle Geltung, wenn die großen, selbstleuchtenden Gestirne, welche der Bühne den höheren Glanz poetischer Offenbarung verleihen, an unserem Himmel aufgegangen wären. Sie sind es aber nicht. Dat pira, dat poma, qui non habet alia dona, können unsere Bühnendichter mit Recht und Bescheidenheit sagen und ich wüßte nicht, was ihnen zu entgegnen wäre, außer . . . .

Ja, Eines ließe sich allerdings entgegnen, wenn man wüßte, daß es nicht übel genommen wird. Wer Aepfel bringt, ist willkommen und auch, wer Birnen bietet. Aber der gute Preis, in dem diese Früchte stehen, sollte Niemanden verleiten, sie zu oft zu bringen; denn erstens wird man auch der guten leicht überdrüssig und zweitens läuft bei dem großen Eifer viel unreifes oder überreifes Zeug mit unter. Mit andern Worten gesagt: ich fürchte, daß der reiche Lohn, der gelungenen Bühnenwerken heutzutage sicher ist, auf ihre Qualität nicht fördernd einwirkt. Eine gute Première bedeutet in unseren Zeiten nicht nur Ruhm, sondern möglicherweise auch ein kleines Vermögen: in Paris ein Palais, in Berlin und Wien ein Landhaus, in Budapest eine kleine Pußta, oder doch wenigstens die Aussicht auf eine solche. Nach einem solchen Erfolge, den die Zeitungen gerne und wohlwollend in alle Länder tragen, recken sich tausend Hälse gewissenhafter Directoren nach dem neuen Mann. Dieser fühlt wohl, daß er nicht sicher sei, ein zweites Mal den Geschmack des Publikums gerade so zu treffen; aber er kann nicht verkennen, daß sein plötzlich aufgetauchter Name ein Capital sei. Freunde drängen zu neuen Versuchen. Ist ja der Weg gebahnt, man braucht ihn nur kühn zu wandeln. Nach einem Succès ein Jahr, zwei Jahre ruhen, hieße Zeit, Kraft und Geld verschwenden. Nach und nach wandelt den glücklichen Dichter auch wirklich das bange Gefühl an, als würfe er an jedem Tag, an welchem er nicht eine Scene schreibt, eine exorbitante Summe zum Fenster hinaus. Auch der Gedanke, aus der Mode zu kommen und durch andere Namen verdrängt

zu werden, ist ein arger Dränger, und so sitzt der Glücksmann am Schreibtisch und sucht dort nach dem, was eigentlich früher hätte da sein müssen, um ihn an den Schreibtisch zu führen: nach der Idee. Es ist früher beschlossen, ein Stück zu schreiben, als der Stoff zu dem Stück da war. Das Abenteuer, das holde Ungefähr, das sonst zur Umarmung der Muse geführt hat, wird zur lieben, ehelichen Gewohnheit, den Drang des Schaffens ersetzt die Pflicht, und es entstehen Werke, an denen das Wollen mehr Theil hat, als das Können. Und das ist nicht nur für Werke von höherer Absicht ein Nachtheil. Der geringste Schwank, die gewöhnlichste Salon-Intrigue, das leichteste Proverbe und last and least, das hohl lärmende Rühr- und Sensationsstück, sie alle brauchen Inspiration und vertragen sie. Auch eine Posse sieht ganz anders aus, wenn der Verfasser seine Freude an ihr gehabt hat, als wenn er sie im Schweiße seines Angesichtes geschmiedet. Aber man kann auf die Inspiration nicht warten: die Bühne fordert und verspricht, die Tantièmen rufen und locken und die Stücke werden zum Termine fertig, nachdem sie schon Monate früher im Prospect der Directionen figurirt haben.

All' dies sieht wie Uebertreibung aus, so lange es nicht durch Namen und Titel illustrirt wird. Aber eine solche Illustration ist odios und wird leicht ungerecht, denn man könnte das Schlechteste vergessen. Es genügt, auf einige deutsche Lustspiele und Possen hinzuweisen, welche seit Jahren den bleibenden Gewinn einer Bühne, wie das Wiener Hofburgtheater, vorstellen. Die Direction ist nicht zu tadeln. Weder Dingelstedt, noch Wilbrandt konnten mehr thun, als das Amusanteste und Beste, was Originaldichter in deutschen Landen geleistet, ihrem Publikum vorzuführen. Aber daß dieses Beste oft besser geworden wäre, wenn die Autoren die gute Stunde abgewartet hätten, ist umso zweifelloser, je mehr Anerkennung wir ihrem Talente zollen.

Gerechter Vorwurf trifft eigentlich eher das Publikum, welches auch von einem Kunstinstitute ersten Ranges in vorderster Linie Neues verlangt, und die Saison als eine verlorene beklagt, in welcher diesem Verlangen nicht reich entsprochen wurde. Diese Gier nach Novitäten, sowie der Umstand, daß dramatische Autoren von ihren Stücken heutzutage leben können und wollen, drückt ihre Leistungen unter das Niveau ihrer Fähigkeit.

Wenn man sich diesen Stand der dramatischen Literatur vor Augen hält, wenn man in Betracht zieht, daß ein Wilbrandt bis zur Tochter des Herrn Fabricius und ein Sardou bis zur Fedora hinabgestiegen ist, dann wird man den Leistungen Gregor Csiky's einen namhaften relativen Werth, besonders für das dramatisch so junge Ungarn nicht gut absprechen können.

Auch Csiky ist, um seine heutige Höhe zu erreichen, einige Stufen herabgestiegen. Als sein Name im Jahre 1875 zum ersten Male auftauchte,

erschien er im Lichte eines jener idealistischen Stürmer, welche sich noch hie und da vermessen, die ewig unwandelbare Menschennatur in erdichteten Gestalten, ohne leibhaftige Modelle zu schildern. Sein Lustspiel „Das Orakel," mit welchem er den Teleky-Preis der Akademie errang, spielt zu Delphi. Es schildert den Untergang des Tempels, herbeigeführt durch die Liebe der letzten Seherin zu einem griechischen Jüngling, im Kampfe gegen den Priester Apollo's, der die Heilige unberührt von menschlichen Begierden erhalten, oder, wenn dies nicht anginge, Schuld und Wonne der Entweihung auf sich nehmen will. Dieses in Jamben und stellenweise in gereimten Versen dahinfließende Werk, welches den literarischen Ruf des Temesvarer Benediktiners begründete, hat auch auf der Bühne Bestand gehabt, und im Buchhandel eine zweite Auflage erlebt. Ein zweites Werk errang um ein Jahr später denselben akademischen Preis. Es war dies die Tragödie „Janus," die nicht etwa auf Delphi's Orakel den römischen Tempel folgen läßt, sondern den Streit des Heidenthums in Ungarn gegen die siegreiche christliche Kirche zum Gegenstande hat. Dieses Trauerspiel hat auf der Bühne einen Achtungserfolg erzielt. Noch ein Jahr und wieder geht der Name Gregor Csiky's gekrönt aus dem Wettgesange der akademischen Concurrenz hervor, diesmal mit den höchsten und seltensten Ehren, denn es galt den Graf Karácsonyi-Preis, der nicht wie der Teleky'sche, dem relativ besten Werke „auch unter dem Schätzungswerthe" hintangegeben werden muß, sondern nur Dramen von absolutem poetischem Werthe, welche einen Fortschritt in der Literatur bedeuten, ertheilt werden darf. Dieser Preis war durch die Erfolglosigkeit der vorausgegangenen Concurrenz in seinem klingenden Werthe auf 400 Ducaten erhöht; die Akademiker, von jeher den Ducaten der Stifter von Herzen anhänglich, gaben also durch die Ertheilung dieses Preises ein eclatantes Zeugniß für die „absolute Absolutität" des dem Stücke innewohnenden Werthes. In der That hat sich dasselbe auch als echtes akademisches Preisstück erwiesen: es fiel bei der Aufführung im Nationaltheater eben so sanft, wie entschieden durch. Was schlimmer ist, es erweist sich auch bei der Lectüre als ein in Form und Inhalt gänzlich schales Werk, dessen poetische Diction nicht einmal gegen die übliche Uebersetzung eines italienischen Operntextes, viel weniger gegen die ungarische Literatur überhaupt einen Fortschritt bedeutet. Dieses Stück, „der Unwiderstehliche" (Az ellenállhatatlan) betitelt, behandelt die Abenteuer eines schäbigen spanischen Ritters, der sich einbildet, daß alle Frauen in ihn verliebt seien, mit nichts weniger als spanischer Grandezza und Grazie. Sein einziges Verdienst ist eine klare und knappe Scenenführung, allerdings bei einer so ärmlichen Handlung kein großes Verdienst, denn, wie es im vulgären Sprichwort heißt: „Kurzes Haar ist bald gebürstet." Der Mißerfolg war ein ganz ent-

schiedener, aber es war mehr ein Mißerfolg der Akademie der Wissenschaften, als des Autors. Dieser wandte sich, kurz resolvirt, von jener Manier ab, welche ihm akademische Preise, aber keinen nachhaltigen Bühnenerfolg gebracht hatte. Er verschwor es, für die Akademiker zu schreiben und ihren gefährlichen Beifall zu erwerben. Die Bühne und ihr Publikum erkor er sich zu seiner wahren Akademie. Die Akademie der Wissenschaften ließ ihn aber nicht ganz aus der Solidarität entwischen. Sie wählte ihn unter ihre Mitglieder, unter denen er auch ganz verdienstlich wirkt, denn er hat jüngst die Uebersetzung der Plantus'schen Stücke vollendet.

Man sagt, eine Reise nach Paris hätte den noch jugendkräftigen, der Ordensbande ledig gewordenen Mann sein eigentliches Talent entdecken lassen. Er sah dort Zola's „Assommoir," er sah auch an andern en vogue befindlichen Stücken die Treffsicherheit einer Mache, welche sich dem Bedürfnisse und den Nerven eines auf seine Affecte sozusagen eingeschulten Publikums anbequemt und Stücke hervorbringt, wie man sie „braucht." Die Selbstbeschränkung der französischen Autoren, die nie an der Form rütteln, nie mehr bieten wollen, als was im hergebrachten Rahmen bequem Platz hat, die in Form und Inhalt stets modern sind und bei dem scheinbar kühnsten Fluge, wie die Mouche d'or, doch an dem unsichtbaren Drahte des Regisseurs hängen, die Vorsicht im Festhalten an der verläßlichen Schablone, gepaart mit der Findigkeit, in diesem erprobten Rahmen immer ein neues Detail zu bringen, der gleiche Bedacht auf die Erhaltung der Mode und ihre Fortbildung, dieser Champagner aus Geist und Routine, die man auf Wienerisch „Technik, mit Orginalität gespritzt" nennen könnte, haben mächtig auf Csiky's Talent gewirkt und sind der Leitfaden seines erfolgreichen Wirkens geworden.

Das erste Stück dieser neuen Periode, „Die Proletarier," bedeutet denn auch einen Bühnentreffer, wie ihn das ungarische Theater noch kaum gekannt und wie er auch auf dem deutschen Theater, von Operetten und Localpossen abgesehen, die immer hundert oder nur zwei Vorstellungen erleben, zu den Seltenheiten gerechnet wird. Es ist ein rohes Stück, wenn man die Gefühle und Interessen, um die sich die Handlung dreht, in Betracht zieht; es ist ein meisterhaft gezimmerter, fein berechneter Bau, wenn man es als Bühnenhandlung beim Bühnenlicht betrachtet. Man wird es kaum glauben, daß ein Mann, der zwei schöne Frauen heiratet, um sie an seine Freunde zu cediren und gegen Geld in die Scheidung zu willigen, den Mittelpunkt einer Handlung bilden kann, ohne daß der Ekel die Zuschauer aus dem Theater treibt. Die Kühnheit dieses Vorwurfs (man möchte fast schreiben Kühnismus) wird erhöht durch die Schilderung von Gestalten, welchen die gesellschaftlichen Pestbeulen durch die zerrissenen Kleider sehen.

und welche dem Stücke den Namen geben. Eine alternde Salonbettlerin, die „als Witwe eines Märtyrers aus dem Freiheitskriege" von den Beiträgen der dupirten Gesellschaft lebt, eigentlich aber Spionin und Courtisane war und knapp dem Zuchthaus entgangen ist; ein Advocat, der wegen eines Delictes sein Diplom verloren hat und nun als Secretär dieser Anstandsdame die rührend stolzen Bettelbriefe verfaßt, wofür er mit den Abfällen ihrer eklen Küche gelohnt wird; ein abgetakelter Grundbesitzer, der nichts gelernt hat und unter der Firma eines Alterthumsforschers von Schulden und Karten lebt; seine Frau, die ihm für Geld cedirt worden und die nun, um wieder Geld zu machen, dazu mitwirkt, ihrem Gemal Nr. 1 ein gleiches Opfer in die Arme zu führen: diese Figuren stehen im Vordergrunde des Stückes. Es begreift sich, daß ein solches Werk entweder abschrecken oder mit Eclat gefallen muß. Das Letztere war der Fall und von hier ab bewegt sich Gregor Csiky mit zunehmender Sicherheit auf einem Terrain, das ihm und seinem Publikum gleich heimisch ist.

Sein nächstes Stück hieß „Glänzendes Elend" (Czifra nyomoruság) und hatte nachhaltige Wirkung. Es behandelt einen Gegenstand, den auch Paul Lindau bearbeitet hat: das Los der Leute, denen die Gesellschaft eine Stellung gibt mit all' ihren Lasten, ohne die Mittel, sie würdig zu behaupten. Die kleinen Beamten und ihr pecuniäres Elend bieten Csiky den Stoff, richtiger den Vorwand zu einer gut geschürzten Handlung, in welcher Liebes- und Eifersuchtsconflicte mit der halb wehmüthig, halb derbkomisch behandelten Misère armer Schlucker verwoben sind. Ein gewisser Reiz liegt hier, wie in dem früher genannten Stücke in der unverholenen, beinahe kecken Weise, mit der Csiky die düsteren Seiten des Lebens auf die Bühne stellt. In den „Proletariern" ist es die Verworfenheit, in „Glänzendes Elend" die — wie soll man sagen? — die Miserabilität des Dargestellten, welche durch die nackte Art des Vortrages frappirt und schreckhaft anzieht. Man liebt es, derlei „krassen Realismus" zu nennen. Ich halte dafür, daß es richtiger als Neigung zum Häßlichen bezeichnet wird. Die Häßlichkeit der Charaktere in den „Proletariern" macht uns schaudern, aber die Geradheit, mit der sie aufgestellt sind, zieht doch an; es ist keine ästhetische Wirkung, aber es ist eine starke Wirkung. In dem ersten Theil von „Glänzendes Elend" wird die Armuth gewisser Kreise mit einer Schäbigkeit, mit einer eingehenden, peinigenden Genauigkeit dargestellt und erörtert, daß uns vom Zusehen der Magen knurrt und schwere Sorge um den Hauszins auch das Gemüth des Rangirten beschleicht. Das gibt in beiden Stücken einen qualvollen Effect, um den ein Dichter den Autor nicht beneiden dürfte. Aber Mancher dürfte ihn um die Geschicklichkeit beneiden, mit der er — vielleicht unbewußt — diesen Effect unmerklich mildert, abschwächt und schließlich ganz beiseite

läßt, nachdem er seinen Zweck, zu packen und zu rütteln, erfüllt hat. Da gewinnt die eine oder die andere sympathische Figur, die im ersten Acte nur für Momente zu Worte kam, zusehends breiteren Boden und stellt durch einige — allerdings mehr schablonenhafte — Züge von Unschuld und Edelsinn die häßlichen Partien in Schatten. Da tauchen in den Schurken kleine Lichter eines besseren „Ich" auf, Zeichen von Selbstverachtung oder Reue, unmotivirt und eigentlich unethisch, aber doch so, daß sie unser Mitleid erregen und uns zur Versöhnung geneigt machen. Da verliert sich aber auch zum Schlusse der Handlung fast alles Tendenziös-Realistische, das früher die Hauptsache schien und wird zum Beiwerk. Wir bleiben, ohne es zu merken, mit den gut menschlich und philisterhaft sich abspielenden Gemüthsangelegenheiten allein und haben das bürgerliche Stück von ehedem mit seinen Rührungen und Späßen vor uns, und sind es auch zufrieden, wenn die Betreffenden sich kriegen und die Bösen ihren Lohn davontragen. Eine schärfer aufschauende Kritik, deren Aufgabe allerdings erst nach Theaterschluß beginnt, ruft dann freilich noch ein Oho! und fragt nach, was denn die Schurkerei eines ganz ungewöhnlichen Frauenverkäufers mit dem Proletariat und die Treue einer Sectionsräthin zu ihren Gatten mit dem „Glänzenden Elend" zu thun habe? Aber es ist 11 Uhr Abends und für solche Fragen zu spät; das Publikum ist zufrieden und eigentlich sollte es die Kritik auch sein, denn, wenn Csiky die Schurkerei und Misère, die er so gerne und so treffend malt, auch consequent im Vordergrund ließe, so würde er allerdings beim Publikum keine Erfolge haben, aber der Kritik würde er es erst recht nicht zu Danke machen.

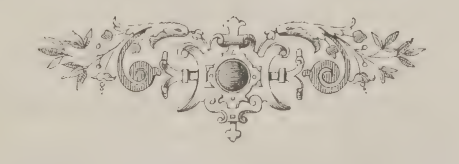
Ich darf — und muß füglich — nach so langem Verweilen bei zwei Stücken die andern Werke des Autors mit einfacher Angabe registriren. Er hat außer einem etwas rohen, aber sehr lustigen Schwank: „Caviar" (Abenteuer eines Provinzapothekers in der Hauptstadt) und einem sehr lustigen, aber etwas rohen Lustspiel: „Mukányi" (Bedrängnisse eines titelsüchtigen Provinzlers anläßlich einer Wanderversammlung von Naturforschern), noch mehrere Dramen der gleichen social-modernen Gattung geschrieben, welche alle an sogenannte Zeitfragen oder eine gesellschaftliche Specialität anknüpfen, und dieselbe, nachdem einmal das Interesse des Zuschauers gewonnen ist, weislich beiseite lassen, um nach dem Grundsatze „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen" den grellen Anfang durch ein gemüthwärmendes Ende wohlthuend aufzuwiegen. Von diesen Stücken behandelt Stomfay-család (die Familie Stomfay), das Thema des ungarischen Rangstolzes im Kampfe mit den rein menschlichen Gefühlen. „Martha Bozóti" dreht sich angeblich um die Wucherfrage, in Wahrheit aber — und dies ist zum Lobe, nicht zum Tadel gesagt — um die Aufopferung einer schlecht beleumundeten Mutter für ihren Sohn.

Alle diese Stücke haben ihrem Autor neben reichem Beifall auch jene sogenannte erste Stellung eingetragen, welche den Gefeierten zum Mittelpunkte einer „Partei" macht und ihm hiedurch außer den Neidern ganz unnöthig eine Gegenpartei erweckt. Es gibt Literaten in Budapest, die Gregor Csiky einfach bewundern und sie haben damit völlig Recht, wenn sie es aufrichtig thun. Unter diesen Bewunderern gehen Viele so weit, ihn über Szigligeti zu stellen, was ich mit Rücksicht auf die Intensität seiner Beobachtung und die Kraft seiner Gestaltung für keine Uebertreibung halte. Andre aber gehen noch weiter, indem sie die Art seines Schaffens als mustergiltig, ihn gleichsam als Normaldramaturgen erklären, nach dem sich die Andern zu richten haben. Damit schießen die Anhänger dieses verdienten Mannes über's Ziel. Wenn ich ehrlich von der Leber sprechen will, so muß ich sagen: Wenn ich selber Gregor Csiky wäre, ich würde mir Csiky nicht zum Muster nehmen. Und genau zugesehen, ist er in diesem Punkte ebenso klug, wie ich, denn er zeigt sich durchaus nicht so verrannt in seine Eigenheiten, wie es seine Adepten sind. Er ist offenbar stets bemüht, sich zu verfeinern. Jedes seiner Stücke ist um eine Nuance weniger grell, als das vorhergegangene, jedes sucht sich von dem heute so beliebten Cultus des Häßlichen um eine Linie mehr zu entfernen und den weicheren Instincten entgegenzukommen. Csiky hat also das Glück, gescheidter zu sein, als seine Bewunderer.

Seine Gegner wieder zeihen ihn der Aeußerlichkeit und vergällen ihm seine Erfolge mit der Behauptung, daß sie der Findigkeit entspringen und mit poetischer Begabung nichts zu thun haben. Darin thun sie ihm großes Unrecht. Sie hätten ihm diesen Vorwurf allenfalls vor fünf Jahren machen können, als er noch Stücke schrieb, welche die Akademie gekrönt hat. Gerade diese, poetisch sein wollenden, mit literarischer Ambition auftretenden Werke erscheinen mir jeder poetischen Begabung bar; gerade in ihnen tritt das rein Aeußerliche zu Tage, das ein gescheidter und gelehrter Kopf den guten Mustern und den guten Regeln in der Meinung abgewonnen hat, daß sich auf diese Art „Dichter werden" lasse. Das preisgekrönte „Orakel" ist eine Nachahmung des „Aesopus" von Rákosy, eines tief angelegten Dichters, von dem Ungarn seine werthvollsten dramatischen Dichtungen erhalten und noch werthvollere zu fordern hat; das Trauerspiel „Janus" ist nach Regel und Schnitt der besten Aesthetik seelenlos gefertigt, der „Unwiderstehliche" endlich aus allen Elementen, die ein gutes Stück machen können, nach spanischem Vorbild kundig gebraut, in die reinsten Jamben abgeklärt: „fehlt leider nur das geistige Band." In den neueren Stücken Csiky's dagegen, gerade jenen, welche die Idealisten so scharf angreifen, zeigt sich ein Talent, welches nicht nur auf die Form und ihre Beherrschung, nicht nur auf die Bühne und ihre Geheimnisse, sondern auf Reelleres gerichtet ist; Menschen-

kenntniß, Erfindung, Humor, Beobachtungsgabe, nationale Besonderheit, auch Weltanschauung bekunden sich darin: lauter Eigenschaften, die über die Grenze der bloßen Routine hinausreichen. Man kann bedauern, daß diese Menschenkenntniß mit Vorliebe die schlechten und eigentlich miserablen Menschen ins Auge faßt; daß die Erfindung leichter das Häßliche häßlicher, als schöner macht; daß der Humor oft herzlos, die Beobachtung hämisch, die Weltanschauung im Allgemeinen eine peinlich pessimistische ist. Aber all' dies zusammen macht doch in gewissem Sinne ein Original und das Unsympathische daran sollte an der Person haften bleiben und nicht auf die Beurtheilung der Werke übertragen werden. Man kann mit der Persönlichkeit, wie es einem meiner guten Freunde widerfahren ist, ein Sträußlein auszufechten haben, ohne deßhalb zu verkennen, daß an den Leistungen des Mannes die Besonderheit Interesse, der Erfolg Anerkennung und die Arbeitsleistung Respect verdient. Möchte jeder Poet sein großes Ideal, wenn ihn ein solches erfüllt, mit Begeisterung festhalten; es als Muster Andern vorzuhalten, ist Keiner berechtigt. Am Ende ist es auch noch kein Verdienst, Ideale zu haben, besonders, wenn man ihnen nicht sichtlich näher kommt. Der Bühne aber in einem dramatisch noch armen Lande, wie Ungarn, brauchbare und interessante Stücke verläßlich zu liefern, ist ein Verdienst, und ein Mann, der dies thut, soll, wenn er es auch etwa versäumt, Andere zu ermuthigen, nicht durch Schmälerung entmuthigt werden.

Doch das ist heimische Wäsche, die eigentlich zu Hause sollte gewaschen werden. Hier darf ich wohl mit der Hoffnung schließen, daß der deutsche Leser, den das pro und contra ungarischer Kritik wenig erhitzt, doch einen Einblick in ein reges literarisches Leben wird gewonnen haben, das ihn einigermaßen interessirt. Die Ungarn sind eigentlich ein dramatisches Volk und werden sich gewiß ein nationales Drama zu gestalten wissen, von dem das Ausland mindestens ebensoviel Notiz nehmen dürfte, wie es heute von den Stücken der Schweden und Norweger nimmt. Auch heute schon könnten deutsche Directoren mit Csiky'schen Stücken Versuche machen, die sich reichlich lohnen dürften.





Meister Gottfried.*

Neunter Gesang aus der gleichnamigen epischen Dichtung.

Von

Karl Beck.

Die Sichel fort, den Spaten aus der Hand,
Die Alpen glühn, in Lohen steht das Land.
Gesicht, unsäglich schön, wie keines prächtig!
Ich bete stumm, es faßt mich übermächtig!
Ich weile süß betäubt; die Thräne bricht
Urplötzlich durch; mein Wesen möchte fliegen,
Vom Staube frank sich Unnennbarem schmiegen;
Der Meister mir zur Seite stört mich nicht.
O, riefe mich ein Menschenkind jetzunder
Ernüchternd an zu solcher Frist der Wunder;
Ja, stürzte selbst in Wiedersehenslust
Ein bester Freund mir weinend an die Brust —
Ich wehrte kaum der zürnenden Geberde,
Denn dieses Bild ist nicht von dieser Erde!

Betroffen steh ich; dem gepreßten Herzen
Entringt sich schüchtern nur ein wonnig Stöhnen;
So dankt, erzitternd in umflorten Tönen,
Ein trunk'nes Kind, umstrahlt von Weihnachtskerzen.
Habt Acht! Belauscht das Vögelein im Bauer,
Im Traume bauscht es plötzlich seine Brust,
Es zwitschert, so verräth es unbewußt
Den Trieb zu schmettern, der Empfängniß Schauer.
Mich überbraust ein gleicher Liederdrang;
Sei gnädig Herr, dann wird zum reinen Sang,
Was annoch wogt in regellosen Läufen;
Dann, Vater laß, was solchem Sang entquoll
An Trost und Frieden, laß es weihevoll
In stiller Nacht von mancher Wimper träufen ....

* Aus dem Nachlasse des gefeierten Dichters.

Die Redaction.

Es duftet der Jasmin, die Bienen saugen
Und schwärmen heim mit reichlichem Gewinn;
Da gaukeln leicht die Schmetterlinge hin,
Die Trauermäntel und die Pfauenaugen.
Die Mücke tanzt der Mücke traut gepaart,
Als horchten sie dem munter'n Elfenhorne;
Goldkäferlein im Gras, Libellen zart
In schillerndem Gewand am Rieselborne.
Es schlummern schon die Kleinen auf den Zweigen;
Ein Flüstern und ein Rauschen, ach, so eigen,
Ein Hauch von Drüben letzt es unser Ohr;
Erschlossen hat die Geisterwelt ihr Thor,
Der Schöpfer schwebt auf einer Lämmerwolke,
Der Erde streut er Heil und ihrem Volke.

Der Meister: — „Kam vor Jahren und erstand
Von einem Lord den Garten mit dem Hause,
Er sehnte sich nach seinem Meeresstrand,
Den Klausner zog es plötzlich ins Gebrause.
Er schalt die Schweizer platt und sonder Scham,
Von manchem Dionys zum Schutz erkoren;
Sie prahlten gern im Kleid mit Iltisbram,
Als Hüter würdelos vor fremden Thoren.
Ihr Winkelrieds! Ihr Tells! Geschmähtes Land,
Das gastlich den Verleumdern beut die Hand,
Dem Satan oft mit seinen Künsten nahte;
Durch Einigkeit, du Spanne Land, zum Sieg!
O Grütli, Sinai, von dessen Grate
Die Freiheit mit den Bundestafeln stieg!"

„Er drängte fort aus diesen Einsamkeiten
Mit seinem Knecht und seinem Zottelhund,
Mit seinem Gaul und seiner bösen Stund;
Er wollte Saus, ich wollte Ruh' jetzund.
Ich kaufte rechts und links den öden Grund,
Es reizte mich, den Garten auszuweiten,
Den Felsenborn in dieses Bett zu leiten
Und Bäume ließ ich setzen, frisch und jung;
Der alten gibt's, der mürben hier genung,
Vergrämelt steh'n der Jugend sie zur Seiten
Und böten sich dem Beile willig dar;
Jedoch, was edel, mehr denn hundert Jahr
Des Nestlings Trost, der Gegend Zierde war,
Ich möchte dem sein Dasein nicht bestreiten."

„Erbaulich ist's vor Bäumen still zu säumen,
Denn Wunder groß vollziehen sich an Bäumen:
Gefesselt scheint das Holz an einen Ort,
Doch wandert es bedächtig fort und fort

Mit Wipfel und mit Wurzel, hoch und nieder,
Gelenk erweisen sich die spröden Glieder;
Auf Erden fußt es markig, lebt zugleich
In Lüften und im kühlen Schattenreich.
Da, schaue ringsumher die flotten Väter,
Versammelt sieh in ihrem reichen Heim
Der Kinder viel, in denen schon der Keim,
Der Kern bereits für ein gesegnet Später,
Für manchen Stamm, der sprechend gleicht dem Ahn
Und ähnlich prangt in Früchten angethan."

„Ein Wetter schlug in diesen Wallnußbaum,
Mein Günstling war's! O, dichte die Nocturne,
Sie werde mir die werthe Todtenurne,
So Reste birgt von einem Erdentraum.
Doch horch, die Ziege ruft in banger Weise!" ....
Gekrümmten Leib's, im wilden Krampfe liegt
Ein Zicklein an die Muttergeis geschmiegt,
Der Meister seufzt: „Verenden wird es leise,
Verfallen ist das theure; retten kann
Kein Tropfen mehr, doch Schmerzen kann er stillen,
Erlösen will ich denn um Gotteswillen!"
Die Giftphiole bringt der bleiche Mann;
Einathmend ihren Dampf erstarrt es eben,
Dem überraschten Hirn entfleucht das Leben.

— „Mich kränkt," beginnt er, „dieser frühe Tod,
Wir liebten uns, wir mußten dennoch scheiden.
Was nennt man lieben? Um ein Zweites leiden!
Kein Wesen sei darum ein täglich Brod
Dem andern! Das ist traurig, doch hienieden
Der rechte Weg, der einzige zum Frieden.
Vorbei! Im Schlummer ließ es diesen Ball,
Betäubten Sinn's die liebe Stätte räumend,
Von fettem Grün, von seiner Sippe träumend,
Itzt neuer Stoff, itzt neuer Geist im All'.
Ich grabe flink die Grube, kehre du
Gestreutem Laub das Haupt der Mutter zu.
Sie widerstrebt, o, zwinge sie, verharre,
Indem ich, was des Staubes ist, verscharre." ....

Wir wandeln in den grünbelaubten Hallen,
Sehn allgemach die Schatten länger fallen.
Nun mahnt der Meister: — „Fort ins Kämmerlein,
Der Thau gefährdet unser Fleisch und Bein.
Gestört durch Menschentritt zu dieser Frist
Verwünscht im Fliederstrauch uns Philomele:
Beklommen fühlt sich ihre Dichterseele,
Solang' ihr Sang unausgesungen ist.

In's Wohngemach, in's traute, laß uns flüchten,
Erlaben uns an saftgeschwellten Früchten.
Wie? Laden wir Homer zum Imbiß ein?
Und wärest du Frau Musika gewogen?
Wohlan, die Fidel her, den Fidelbogen,
Nur wolle mir ein linder Richter sein!"

Wie Lenau spielt der Meister, reißt mich hin,
Erfüllt im Tiefsten mich mit seltner Bängniß,
In Zähren löst sich endlich die Bedrängniß,
Nun aber schweigt die Cremoneserin.
— „Dich übermannt, was gnädig mich befreit?
Dich schädigt, was Genesung mir verleiht?
Nein, selbst in Waffen darf die Kunst auf Erden
Zur Parze nicht, zur bösen Schickung werden."
Ich: — „„Wisse denn, ich schwelge, wenn mir bangt!
Nach Wunden, so die Göttin schlägt, verlangt
Mein narbig Herze stets von neuem wieder;
O wolle mich um solchen Hang beneiden!
Ja, Leiden sind die Quellen meiner Lieder
Und Lieder sind die Quellen meiner Leiden.""

Bedeutsam schüttelt er das Haupt. — „Vernimm!
Im Thale haust jetzund kein Uebel schlimm.
Gen Zürich kann ich morgen ruhig fort,
Erwerbe, was mir fehlt, beflissen dort.
Den Klepper will ich kaufen nebst Gefährt
Und Haferkost, so diesen Klepper nährt.
Du staunest? Ei, wer spornte mich dazu?
Dein Alter heischt es dringend, riethest du.
Verlängern hilft es meine knappe Zeit,
In Sommerglut und Frösten stets bereit,
Durch Nacht und Nebel trägt es mich gelenk.
Ich sollte traun, des Zickleins treugedenk,
Kein Wesen an mich binden! Meinst Du nicht?
Mit neuer Liebe kömmt die neue Pflicht."

„Begleite mich, beliebt es Dir, wir wählen
Den kurzen, nicht zu schroffen Bergespfad;
Ach, oben offenbart sich, Kamerad,
Was Fabeln Dir vom Paradies erzählen.
Wir trennen uns im wilden Stadtgebrause;
Des Abends triffst Du mich am Stelldichein,
Ich warte dort mit Roß und Wagen Dein,
Wir hasten dann auf glattem Weg nach Hause.
Gedenkst Du wirklich rückzukehren? Sprich!
Noch auszuharren fünf der langen Tage?" —
— „„Befremdlich klingt die wiederholte Frage,
Dein Zweifel quält mich, er entmuthigt mich.

Ich bleibe, bis die letzte der Sekunden,
Der kärglich mir bestimmten, hingeschwunden.""

— „Und doch!" entgegnet er, „Du bist entrückt
Gewohnter Art dahier, Du fühlst gedrückt,
Des Lebens Klang und Farbe wird Dich heilen,
Dich heilen schon bei flüchtigem Verweilen.
Gedenk des Ritters, der im Zauberwald
Verwunschen wird, verwandelt allsobald
Zur Weide wird, die statt im grünen Blatt,
Im gelben steht, dem Rufe lauscht der Kröten,
Danieder hängen läßt die Zweige matt
Und helles Blut vertropft in ihren Nöthen.
Auf einen Tag im Jahre weicht der Bann,
In's Treiben wirft sich der erlöste Mann,
Genießt, genest und freuet sich der Stunde —
So Du! Geneuß vom Banne frei, gesunde!"

— „„Ich gehe mit, es leitet mich Dein Wille,
Jedoch, mich reizt die Wiederkehr zumeist.
Mir ist unsäglich wohl in dieser Stille!
Die Einsamkeit ist mir ein guter Geist.
Ich kenne sie, die sinnigste der Frauen
Mit schwärmerischem Blick und hohen Brauen,
Die stets begütigend, mit sich'rer Hand
Der Leidenschaft den Feuerbrand entwand.
Sie lehrte mich viel gold'ne Schlösser bauen,
Was längst verblich in Wunderspiegeln schauen;
Sie lehrte mich im Tadel, in der Klage,
Im Wünschen und im Wollen Maß und Wage.
So, Meister, ward der barsche Mann gelind,
Er lernte beten, ward — ein harmlos Kind.""

„„Kein Sehnen reißt mich heftig ins Gebrause,
Ich fühle mich gedrückt in diesem Hause,
Sei Dir gerecht und werde mir gerecht!
Verzaubert? Ja! Doch nimmer mir zum Leide!
Dein Märchen trügt: ich ähnle nicht der Weide,
Die schlaff zu Boden senkt ihr Zweiggeflecht,
Bereits am Maienfest im gelben Kleide.
Ich grüne fort vom Thau des Himmels trunken.
Aus Tiefen steigt es schwermuthsvoll empor,
Doch niemals schlägt an mein gespanntes Ohr
Dein warnend Wort wie dumpfer Sang der Unken.
Gesegnet sei die Stätte nach wie vor,
Kein finst'rer Dämon herrscht auf dieser Hufe,
Wer sagte Dir, daß ich um Hilfe rufe?""

„„Du fürchtest, daß an heimlichen Gebresten
In Bälde hier Dein Gast verbluten muß,

An Freudenlosigkeit und Ueberdruß;
Empfiehlst besorglich ihm zu seinem Besten
Den Wechsel an, den schäumenden Genuß,
Daß kraft des Balsams, was da klafft, vernarbe.
Bekannten Wort und Miene, daß er darbe?
Sieh, wunschlos kehrt er, schüchtern, unverwöhnt
Zur Welt zurück; sie duftet, blüht und tönt;
Doch ihr Gewürz, ihr Klang und ihre Farbe
Sind eitel insgesammt, die Täuschung flieht
Genüber dem harmonischen, dem blanken,
Von Gottes Hauch umsäuselten Gedanken,
Den nur die Stille zeugt und auferzieht.““

Er bietet mir die Rechte froh. — „Zur Ruhe!
Wir fahren früh in uns're Wanderschuhe“ . . . .
Ich liege wach, ein aufgewühlter Mann;
Gehörtes und Geschautes tritt mich an;
Zweihundert Jahre sind die beiden Tage,
Denn überreich hat meine Brust gelebt,
Erlebtes däucht ihr Traumgebild und Sage.
Ich fühle mich der Erde weit entschwebt
Im Sturmesflug nach einem Sonnenballe,
Der unverrückt mit eigenem Lichte brennt,
Der zwingend an sich reißt die Feuer alle,
Doch immerdar sich fremd von ihnen trennt.
Ich folge so dem Meister, meinem Stern,
Erwärmt, erleuchtet, nah und — ewig fern!





Salomons Urtheil.

Schauspiel in einem Akte

von

Josef Weilen.

Personen:

Sophie Schröder, Schauspielerin.
Josef Schreivogel, Theatersecretär.
Wilhelm Smets von Ehrenstein.
Doris, Magd bei Sophie Schröder.

Ort der Handlung: Wien. Zeit: 12. September 1816.

Zimmer im Hause der Sophie Schröder, reich möblirt, doch in malerischer Unordnung; an den Wänden Bilder; auf Tisch und Schränken Büsten und antike Statuen.

Erste Scene.

Doris (allein, gleich darauf:) Wilhelm Smets.

Doris (Kerzen in den Armleuchter steckend und beschäftigt, sie anzuzünden).

Wilhelm (rasch eintretend).

Hier wohnt Frau Schröder? Die gefeierte Schauspielerin Sophie Schröder?

Doris.

Ist aber jetzt nicht zu Hause.

Wilhelm.

Ich weiß. Noch im Theater.

Doris.

Im Theater an der Wien.

Wilhelm.

Wo sie heute spielt.

Doris.

In „Salomons Urtheil,“ eine Prachtrolle, die rechte Mutter.

Wilhelm (bewegt).

Die Mutter? Die rechte Mutter? In „Salomons Urtheil.“ O du mein Gott! welche eigenthümliche, welche bedeutungsvolle Fügung.

Doris (für sich).

Ein hübscher junger Mann. Was er nur wollen mag?

Wilhelm.

Sind Sie schon lange im Dienste der Frau Schröder?

Doris (für sich).

Ist Der neugierig. (Laut.) Seit Kurzem erst.

Wilhelm.

Und werden mir vielleicht dennoch eine Auskunft geben können, die zu erlangen ich eigens vor dem Schlusse des Theaters hierher geeilt bin.

Doris.

Warum nicht? Wenn ich kann und darf.

Wilhelm.

Unendlich viel hängt für mich von der Beantwortung dieser Fragen ab. — (Dringend.) Mit wem war Frau Schröder bereits vordem vermählt? Welchen Namen führte sie früher? Wie lange ist sie schon hier in Wien? An welcher Bühne wirkte sie bereits? — —

Doris.

Du lieber Gott! Von Alledem weiß ich nichts. Absolut nichts. (Für sich.) Was das aber auch für Fragen sind.

Wilhelm.

Dann sagen Sie mir wenigstens, wann Frau Schröder zu sprechen ist?

Doris.

Vormittags hat sie gewöhnlich Probe, Nachmittags empfängt sie Niemand. Nach dem Theater aber, da sie immer erst spät zu Bette geht, sieht sie gerne Freunde und Bekannte bei sich.

Wilhelm.

Also heute noch. Gott sei Dank! Das ist gut, das ist höchst erwünscht. In solcher qualvollen Ungewißheit, dem jahrelang ersehnten Ziele vielleicht so nahe, ich weiß nicht, wie ich die Nacht überleben könnte.

Doris.

Jetzt aber, mein Herr, muß ich Sie bitten, sich schleunigst zu entfernen. Neun Uhr ist vorbei, und wenn Madame aus dem Theater kommt, es ist ihr strengster Befehl, eine Viertelstunde will sie ungestört immer allein bleiben.

Wilhelm.

In einer Viertelstunde also. Was aber mit dieser Viertelstunde beginnen? — Mit diesem erwartungsvoll pochenden Herzen kann ich mich nicht zwischen kalte

Mauern einschließen. Ich will, ein Fremdling, kaum hier angekommen, planlos in den Gassen Wien's auf und abrennen, vielleicht wird mich dies etwas beruhigen. (Ein Papier aus der Brusttasche ziehend.) Dieses Blatt lasse ich hier liegen. Ohne Unterschrift. Die Beschämung wenigstens will ich mir ersparen, wenn ich mich doch getäuscht haben sollte. Getäuscht? Mein Gott, wäre wirklich eine Täuschung noch möglich? Sei es, wie immer, Eines ist gewiß, heute noch werde ich die Entscheidung haben. (Ab durch die Mitte.)

Zweite Scene.

Doris (allein, gleich darauf) Sophie Schröder.

Doris (blickt Wilhelm nach).

Verbrannt, total verbrannt in meine Herrin. Ach du lieber Gott, das sind gar Viele. (In das von Wilhelm auf dem Schreibtische zurückgelassene Blatt blickend.) Verse? Ich dachte mir's gleich. Unsinn! Dummes Zeug. — Schade um den hübschen jungen Mann, recht schade.

Sophie (von außen).

Doris!

Doris.

Ah, die Herrin.

Sophie (heftig).

Doris! Leuchten.

Doris (nimmt ein Licht im Abgehen).

Ich komme schon. Hui, wie heftig. Heute gibt's Sturm. (Ab und kehrt bald darauf mit Sophie Schröder zurück.)

Sophie (ein Tuch auf dem Kopfe, in einen langen Mantel gehüllt).

Was sollen die vielen Lichter?

Doris.

Madame haben befohlen, daß in Ihrem Zimmer taghell sein soll, wenn Sie aus dem Theater heim kommen.

Sophie.

Auslöschen! Nein, brennen lassen! (Hat das Tuch abgeworfen und will den Mantel abnehmen, heftig.) Willst du nicht — —

Doris.

Ich will helfen Madame.

Sophie.

Brauchts nicht. (Gewaltsam ihn abwerfend.) Krack! Da liegt's. (Wirft den Mantel auf den Boden.) In's Vorzimmer hinaus. Mir melden, wer mich sprechen will. (Sie trägt theilweise noch das Costüm aus „Salomons Urtheil".)

Doris (im Abgehen, nachdem sie den Mantel aufgehoben).

Ich merkte gleich, heute ist bös Wetter, Donner und Blitz.

Dritte Scene.

Sophie (allein).

(Wirft sich in einen Sessel.)

Wieder ein Theaterabend hinter mir. Einer Gliederpuppe, die ein Mensch geformt, der sich Dichter zu nennen vermißt, hauchte ich meine ganze glühende Seele, alle meine Schmerzen und Qualen ein. Und die Zuschauer starrten verwundert auf die Bühne hinauf, schlugen mechanisch die Hände aneinander, und gingen dann heim und sitzen jetzt gemüthlich bei Tische mit Weib und Kind, schwatzen von diesem und jenem; ich aber liege hier, athemlos, todtmüde, zerschmettert. Und bin ganz allein. Und habe Niemand um mich, den ich an der Hand fassen, dessen liebevolles Geplauder mich beruhigen, gegen den ich mich frei und offen aussprechen könnte. Und ich frage mich wehmuthsvoll: Ist deine stete Aufregung, deine maßlose Phantasiearbeit, dein künstlerisches Fieber auch der aufgewandten Mühe werth? Für wen hast du eigentlich heute wieder deine volle Kraft, dich selbst verlierend, dein bestes Können eingesetzt? Und so geht es Tag um Tag und Abend um Abend. O! es ist ein erbärmliches Leben.

Vierte Scene.

Sophie Schröder, Doris (bald darauf) Schreivogel.

Doris.

Herr Theatersecretär Schreivogel!

Sophie.

Schreivogel? Willkommen!

Doris (ab).

Sophie.

Wenigstens Jemand von dem man ein kluges Wort hören kann, der es ernst mit der Kunst meint, dem sie mehr als bloßer Zeitvertreib ist.

Schreivogel (tritt ein, küßt Sophie die Hand).

Guten Abend, Frau Schröder.

Sophie.

Lieber Schreivogel, Sie werden heute Nachsicht mit mir haben müssen. Sie finden mich in einer verzweifelten Stimmung. So schnell enteilte ich dem Theater, daß ich noch nicht einmal mein Costüm ganz abgeworfen.

Schreivogel (für sich, indem er Platz nimmt).

O weh, da dürfte es meinem Poeten schlecht ergehen, wenn ich jetzt für ihn vorspräche. Da gilt es Speck für die Maus hervorholen. (Laut.) Sie üben eine große Anziehungskraft, Frau Schröder, und sie wächst zusehends von Rolle zu Rolle. Das Theater war heute wieder ganz voll.

Sophie.

Und gestern, in „Rochus Pumpernikel“ noch voller. O dieses Publikum!

Schreivogel.

Mit jedem Tage der Theaterpraxis erkennt man deutlicher, wie der Erfolg eines Stückes ganz und gar in der Hand des Darstellers liegt. — Wir können „Salomons Urtheil" in der nächsten Woche wieder bringen.

Sophie.

Meinetwegen! Oder meinetwegen auch nicht. Kümmert's mich? Ich weiß überhaupt nicht, ob ich diese Rolle noch einmal spielen werde.

Schreivogel (etwas gereizt, sich erhebend).

Laune, Künstlerlaune. Ohne allen Grund. Ohne jede Berechtigung. (Für sich.) Ich muß mich mäßigen, sie bei nachgiebiger Stimmung zu halten suchen — wenn ich heute noch mein Ziel erreichen will. (Laut und sanft.) Warum wollen Sie, meine liebe Frau Schröder, in „Salomons Urtheil" nicht mehr spielen? Warum nicht?

Sophie.

Ich habe dafür meine Gründe, wohlerwogene Gründe. (Sich erhebend, tritt sie vor Schreivogel.) Uebrigens: Hand auf's Herz; habe ich heute meine Rolle, ich spielte sie zum ersten Male, gut gespielt? Habe ich Denjenigen gefallen, auf deren Urtheil ich Werth lege? Habe ich Ihnen gefallen? Ihnen? Auf das Publikum gebe ich nichts. Das Publikum versteht nichts.

Schreivogel.

Merkwürdig! Ihr spielt für die Menge, buhlt um den Applaus der Menge und zuckt verächtlich gleich die Achseln, wenn dieser Beifall einmal ausbleibt. Manches gefällt zwar dem Publikum, was ihm nicht gefallen sollte, das gebe ich zu; wenn ihm aber etwas mißfällt, hat es selten Unrecht, sehr selten.

Sophie.

Und heute habe ich dem Publikum nicht zu Danke gespielt. Ich merkte es wohl. Und das Publikum wäre demnach im Rechte gewesen. Was ist aber Ihre Meinung über meine heutige Darstellung? Ihre Meinung?

Schreivogel.

Auch ich war, wenn Sie mir erlauben aufrichtig zu sein, mit Ihrer „Sena" nicht ganz zufrieden.

Sophie (leidenschaftlich).

Und warum nicht? O ich kann jeden wohlbegründeten Tadel ertragen. Warum nicht? Ich weiß, ich gefalle Ihnen überhaupt nicht.

Schreivogel (vorwurfsvoll).

Madame Schröder!

Sophie.

Sie haben andere Lieblinge, die Sie mir vorziehen.

Schreivogel.

Das mir?

Sophie (auf und abgehend).

Gut spielen, in Stegmeyer's: „Urtheil Salomons," einer Dichtung, die so mittelmäßig, mit einer Sprache, die so banal ist. Ich sehne mich nach Adlerkost und muß mich mit Sperlingfutter begnügen.

Schreivogel.

Die Dichtung mag von keinem poetischen Werthe sein, ich gebe es zu, die Rollen aber sind in theatralischem Sinne dankbar und die der „Sena“ insbesondere ist für eine Künstlerindividualität, wie die Ihre, eine lohnende Aufgabe.

Sophie.

Eine Rolle, zwei Bogen stark.

Schreivogel.

Aber eine Scala von Empfindungen umfassend, die so natürlich und echt menschlich sind, daß sie das Herz des Zuschauers packen müssen. Sie treten auf die Bühne, eine verlassene, junge Frau, doppelt unglücklich, weil auch das Kind, das Pfand der Liebe Ihres Gatten, Ihnen entrissen ist. Nach diesem Kinde, von dem Sie nicht wissen, ob es noch lebt, sehnen Sie sich.

Sophie (halb für sich, schmerzlich).

Mein Gott! Wie sehr sehnt sich eine Mutter nach einem Sohne, von dem sie nicht weiß, ob er noch am Leben ist.

Schreivogel.

Da begegnet dieser Unglücklichen ein holder Knabe. In dem gleichen Alter müßte ihr eigenes Kind sein, wenn es noch lebte.

Sophie.

Ja, wenn es noch lebte!

Schreivogel.

Von mütterlicher Zärtlichkeit fortgerissen, umarmt sie es, küßt sie es. Da entdeckt sie an seinem Arme das gleiche Mal, das ihr Knabe auf seinem Aermchen trug. Es ist kein Zweifel. Sie jubelt auf! Und dieses schmerzlich beweinte, jetzt wiedergefundene Eigenthum beansprucht in dieser Stunde eine stolze Nebenbuhlerin. Der König soll entscheiden. Und als er seinen Richterspruch fällt, der das Kind zum Tode verurtheilt, ruft Sena —

Sophie (die der Rede in immer steigender Bewegung gefolgt).

„Ich bin Deine Mutter! Leben sollst Du, leben, wenn auch nicht für mich!“

Schreivogel.

Bravo! Bravo! Das ist der rechte Ton. Auf der Bühne aber schrieen Sie dies heute heraus mit einer leidenschaftlichen Hast, einer Heftigkeit, die weit über die Grenze des Schönen hinausglitt.

Sophie.

Ich hätte diese Rolle niemals spielen sollen. Durchgeweint habe ich sie, als ich sie studirte.

Schreivogel.

Durchgeweint? Möglich. Künstlerisch durchgearbeitet, kaum. Sie haben sie in sich aufgenommen, doch nicht künstlerisch von sich losgelöst. Sie beherrschten die Rolle nicht, die Rolle beherrschte Sie. Darum kam Alles so unruhig und maßlos heraus.

Sophie.

Maß, Ruhe? Wo ich mich zusammennehmen mußte, auf das Stichwort zu achten, um nicht statt des vom Dichter mir Vorgeschriebenen, ganz Anderes zu sagen, ganz Eigenes. — Mein Gott! Leidenschaften sollen wir Euch auf der Bühne mit voller überzeugender Wahrheit darstellen, und wenn zufällig einmal Dargestelltes und Erlebtes sich deckt und der Blutstrom des eigenen Herzens des Dichters matte Worte durchfluthet, ruft Ihr: Zu heftig! Zu natürlich! Zu wahr!

Schreivogel.

Ich verstehe Sie nicht, Frau Schröder.

Sophie.

Wie könnten Sie auch. Und doch, ich wollte, Sie verstünden mich und wüßten, was in mir heute vorgegangen. Sie würden anders urtheilen, wenn Sie wüßten, daß ich heute nicht die Mutter aus Judäa gespielt, nein, daß ich ein Stück meines eigenen, an Qualen und Kämpfen so reichen Lebens, auf der Scene des Theaters an der Wien noch einmal durchgelebt. (Geht auf und ab.)

(Pause.)

Schreivogel (für sich, erhebt sich und geht ihr nach).

Vielleicht wäre jetzt der geeignete Augenblick mein Anliegen vorzubringen. (Laut.) Verehrte Freundin! Ich kam, mit Ihnen von einer Sache zu sprechen, die mir sehr am Herzen liegt. Vor einigen Wochen lernte ich einen jungen Dichter kennen, einen geborenen Wiener. Er ist so talentvoll als bescheiden. Er hat ein Trauerspiel geschrieben und ich möchte Sie bitten, daß Sie —

Sophie (ihn unterbrechend).

Daß ich eine undankbare Rolle in dem Stück übernehme? Ich wäre gerade in der Stimmung sie anzuhören und Ja zu sagen. — Zu viele marternde Erinnerungen aus meiner Vergangenheit hat der heutige Abend in mir wachgerufen. Es sprengt mir die Brust entzwei, wenn ich mich von diesen Dämonen nicht durch Mittheilung entlaste. Sie sind ein ehrlicher, verschwiegener Mann und mein Freund. Was ich noch Niemandem vertraut, Sie sollen es hören. Sie können, wenn mich der Schmerz überwältigt, ein Wort dazwischen werfen. Sonst aber sitzen Sie ruhig, und hören Sie mir zu, oder hören Sie mir auch nicht zu. Gleichviel.

Schreivogel (sich setzend).

Ich bin begierig.

Sophie (den Kopf in die Hand gestützt).

Wo beginne ich nur? Ja! Ganz recht. — Ich bin ein Theaterkind, war vierzehn Jahre alt und spielte Kinderrollen. In Reval war's, in Rußland. Da trat eines Tages Stolmers, der Director unserer Truppe — mir läufts noch immer kalt über den Rücken, wenn ich seinen Namen ausspreche — zu uns in's Haus und sagte: Seine Frau wäre vor Kurzem gestorben, er habe keine erste Liebhaberin und komme anfragen, ob ich mir wohl zutrauen würde, im „rothen Käppchen" die „Lina" zu übernehmen? Von Sehnsucht nach einer ersten Mädchenrolle ergriffen, rief ich hastig: Ja! Ja! Ich spielte, gefiel, und das Fach der ersten Liebhaberin wurde mir nach und nach anvertraut.

Schreivogel.

Das also der Anfang Ihrer glänzenden Carriere.

Sophie.

Stolmers ging immer alle Rollen mit mir durch. Er war ein Mann von seltener Bildung und vielem Kunstverständniß, aber hart, finster und jähzornig. Ich achtete ihn, aber zitterte auch vor ihm. — Wie mich doch heute unser Heurteur, wenn er die Stirne in Falten zog, die Lippen zusammenpreßte und zürnend d'rein sah, an den Verhaßten erinnerte. (In verändertem Tone.) Unter uns, Heurteur hat seinen Salomon abscheulich gespielt.

Schreivogel.

Gewiß. Sehr schlecht. Doch bitte erzählen Sie weiter.

Sophie.

Eines Tages sagte mir Stolmers mit demselben grämlichen Gesichte, mit welchem er mich wegen meiner Unbildung und schlechten Aussprache zu schelten pflegte: Du spielst jetzt das Rollenfach meiner Frau auf dem Theater und könntest auch im Leben ihre Rolle übernehmen und mich heiraten.

Schreivogel.

Eine eigenthümliche Brautwerbung.

Sophie.

Angstbeklommen, ein unerfahrenes, willenloses Geschöpf, dem leicht aufbrausenden Manne gegenüber keines Widerspruches fähig, hauchte ich: Wenn Sie es wünschen und verlangen. Und so wurde ich Stolmers Gattin.

Schreivogel.

Arme Freundin!

Sophie.

In unseren Beziehungen änderte sich wenig. Ich blieb die streng gehaltene Schülerin, er der unerbittliche Mentor. Mit fünfzehn Jahren schenkte ich meinem Gatten einen Sohn und mit diesem Kinde fiel der erste Strahl von Glück in mein bisher so freudenloses Leben. Nun hatte ich eine lebendige Puppe, mit der ich spielen, die ich liebkosen, aus- und anziehen und mit ihr plaudern konnte, wenn ich allein war. Das Verhältniß zu meinem Manne aber gestaltete sich mit jedem Tage unerquicklicher. Mein Talent entfaltete sich von Rolle zu Rolle, ich wuchs in jede Aufgabe spielend hinein, ohne viel Nachdenken traf ich immer das Rechte, und er, vor dem jedes Stück, jeder Charakter in voller Klarheit stand, der über jedes Wort des Dichters sich Rechenschaft zu geben wußte, war steif und hölzern auf dem Theater und während das Publikum mich mit Beifall überschüttete, blieb es todtenstill im Hause, so oft er die Scene betrat und wenn er sie verließ.

Schreivogel.

Ja, mit dem Wissen allein spielt man nicht Comödie, und ein Quentchen Talent wiegt auf der Bühne schwerer, als ein ganzes Pfund Bildung.

Sophie.

Stolmers, eifersüchtig auf die Künstlerin und auf das Weib, mißhandelte mich, sperrte mich, wenn ich nicht im Theater beschäftigt war, in unsere Wohnung ein. Oft war ich nahe daran aus dem Fenster zu springen und meinem strengen, finstern Kerkermeister zu entfliehen. Da blickte ich nach meinem Knaben, meinem Wilhelm, der nahezu zwei Jahre zählte, mir die Aermchen entgegenstreckte und „Mama" stammelte, und ich hielt aus in Elend und Qual. (Zu Schreivogel.) Hören Sie aber auch?

Schreivogel.

Ich beschwöre Sie! Weiter! Weiter!

Sophie.

Die Wolken des Unmuths auf der Stirne meines Gatten wurden immer unheildrohender. Der Grimm über die Verkennung seines Schauspielertalentes nagte immer sichtbarer an ihm. — Eines Tages rief er mich in sein Gemach und vertraute mir, die, nichts Gutes ahnend, zitternd vor ihm stand, daß Stolmers, der Name, den er führte, unter dem allein ich ihn kannte und der in unserem Trauscheine stand, nur sein angenommener Theatername wäre. Er entstamme einer adeligen Familie, die er mir nicht nannte; habe, von dem trügerischen Bühnenphantome verlockt, leichtsinnigerweise mit den Seinen gebrochen, die juridische Laufbahn aufgegeben und sich dem Theater gewidmet. Jetzt aber sei er zu besserer Erkenntniß gekommen, ihn ekle jetzt die erbärmliche Theatermisere aus tiefster Seele an, er sehne sich nach seiner anständigen bürgerlichen Lebensstellung zurück und wolle der Bühne ein für allemal den Rücken kehren und in seine verlassene richterliche Praxis wieder eintreten. „Und was soll aus mir werden?" stieß ich bebend hervor. — „Du bist mein Weib und gehst natürlich mit mir!" war seine Antwort. Entsetzt starrte ich ihm in's Gesicht. „Ich, das Theater aufgeben? Nicht mehr hinaus vor die aufhorchende, mir zujubelnde Menge? Dahinleben, in kleinlicher, beschränkter, bürgerlicher Philisterhaftigkeit? Nimmermehr!" Zum erstenmale während unseres Zusammenlebens wagte ich einen Widerspruch. Zum erstenmale kam ein „Nein," und ein entschiedenes „Nein!" über meine Lippen.

Schreivogel.

Und Er? — Was sagte Stolmers?

Sophie.

Mit eisiger Kälte erwiderte er: „Wie Du willst. Wir gehen auseinander und lassen uns scheiden." „Was aber geschieht mit meinem Kinde?" schrie ich auf. „Der Knabe gehört," mit herzdurchschneidendem Gleichmuth sprach er dies, „nach Recht und Gesetz dem Vater und geht mit mir." „Nein, mein Kind lasse ich nicht!" stieß ich hervor, preßte mein Kind an mich und bedeckte seinen Mund und seine Augen mit Küssen. Da stellte Stolmers mit drohend erhobenem Haupte sich vor mich hin: „Laß doch sehen, ob die Comödiantin oder die Mutter stärker in Dir ist. Wähle zwischen Deiner Gauklerkunst und Deinem Kinde. Entscheide Dich." Ein Sturm widerstreitender Empfindungen durchtobte mein Herz. Gleich der Mutter in dem heutigen Schauspiele krümmte ich mich zusammen unter dem fürchterlichen Urtheilsspruch. Ich sank meinem Manne zu Füßen, ich rief verzweifelnd: „Ich zähle kaum achtzehn Jahre. Ich stehe erst am Beginne meiner

künstlerischen Laufbahn. Ich fühle mich allein für diesen Künstlerberuf geboren. In ihm allein kann ich mich glücklich fühlen. Sei barmherzig, lasse mir mein Kind!“ Doch er stieß mich gewaltsam zurück, riß den Sohn aus meinen Armen und schrie in wahnsinniger Wuth: „Erbärmliche Comödiantin! Nie wirst Du uns Beide wiedersehen!“ und enteilte mit meinem Kinde aus dem Gemach. Ich raffte mich auf, wollte ihm nacheilen, ihm nachrufen: „Ich will Dir folgen. Ich will!“ Doch der Trotz bäumte sich in mir empor. Empörung gegen ihn, der mich um meine Jugend betrogen, der mein Heiligstes mir verhöhnt, meinen Beruf verachtet, füllte meine ganze Seele. „Ich bleibe meiner Kunst getreu,“ schrie es aus mir heraus und ich gelobte mir: Sollte das Schicksal mich je wieder in die Nähe meines Kindes führen, es ihm zu entreißen, wie er es mir geraubt und diesem grausamen herzlosen Manne, was auch immer kommen möge, niemals zu vergeben.

Schreivogel.

Und was ist weiter geschehen? Sind Sie ihm wieder begegnet?

Sophie.

Ich wurde von Stolmers geschieden. Ich habe nie erfahren, welcher Familie er entstammte, welches sein richtiger Name gewesen, ich habe nie erkunden können, wohin er später sich gewendet. Ich habe ihn nie wiedergesehen.

Schreivogel.

Und Ihr Sohn?

Sophie.

Mein Wilhelm! Er müßte jetzt an zwanzig Jahre alt sein. Lebt er noch? Und wo ist er? Wo? Weiß er von seiner Mutter, oder hat der harte Mann ihm auch den Namen Derjenigen vorenthalten, die ihn geboren? — Vergeblich waren alle meine Versuche, Nachricht von ihm zu erlangen. Bald glaubte ich auf seiner Spur zu sein, dann entschwand sie mir schnell wieder. Die Erinnerung aber an ihn begleitete mich durch mein unstätes Wanderleben, die zehrende Sehnsucht nach ihm erhebt sich in mir bei allen glänzenden Triumphen, die ich feiere. Und heute, als ich morgens, mit Thränen im Auge, meine Rolle durchlas, als ich immer von neuem mir die Stelle vorsprach: „Du bist mir wiedergegeben, ich bin Deine Mutter!“ trat sein Bild in aller Lebendigkeit vor meine Seele, und als ich Abends auf der Scene stand, und das Kind, das so lange und schmerzlich vermißte Kind mir zugesprochen wurde, da vergaß ich Bühne und Zuschauerraum, da war es mir, als ob ein Wunder geschehen, mein Sohn kommen, durch die Menge sich drängen, mir zu Füßen sinken und jubelnd mich umschlingen müßte! — Und wirklich ging in jenem Momente eine Bewegung durch das Haus, eine Bewegung, die mich erschauern und das Wort in meinem Munde fast stocken machte.

Schreivogel.

Und welche bloß ein zufälliger, unglücklicher Vorfall hervorgerufen hat.

Sophie.

Ein zufälliger, unglücklicher Vorfall?

Schreivogel.

Im Parterre, so wurde mir gemeldet, wurde ein Zuschauer bei jener Scene ohnmächtig und mußte ärztlicher Hilfe übergeben werden.

Sophie (rasch und freudig).

Ah! — Ohnmächtig? Erschüttert? Durch mein Spiel! Nicht wahr?

Schreivogel.

Ich weiß es nicht.

Sophie.

O, es kann nichts And'res sein. Sehen Sie, wie ich wirkte? — Auf den wahrhaft Empfindenden wirkte, der sich ohne Voreingenommenheit, ohne nergelnde Kritik dem Eindrucke meiner Darstellung hingab. — Wer war dieser Zuschauer? Diesen möchte ich kennen lernen, sprechen, womöglich heute noch sprechen. Ich hätte keine Ruhe, keinen Schlaf, wenn ich nicht heute noch das Urtheil dieses Einen, von meinem Spiel so tief Erschütterten erführe. In meiner heutigen desperaten Stimmung, irre gemacht durch Ihr Urtheil, wie würde Anerkennung mir wohl thun. Sie müssen ihn aufsuchen, mir ihn bringen.

Schreivogel.

Wie soll ich das?

Sophie.

Gerade Sie! Zu Ihrer Beschämung, zu Ihrer Strafe, weil Sie mein Spiel getadelt. Man wird ihn im Wagen nach Hause geschafft haben. Ob er sich wohl schon ganz erholt hat? Der Arzt, der Theaterdiener werden vielleicht wissen, wie er heißt, wo er wohnt. Ich möchte wenigstens Nachricht von ihm haben.

Schreivogel.

Es ist nahe an zehn Uhr.

Sophie.

Und wenn Mitternacht vorbei wäre! Gehen Sie! Eilen Sie!

Schreivogel.

Unsinn! — — Beste Freundin, ich kam heute, von etwas Anderem mit Ihnen zu sprechen.

Sophie.

Ich höre nichts. Ich halte mir die Ohren zu.

Schreivogel.

Es betrifft eine Dichtung, ein Erstlingswerk von großer Bedeutung. Sie werden es lesen, es auf die Bühne bringen, zu ihrem Benefice wählen, und ich muß heute noch Ihr Jawort haben.

Sophie.

Alles, was Sie wollen, später. Nur schaffen Sie mir früher den Zuschauer herbei, den mein Spiel so tief ergriffen. Der naiv Empfindende ist immer unser einziger wahrer Richter und von ihm anerkannt, lachen wir Euch Splitterrichter und Kritikaster aus.

Schreivogel.

In Gottes Namen denn. Ich will's versuchen. Doch nur unter Einer Bedingung. Sobald ich wiederkehre, ob ich ihn mit mir bringe oder nicht, will ich Ihnen Proben aus dem Werke meines Schützlings geben und ich bin überzeugt, daß Sie mir aufmerksam zuhören und sich des jungen Dichters annehmen werden. Es sind Stellen in diesem Trauerspiele — Stellen . . .

Sophie (ihn fortdrängend).

Eilen Sie!

Schreivogel (im Abgehen).

Ihr Schauspieler bleibt doch ewig große Kinder. Wonach Euch gelüstet, und sei es das Unvernünftigste, müßt Ihr auch gleich im Augenblicke haben. (Ab.)

Fünfte Scene.

Sophie (allein).

Vielleicht war er der Einzige in dem gedrängt vollen Hause, den ich in's volle empfängliche Herz getroffen, der nachgefühlt, was ich gefühlt, für den zu spielen es sich verlohnt hatte. (Sie tritt zum Schreibtisch und findet das von Wilhelm zurückgelassene Blatt.) Was ist das? (Liest:)

„Ob mir die Mutter noch lebt und wo? Das war mir Geheimniß,
Aber die Ahnung verhieß, sicherlich lebt sie mir noch,
Treu nachfolgt ich der Spur mit Sehnsucht des kindlichen Herzens,
Und entdeckte zuletzt hoffnungverheißendes Licht!" —

Was soll dies heißen? Wie kommt dies Blatt hierher? Wer hat dies geschrieben? Zu welchem Zwecke mir hierhergelegt? — (Ruft:) Doris! Doris!

Sechste Scene.

Vorige, Doris (bald darauf) Wilhelm.

Doris.

Madame befehlen?

Sophie.

Ein Fremder muß hier gewesen sein, auf meinen Schreibtisch dieses Blatt gelegt haben. Wer war es? Wer?

Doris.

Ein junger Mann. Er ist wieder draußen und wünscht dringend Madame zu sprechen.

Sophie.

Sein Name?

Doris.

Den will er nur Madame allein sagen.

Sophie.

Und von ihm sind diese Verse voll bedeutungsvollen, geheimnißvollen Inhalts? — Er soll kommen.

Doris.

Wollen Madame nicht früher die Kleidung wechseln?

Sophie.

Meinetwegen. Doch nein. Ich bin zu aufgeregt, zu ungeduldig. (Für sich, recitirend.) „Sehnsucht des kindlichen Herzens? — Hoffnungverheißendes Licht." (Laut.) Laß' ihn nur kommen.

(Doris ab.)

Sophie (auf das Blatt in ihrer Hand blickend, citirt in tiefster Bewegung).

„Ob mir die Mutter noch lebt und wo? Das war mir Geheimniß,
Aber die Ahnung verhieß, sicherlich lebt sie mir noch."

Wilhelm (tritt in tiefster Bewegung, sich verbeugend ein).

Wie mir das Herz pocht.

Sophie.

Wer sind Sie, mein Herr? Was führt Sie zu mir? — Sind Sie es, der schon einmal heute Abend mich aufgesucht?

Wilhelm (zitternd).

Ich war hier.

Sophie.

Und dieses Blatt — diese Verse?

Wilhelm.

Sind von meiner Hand.

Sophie.

Ich starre auf diese Zeilen und stehe rathlos, verwundert, verwirrt. Wie kommen Sie dazu, mir solche Worte zu schreiben? Was sollen diese Verse bedeuten?

Wilhelm.

Ich wäre namenlos unglücklich, wenn ich sie vergebens geschrieben, und wir nicht gemeinsam ihre Deutung zu finden vermöchten.

Sophie (die Wilhelm immer prüfend angesehen).

Ich sehe Sie an. Aus Ihren Zügen spricht etwas, das mir bekannt sein sollte und mir gewaltsam das Herz zusammenpreßt. (Auf und abgehend.) Ruhig, Sophie. Ruhig. Die Mutter, die du heute gespielt, und die unverhofft ihr verlorenes Kind gefunden, spukt dir noch immer im Gehirne. Schein und Wirklichkeit laufen verwirrend durcheinander. Lasse dich von deiner erregten Phantasie nicht fortreißen. Kaltes Blut! Besonnenheit! (Laut.) Junger Mann, wie ist Ihr Name?

Wilhelm.

Wilhelm.

Sophie (schreit auf).

Ah!

Wilhelm (fortfahrend).

Smets von Ehrenstein.

Sophie (enttäuscht den Namen wiederholend).

Ein Name, den ich nie gehört. (Laut.) Wo sind Sie geboren?

Wilhelm.

Wo ich geboren bin, weiß ich nicht, wie alles aus meinen ersten Kinderjahren für mich in Dunkelheit liegt.

Sophie.

Und Ihre Mutter? Ihre Mutter? Ist das wahr, was Sie hier geschrieben? (In das Blatt blickend.)

„Ob mir die Mutter noch lebt und wo? Es war mir Geheimniß."

Wilhelm.

Es war mir Geheimniß! Manchmal tauchte zwar in mir eine schwache Erinnerung auf, an eine junge, holde Frau, die mich einst zärtlich Wilhelm genannt, mir Märchen erzählt, mir Lieder vorgesungen, mich geküßt und heftig an die Brust gedrückt hatte. So oft ich aber den Vater bat: Erzähle mir von meiner Mutter, frische in mir ihr verblaßtes Andenken auf! verfinsterte sich sein Gesicht und er rief mir barsch und drohend zu: Frage nicht nach ihr. Du hast keine Mutter mehr. Deine Mutter ist lange schon begraben.

Sophie.

Sie aber glaubten, daß Ihr Vater Sie hierin täusche und worauf gründen sich diese Worte: „Aber die Ahnung verhieß, sicherlich lebt sie mir noch?"

Wilhelm.

Es war nicht Ahnung allein. Aus mancherlei geheimnißvollen Andeutungen, die ich von Anverwandten erhielt, glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß mein Vater Gründe habe, mir zu verschweigen, daß meine Mutter noch lebe und der Kunst angehöre. Wie mich dieses Räthsel Tag und Nacht folterte! Wie ich mich über seine Lösung zermarterte! Nachts wälzte ich mich oft schlaflos im Bette und rief: Lebst Du mir wirklich noch, meine theure Mutter und wo könnte ich, und werde ich jemals Dich finden? — Da starb mein Vater. Der Krieg gegen Napoleon brach aus. Ich trat als Freiwilliger in die Armee. Vor Allem galt es, meine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen, ehe ich an mich selbst und meine persönlichen Angelegenheiten denken durfte. Als aber der Friede geschlossen, war auch für mich kein Halten mehr. Ich machte mich auf mit dem festen Entschlusse, nicht zu ruhen, bis ich mir Gewißheit verschafft, wer meine Mutter gewesen, und ob sie noch am Leben sei.

Sophie.

Und ziellos, planlos zogen Sie in die weite Welt hinaus.

Wilhelm.

Nicht so ganz, denn in dem Nachlasse meines Vaters fand ich ein offenbar aus einer Bibel herausgerissenes einzelnes Blatt, welches mit der Erzählung von „Salomons Urtheil" bedruckt war. —

Sophie.

Von „Salomons Urtheil?"

Wilhelm.

Und dabei standen von meines Vaters Hand geschrieben die Worte: „Sie aber, die meinen Wilhelm mir geboren, achtete ihre Gauklerkunst höher als ihr Kind" und weiter mit verschiedener Tinte, wohl zu verschiedenen Zeiten aufgezeichnet: Breslau, Hamburg, Prag, Wien.

Sophie (für sich).

Die Stätten, wo ich bisher gewirkt.

Wilhelm.

„Wien" war der letzte Ort, den ich dort verzeichnet fand. Nach Wien also, rief es in mir. — Wie aus Osten die Sonne sich hebt, wie von Ost das Heil der Welt gekommen, so lockte meiner heiligen Sehnsucht Bild nach dem Ostlande mich her. Heute morgens kam ich hier an. „Salomons Urtheil" las ich für Abend im Theater an der Wien angekündigt. Es zog mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht in das Schauspielhaus. Es war das erste Theater, das ich jemals betreten, denn des Vaters Verbot verwehrte mir dies, so lange er lebte, auf das strengste. Wie ward mir, als ich in der erwartungsvollen Menge eingeklemmt, mit klopfendem Herzen stand. Wie durchschauerte es mich, da der Vorhang emporrauschte und Sena erschien, die edle Mutter, die ihrem Schmerze um ein verlorenes Kind den rührendsten Ausdruck lieh! Meine Pulse glühten, das Herz pochte mir bis zum Zerspringen. Diese Stimme, diese herrliche Stimme klang mir vertraut, als tönte sie aus der Tiefe meiner eigenen Brust hervor, dieses Antlitz war mir so bekannt, als hätte ich es in meinen entzückendsten Träumen oft schon gesehen. Ich mußte mir an die fiebernde Stirne greifen, ob ich nicht immer noch träume, ob ich noch bei Sinnen sei.

Sophie.

O weiter — weiter — um Gottes Willen! —

Wilhelm.

Da — als die große Gerichtsscene kam, als das Schwert über dem Haupte des Kindes schon zuckte, und die Mutter vorstürzte, den Knaben umklammerte und mit dem eigenen Körper vor dem Streiche des Henkers ihn schützen wollte und verzweifelnd rief: Leben soll er, leben! Da sträubte sich mein Haar empor, meine Knie zitterten, alles Blut strömte mir zum Hirne, dunkel wurde es mir vor den Augen, Ohnmacht umfing mich —

Sophie.

Sie — waren es, Du warst es, den mein Spiel heute so mächtig ergriffen?

Wilhelm.

Und als ich unter dem Beistande des Arztes wieder zu mir selbst gekommen, warf ich jene Worte auf dies Blatt, stürzte, wie an einen Ort, wo ich einen lang gesuchten, verborgenen Schatz heben sollte, in dieses Haus und bin jetzt zum zweiten Male hier und sinke zu Ihren Füßen und flehe Sie an: Um Gottes Barmherzigkeit Willen, sagen Sie mir, ob die Spur, die mich zu Ihnen geleitet, ein Irrpfad gewesen, ob es Wahnsinn ist, wenn ich mir einbilde, daß diese klangvolle, herzberückende Stimme dieselbe Stimme ist, die mir einst mein Wiegenlied gesungen, daß dieses seelenvolle Antlitz meiner Mutter gehört, daß es die große deutsche Künstlerin ist, die mich geboren.

Sophie (in höchster Rührung).

Nein. Nein. Du täuschest Dich nicht. Zum ersten Male im Schauspielhause, traf Dich unter Tausenden mein suchender Blick, zog meine Stimme wie mit umklammernden Armen Dich zu mir heran. Halt aus, mein Herz, halt aus! Er ist mir wiedergegeben. Es ist kein Zweifel möglich. Jeder Blutstropfen schreit es mir zu. Wilhelm. Mein Sohn. Ich bin Deine Mutter.

Wilhelm (sinkt ihr zu Füßen und bedeckt ihre Hand mit Küssen).

Mutter. Meine edle Mutter!

Sophie (stammelnd in Entzücken).

Kind! Schmerzenssohn! Zehrende Sehnsucht und wonnereiche Erfüllung meines Lebens! O Du — Du — Ich kann mich nicht satt an Dir sehen. Das versäumte Mutterglück von Jahren möchte ich in einen Laut, in einen Kuß zusammenpressen. (Ihn stürmisch küssend.)

Wilhelm.

Theure Mutter!

Sophie (triumphirend).

Salomons Urtheil! — Drohend stand er einst vor mir und unerbittlich schrie er mir zu: Deine Gauklerkunst oder Dein Kind! Wähle! — Wunderbare Vergeltung! Meine geliebte, göttliche Kunst hat Dich mir zurückerobert und mit keinem Worte, keinem Gedanken wollen wir, die für immer glücklich Vereinten, uns daran in Zukunft mahnen lassen, daß er jemals gelebt.

Wilhelm.

Was meinst Du Mutter. — Was willst Du damit sagen?

Siebente Scene.

Vorige. Schreivogel.

Schreivogel.

Wie ich vorhergesehen. Ich kann den Gesuchten nicht finden.

Sophie.

Nicht? Da war ich glücklicher. — Was soll ich nur jetzt in der Trunkenheit meiner Freude beginnen? Wenn doch Jemand in der Nähe wäre, dem ich helfen könnte. — Schreivogel, Sie hatten vorhin ein Anliegen. Heraus damit.

Schreivogel.

Ich habe hier ein neues Stück bei mir. Ich will Ihnen aus demselben Stellen lesen. — Sie werden gewiß — —

Sophie (ihn unterbrechend).

Wissen Sie aber auch, wer es ist, den heute mein Spiel überwältigt, der hier vor mir steht? Mein Sohn ist es. Mein Wilhelm!

Schreivogel.

Ist es möglich? Ihr Sohn und jenes Stolmers Sohn?

Sophie (leidenschaftlich).

Stolmers? Stolmers? — Woran mahnen Sie mich! (Sich nach kurzer Pause an Wilhelm wendend.) Ich habe eine Bitte an Dich, mein Sohn. Ich bin eine ungeduldige Natur, abwarten habe ich nie gelernt und jeder Aufschub ist mir verhaßt. — Du mußt mir Eines und jetzt gleich versprechen.

Wilhelm.

Und was, meine Mutter?

Sophie.

Soll sich unser Beisammenleben glücklich und friedlich gestalten und ich mich der Seligkeit, Dich zu besitzen, ganz ungetrübt hingeben können, darfst Du mir gegenüber niemals, auch mit einem Worte nicht, künftig der Zeiten erwähnen, wo Du mir ferne warst und des verhaßten Mannes, der Dein Vater gewesen und herzlos und lieblos Dich mir entrissen hat.

Wilhelm.

Wie, Mutter? Ich soll Dir nicht von meiner Vergangenheit erzählen dürfen und von ihm, der meine Jugend geleitet, dem ich das einzige auf der Welt Theuere war, der mir zwar ein strenger, aber doch stets ein liebevoller Vater gewesen?

Sophie.

Doch mich, Deine Mutter, hat er gequält, meine Jugend mir vergiftet, mein Kind mir entrissen, meine Kunst geschmäht.

Wilhelm.

Was er auch gegen Dich verschuldet haben mag, schwer genug hat er dafür gebüßt. Nie sah ich ein freundliches Lächeln auf seinem gramdurchwühlten Gesichte. Menschenschen, freundlos und freudlos ging er durch das Leben.

Sophie.

Menschenschen? Freundlos und freudlos? Ein bitteres Geschick! Doch er hat es um mich verdient.

Wilhelm.

Es schien, als ob eine schwere Schuld seine Seele belaste, die er nicht abschütteln und auch Niemandem vertrauen könne.

Schreivogel (hat ein Theatermanuscipt hervorgezogen, sich an den Schreibtisch gestellt und blättert darin).

Bald scheint mir diese Stelle die schönste, bald jene. Ach, die Wahl ist schwer.

Wilhelm.

Oft, wenn er allein sich glaubte, sank ihm das vor der Zeit ergraute Haupt auf die Brust herab. Seufzer entfuhren seinen Lippen, Thränen seinen Augen und in den letzten Lebenstagen umnachtete der Wahnsinn seinen Geist und in trostloser Verzweiflung hauchte er seinen letzten Athem aus.

Sophie (erschüttert).

Todt also? Und im Wahnsinn? Der Unglückselige!

Schreivogel (der im Manuscript blätternd, dem Gespräche mit sichtlicher Theilnahme gefolgt, erhebt sich und tritt, das Manuscript in der Hand, zu Wilhelm).

Jetzt, glaube ich, habe ich die rechte Stelle gefunden. (Wilhelm das Manuscript reichend.) Lesen Sie, mein Herr, lesen Sie!

Wilhelm (wirft einen Blick ins Manuscript und liest tiefbewegt).

Was die Erde Schönes kennet,
Was sie hold und lieblich nennet,
Was sie hoch und heilig glaubt
Reicht nicht an des Vaters Haupt!

Sophie (wiederholt nachdenklich).

„Reicht nicht an des Vaters Haupt."

Das ist nicht Sperlingsfutter, das mahnt an Adlerkost. Wie heißt dies Stück und wie sein Dichter?

Schreivogel.

„Die Ahnfrau" von Franz Grillparzer. (Zu Wilhelm.) Lesen Sie weiter.

Wilhelm.

Balsam strömt von seinen Lippen
Und auf wem sein Segen ruht,
Der schifft durch des Lebens Klippen
Lächelnd ob der Stürme Wuth.

Schreivogel.

„Und auf wem sein Segen ruht, schifft lächelnd durch des Lebens Klippen." — Und diesen Segen möchten Sie ihm, Ihrem Kinde, dessen Glück Ihnen doch vor Allem am Herzen liegt, rauben?

Sophie (in tiefster Empfindung unter Thränen).

„Und auf wem sein Segen ruht, schifft lächelnd durch des Lebens Klippen." — Ja, Deinetwillen, mein Wilhelm, meiner geliebten Kunst willen, die heute mir den stolzesten Triumph bereitet, da sie mir das Herz des unbekannten Sohnes erschlossen, in demüthigem Dankgefühl gegen eine gütige Vorsehung, die Alles zum Besten lenkt, will ich in Zukunft wehmuthsvoll und versöhnt des unglücklichen, hartgeprüften Mannes gedenken.

Wilhelm.

Mutter, meine edle, herrliche Mutter!

Sophie.

Du sollst mir Alles erzählen, was er gelitten, wie er gebüßt, und wir wollen gemeinsam für den Frieden seiner Seele beten.

Schreivogel (das Manuscript nehmend zu Wilhelm).

Und nun vertraue ich dieses Manuscript Ihnen, dem Sohne meiner Freundin, an.

Sophie (das Manuscript nehmend).

Und aus Deiner lieben Hand empfange ich dieses Werk eines jungen unbekannten Dichters und meine ganze Kraft will ich einsetzen, daß sein Name zur Anerkennung gelange. — Wie ist mir jetzt leicht und froh um's Herz! Eine neue große künstlerische Aufgabe vor mir; ein geliebtes Kind an meiner Seite; mit den quälendsten Erinnerungen der Vergangenheit ausgesöhnt. Beim ewigen Gott! Es lohnt doch der Mühe zu leben. Das war heute ein glücklicher Abend!





Gedichte

von

Martin Greif.

Am Brünnlein.

Ich weiß ein Brünnlein fließen,
Das rauschet ohne Ruh',
Oft hör' ich seiner Stimme
Noch spät am Abend zu.

So heimlich ist sein Plaudern,
Ich lausche voll Begier,
Und was es mir vertrauet,
Das spricht es nur zu mir.

Bald scheint es zu vermelden
Des Künft'gen Mancherlei,
Bald scheint es zu erwecken,
Was lange schon vorbei.

Der fernen Jugend Freuden,
Ihr hingeschwund'nes Glück,
Den Traum von Lieb' und Treue
Und jeden Abschiedsblick.

Dazwischen nennt es Manchen,
Der schon begraben ruht —
Je länger ich ihm lausche,
Je trüber wird mein Muth.

So steh' ich da voll Sinnen,
Als folgt' ich alter Spur,
Die Sterne droben flimmern,
Ich werde trüber nur.

Doch eh' ich noch es ahne,
Kehrt wieder alle Ruh': —
O Brünnlein, liebes Brünnlein,
Rausch' meinem Herzen zu!

Der erste Falter.

Jüngst war's, da ich im lauen Weh'n
Den ersten Schmetterling geseh'n.

Er nahm im kecken Muth den Flug,
Wohin ihn sein Verlangen trug.

Und wiegte sich so voll Vertrau'n —
Ich mußte neidisch nach ihm schau'n,

Wie er so frisch und unverzagt
Allein sich in die Welt gewagt,

Als wüßt' er, wo im leisen Grün
Die kaum erwachten Blumen blüh'n,

Als führt' ihn Sehnsucht sonder Ruh'
Noch unerschloss'nen Blüthen zu,

Um allen Ungemaches Theil
Ganz ahnungslos zu seinem Heil.

So zog er hin vor meinem Blick,
Indeß mir träumte sein Geschick.

In Prachten trieb er vor mir her,
Zum Bild geworden mehr und mehr,

Bis er im stillen Gartenland
Bei einem Tulpenbeet verschwand.





Gedichte

von

Marie von Najmájer.

Volksgunst.

Wohl ist es süß, wenn tausend Herzen schlagen
Entgegen Deinen Thaten, Deinem Wort,
Wenn Deinen Namen sie gen Himmel tragen
Mit tausendfält'gem Ruf, als ihren Hort,
Und auf dem Weg, den sie durch Dich erkennen,
Dich hochbegeistert ihren Leitstern nennen.

Du fühlst, wie neue Kräfte sich entfalten
In Deinem Innern durch den schönen Bund;
Als Segen schwebt auf Dir der Spruch der Alten:
„Die Gottesstimme spricht durch Volkesmund!"
Und würde Freude nicht Dein Herz erheben,
Du wärst kein Mensch, Du hätt'st kein warmes Leben.

Doch tönt auch noch so sehr des Waldes Sausen —
Nur Blätter sind's, von jedem Wind regiert;
Und mag die hohe Fluth allmächtig brausen,
Der Strömung folgt sie nur, die sich verliert;
Noch eh' die heut'ge Sonne mag erbleichen,
Wird lautlos sie vielleicht von dannen schleichen.

So denke, wenn die leicht bethörte Masse
Dir kopfscheu plötzlich aus dem Wege stiebt,
Ganz unbekümmert, wie sie Dich verlasse,
Verläugnend, was sie einst zumeist geliebt:
Bewegte Blätter sind's, getrieb'ne Fluthen,
Zu unfrei für den Groll des Starken, Guten!

Und hat ihr Abfall nichts Dir abgerungen
Von Deinem Selbst, so aufrecht wie zuvor,
Blieb Deine Menschenliebe unbezwungen,
So ragst Du höher, reiner nur empor;
Mag auch der flücht'ge Tag dem Nieder'n fröhnen,
Die Zeit wird immer doch den Würd'gen krönen.

Erkenntniß.

Kannst Du in geliebten Zügen
Wecken seliges Genügen,
Das die Worte scheut und spart,
Wecken jenen Freudenschimmer
Unvergeßlich Dir für immer —
Nur durch Deine Gegenwart?

Ob sich Liebe Dir verkündet,
Ob sich Freundschaft Dir verbündet,
Ob mit solchen Blüthen beut
Frühling Dir die erste Gabe,
Ob Dir seine letzte Habe
So der Herbst entgegenstreut —

Sei's wie's sei! was Du empfunden
Und erkannt in jenen Stunden,
Ruf' es treulich Dir zurück.
Denk' es, hast in bitter'n Tagen
Wunden Du davon getragen:
Du erlebtest reinstes Glück.

Frühlingszauber.

Poch' an die Herzen mit blühenden Zweigen,
Führ' um die Stirnen in lieblichen Reigen
Lüfte und Düfte der knospenden Welt!
Kläre den Sinn, den die Sorgen bedrängen,
Süß und verheißend mit Vogelgesängen,
Frühling, von sonnigem Himmel erhellt!

Kannst Du die Blüthen der Sträucher entfalten,
Kannst Du die Gräser der Haide gestalten,
Sänftigst die Stürme Du schmeichelnd und lind —
Lieblicher Herrscher! so ruf' aus den Tiefen
Andere Blumen und Töne, die schliefen,
Weck' auch im Menschen das hoffende Kind.





Lagunenfahrt.

Von

Ludwig Hevesi.

Lebt wohl, ihr bunten Galerien; graue Büchereien, fahret wohl! In die Ecke, du papierner Katalog (prezzo: 2 lire) voll schwarzer Nummern und todter Namen! Ich will wieder einmal ungemaltes Wasser sehen und eine Welt, die nicht auf allen vier Seiten mit vergoldeten Brettern verschlagen ist. Ich will nicht mehr Buchstaben zählen und Notizen machen, ich bin das Oel Bonifacio Veneziano's satt und die Druckerschwärze Muratori's nicht minder. Ich will mich mit allem Fleiß auf's Nichtsthun werfen. Schauen, ohne zu sehen; sinnen, ohne zu denken; ist denn nicht dazu diese weite Lagune erschaffen, und die Gondel erfunden, diese schwimmende Wiege, welche das Menschenkind ganz sachte zurückschaukelt in jene sorglose Unmündigkeit, deren einzige Wissenschaft das Athmen ist?

Carlo! Vincenzo!

Pronti, Signor!

Wohin die Fahrt? Gleichviel. In's Weite, in's Blaue, in's Perlgraue und Rosenfarbene, in's Nord-Süd-West-Oestliche. Eine Weltumseglung auf der Lagune. Zu unentdeckten Inseln, zu versunkenen Städten, zu Menschenfressern, von denen Livio Danuto nichts weiß. Salas y Gomez, Fernando Po, Atlantis, Vineta, . . . Alles in der Lagune.

Vincenzo, der auf der poppa schaltet, stößt von den langen Steinstufen der Piazzetta ab und Carlo, auf der prora hoch aufgerichtet, stemmt sein charonisch Ruder bald rechts, bald links gegen die Nachbargondeln. Und

schon schwebt das Fahrzeug lautlos in's Horizontale hinein, es fließt dahin, wie eine Welle im Strome, wie von geheimnißvoller Macht gezogen oder getrieben, in regungsloser Bewegung. Und ja, schon rühren sie sich, die Unsichtbaren, Unwägbaren dieser Lüfte und Wasser. Geisterfittich fächelt um meine Schläfe, foscarisch, contarinisch, als wären mir die Gespenster aus der Bibliothek auch hieher gefolgt, die vergessenen Dogen aus der Scharteke Marin Sanudo's in ihrer Dogenmütze, welche eine Tarnkappe sein muß, daß die Herzoge Venedigs so spurlos verschwinden konnten. Oder ist es nur der gefällige Landwind, ein gelinder maestrale, wie wir ihn just brauchen und von Zeus Urios' Gnaden zu dieser Frühstunde sicher erwarten durften? Denn er soll uns hinauswehen in's Weitere, zurück aber in's Engere dann ein milder libeccio, dessen Walten um Mittag anhebt, sofern nämlich Aeolus seinen Schlauch nicht überhaupt verschleußet und damit auch uns, um homerisch zu reden, den Pfad der Heimkehr zubindet . . . Horch, ein Sumsen in der Luft, immer näher dem Ohre, eine leise Melodie, halb Schmeichelei, halb Drohung. Ist wohl wieder so ein bibliographischer Spuk, der mich aus der offenen Balkonthüre des büchervollen Palazzo Ducale anweht; vielleicht aber auch nur das zanzarische Ritornell meiner treuen Feindin, der weltberühmten Schnake von San Marco, die heute noch nüchtern, mich um einen warmen Blutstropfen zum Frühstück anbettelt; oder gar ein Citat aus Childe Harold, das mit körperlosem Reim-Echo nur meinem innern Ohre anklingt.

And silent rows the songless gondolier . . . Wahrhaftig, weder Carlo, noch Vincenzo fühlt beim Rudern den poetischen Drang, die Schwärmerei einer glühenden Seele in den heiß brodelnden Fiorituren einer Barcarole auszutönen, sie brauchen ja den Athem für's Ruder und haben mit der Muttermilch nicht einmal das classische „O—op!" und „Rüppapai!" eingesogen, mit dem die athenischen Botsleute des Aristophanes ihren Ruderschlag tactiren. Vincenzo freilich stünde es wohl an, einen stets gestimmten Adamsapfel hinter der lockeren Binde zu tragen, denn er ist Junggeselle und lebt in Gottes und des Sindaco blauen Tag hinein, aber von Carlo sind solche musikalische Allotria billig nicht zu verlangen, denn ihm leben draußen auf der Giudecca sechs eheleibliche Kinder, die einen wahren Schwalbenhunger haben und ihn jeden Abend, wenn er heimkehrt, mit weit aufgesperrten Schnäbeln erwarten. Ich fürchte sehr, mein braver Carlo ist keine sehr dichterische Erscheinung, ja selbst keine malerische und das alte Luxusverbot, sich nicht in Sammt und Seide zu hüllen und kein vergoldetes Ruder zu führen, geht ihn im Entferntesten nicht an. Denn das Ende des neunzehnten Jahrhunderts ist eine gar theure Zeit, wo die kupferne Palanca schwer in's Gewicht fällt und die papierne Lira noch

schwerer. Eine Gondel kostet heutzutage ein Vermögen; mit 1.500 Lire bezahlt man eine neue und unter 600 ist selbst eine alte nicht zu kaufen. Ist die forcola* ausgewetzt oder gar abgebrochen, acht Lire kostet eine neue; freilich muß sie aus dem kernigsten Nußholz geschnitzt sein, wenn sie halten soll. Und die Steuer, per Bacco! Fünfundzwanzig Lire jährlich, Signor, das ist ja eine Rente, die der Staat von jedem Gondoliere bezieht. Natürlich kann man solch' Heidengeld nicht auf einmal hinzählen, sondern muß froh sein, in kleinen Raten damit fertig zu werden, dafür aber rechnet das Amt noch drei blutige Lire an soprasoldo. Da würde Ihnen das Singen wohl auch vergehen, Signor!

Andere aber sangen doch. Auf der Friedhofsinsel mörtelten Maurer umher und mischten helle Lieder in ihren hydraulischen Cement. Der ganze Gottesacker sieht jetzt aus, wie ein Inselfort von Kronstadt. Wie er mit seinen langen, nagelneuen, ziegelrothen Mauern glatt und schroff aus dem Wasser steigt, nur an wenigen Stellen und nur für Bote zugänglich, gleicht er einer Festung des Todes. Im Vorbeifahren fehlt Einem unwillkürlich etwas und man kommt bald darauf, daß es die Schießscharten sind. Kaum eine Baumkrone grünt über das Mauerwerk herüber, nur eine Kuppel oder zwei wölben sich dahinter; steinerne Unerbittlichkeit das Ganze. Der Anblick wäre in London oder in Hamburg nicht zu ertragen und die gesammte Sterblichkeit würde Strike machen; unter diesem weichen Lagunenhimmel aber blüht die starre Ziegelmauer in warmen Rosentönen und spiegelt sich prächtig im blauen Gewässer, als schmelze sie langsam ein und färbe das zitternde Element weithin mit Scharlachtinten . . . Und auch von Murano drüben klingt munterer Gesang über die Wasserfläche; Arbeiter hängen wie Fliegen im groben Spinnengarn eines Baugerüstes und schwitzen Musik. Große Zweimaster liegen an ihrem Gestade vor Anker und die ganze Mannschaft singt aus einem Halse . . . Kehren wir in Murano ein? Beileibe. Die Glasperlen und Glasgespinnste ändern sich nicht im Lauf der Jahre, die Kunst der Muranesi kennt keine Umwälzungen, immer wird dasselbe Glas in denselben Zucker versponnen, um dennoch Glas zu bleiben . . . Setz' ein Segel, Carlo, und vorbei!

Bald knattert die vergilbte Leinwand munter im Winde, an meinem schneeweißen Zeltdache tanzen die rothen Wollquästchen und Junker Wind raucht mir meine Cigarre aus dem Munde weg. Sommer, wo ist Dein Stachel?

Günstig ist die Fahrt. Carlo hockt vor mir in der Barke und regiert mit gewandter Hand die Leine des Segels, während hinter mir Vincenzo

* Forcola ist der seltsam geformte hölzerne Pflock am Rande der Gondel, in dessen kleinem Ausschnitte die Ruderstange beim Rudern liegt.

das Steuer lenkt. Aber Carlo ist der Nerv, Vincenzo der Muskel. Carlo lugt vón Zeit zu Zeit unter dem Segel nach vorwärts und commandirt dann über mein Haupt hinweg: Stali! (rechts schwenken) oder Premi! (links schwenken). Die zusammengesetzten Commandoworte sind auf dieser breiten Wasser-Chaussée der Lagune überflüssig. Da gibt es keine engen Quercanäle, in welche eingelenkt werden soll, so daß man etwa Entgegenrudernden schon über's Eck zuruft: Sia stali! (Halt! rechts schwenken) oder Sia premi! (Halt! links schwenken), oder gar Sia di lungo! bei Kreuzwegen, die man geradeaus passiren will, weßhalb die von rechts und links quer Fahrenden einstweilen stillehalten sollen. Und doch sind die Heerstraßen der Lagune belebt genug, auch ohne Pferde und Kalkstaub. Eine Bildergalerie von lauter Passini's in den feinsten Wasserfarben treibt an mir vorbei, ungemalt und doch lebendig. Langsam und schwerfällig schwimmt ein stummes Ungeheuer heran, wie jene Insel, die sich unter den gelandeten Schiffbrüchigen in ein furchtbares Fabelgethüm verwandelt. Es ist ein viereckiger Heuschober, ein Heuberg, auf einer flachen Riesenbarke aufgebaut, welche Cucco Risorto heißt. Der wiedererstandene Kuckuck; er war einst vermuthlich als Kuckucksei in ein Phönixnest gelegt worden. Ein Mastbaum ragt mitten aus dem Heuschober auf, um ein mächtiges safranbraunes Segel zu tragen. Lange Leitern sind von allen Seiten an den Berg gelehnt und oben auf der heuduftigen Hochebene lagern bunte Menschlein. Ein Steuermann lenkt mit endlosem Ruder das schwimmende Gebirge, dessen absonderlicher Umriß popanzmäßig in's Weite starrt. Eine große, schwerwuchtige Barke ist von der Strömung an eine Pfahlgruppe getrieben worden, wie sie das Fahrwasser in langer Flucht gleich den Prellsteinen einer Landstraße begleiten. Die Mannschaft stemmt sich aus Leibeskräften, um das gescheiterte Fahrzeug flott zu kriegen, aber vergebens, erst die steigende Flut wird sie befreien. Eine Omnibusbarke voll Buranesen in eigenthümlicher Tracht patscht vorbei. Dann kommt ein winziges Bot gezogen, wie schlafwandelnd, mit zwei Fischerknaben, die auch eingeschlummert sind. Sie haben in der Mitte ein Ruder aufgepflanzt als Mast und eine morsche Binsenmatte als Segel daran befestigt. Der eine Schläfer drückt dasselbe mit angelehnten Schultern in seiner Stellung fest und wird demnächst das andere Ruder aus der Hand verlieren; sein Gefährte thut mittlerweile bäuchlings ein Schläfchen im engen Kielraum. Schmutzige Lastbarken unter den schönsten Namen ziehen vorbei: ein „Trovatore“ schleppt rußbedeckt seine Tracht Steinkohlen stadtwärts; ein „Idolo“ versinkt fast unter den rohen Häuten einer ganzen Ochsenherde, welche schwerlich von den Rindern des Helios abstammte; ein „Martire“ schleppt Bauholz zu, einen ganzen Scheiterhaufen, groß genug für tausend ketzerische Engländer, welche Gott segnen wolle, denn sie sind

gute Kunden; eine „Madonna“ bringt einen völligen Obstmarkt herbei und eine „Libero Guerriero“ hat sich, sintemal Garibaldi nunmehr verstorben, dem Transport von Mehlsäcken gewidmet.

Da ankert eine himmelblau getünchte Barke von seltsam verdächtigem Eindruck; die „Finanza“ für Provenienzen aus Burano. Ungeschoren gleiten wir vorüber und der Finanzmann, der hier residirt, läßt sich im Putzen seiner Stiefel nicht stören. Wir sind in's breite Wasser gelangt, rings um mich her ein wässeriges Flimmern und Danae's Goldregen aus himmelblauen Höhen. Soll ich mich denn wirklich umsehen? Mehrere Halsmuskeln würden dadurch in eine Bewegung versetzt, welche meinem heutigen Programm gänzlich zuwider liefe. Aber ich kann es wahrhaftig nicht lassen; magnetische Strömungen zucken durch dieses weite, schillernde All und fassen die Nerven an ihren neugierigsten Fibern. Welche Rundschau! Diese Welt ist aus gediegener Perlmutter erschaffen. Venedig liegt hinter mir mit seinem Gewühl von Häuserwürfeln und Thurmprismen wie eine riesige Mineralprobe aus durchscheinenden Rosenquarzkrystallen. Zwischen den röthlichen Massen weben blaue und taubengraue Schatten, goldene Lichter blitzen von Zinnen und Giebeln. Ueber den blauen Himmel wallt rosiger Duft und haucht ätherfeine Irisfarbe auch über den weiten Spiegel der Lagune. Ich habe dir dein morgenrothes Venedig nie geglaubt, braver Ziem, und auch dein abendröthliches Constantinopel nicht, aber ich bitte dich jetzt um Verzeihung, du hast nicht gelogen. Das ist wie ein stummes Feuerwerk, und Phantasiegluthen erblühend ohne alles reclamehafte Geschwirr, Gepruhst und Gepfnaus von Rädern, Fröschen, Schwärmern und Raketen. Ein cosmisches Transparent, statt auf Oelpapier auf lebendige Natur gemalt, die mit Kunst getränkt ist. Die Seele lodert auf bei solchem Festmahl der Schönheit und die Sinne umarmen sich in der unüberlegten Aufwallung ihres Rausches. Dieses Licht mit Augen zu schauen ist nicht genug, man horcht danach hin wie nach Musik, man greift wie mit Kinderhänden nach den goldenen Strahlen, man athmet es in die finstere Lunge ein und bläht unwillkürlich die Nasenflügel, als röche man den Duft unbekannter Blumen. Wie geht es nur zu, daß auf einer Fläche ausgegossenen Wassers, die von Rechtswegen tropfbarflüssige Langeweile sein sollte, ein solches Leben von Glanz und Farben sich entwickelt. Spiegelblank polirtes, mattes und oxydirtes Silber, gezwirnte Seide und geköperten Atlas, dessen Kettenfäden die dichtgereihten, bis zur Unmerklichkeit zarten Wellenzüge darstellen, glaubt man neben einander flach ausgebreitet zu schauen in lichteren und lichtesten Schattirungen, so bestandlos wechselnd, daß jeder Gedanke, jede Stimmung des Beschauers sie zu verändern oder sich in ihnen auszuprägen scheint. Und dieses verzauberte Flachbild, diese Leere, so voll der zartesten Wunder, ist eingefaßt

von einem weiten, durch die Entfernung luftigen Rahmen idyllischer Art. Entlegene Küstensäume schließen den Sehkreis, als ein grünschimmernder Faden, an welchem silberne, goldene, purpurne Perlen ohne Ordnung aufgereiht scheinen. Das sind die weißen Campagnen des Plattlands, ihre sonnenschimmernden Campaniles, die knolligen Silhouetten der Sumpfweiden, Reihen mikroskopisch verkleinerter Pappeln und Cypressen, im Grunde eine Armuth, die aber zu dieser Stunde und bei diesem Wetter wie Reichthum aussieht. Dort der mattgrüne Strandsaum Mestre's, links davon der Glockenthurm des Dorfes Campabio, wo alljährlich am 29. September das große Volksfest des heiligen Erzengels Michael gefeiert wird, ein Stelldichein für alle richtigen Venezianer, die etwas auf sich und San Michaele halten. Dort die großen röthlichen Würfel, aus der Ferne anzusehen wie Bausteine von Kindern, stehen auf der Insel San Jacopo del Palude und sind Depots von Kriegsmaterial, wie denn viele dieser halbvergessenen, fast namenlosen Inseln ärarischer Grund sind. Dort ist auch ein großer Barkenschuppen errichtet, als Unterschlupf für Barken bei schlechtem Wetter. Weiterhin die Insel San Francesco del Deserto — nach Sanct Jacobus im Sumpfe Sanct Franciscus in der Wüste, ganz im Sinne der Lagunenlandschaft. Ein graues Kloster steht da, öd und still, drei Mönchlein hausen darin oder gar vier, nur um ihre Einsamkeit dreifach und vierfach zu empfinden. Aber ein Hain dunkler Cypressen labt sie mit seinem Schatten und zwischen den schlanken Wipfeln hebt sogar eine einsame Pinie ihre breite Krone; der fünfte Einsiedel dieser Insel. Und jener lange fahle Streifen, fast einer Ostsee-Nehrung ähnlich, aber blinkende Campagnen darauf: Le Vignole, Sant' Erasmo mit seinem ländlichen Kirchlein u. s. f. Hier Monte dei Santi, dort Burano, die alte Lagunenstadt, mit großen Gebäuden, auf denen es sogar echte Blitzableiter gibt. Und zwischen den bleibenden Inseln und Halbinseln, verstreut über die ganze Wasserfläche, tauchen auch noch vergängliche bald auf, bald unter, je nach Ebbe und Fluth. Bänke aus Sand und Lagunengestrüppe, amphibisches Terrain, Robinsone anzulocken und dann zu ersäufen. Aber die Fischer wissen auch diese Gelegenheit zu nützen; sie richten sich da ganze Vogelherde für Fische ein. Eben jetzt arbeiten sie im feuchten Sande der Bank an der Aufstellung eines Kreises von braunen Netzen. Stück an Stück fügt sich an den großen, verderblichen Ring, Jung und Alt legt eifrig Hand an, denn das soll eine rechte Lagunenernte werden. Steigt dann die Fluth über der Sandbank, so deckt das Wasser die Netze, von denen nur ein weiter Kreis dünner, senkrechter Stäbchen an der Oberfläche sichtbar bleibt. Die Fische aber treten durch eigens ausgesparte Oeffnungen ins Netz und können nach Eintritt der Ebbe nicht mehr zurück. Ganze Völkerschaften der Tiefe gerathen so mit einem Schlage in Kriegsgefangenschaft

und mancher „wunderbare Fischzug“ ist da schon gemacht worden. Branzino und Sievolo, Orada, Passerino, Bisatto, die delicate Tria, der handlange Go, der fingerlange Paganello, der Baicolo, der eine Art unmündigen Branzino's ist: das sind so ziemlich die Fische, welche die Lagune spendet und der Lagunenfischer gerne sieht. Ueble Nachrede aber findet bei ihm die Volpina, ein Fisch von unwillkommenem Freiheitstrieb, der, wenn er sich von der Ebbe verrathen und im vielmaschigen Kerker gefangen sieht, kurz entschlossen einen Luftsprung über die Netzwand hinweg thut und oft noch aus des Fischers Hand entschlüpft.

Doch wir haben die Insel Mazzorbo erreicht. Hier befand sich in österreichischer Zeit die große Douane, ehe Venedig seine dogana erhielt. Die Insel hat selbstverständlich ihren Canal grande, den wir pflichtschuldigst durchfahren. Hat einst 100.000 Einwohner gehabt, schwört Carlo, indem er Vincenzo zum Zeugen anruft. — Und wo sind denn die hin? — Ja, der Attila!! — Und Torcello? — Das hatte gar 140.000 Einwohner, keinen Mann weniger. — Und jetzt? — Vierzig Familien; die übrigen hat alle der Attila ausgerottet. Mit Carlo und Vincenzo als historischen Quellen müssen auf den Laguneninseln im fünften Jahrhundert wenigstens zwei Millionen Menschen gewohnt haben, natürlich alle in schönen Palästen, aber der böse Attila hat sie umgebracht und ihre Palazzi der Erde gleichgemacht. Kein Wunder, daß der Canal von Mazzorbo sich jetzt nicht mit dem Canalazzo Venedigs messen kann. Verfallene Ziegelmauern säumen ihn ein, über welche freilich stellenweise glührothe Granatäpfel nicken, zwischen feingefiedertem grünen Gezweig. Die hat der hungrige Attila doch nicht alle aufessen können. An einer Stelle schwingt sich ein steinernes Bogenbrücklein über den Canal mit Epheu übersponnen, als ginge nie ein Menschenfuß darüber. Ein paar dickbäuchige Barken, mit Bausteinen, Ziegeln, Reis beladen, bildeten den Verkehr auf dieser Wasserstraße und in einem kleinen Bote läßt sich ein ungeheurer brennrother Fächer vorbeirudern, hinter dem aller Wahrscheinlichkeit nach ein beträchtlicher Theil der weiblichen Einwohnerschaft verborgen ist. Das Fort dei Borgognoni bezeichnet das Ende des Canals; seine Besatzung scheint aus Amazonen in weißen Hemden und schwarzen Röcken zu bestehen, die eben Wäsche zum Trocknen ins Gras breiten.

Und nun geradenwegs auf Torcello los; aus einer winzigen schweigenden Welt in die andere. Der braune Kameelrücken einer Kirche, ein Glockenthurm daneben, ein paar Hausdächer, ein paar Heuschober, ein paar schneeweiße oder ockergelbe Segel am Ufer, etwas Waldgebüsch dabei: das ist der Umriß der altberühmten Lagunenstadt. An violett blühenden Wiesen gleiten wir vorbei, da wächst in Massen das heilsame Kraut santonico, dessen Absud gut ist für's Blut und noch viel besser gegen das Fieber.

Verwilderte grasdurchwachsene Canäle nehmen uns auf, uralte Mauertrümmer begleiten uns und feste Untermauerungen rechts und links im Wasser, Zeugen verschollenen Wohlstandes. Ein geländerloser Miniatur-Rialto läßt uns unter seinem morschen Bogen durch, dessen Wölbung kaum noch drei Finger stark ist und unter einem wohlgenährten Fremden gewiß durchbräche. Ein Rohrdach für Bote, ein paar Kähne am Ufer, ein paar strickende, „up ewig" ungekämmte Weiber im Schatten ihrer ärmlichen Häuschen, ein Dutzend fiebergrüner, nothdürftig genährter Kinder, deren Begriffskreis über das erbettelte Kupferstück nicht hinausreicht: Das ist unser Eintritt in Torcello. Nirgends ein Mann zu sehen; aber sie sind nicht ausgezogen aufs freie, frische Meer zu wettertrotzigem Fischfang, sondern thun als Landratten trockene Sclavenarbeit auf dem Festlande.

Die Häuschen sind so ungefähr in eine Dorfgasse zusammengestellt; sie ist kurz und breit und eigentlich eine Wiese, denn der ganze Boden ist mit dichtem Graswuchs bedeckt, durch den nur ein paar ganz schmale, schiefe Pfade getreten sind, zu den Kirchen und dem Museo im Hintergrunde. Aber dieser Corso von Torcello ist eine gar merkwürdige Wiese, denn wie nacktes Todtengebein starrt da und dort ein Stück längst verstorbenes, begrabenes und zufällig wieder halb ausgescharrtes Alterthum unter der Rasendecke hervor. Ein Friedhof ohne Hügel, mit Grabsteinen ohne Gräber. Bruchstücke cannelirter Säulen liegen verstreut, halb eingesunken in den feuchten Boden; da steht ein altes Kapitäl, romanisch geschnitzt; dort hat ein verwittertes steinernes Taufbecken Wurzel geschlagen; so oft es regnet, kann man sich daraus bekreuzen. Da ragt gar noch eine ganze Säule aufrecht und trägt eine kleine namenlose Statue, die wer weiß wohin gehört. Ein steinerner Lehnstuhl steht daneben, uralt-bischöflich wohl, aber Niemand weiß, ob er im Laufe der Jahre aus dem Erdreich heraus oder in dasselbe hineinwächst. Ein verfallener Mauerbogen gibt Durchlaß zu meiner lieben, uralten heiligen Fosca, die ich mit Freuden wiedersah. Ich muß nur gestehen, hätte ich nicht sicher gewußt, daß sie um diese Stunde zu Hause ist, ich würde diesmal vielleicht an Torcello vorübergebummelt sein. Aber sie war zu Hause und lag stumm und still, wie Stein, auf dem Deckel ihres Sarkophags hinter dem Hochaltar. Die zarten Händchen hielt sie noch immer über dem Schoß gekreuzt und die Augen hatte sie geschlossen, daß die Welt deren Himmelbläue nimmer sieht. Ich glaube es nicht, daß sie todt ist und dieses Bild kalter Stein, nur eine bemalte Statue. Unwillkürlich scheuchte ich ihr mit einem weißen Taschentuch die blutdürstig piependen Zanzaren von ihrem stillblühenden, schlafwachen Nonnengesichte, das die ortskundigen Stechmücken selber zu täuschen scheint. Sie wäre ja sonst aufgewacht aus Paradiesesträumen voll singender Engelglorien und es ist so naßkalt in ihrem

Heiligthum, als in einem rechten Sumpfkirchlein, wo feuchter Moder die Wände hinankriecht und an den ehrwürdigen Cipollinsäulen mit unheimlicher Munterkeit wieder herabrieselt. Und ein Grabeshauch geht durch die schimmliche Luft, obgleich hier nicht begraben, sondern getauft wird, schon seit tausend Jahren, jetzt auch ohne Täufling und Priester, denn ununterbrochen fallen die Tropfen vom nackten hölzernen Dachgerippe, das über dem griechischen Kreuze des Innenraumes dunkelt. Wie lange noch? Schon sind die halb plumpen, halb zierlichen Säulchen, welche den äußeren Umgang des Battisterio mit ihren moresk überhöhten Rundbogen tragen, nach allen Seiten gestützt und verklammert; werden sie die nächste Erderschütterung oder Springfluth noch aushalten? . . . . Doch ich muß ja auch noch einer anderen alten Freundin, dem Fräulein Balbi, meine Aufwartung machen. Diese hat zwar nur ein schlichtes rothes Grabplättchen im Mosaikpflaster der Taufkirche und darauf steht in steifem Amtsstil verzeichnet, daß da unten die „figlia del podestà Balbi“ ruht. Ob sie schön oder häßlich gewesen, jung oder betagt, liebesbeglückt oder eine alte Jungfer, keine Zeile sagt es, ich weiß nichts weiter von ihr, aber interessirt hat sie mich immer und wenn ich von ihr Abschied nehme, bin ich im Stillen immer froh, daß sie sich so anständiger Nachbarschaft erfreut; denn rechts und links von ihr, aber in schicklicher Entfernung, ruht unter lateinischer Inschrift je ein ehrwürdiger Erzpriester der Turcellana Civitas, — zwischen zwei Archipresbytern ein Archimädchen.

Es ist mir lange nicht so gemüthlich in der ernsten, gewaltigen Basilika nebenan, wo dem Hochaltar gegenüber die thurmhohe Wand steht mit dem berühmten Riesenmosaik, aus dessen Mitte das Brustbild der „Meter Theoce“ in naiver Erhabenheit herniederblickt. Man ist in eine graue Urzeit zurückversetzt, wenn man hier eintritt; ein Dutzend Jahrhunderte sind plötzlich in Nichts verraucht. Unter dem Eindruck eines solchen Baues glaubt man selbst an das jüngste Gericht, wie es da an der Wand geschildert ist auf Hunderten von Quadratmetern mit Hunderttausenden bunter und goldener Musivwürfelchen. Am unverbrüchlichsten aber glaubt man an jene Seite derselben, wo der flammende Höllenrachen weit aufgesperrt dräuet. Da sitzt auf weißglühendem Throne, dessen Armlehnen geifernde Wildschweinköpfe mit ungeheueren weißen Hauern bilden, Fürst Satanas in Lebensgröße. Er ist schwarz wie ein Mohr, aber Haar und Bart sind schneeweiß. Schwarze Teufel flattern über ihm, mit Hermesflügeln an den Fersen und Degen an der Seite, einigen hängen weiße Säcke (mit Geld?) über Brust und Rücken und diese stechen mit langen Gabeln und höllischen Schürhaken giftig nach der verdammenden Schale der Wage, in der ein Engel die Thaten wägt, denn gar zu gern möchten sie ihre Schale zum Sinken bringen.

Und doch hat Satanas schon reiche Beute gemacht, denn ein ganzer Hofstaat von Königen und Bischöfen steht, von Feuers Flammen umlodert, bratend und schmorend um seinen Thron, daß ihm der Sünderbraten gar herrlich in die Nüstern duften mag. Ich bin erschüttert, bin gewissermaßen eingeschüchtert und Solches bemerken gar wohl zwei Kinder, nur ganz wenige Käse hoch, die auf der Schwelle meines Ausganges harren, um mir geschwind, so lange die Mosaikhölle noch in mir nachwirkt, eine Handvoll weißer und schwarzer, ja selbst goldfarbener Mosaikwürfelchen zu verkaufen.

Um mich von meiner Höllenfahrt zu erholen, nahm ich den Rückweg über Burano, wo die berühmten vielen Kinder wachsen, die unsterblichen, niemals alternden, denn ich glaube, sie sind seit zehn Jahren, da ich ihre erste Bekanntschaft machte, noch etwas jünger geworden. Kinder sind höllenfest, ihnen kann der Teufel nichts anhaben, sie werden auch die ästhetischen Nachwirkungen eines mosaizirten Weltgerichts bannen. Ich ging in die Spitzenschule, wo die weithin geschätzten merletti a punto di Burano gearbeitet werden, von der gesammten weiblichen Unschuld der Inselstadt. In mehreren großen Sälen, deren Fenster und Thüren insgesammt offen sind, sitzen da dreihundert buranesische Mädchen; knospende Kinderwesen von zehn Frühlingen, frühreife Backfische und centifolienhafte Jungfrauen von venetianischer Farbenpracht, aus der Familie jener junonischen Santa Barbara des älteren Palma. Hier treten Sie ein, Mylady, die Sie so oft die Nase gerümpft über die angebliche Schönheit der Lagunentöchter, über die Kleinheit ihres Wuchses und die Plattheit ihrer Füße und über ihre nicht ladylike Haltung und dergleichen mehr. Auf der Tiefe des Meeresgrundes schlummern die köstlichsten Perlen; nicht auf San Marco's Platz läuft die weibliche Schönheit dieses Himmelsstrichs spazieren. Hier ist ein menschlicher Blumengarten sond'rer Art, der nicht für Bädekers Publikum blüht. Wenn man in diese sechshundert großen, tiefen, neugierig erstaunten Augen blickt, die alle zugleich die dunkle Wimper aufschlagen, fängt man so Manches zu ahnen an. Da sind Köpfe voll bestrickenden Zaubers und Gestalten von verblüffender Pracht. Da sind Modelle für alle Violanten, Eleonoren und Fornarinen der italienischen Malerei. Der Farben- und Formenreichthum einer gesegneten Race geht dem Erstaunten hier auf; angeborne Schätze, fast werthlos aus Mangel an Nachfrage, sind hier absichtslos ausgebreitet; diese Naturkinder sind im Schmuck von Diamanten und Perlen geboren, den sie für schlechtes Glas halten. Und da sitzen sie beisammen und sticheln und stochern rastlos mit ihren Nadeln in dem feinen Tüll, auf dessen glatter Fläche lauter kleine Nadelwunder erstehen sollen, Spitzen aller Art, sogar einheimische. Es gibt wahre Bildhauerinnen unter diesen Zwirn- und Nadel-Feen, sind doch jene monumentalen altvenetianischen

Spitzen mit ihren tiefeingegrabenen und hoch herausmodellirten Mustern wahre Basreliefs in Zwirn. An ein rundes, mit dem Seegras ihrer Lagunen ausgestopftes Kissen, einen halben Schuh dick, spannen diese Kinder Arachnens den auf ein Papierblatt genähten Stoff, auf dem das altehrwürdige oder funkelnagelneue Muster vorgedruckt ist. An einem Taschentüchlein in englischer Manier arbeiten ihrer Viere einen Monat lang, täglich von neun Uhr bis Mittag und von drei Uhr bis Abend; damit erwirbt Jede eine Lira täglich, die größten Virtuosinnen wohl auch um eine Viertel-Lira mehr. In einem solchen Taschentuch, das nur zum Zerknittern dient, allerdings auch zum Fallenlassen und galanten Aufheben, steckt ein Stück Augenlicht und wie manches Tröpflein junges unschuldiges Blut, wenn die sechzehn Lenze der Künstlerin sich über ihrem einförmigen Miniaturnähen verträumt haben und ja zuweilen aus dem Todten ins Lebendige hinübersticken. Eine wohlthätige Damengesellschaft in Venedig, die Gräfin Marcello an der Spitze, unterstützt diese Schule, deren Werke in Venedig theuer verkauft werden.

Und da sitzen jene Dreihundert und schaffen Tag für Tag. Wer sagt es, daß der Süden faul sei? Siehe, hier ist eine Stätte des dolce far qualche cosa. Und wer sagt es, daß Mädchenvolk nicht schweigen könne? Hier sind dreihundert junge, muntere Mädchenzungen, ein ganzes Museum von perpetuum mobile's, aber sie stehen alle still. Sie holen die Versäumniß ein, wenn es Mittag schlägt und nun der summende Schwarm auf einmal ausfliegt. Die ganze Straße so lang und breit, wiederhallt von dem fröhlichen Geklapper all der Holzschuhe, die im beschleunigten Tacte eines vortrefflichen Appetits zur Mittags-Polenta eilen. Ein buntes Tüchlein ist lose über jeden Kopf geworfen, gegen die Sonne; es wird nicht geknotet, sondern flattert frei nach wie ein bräutlicher Schleier. Tapfere Dreihundert; man sollte ihnen über die Thüre der Scuola eine Variante der Thermopyleischen Inschrift setzen:

> Wanderer, meld' es daheim Burano's Müttern, merletti
> Stickend sitzen wir hier, ihrem Gebote getreu.

Mein Rückzug aus Burano war aber nicht so leicht, wie aus Torcello. Das ganze unmündige Burano war auf den Beinen und umringte mich und meine Taschen. Ich hätte ein Kupferbergwerk sein müssen, um alle diese kleinen schmutzigen Hände zu füllen. Da ich trotzdem das Meinige that, um dem schmeichelhaften Vertrauen, das in mich gesetzt wurde, zu entsprechen, so kamen alsbald auch Erwachsene heran. Ein alter Bettler that sich besonders hervor, indem er voll Neid mit der Krücke unter die Kleinen schlug, die etwas erbeutet hatten, denn sie machten ihm Concurrenz. Als er aber einen Jungen beim Ohre nahm, daß dieser zu heulen begann, wurde er sozu-

sagen moralisch gelyncht. Es sonderte sich nämlich aus der entrüsteten Menge der Zuschauer eine Deputation aus, welche mich im Namen Aller höflichst aufforderte, im Interesse der allgemeinen Moral jenem unduldsamen Neidhart nichts zu schenken, denn ihm gebühre Strafe wegen seines unchristlichen Betragens. Zugleich aber legten sie mir corporativ nahe, daß es sehr gewagt wäre, mich ohne Mundvorrath auf den langen Heimweg zu machen und verkauften mir eine ganze „Gazzetta di Venezia“ voll frischer, grüner Feigen. So ausgerüstet bestieg ich wieder meine Barke und ließ abstoßen von diesem sykophagischen Gestade. Jedoch das junge Volk wollte zwar allenfalls meine Person, nicht aber meine Feigen ziehen lassen. Da der Kurs meines Fahrzeuges durch Hunderte angehängter Flöße, Kähne und Barken ging, stürzten sie sich auf diese schwimmende Stadt und folgten uns von Verdeck zu Verdeck, von Ruderbank zu Ruderbank springend, eine Viertelstunde weit, noch am grasigen Ufer der Insel hin. Ich sollte ihnen durchaus Feigen zuwerfen und sie wollten sich darum raufen, um mir ein Vergnügen zu machen. Auch Purzelbäume erster Qualität boten sie im Chorus an und je näher ich mit meinen Verfolgern dem Ausgange der Stadt kam, desto leidenschaftlicher wurden ihre Rufe, und dazwischen lachten sie mich wieder mit allen Zähnen an, so daß meine Feigen eine nach der anderen den Weg durch die Luft nahmen. Als ich gar nichts mehr wegzuwerfen hatte, als einen glimmenden Zigarrenstummel, schrien die Knaben nach diesem. Der durfte ihnen beileibe nicht entgehen! Und als ich Anstand nahm, brennendes Feuer unter lebendige Menschenkinder zu werfen, stürmten sie so heftig darum, daß ich es schließlich that. Der die Beute fing, hat sich erklecklich gebrannt, wenigstens tanzte er dann und blies in die Hand, aber er war doch selig über den köstlichen Bissen und hätte ihn nicht um zehn Feigen hingegeben.

Burano ist zurückgeblieben und vor mir fern im blauen Mittagsnebel hält Venedig seine Siesta. Kaum daß sich seine Thürme am verschwimmenden Sehkreis errathen lassen. Carlo und Vincenzo wechseln bedenkliche Blicke, denn der Seewind will sich noch immer nicht heben, am Ende müssen sie gar dritthalb Stunden lang mit Armeskraft rudern. Zeus Urios, des Fahrwinds alter Gott, hat euch im Stich gelassen, ihr Aermsten, dieweil ihr nicht mehr an ihn glaubet; gelobet nur rasch ein Kerzlein dem heiligen Cristoforo, vielleicht daß dieser Schifferpatron heute ein Uebriges für euch thut.





Walter's Lehrjahre.

Episode aus Fragmenten eines lyrisch-epischen Sittenbildes.*

Von

Cajetan Cerri.

Allen gehört, was Du denkst; Dein eigen ist nur was Du fühlest;
Soll er Dein Eigenthum sein, fühle den Gott, den Du denkst.
Schiller.

Ein ländlich' Städtchen noch vom alten Schnitte
Echt deutscher Art. Viel Frohmuth, Licht und Duft,
Die Menschen gut, und schlicht und rein die Sitte —
Ein kleines Paradies in ird'scher Luft,
So weit das Auge blickt!
Im Hintergrunde
Feld, Hügel, Wälder, und durch Waldeskühle
Ein Sturzbach fließend, der stets munter Kunde
Vom Berggeist bringt, und Säge treibt und Mühle;
Dann saft'ge Wiesen, schöne Auen, Hecken,
Weinlauben, die gar weit die Ranken strecken,
Duftreiche Gärten, Fluren, traute Plätzchen
Und lauschig schatt'ge Stellen im Gebüsche,
Wo, sanft umschmeichelt von der Abendfrische,
Oft kosend Träume weben Schatz und Schätzchen;
Stillwaltend aber rings auf allen Wegen
Die Weihe der Natur: des Friedens Segen.

Sei mir gegrüßt, o herrliche Natur,
Unsterbliches Gedicht, das Gott gedacht;
Vom Grashalm bis zum Firmamentsazur
Sei dankend mir gegrüßt in deiner Pracht!

* Dieses in seiner Totalität „Aennchen" betitelte Sittenbild ist bestimmt, den zweiten, ergänzenden und abschließenden Theil zu des Verfassers didactischem Gedichte „Gottlieb. Ein Stillleben." (Leipzig, Engelmann, 1871) zu bilden.

Beglückst Du doch unsagbar Herz und Geist,
Und lehrst uns auch, wie Du beglückst zumeist:
Wahr und Dir ewig treu, sorgst Du gleich warm
Für Groß und Klein hier, dort für Reich und Arm,
Und blickst gleich mild auf alle Creatur —
Sei mir gegrüßt, allgütige Natur!

. . . .

Das wird ein Tag nun sein für's kleine Städtchen
Der nächste Tag! Es zeigt im ganzen Thal
Schon heute sich ein ungewohntes Leben,
Und von dem Tage sprechen alle Mädchen
Am Wege, auf dem Feld, beim Mittagsmahl,
Gar eifrig und erregt. Was wird es geben?
Halb ruht das Tagwerk. Wie vor einem Feste
Uebt Tanzmusik und Sängerchor sich ein;
Es hält der „Sternwirth“ schon bereit das Beste,
Was Keller, Küche nur an süßem Wein
Geboten je, und feinen Leckerbissen;
Man denkt an Kränze, spricht von Pöllerschüssen,
Schmückt schön die Kirche aus, und hart daneben
Das kleine Schulhaus auch . . . Was wird es geben?
Für was hat man zu denken, vorzusorgen? —
Ein Ehrentag besond'rer Art wird morgen
Gefeiert hier.
Seit dem Verlobungstage
Ward oft geflüstert, wie von einer Sage:
Des unvergess'nen Gottlieb Töchterlein,
So viel umworben schon von Groß und Klein,
Der ganzen Gegend schönste Maid, das „Aennchen“
Wird heimgeführt von einem hohen Herrn;
Und daß Ihr's wißt: kein altersschwaches Männchen,
Ein junger, schmucker Graf ist's aus der Fern'.
Kam aus der Schweiz, man weiß nicht wie und wann,
Heißt bloß „Graf Paul“, schließt Niemandem sich an,
Und spricht französisch gar . . . ein selt'ner Mann!
Das reiche schwarze Haar bei blaßen Wangen,
Die feine Hand, d'ran Edelsteine prangen,
Der leichte Schritt, der stets gewählte Ton,
Der Stolz, mit dem er grüßt auf muth'gem Pferde —
Gewiß, gewiß! ein echter Adelssohn.
Zwar senkt sein Blick sich ruhlos stets zur Erde,
Zwar . . . .

. . . .

Nun ist der Tag der Trauung da. Schon morgen
Wird das „Ereigniß“ sich vollzieh'n. Kein Wunder,
Daß also heute all' des Krames Plunder,
Der überall, bald offen bald verborgen,
Vor solchem Anlaß breit sich macht, selbst hier

Im Kleinen Größ'res äfft. Er hat auch schier
Den ganzen Tag hindurch im Ort gewaltet
Und viele Blüthen bunter Art entfaltet:
Der Schmeichler Thun, die nach der Gunst schon streben
Der Glücklichen, die bald wird „Hochgeboren;"
Das Wichtigmachen der Honoratioren,
Die nur bemüht, sich ja nicht zu vergeben;
Die schwatzhaft eitle Neugier der Verwandten,
Der vielgeschäft'gen Muhmen, Basen, Tanten;
Den Austausch von Besuchen und Geschenken,
Das ew'ge Lächeln, Händedrücken, Küssen; —
Das gab ein wirres Wünschen und Gedenken
Mit dem „Ja, ja, es hat so kommen müssen!"
Als weises Schlußwort stets; das gab ein Gehen,
Ein Eilen, Laufen, ein Verdrängen, Stoßen,
Um nicht zu fehlen bei den Festgenossen,
Um mehr geseh'n zu werden, als zu sehen . . .
Fürwahr, ein lebend' Bild der Menschenschwächen
Und des socialen Trödelthums! — Doch brechen
Nicht Schwächen bloß und kleinliches Empfinden,
Wenn Schulung fehlt, sich oft bei Menschen Bahn;
Noch Schlimm'res dringt dann aus des Busens Gründen,
Wo neben Edlem so viel Schmutz und Wahn!

Der Wüste gleicht die heiße Menschenbrust;
Da findet Ihr den Löwen, die Hyäne,
Des Samums Schrecken, der Oasen Lust,
Des Affen Spässe, der Gazellen Thräne,
Und über all' den Räthseln, wild und mild,
So mancher Hoffnung leeres Luftgebild.

D'rum staunet nicht, bringt hier noch dunklere Schatten
Dies Bild, das sonst an grüner Friedensstätte
Nur lichte Horizonte, sonn'ge Matten
Und gute Menschen eint zu einer Kette;
Die wirre menschliche Natur kann eben
Durch Gegensätze nur, und nur durch Krieg
Des Rechten mit dem Schlechten — Kampf um's Leben —
Die Wahrheit stählen bis zum letzten Sieg.

Früh Morgens schon, am Brunnen, welch' ein Zuspruch
Von Mägden, Dirnen, Knechten, Burschen, Rangen,
Die Klatschsucht aufgejagt vor Tagesanbruch!
Der Ortschaft Plagen sind's, des Edens Schlangen:
Die falsche Ursula, die eitle Dore,
Die Grethe, die viel Liebestrug erfahren,
Die Lina, ledig noch in späten Jahren,
Die Molly, Bertha, Toni, Betty, Lore,

Zunächst die alte Marthe, das an Leib
Und Geist verderbte, drei Mal böse Weib.
Hei! wie das surrt und murrt, und zischt und drischt:
— „Wenn ich nur wüßt' . . . man munkelt Mancherlei . . .
Ob wohl der Graf ein wahrer Graf auch sei" —
„Hätt' ich nur wollen" — „Ich erst" — „Leicht gefischt!" —
„Und lieben Beide sich?" — „Gewiß!" — „Mit nichten;
Ein Lebensopfer bringt das Aennchen hier" —
„Ein Opfer? Geht! Das ist zum Lachen schier!
Sagt doch: voll Hochmuth steckt und voll Geschichten
Das dumme Ding" — „Will Gräfin sein" — „Zum Hohn
Ist ein längst durchgegangener Patron
Der Bruder dieser heuchelnden Person!" —
„Laßt die Duckmäuserin" — „Viel Glück zum Bunde
Dem werthen Paar!" —
So schwirrt es in der Runde
Aus jener Weiber Mund. Noch ärger treiben
Den Spott die Burschen, ihrem „Schatz" zuliebe;
Der „Lieder-Wilhelm" gar! nicht müssig bleiben
Darf jemals er wo's Spässe gibt und Hiebe.
Er winkt, blickt stolz um sich, als wollt' er sagen:
Jetzt singe ich vom „Grafen Paul" euch vor!
Und hebt dann an mit cynischem Behagen,
Indessen ringsum Alles Aug' und Ohr:

Des Sternwirthes Keller,
Voll Speck und voll Wein,
Hat hohen Besuch jetzt,
Ein Marder soll's sein.

Der Wirth, den das Fell lockt,
Paßt auf d'rum am Platz;
Oh, Herrgott! der Marder
War nur — eine Katz'.

Laut schallendes Gelächter, herb und hart,
Belohnt den rohen Burschen, der nun gnädig
Der Liebsten nickt, sich streichelnd Kinn und Bart;
Die Liebste aber seufzt: läßt doch mich ledig!

. . . .

Und Aennchen? — Oft schon hatte sie vernommen
Der scharfen Pfeile Flug vorüberzischen;
Doch konnte nichts zu ihrem Sinn, dem frommen,
Auch nur ein Tröpfchen bösen Hasses mischen,
Und Wehmuth bloß ergriff das gute Mädchen
Ob solcher großen Schmach im kleinen Städtchen.
Dann dachte sie: wär' doch ein Dorf die Welt,
Ein Friedensheim, wo edle Menschenfreunde
Als eine arbeitstüchtige Gemeinde
Sich ehrlich liebten — wär' ein Dorf die Welt! —

So schwärmt ein Kind. Doch duldet diese Zeit
Kein Plätzchen, wo selbst Sonnenlicht und Gott
Geschützt vor Uebelrede, Schimpf und Spott
Und Allem wären, was da schafft der Neid.

Der Neid! Das ist seit Kain's verruchtem Wagen,
Das fluchgejagte, scheußliche Gethier,
Das durch die Welt, halb Schakal, halb Vampyr,
Den eig'nen Fluch muß überallhin tragen.
Des Vaters Haupt legt sorglos vor sich hin
Der neid'sche Mensch und tritt darauf, wenn's gilt,
Daß es als Stufe diene, welche ihn
Dem Zwecke näher bring', nach dem er zielt.
Und fragt Ihr, was am wüthigsten ihn treibe,
Ihn wecke rascher noch als Glanz und Gold?
Talent beim Manne, Schönheit bei dem Weibe!

Wer aber ist im Ort so schön, so hold
Wie Aennchen?
Seht doch, welch' ein ros'ger Schimmer
Die süße Lenzerscheinung zart umringt,
Die, nahend, wirkt wie wenn in dunkle Zimmer
Der Kerze Licht, erhellend, plötzlich dringt.
Ein grünes Blatt im braunen Lockenhaar,
Deß' reiche Flechten, zwanglos niederfallen;
Am Halse, leuchtend, eine Schnur Korallen,
D'ran Mütter'chen ein Kreuz hing, silberklar;
Das Mieder zierlich; Schürze, Rock und Schuh
Wohl einfach, aber niedlich, und dazu
Das Niedlichste: ein liebliches Gesicht
Mit unschuldsvollen, sinnig sanften Zügen,
Und großen klugen Augen, strahlend licht,
Die, wie der Himmel, blau sind und nicht lügen;
Dazu noch Formen, wie aus Duft gewebt,
Dazu ein reines Herz voll milder Triebe,
Das kaum erst achtzehn Frühlinge erlebt —
Wo ist das Wort, das so viel Reiz beschriebe?
Ach! wenn sie so, voll mädchenhafter Sitte,
Den Blick gesenkt, und in der Hand ein Buch
Mit manchem frommen Lied, Gebet und Spruch,
Zur Kirche Sonntags lenkt die leichten Schritte,
Ist's fast, als käm' ein Cherubim; man glaubt,
Ein Flügelpaar zu seh'n, entblößt das Haupt,
Und lauscht den Stimmen, die da rings ertönen:
Das Aennchen ist die Schönste aller Schönen!
Sie selbst, sie weiß es nicht, und unbefangen,
Holdlächelnd nur, wenn man so vor ihr spricht,
Erwidert jeden Gruß sie ohne Bangen —
Sie ist die Schönste, und sie weiß es nicht!

Oh! Dieses Unbewußtsein eig'ner Schöne
Ist der Natur anziehendster Magnet,
Ein Zauberhauch, der, wie der Thau, die Thräne,
Der Schönheit Reiz umhüllt und doch erhöht.
Sie ist die Schönste, und sie weiß es nicht,
Und mehrt damit nur eig'nen Ruhm und Glanz,
Der Rose gleich im reichen Blumenkranz —
Sie ist die Schönste, und sie weiß es nicht!

Er aber weiß es wohl und fühlt es tief,
Der dieser Rose Aufblüh'n überwachte,
Der stets nach ihr rief, wenn er träumend schlief,
Und wenn er träumend wachte, an sie dachte,
Und was er wachend sinnte, schlafend nannte,
In seines Herzens Traum geheim verbannte,
Ein ew'ger Träumer!
Dieses Traums bewußt,
Vom Denkensfieber blaß die weite Stirne,
Des Himmels Sternenfrieden in der Brust,
Der Hölle Flammenaufruhr im Gehirne,
So wandelt ernst, verschlossen und ergeben
Des Städtchens Lehrer — Walter — durch das Leben.
Ein freier Sohn der Berge, früh gereift
Im läuternden Processe harter Schule,
Hatt' er des Leichtsinns Wahn bald abgestreift.
Aus der Alltäglichkeit gemeinem Pfuhle
Erstanden und erlöst, flog auf sein Sinn
Zu Höherem und drängte mächtig ihn,
Zu forschen nach dem Schönen, nach dem Wahren
Im Leben, Wissen, in Natur und Kunst.
Er strebte fort. Daß er nun mit den Jahren,
Trotz Kampf, und trotz versagter Menschengunst,
Dem Cultus des Charakters treu geblieben
Und treu dem Dienst des Ideals, Das that,
Mehr noch als Alles, was die Weisen schrieben,
Der nun entschlaf'nen Mutter lichter Rath.
An diesen dacht' er später immer wieder,
Wenn ihn im Kampfe für die eth'sche Pflicht
Umschwirrten wild mit rauschendem Gefieder
Die Raben dunkler Macht; wenn zu Gericht,
Zur Rechenschaft das Falsche und das Schlechte
Sein Geist herbeirief; wenn geschmeidig, gleißend
An ihn herantrat, lockend und verheißend,
Der Lüge Trug, geschminkt stets als das Rechte
Durch die Kosmetik feiler Kunst; auch dann,
Wenn grausam oft in trüben Abendstunden
Entmuthigung dem weltverlass'nen Mann
Im Innern schlug die tiefsten Schmerzenswunden —

Daß er, selbst dann noch, nicht geschwankt, Das hat
Das treue Denken an der Mutter Rath
Bewirkt.
Oh! einer Mutter Herz ist weise,
Und mehr noch, mehr! Groß, ahnungsvoll und mild,
Umfaßt es liebend alle Lebenskreise,
Der göttlichen Vorsehung Ebenbild,
Ob auch im Tempel seines Heiligthums
Der Genius waltet reinen Menschenthums.
Ein Märtyrthum durchlebt oft bis zum Grabe
Das Mutterherz; doch muthig, stillergeben
Trägt Kreuz und Dornenkranz ein Mutterleben,
Beglückt schon, daß es selbst beglückt uns habe,
Genug belohnt, wenn für so vielen Schmerz
Ein wenig Liebe es erreicht. Wie wenig!
Hier lern' anbeten, Mensch! ob Knecht, ob König,
Sink' in das Knie, denkst Du an's Mutterherz.

. . . .

Bald hatte Walter's Geist es wahr gefunden,
Daß Staaten nur durch jene Grundfactoren,
Die machtvoll sie geschaffen, sie geboren,
Auch fortbestehen können und gesunden,
Wenn krank ihr Lebenskern. Drum fort und fort
Ging, diesem Grundsatz treu, dahin sein Streben,
Zu wecken, zu beleben hier und dort
Was hier und dort geschwächt im Völkerleben.
Hier Religiosität und Religion,
Weil ohne Gott, Mysterium und Symbol
Kein Volk bestehen je konnte, das, wenn schon
Zur Gottheit nicht, gedrängt ward zum Idol.
Sag's, Frankreich, Du, wo einst in höchster Noth,
Als schon das Volk, das rasendwild verwirrte,
Ein schamlos nacktes Weib idolatrirte,
Man decretiren sah: Es lebt ein Gott! —
Und dort, Moral; denn Sitte und Gesittung
Sie sind allein die Säulen der Cultur,
Die, wie das stolze Rom es schon erfuhr,
Ein Staatsgebilde wahren vor Zerrüttung.
Nur Sitte und Gesittung lehren laut:
Ehrt das Geschlecht der Mutter, Schwester, Braut,
Beleidigt nicht das Weib! Doch thut's zur Frist
Wer da bloß sieht und sucht die Thais, die Phryne
Und wer das Weib, das wundermächtig ist,
Nicht höher schätzt als eine Brutmaschine!
Nur sie, die Sitte und Gesittung, haben
Des Glücks Palladium, das „Familie" heißt,
Der Welt gewahrt; wer die zerstört, zerreißt,
Der haßt den Staat und will ihn untergraben.

Bedenkt Das wohl!
Laßt kräftig sich entfalten
Das Wesen der Familie und ihr Walten.
Des Staates Urbild und auch Vorbild fast,
Ein kleiner Staat im Staate, zukunftsreich,
Gebunden an des Ganzen Lust und Last
Und an des Einzelnen Geschick zugleich,
Stützt die Familie, als der Theil, das Kleine,
Sich gern auf's Große, auf das Allgemeine,
Und wirkt auf sie, wenn tüchtig und bewährt,
Versöhnend und beruhigend zurück,
Weil sie gewährt was sonst die Welt verwehrt:
Das echte, reine, ungetrübte Glück.
Hier herrscht des Vaters Kraft, der Mutter Milde,
Des Kindes hold vermittelnde Gewalt;
Hier klärt sich zu organischem Gebilde
Der Gegensatz an Alter, Sinn, Gestalt;
Hier hat ihr edles Maß die Leidenschaft,
Hier findet Egoismus seine Grenze;
Hier winden gute Engel Lebenskränze,
Die Gottes Hauch dann weist zur Wanderschaft —
Ihr, Mächtigen! Laßt kräftig sich entfalten
Das Wesen der Familie und ihr Walten.

Und Eines noch thut Noth: Autorität,
Die nicht besteht im äußeren Gepränge;
Nein! in der Ichheit Macht und Majestät,
Im eig'nen Werth und seiner Blüthen Menge,
Da wurzelt sie, bringt Mißgunst dann zum Schweigen,
Wenn Jener mehr ist, Dem mehr Tugend eigen. —
Das Schlußwort aber der Philosophie
Heißt: Sich bescheiden, zügeln, heißt: Entbehren.
Von Plato bis auf Christus konnte nie
Ein Großer oder Göttlicher uns lehren
Was größer wär' und göttlicher, was gleich
Dem Uebermaß im Wagen gilt und Zagen,
Als jene Weisung, ewig inhaltsreich:
Lern', Dich bezwingen, meistern, lern' Entsagen!
„Doch sind nicht“ — hört man — „Tausende nur Streber,
Die an der Selbstsucht Webestuhl nie ruh'n?
Warum nicht mit dem Schwarme solcher Weber
Fortschwelgen, und auch thun was And're thun?“

Oh! daß kein Sturm noch aus der Welt verwehte
Das Wort, das jeden bess'ren Keim verdirbt,
Den Gottes Hand in uns're Herzen säte,
Das schale Wort, das fast um Mitleid wirbt:
„So thun auch And're!“

Das eben ist die Schande uns'rer Tage,
Daß man nur blindlings folgt der fremden Spur,
Daß jede Kraft sich prüft an fremder Wage,
Und, lieblos für der Eigenart Natur,
Bloß schätzt das And're.

Doch bleibt nur eig'ner Werth die eig'ne Habe,
Dafür steh' man mit seinem Stolze ein;
Ob Gold, ob Erz, ob Adler oder Rabe,
Das, was Du bist, verdank' es Dir allein —
Sei nicht wie And're!

Da stand nun Walter, ruhig, zielbewußt,
In sich gefestigt vor der Zeit Problemen,
Bekennend was auf Recht und Wahrheit fußt,
Erkennend was nur Trugphantom und Schemen,
Der Offenbarung voll, daß überall,
Im Einzelndasein wie im Völkerleben,
Wenn unerreichbar auch das Ideal,
Doch Ziel und Pflicht bleibt: stets nach ihm zu *streben*.
Der Träumer wußte nicht, wie's nun bestellt,
Wie's draußen worden in der „prakt'schen" Welt,
Wo kaum beachtet wird vom Tagsgetriebe
Des Staates Höchstes: die volkseth'sche Frage;
Wo nur, weil lohnend für die Eigenliebe,
Was Politik man nennt fällt auf die Wage;
Wo fruchtlos bleibt, was dann für Höh'res thut
Der Eine, da Verständniß fehlt und Muth;
Wo vor der Phrase weichen die Ideen,
Wo vor dem Chaos, das heran schon bricht,
Zerfallen muß was auf der Menschheit Höhen
„Weltordnung" heißt . . .
Das wußte Walter nicht!
Von der Begeist'rung Flügelschlag umweht,
Durchglüht vom Drang zu fördern, zu erlösen,
Klang es wie Weltaccord und Allgebet,
Harmonisch, hehr in seinem ganzen Wesen.
Die Welt erlösen! eines Gottes Wonne
Ergriff ihn seltsam oft bei *dem* Gedanken;
Dann fielen um ihn her die ird'schen Schranken,
Dann sah sein Aug' verklärt hinauf zur Sonne;
„Excelsior!" rief er dann, und aus der Brust
Drang ihm ein Hymnus der Begeist'rungslust:

Tief im Gemüthe
Keimende Blüthe,
Hehre Begeist'rung, gegrüßt seist Du,
Du, die vom Kranze,
Du, die vom Glanze
Ewiger Götter kamest uns zu!

Märchen und Sterne
Himmlischer Ferne
Schaffst Du ins finst're Menschengeschick,
Gleichsam als Ahnung,
Gleichsam als Mahnung
Vom weltentrückten Erlösten-Glück.

Höre mein Flehen:
Trag' zu den Höhen
Mich, wo urschaffend Allliebe kreist,
Daß aller Schauer
Irdischer Trauer
Ich dort entsühne der Menschheit Geist.

Wie sie sich regen,
Und sich bewegen
Die Traumgebilde der Phantasie,
Wie hoch sie dringen
Auf gold'nen Schwingen
Die Lichtgestalten der Poesie!

Welch' leises Rauschen,
Welch' stilles Lauschen
Umwebt mein Sinnen, umwallt mein Ohr —
Oh! süßes Schweben
Und Sich-Erheben —
Empor zum Aether, empor, empor!

Da stand er nun entzückt, verzückt — fürwahr:
Er wär', hätt' Schwingen er gehabt, geflogen,
Zum Licht emporgepflogen mit dem Aar! —
Des Sieges und des Ruhmes Träume zogen
Durch sein Gemüth. Er, ein Bibliothekar,
Wollt' große Thaten thun, das All umfassen,
Und von dem alten bösen Brandmal „Hassen"
Des Staubsohns Stirn befrei'n! — So war sein Sinn,
Und blieb es auch, als einst das Schicksal ihn
Aus seinen Bergen, seinen sonn'gen Tagen
In eine Großstadt neuen Styls verschlagen,
Wo seiner harrten Leid und Streit . . . . . .
. . . .
Da kam er endlich, all' der Wirrniß satt,
Betrogen um die Sendung seines Lebens,
Beraubt der Ziele eines weiten Strebens,
In dieses Städtchen, das mehr Dorf als Stadt,
Schullehrer da zu sein für arme Kleine.
War ihm doch klar, daß keine Arbeit, keine
Allzu gering im Dienste der Cultur,
Und Der ein Held in Wahrheit sei, ein echter,
Der an der Wiege künft'ger Geschlechter
Veredelnd, bildend, formt Geist und Natur. —
Im Städtchen aber weilte auch seit Jahren,
Nach manchem bitt'ren Schmerz, den sie erfahren,
Die Witwe Gottliebs.

Also hieß ihr Mann,
Der einst Beamter war im Bajernlande;
Ein treues Herz, ein Dichter, der d'rauf sann,
Zu läutern durch das Wort im Liedgewande.
Er ward darob geschmäht als krank und schwach
Von den „Gesunden," „Starken," den Modernen,
Und sollte — grau das Haar — von ihnen lernen,
Es brauch' die Welt nur Eines: daß sie lach'!
Doch er hat's nie gelernt, und starb im Wahne,
Daß der Gesittung Weg der Dichter bahne.
Als Gottlieb todt, zog dessen Frau — zu mindern,
Weil karg war die Pension, des Haushalts Kosten —
Nach diesem klein'ren Orte mit den Kindern.
Daselbst geboren, war von seinem Posten
Hieher am Liebsten oft geeilt, und hatte
Hier seinen „Urlaub" stets verbracht ihr Gatte,
Wo auch die letzte Ruhestätte später
Er sich gewählt zur Seite seiner Väter.
Hier lebte stillgedenkend sie. Im Alter,
Da man zu schwach für größ're Bemühung,
Berief sie dann des Städtchens Lehrer, Walter,
Zu ihrer Kinder höherer Erziehung:
Des Mädchens Aennchen und des Knaben Robert.
Solch' einen Mann nun, der, nicht schwach noch rauh,
Des Schülers Geist, doch auch sein Herz erobert,
Den suchte eben Gottlieb's edle Frau.
War das ein Weib! — Anmuthig, still, natürlich,
Den Reiz vertretend echter Frauenwürde,
Ernst und doch fröhlich, nicht geziert, doch zierlich,
Trug sie gleich mild des Lebens Lust und Bürde,
Verständig stets und klug, nie vorlaut, eitel —
Ein weiblich Weib vom Fuße bis zum Scheitel.
Zum Lebensinhalt hatte sie gewählt
Den Cultus der Familie; ihre Welt
War Gottlieb nur.
Was nun sie ihm gewesen,
Was er errungen und erreicht durch ihren
Beglückenden Besitz, das konnt' man lesen
In Gottlieb's hinterlassenen Papieren:

Du, mein Weib, Du vielgeliebte
Veilchenzier des Eremiten,
Die sein Herz, das oft betrübte,
Stets erquickt mit frischen Blüthen,

Du, so stolz und so bescheiden,
Du, so still und so vielsagend,
Mild im Glücke, stark im Leiden,
Ewig hoffend, nie verzagend,

Du, nur Du hast es verstanden
Dieses Herzens Thun und Trachten,
Mocht' es auch im Sturme stranden,
Mocht' es Unmuth auch umnachten,

Du, nur Du bliebst echt und helle
Ihm zur Seite stets im Leben,
Wo sonst, tückisch wie die Welle,
Haß und Hohn getrübt sein Streben;
. . . .
. . . .

Als Walter in dies Heim ward eingeweiht,
Da überkam ihn oft ein Hoffnungsschimmer
Für die Erstehung einer bess'ren Zeit —
Mit solchen Herzen stirbt das Edle nimmer!
Dann, gleichsam resignirend, überließ
Er unbekannten, großen Zukunftsmächten
Der kranken Menschheit Palingenesis.
Vielleicht, daß erst nach blut'gen Weltgefechten
Sie möglich wird, und daß sociales Wesen
Durch Blut und Eisen nur kann einst genesen! —
Doch Eines untergrub mit Macht, mit Macht
Auch dann den kurzen Frieden seiner Seele:
Der hohe Zauber Aennchens.
Tag und Nacht
War es, als ob ein Feuerstrom ihn quäle,
Der, aus dem Herzen züngelnd zum Gehirn,
Gluthheiß erfaßte Brust und Aug' und Stirn.
Nun wurde eines Anderen Verlobte
Das holde Kind! Durch Walter's Sinne tobte
Wild ein Orkan dahin. Wie es gekommen,
Und was dabei empfunden Aennchens Herz,
Er wußt' es zwar, er hatt' es klar vernommen;
Doch war es so gekommen! Ew'ger Schmerz
Und ein auf immer sich vom Mädchen Trennen
Blieb nun sein Loos. Hätt' er's wohl ändern können?
Nein, nein! ein heil'ger Schwur, in ernster Stunde
An einem lieben Grabe einst gesprochen,
Stand zwischen ihm, der Schwüre nie gebrochen,
Und einem am Altar geschloß'nen Bunde.

Das gab, geheim, ein martervolles Ringen
Der Herzenssehnsucht mit der Herzenspflicht,
Denn er vermochte wohl, sich zu bezwingen,
Doch nicht zu fühlen, Das vermocht' er nicht.
Und nicht vermocht' er, wenn ihn beim Gedanken
„Graf Paul und Aennchen" Höllenpein ergriff,
Zu tödten in der Brust, der fieberkranken,
Die Stimme, die unheimlich grell da rief:
Trotz Treugelöbniß, und trotz heil'gem Schwur,

Sollt' er, die schwache Menschencreatur,
Versuchen doch, das Höchste zu erjagen
Vom Lebensglück, und wagen sollt' er, wagen.
Wie da die Schläfen glühten — welch' ein Wühlen
Nachts in der Brust vor wilden Sturmgefühlen!
Dann fuhr er auf in solchen wüsten Nächten
Und flüchtete ins freie Waldgebiet,
Als wollt' er hier selbst mit den Sternen rechten
Und hören, was ihm der Natur Laut rieth.
Da sah er mild die lichten Sterne lächeln,
Da fühlt' er sanft des Allseins Pulse schlagen,
Und aus der Lüfte kühlend süßem Fächeln
Vernahm er flüsternd: Lerne doch entsagen!
Und Alles, Alles rief's ihm zu. Der Baum,
Der für den Wand'rer Regen trägt und Glut,
Der Vogel, der, dem Nest entflogen kaum,
Verfällt dem Jägermann mit seinem Blut,
Die Blume, die, noch lebensfroh und frisch,
Gebrochen wird, zu schmücken Kelch und Tisch,
Der Wurm, den in den Staub tritt jeder Fuß,
Der Bach, der schwer das Mühlrad treiben muß,
Ein Jedes sprach: Nicht klagen und verzagen
Sollst Du im Schmerze — lerne, Mensch, entsagen!

Er rang darnach. Wie hart auch dieses Ringen,
Das stets geheim, verborgen bleiben mußte,
Weil Aennchen's Herz, das sorglos unbewußte,
Nichts ahnen durfte je von solchen Dingen —
Er rang darnach.
Als echter ganzer Mann
Mußt' er beweisen, daß der Mensch auch kann
Was er in Wahrheit will; daß, was wir sollen,
Auch thunlich — wenn wir wollen, wollen, wollen.
Als Lehrer auch sodann, dem anvertraut
Ward Aennchen's höchste geistige Entfaltung,
Mußt' er, selbst später angesichts der Braut,
Bezwingend alle inn're Wesensspaltung,
Sein ganzes Können widmen jener Pflicht.

Die Pflicht allein ist auf dem Lebensmeere,
Wo links der Abgrund droht, rechts öde Leere,
Der rechte Pharus, dessen reines Licht
G'radaus — nicht rechts noch links — weist nach dem Ziele;
Liegt doch des Glückes Hort nur im Gefühle,
Nur im Bewußtsein der erfüllten Pflicht.

Für Walter galt es noch, daß auch sein Leben
Das Lob begründe für sein Geistesstreben,
Das Lob, das manchem Mund spontan erfloß.

Wie werthvoll dieses Lob, mit dem verglichen,
Das heute von der Schwachen eitlem Troß
Erbettelt wird, erschmeichelt und erschlichen! —
Und also hatt' er bald sich aufgerafft,
Gefügt sich in sein Loos; mit voller Kraft
Bot er dem Mädchen was dort Wissenschaft,
Was Dichtkunst hier geschaffen, und noch schafft.

Er ließ der Ethik Höhen sie ersteigen
Und dort vor Ewig-Gültigem sich beugen;
Er lehrte sie die Heimat lieben; pries
Ihr die Heroen wahrer ernster Größe,
Die nach dem lauten Markt nicht fragt, und riß
Den Flitter ab von falscher Götter Blöße;
Er offenbarte ihr die Welt des Schönen,
Das läutern soll und trösten und erlösen,
Den Staub abschüttelnd von den Staubessöhnen,
Das aber jetzt in seinem Gottheitswesen
Durch ein entgöttertes Geschlecht entweiht,
Ward zur ästhetischen Verlogenheit;
Er zeigte ihr der echten Kunst Gestalten,
Die, vornehm hehr und keusch, durch lichtes Walten
Den Icarus im Menschen nicht läßt sinken,
Doch nun aus einer Welt muß trauernd fliehen,
Wo selbst die Grazien aus den Sümpfen trinken,
Und rings das Gauklerthum schwelgt in Orgien.
Vor Allem suchte dauernd er zu wahren
Vor der Entstellung drohenden Gefahren
Die schönen Ideale ihrer Jugend,
Daß sie nicht würden jenem Trug zur Beute,
Den Sprachverdrehung übt; — was nennt sich heute
Nicht Alles Ideal, Cultur und Tugend!
Und da der ewig schwache Mensch auch braucht
Zum Haltpunkt Etwas stets mit Form und Namen,
Das allen Werth in sich schließt, wie ein Rahmen,
Und nicht im Nebel „Theorie" verraucht,
So mahnt' er sie oft an den Namen: Schiller,
Den „großen Herzbeglücker, Thränenstiller."
Einst nannte Gottlieb so den hehrsten Ritter
Des Geistes und Charakters der Nation,
Die ach! ihn halbvergessen schon, ihn schon
Für „überwunden" hält im Sturmgewitter
Der neu erstand'nen Zeit . . .
Oh, diese Zeit,
Die da dem Größenwahn, dem Flitterthum
Gedankenlos und blind den Lorbeer weiht,
Und blind gedankenlos feilscht an dem Ruhm

Für Schiller! — In die Wangen Walter's trieb
Schamröthe der Gedanke, und er schrieb:

Eins macht mein Blut oft in Erregung wallen:
Daß Deutschen, die nach Hohem stets gerungen,
Heut' jener Höchste kaum mehr will gefallen,
Den das Gemeine nie beherrscht, bezwungen;

Ihn mein' ich, der am herrlichsten von Allen
Der „Ideale" hehre Welt besungen,
Der eine „Glocke" mahnend ließ erschallen,
So rein und schön, wie keine je geklungen.

Zurück zu Schiller kehre, Deutscher, wieder!
Dein Herz schlägt nur in seinen Vollaccorden,
Es wurzelt nur im Boden seiner Lieder.

Ihm weihe ganz, wie einst, Dich und begreife:
Wie reif und überreif man auch geworden,
Wer „Schillerreif" nicht ist, braucht stets noch Reife.

Oh! wär' entsprechend dieser Atmosphäre
Auch Robert's Lebensfrucht gereift; oh! wäre
All' den gesunden, mahnenden Impulsen
Auch er stets treu gefolgt. Doch kam für ihn —
Der Kinder älteres, voll trotz'gem Sinn —
Zu spät schon Walter's Wort, vor den convulsen
Aufreizungen des Tages ihn zu wahren.
Und also hatte Robert schon vor Jahren
Verlassen Heim und Haus, und, unerfahren
Der Welt, sich in die weite Welt begeben,
Vom „Zeitgeist" fortgedrängt. Seit Gottlieb's Scheiden
War des einst klugen Jünglings Seelenleben
Zum Spielball schon geworden vieler Leiden
Und seltener Geschicke . . . .
. . . .

—

Der reizendste der vielen Wege, Pfade,
Die aus dem Städtchen führten weit ins Freie,
War wohl der „Brunnweg," so genannt im Land
Ob eines Quells, der dort aus fels'ger Wand
Mit Macht herabfloß. Eben und gerade
Zog sich der Weg durch eine Doppelreihe
Von Felsen, Wäldern, Hügeln. Weithin sichtbar,
An off'ner Stelle, die besonders licht war,
Befand auf eines solchen Hügels Höhe
Des Städtchens Friedhof sich, und dort, geschmückt
Mit Blumen, immer wieder frisch gepflückt,
Auch Gottlieb's schlichtes Grab. Aus nächster Nähe,
Wo schäumend am jenseit'gen Wegesrand
Der Brunnquell niederfiel von fels'ger Wand,

Drang dahin, grüßend wie Gesang, das helle,
Nie ruhende Geräusch der Silberwelle.
Auf diesem Wege schritt zu trüber Stunde
Waldeinwärts wieder Walter einst dahin.
Sein Geist war sturmbewegt, erregt sein Sinn,
Und tief im Innern schmerzte manche Wunde,
Denn Bilder, Träume, Schatten, bunt zerfahren,
Wie die Phantome kranker Phantasie,
Umschwirrten sein Gehirn. Was er seit Jahren
Zu bändigen vermocht durch Energie,
Das dunkle Hangen, Bangen und Verlangen,
Es hatt' ihn wieder martervoll gepackt
Mit Geierkrallen und mit Feuerzangen,
Und ihn aus Bett' und Stube hergejagt.
Er suchte Ruhe hier. Der Brunnquell nur
Besang noch laut die schweigende Natur,
Sonst Alles still und stumm im weiten Kreise,
Als hätte hier des Klanges Macht gefehlt;
Der Schöpfung Pulsschlag klopfte leise, leise,
Und wie schlaftrunken athmete die Welt
Tief auf. War doch vorüber schon der Abend,
Und in der ganzen Fülle ihrer Pracht
Kam nun heran, die müden Herzen labend,
Der Menschen stille Trösterin — die Nacht.

Schmäht mir die Nacht nicht, weil sie ohne Sonne,
Schmäht mir die Nacht nicht, weil sie „nicht belebt!"
Schafft nicht Diana's Leuchte helle Wonne,
Und ist kein Leben was Nachts webt und bebt? —
Dich lieb' ich, Nacht, mit deinen heil'gen Schauern,
Mit deiner ahnungsvollen Geisterwelt,
Die zauberhaft das Herz gefangen hält,
Und mild begreift sein Denken, Sehnen, Trauern.
Nach heißen Kämpfen bringst du Frieden, Kühle,
Lehrst Würde uns und weise Schweigsamkeit,
Und mahnst, weit ab vom hast'gen Tagsgewühle,
An die Bedeutung der gemess'nen Zeit,
An all' den Unwerth glanzesvoller Lüge,
An all' den Werth des Ernstes, echt und mild.
Und Du, Du wärest des Verbrechens Wiege,
Der Geistesfinsterniß verwerflich' Bild?
Nicht doch! — Bei Tag ward Kain's That vollbracht,
Und Gallilei's Werk entstand zur Nacht.
. . . .
. . . .



Der Todtenherold.

Eine Gestalt aus dem Morgenlande.

Von

Carl von Vincenti.

Seit Menschengedenken sind im Morgenlande die „Todtenherolde“ angesehene Leute.

Man gibt solchen Namen jenen Karawanenführern, die mit ihren Troßknechten gegen Entgelt die theueren Reste Abgeschiedener aus der großen Secte Schia, die ein Dritttheil aller Moslems umfaßt, nach der heiligen Stadt Kerbela geleiten.

Das ist der größte Gottesacker der Welt.

Zwei Tagereisen südwärts von Bagdad liegt der Ort auf der Oase, wo seit zwölf Jahrhunderten gutes Todtenland.

Dort fanden die Tochtersöhne des Profeten, Hassan und Hossein, deren Erzeuger der Khalif Ali gewesen, Leidenstod und Bestattung.

Nach jenen geweihten Stätten glüht das Herz des schiitischen Asien, nach jener heiligen Scholle bringt man alljährlich Tausende von Todten, daß ihnen Paradiesesfreude werde.

Wenn das Jahr sich neigt, geht der Tod auf Reisen nach Kerbela.

Am Euphrat ist ein Karwanserei, das sie den „Han der Todten“ nennen. Es liegt jenseits von Mussejjib am sogenannten syrischen Ufer.

Der große Schah Nadir hat diese Pilgerherberge gestiftet, die besuchteste, welche die Secte Schia besitzt.

Am letzten Jahrestage stauen sich hier die Pilgerzüge und die Todtentransporte.

Abendschein umloht das nackte, kalkweiße Gemäuer, das im Geviert über den Strom fensterblind aufgemauert ist. Der Han gleicht einem ungeheuern Grabe, über dem hoch oben in den Lüften, wie Todtenampeln, Wüstengeier mit sanftem Flügelschlage schweben. Rauhe Gesänge brechen aus dem Gemäuer hervor.

Endlose Pilgerzüge beschreiten den schwanken Steg der Schiffbrücke und zwischen den Saumthieren mit grauen Filzbündeln reiten dunkle Frauengestalten auf hochgesattelten Maulthieren.

Jetzt funkelts auf der Brücke und ein sehnsüchtiger Pilgersang zieht herüber.

Ein Reiter auf kurdischem Rappen wird sichtbar, dessen Bug mit blitzenden Ketten gepanzert ist. Ein halbnackter Wandermönch geht voran und schwingt die rothe Fahne, die im Abendlicht blutig aufflammt. Andere folgen mit Dornzweigen an den Wimpelknäufen.

Er hebt eine eintönige Weise an, im Dreiachteltakt, dann rufen sie gell auf: „O, Hossein!“

Und der Todtenherold psalmodirt mit so klarer, seltsam feierlicher Stimme, daß es tönt wie ein Hohes Lied vom Sterben.

Ein wunderschöner Jüngling, dieser Todtensänger!

Arut und Marut, die gefallenen Engel, die der Frauen Sinn verwirren, können nicht schöner sein.

Der Kaftan in Trauerblau sitzt dem schlanken Gesellen knapp und fein und vom Kalpak blitzt ein Karfunkel.

Nun ziehen sie das Ufer herauf. Wie in hellen Bernstein geschnitten sind des Jünglings Züge und sein Bart schimmert ins Violette. Das Angesicht zum Abendhimmel emporgerichtet, die amberfahlen Hände hoch erhoben, daß sie wie durchsichtig scheinen, singt er sein Todtenlied . . .

Nun er dem Han zureitet, bezeugen ihm Viele Ehrerbietung.

Frage, wer, wessen Stammes und woher er ist, der schöne Gast, der tausend Todte bringt, dann wundern sich die Leute und sagen: „Kennst du die Fahne nicht und den Dornzweig daran? Es ist Ahmed Mostagfi aus Isfahan, der Todtenherold.“

Und man schämt sich, es nicht gewußt zu haben.

Wie ein Königssohn reitet er durch den Thorbogen. Horch um dich, so wirst du hören, daß Ahmed hier wahrhaft zu Hause ist.

Vor achtzehn Jahren, als in der Neujahrsnacht die Glaubensorgie im Hane wüthete, da hörte man sanfte Flötentöne:

Ein Kindlein war geboren worden im „Han der Todten,“ ein Knäblein. Dies war Ahmed. Sein Vater war Todtenführer, wie alle Mostagfi von Alters her.

Willst du dirs erzählen lassen? Jeder Tscharwadar weiß Bescheid darüber. Er wird dir sagen, daß Ahmed zum ersten Male nach der Oase zieht. Niemand sah ihn bis heute, doch Jeder kennt ihn, denn sein Antlitz ist wie Licht. Alle Mostagfi waren so schöne Menschenbilder.

Ein Paar Tausend Pilger lagern im weiten Hofraume auf Schutt und Scherbenhaufen und Aasgerippen. Sobald Ahmed erscheint, begrüßt ihn Jubelruf. Sie schwenken schwarze und rothe Wimpeln und schmettern heilige Namen in die Nacht hinaus.

Zwei Troßknechte mit lodernden Spänen halten sein Roß und mit heller Stimme ruft er: „O Hossein, du Herrlicher!"

Den Frauen erbebt das Herz vor Sehnsucht und die Pilger alle vergießen Thränen. Das Dämchen dort in der Hofzelle, das fröhlich-fromm, mit ritueller Leichtlebigkeit nach der Oase pilgert sammt Troß und lustigen Zofen, das lugt begehrend aus und läßt den Schleier fallen, als Ahmed vorüberzieht.

Er aber sieht es nicht, denn seine Seele ist ganz Inbrunst. An den Oeffnungen der Zellen hängen Matten und Betteppiche, um der Neugier von Außen zu wehren. Denn was dahinter geschieht, macht nicht allemal die Wallfahrt heiliger. Nun lüften sich die Thürdecken, das Moschuslied verstummt, die Mohrentrommel ruht, die Legende schweigt; sie lassen Gebet und Triktrak, Weinschlauch und Rosinenschnapskrug und schauen nach dem schönen Todtenführer.

Beim nächsten Lagerfeuer laß' dich nieder, sprich den Namen Hosseins aus und frage den blutjungen Burschen, dessen braungoldenes Antlitz von Begeisterung leuchtet, frage den struppigen Mönch aus Pamir, dessen wilder Lobgesang die Luft erschüttert, frage den alten Leichenhüter, der mit glühenden, blutunterlaufenen Augäpfeln in die Flamme starrt, frage den Mondverzauberten, dessen Lippen im Betkrampfe zucken, frage den fieberkranken Sesambauern, der sich die nackte Brust zerbläut . . . sie alle werden dir sagen, daß eine uralte Legende die Häupter der Mostagfi umwebt.

Und so vernimm denn diese Legende:

„In jener Wüste abendwärts von Bagdad, wo ehedem Samarra, das Paradies der Khalifenbräute gewesen, zog vor vielen Jahren ein Pilgerzug gen Kerbela. Der Führer, ein stiller Jüngling, ritt ein Maulthier und trug ein blutroth Wimpelfähnlein. Als sie in einem trockenen Kanalbette guten Lagergrund gefunden, gönnten sie sich Rast. Von ihren Thieren luden sie graue, harte Filzbündel, die mit steinernem Klingen auf den Kies rollten.

Darin waren Reste von Verstorbenen eingeschnürt, mit Reifen umsponnen und mit Stäben verspreizt.

Als es stille im Lager geworden und die Knechte ihre Mäntel über's Haupt zogen, erhob sich der Führer, nahm sachte den Betteppich vom Sattel und ging hinaus in die Wüste, um andächtig zu sein.

Wo zwischen Bitterstrauch und Kameeldorn eine nackte Bodenstelle war, breitete er den Teppich auf den Sand und warf sich nieder.

Ein glühender Mond blickte in die schweigende Wüste herein.

Als Omar — so war sein Name — sein Antlitz erhob, da ging ein Flüstern durch die Lüfte.

Der Jüngling war so zaubrisch schön, daß die „Dschinnen," die, keinem Auge sichtbar, unter dem Dorngestrüppe lagen, vor Sehnsucht seufzten. Dann ward's stille; es lauschten die Wüstendämonen.

Omar aber warf die Hände empor, und hub leise zu singen an. Sein Lied ging nur auf wenig Tönen, aber die ergriffen die Seele, wie ein ungeheurer, frommer Schmerz.

Der Jüngling brachte seines Vaters todten Leib nach Hossein's Friedensreich.

Und als er sein Lied gesungen, vernahm er ein tiefes Schluchzen.

Da erblickte Omar eine schwarze Gestalt, die am Dornstrauch hockte. Er schwang die Betschnur in der Luft, um die Dämonen zu scheuchen und trat heran.

Es war ein Weib, zahnlos, schleierlos, augenlos, so leer ihr Blick. Sie steckte in schwarzen Lumpen und kaute mit stumpfen Kiefern bitteres Kraut. Aus ihren Augen fielen Thränen, schwere, große Tropfen.

— „Nimm mich mit, o Jüngling, sprach sie mit einer Stimme, die wie ein fernes Echo war. „Ich sterbe in dieser Luft."

Omar ward von Mitleid gerührt. Als sie beim Morgenzwielichte weiterzogen, nahm er das fremde Weib vor sich auf den Sattel.

Am dritten Abende sahen sie einen goldenen Vogel, der im Abendlichte gen Untergang flog.

Es war der Halbmond, der vom Scheitel der heiligsten Kuppel strahlt! Kerbela! . . .

Bald kamen sie zu den Fruchtbäumen, wo goldige Früchte hängen, die nach Moder schmecken. Wer davon ißt, den verlangt es zu sterben, denn die Bäume wachsen auf Gräbern.

Dort am Saume der Gottesoase sprach die Alte:

— „Ich bin am Ziel."

Sie stieg ab und brach einen Zweig Kameeldorn.

— „Nimm dies und bleib' mit heilem Leibe!"

— „Wie nennt man dich, o Weib?" fragte Omar. „Vor dem Scheiden ist die Frage Brauch . . ."

In diesem Augenblick sank die Sonne. Dem Weibe aber schossen Flammen in die leeren Augen, es wuchs gewaltig empor und eine tief-athmende Stimme ging durch die Lüfte:

— „Sie nennen mich die Pest . . .“

Der Jüngling erschauerte. Der Schatten des Gespenstes aber wuchs langsam empor, der Purpurschein auf Hossein's Dom verlosch und es legte sich wie schwerer Abendnebel über die Todtenfelder . . .

Omar steckte den Kameeldorn an den Wimpelknauf und zog durch's grüne Thor in die Pilgerstadt.

Diese Nacht noch beschlich das schwarze Weib die Oase und Viele starben. Omar aber ward verschont und Keinen von Jenen, die er geführt, traf der Tod.

Das that der Dornzweig.“ . . .

So erzählen sie die Legende der Mostagfi von Isfahan. Und darum weiß auch ein Jeder, warum Ahmed's Leute den Kameeldorn am Wimpel tragen; das macht sicher gegen die Pest.

„Sie haben sich's schlau zurecht gelegt,“ wird Mancher sagen, der mehr denkt, als glaubt. „Gewiß, die Pest kann in der reinen, trockenen Wüstenluft nicht leben; sie begehrt nach den Niederungen, nach den Pilgermärkten, wo ihr Sättigung wird. Kann sie besser reisen, als mit der Todtenkarawane nach den heiligen Oasen, welche im Frühjahre die Sumpfadern des Stromes speisen?“ So wird Mancher sagen, der jenes Pestland kennt. Und Mancher wird Recht haben.

Dabei sind aber die Mostagfi die reichsten Todtenherolde im Morgenlande geworden und genießen Verehrung von Geschlecht zu Geschlecht.

Ahmed's Ankunft im Han nahmen sie wie ein Zeichen Gottes; es war ja des Jünglings erste Todtenfahrt, denn auch er brachte, wie sein ganz Geschlecht seit Omar, dem Urahn, gethan, des Vaters Leib nach Kerbela.

Es ist Mitternacht. Die Wächter machen in dem gedeckten Gang des Han's die Runde, stoßen mit ihren eisenbeschlagenen Knütteln auf den Estrich und greinen ein Wachlied dazu.

Die Feuer sind verflackert und der Qualm, welcher die Luft verfinsterte, ist verweht. Die opalenen Himmelsgründe schimmern in berauschendem Glanze. Die Schakale haben sich heiser gekläfft, die Pilger haben sich in Schlaf gesungen. Man hört nur mehr hie und da den Aufschrei eines Fieberträumers, das Geklingel der von den Stechmücken gepeinigten Saumthiere, das Schöpflied der Weiber am Strom . . .

Ahmed aber hält Wacht bei seines Vaters heiligem Leibe . . .

Ein Glaubensheld zog Ahmed Mostagfi in die Friedensstadt.

Als er beim Thor des Moscheenhofes vom Pferde stieg, trat ein Mädchen an ihn heran und bot ihm zwei weiße Tauben zum Geschenk. Die Kleine war schlanken Leibes und trug einen Schleierstreif; sonst schien sie ärmlich. Als sie aber durch die Pilgergruppen schritt, traten die Männer zur Seite, denn, wie die Tauben verriethen, war sie ein „Taubenmädchen."

Diese Mädchen züchten für das Passionsspiel heilige, weiße Tauben ohne Makel und müssen selber ohne Makel sein.

Auf ihrem Haupte ruht Segen und Verehrung, doch wehe dem Taubenmädchen, das sich in Liebe vergißt! Man tödtet sie mit Steinen.

Sie sind zumeist „Wallfahrtskinder." Niemand hat ihre Eltern gekannt. Wochen, monatelang pilgern schiitische Weiber als Mütter oder in Mutterhoffnung nach der Oase des Friedens. Sie haben ein Gelübde gethan. Sie haben ihre letzte Habe, vielleicht ihre Ehre verkauft, um den Wanderpfennig zu erraffen. Zerrüttet von Elend, von frommen Händen ausgeplündert, bettelarm und verlassen schleppen sie sich, oft schon sterbend, nach den Heiligthümern. Um das nackte Kindlein, das von ihren versiegten Brüsten fällt, kümmert sich Niemand, es verschmachtet. Und wird ein Weib mitten im heiligen Taumel zur Gebärerin, wer ist ihr Hilfe? Niemand! Diese Tausenden alle sind wie betäubt von frommem Aberwitz und Leichenduft. Die Armuth, o die Armuth, die ist der große Tod! Der alte arabische Spruch hat bitter Recht, die Wallfahrt ist nicht mitleidig.

Das sind dann Wallfahrtskinder, wenn sie am Leben bleiben, wenn sie nicht der brausende Glaubensstrom verschlingt, wenn sie nicht unter den Füßen der Pilger zertreten werden. Eines oder das andere rettet wunderbare Fügung, manche wachsen heran in Wahrheit wie die „Lilien des Feldes" und leben wie die Vögel des Himmels, wie die Tempeltauben. Man gibt ihnen Namen wie den Tauben und die Mädchen werden Taubenmädchen. Nicht selten haben sie indisch Blut in den Adern und sind, so sagt man, schön.

Der Arme hilft dem Armen. Abul Hamid, ein alter Bilderkrämer, war einsam gewesen, bis ein Kindlein unter sein Dach kam. Er hatte das Geschöpf von den todten Brüsten der Mutter genommen, die am Grabgitter des Heiligen zusammenbrach. Es war ein Mädchen. Und die Kleine lohnte ihm bald mit einem Lächeln. Unter dem Kinderzauber ging das Herz des Alten auf.

Abul Hamid's Antheil in der Welt war karg bestellt. Sein Haus und Hof war nur ein Unterschlupf. Man kann's nicht enger haben, als er's mit dem Kinde hatte, das er in seine Einsamkeit gebracht.

Ein wunderlicher Raum! Freilich, so wohnt der Mensch im Morgenlande, wenn irgendwo frommer Zudrang ist. Hossein's Grabmoschee ist

zwischen Häusern eingekeilt; nur die Lasurkuppeln ragen hoch auf und die Halbmonde funkeln in's Land. Vergoldete Säulengänge in persischer Barocke umgeben den Tempelhof nach drei Seiten, der vierten zu ist Gottesacker. Unter den Lauben hält die Wallfahrt ihren Plunderkram feil, unter den Dachhauben wohnen die Händler. Fast so viel Raum hat ein Taubenschlag, aber Abul Hamid nannte es seine „Bilderkammer."

Allerdings war dort im Dämmerlichte, das die Dachluke gab, ein seltsamer Bilderkram aufbewahrt, der zur Wallfahrt an Schnüren prangte, die der Alte unter den Lauben spannte. Lauter fromm bemalte Blätter: die schwarze „Rachehand" des Khalifen Ali, sein zweiklingig Schwert, der Zulfekar, der Löwe Ali's und andere Widmungsbilder; man sah viel berühmte Gotteshäuser und Begräbnißstellen, die finstere Kaaba und die Todtenhalle Hossein's, den Dom von Nedschef, wo Ali's Haupt begraben ist und alle heiligen Standplätze in Mekka und Medina. Wenn diese mit naivem Pinsel aufgetragene Farbenpracht in der Sonne leuchtete, dann war der Alte stolz darauf, denn all' diese Kunst war sein eigen Werk.

Seinen größten Schatz aber bildeten diese Blätter nicht, dies war Amrah, sein Findelkind.

Wenn er die Kleine drunten an der goldenen Säule sitzen sah, eine weiße Taube auf dem Schoß und den Futterkorb vor den Füßen, dann war er mehr als stolz, er war glücklich; und wenn die Kleine ihr schwermüthig Lied: „Seid hold den Tauben" . . . . sang, dann rannen ihm Thränen in den Bart . . . .

Dann kam der erste Tag der Aschura, der „Zehnzeit," wie sie das zehntägige Neujahrsfest heißen.

Ahmed Mostagfi zog ein und der alte Abul Hamid, der heute den dritten Mostagfi mit seinen Augen schaute, erinnerte sich der Wohlthaten, die ihm von diesem Geschlechte geworden und ward von Dankbarkeit überwältigt.

— „Geh', meine Seele," sprach er zur Amrah, „und bring' dem Jüngling zwei Tauben zum Gruß."

Amrah ging und kam still zurück. An diesem Tage klang ihr Lied fast schwermüthiger als sonst. Manchmal küßte sie verstohlen die weiße Taube auf ihrem Schoß. Die Pilger aber kamen, griffen in den Futterkorb und streuten den Tauben auf.

In der Dachkammer, wo hinter der Holzwand die Kleine ihre Schlafstelle hatte, lag jetzt Amrah die Nächte auf heißem Lager. Sie konnte keinen Schlaf finden.

— „Träumst Du, mein Augenlicht?" frug einmal der Alte, der gerade beim Schein einer Papierlaterne an einem prächtigen Löwen Ali's herumpinselte.

Fast erschrocken klang es zurück:

— „Vater, meine Augen brennen. Es weht Feuer aus der Wüste herüber."

— „Schling einen Knoten mit der Betschnur und zähle sieben schöne Namen Gottes," empfahl der Alte.

Die Betschnur raschelte gegen die Wand und der Bilderkrämer malte weiter.

Amrah aber lag unbeweglich. Ihre brennenden Augen starrten ins Halbdunkel. Sie sah den schönen Herold, wie er sich vom Sattel neigte und die Tauben nahm aus ihrer Hand, so sanft und liebreich, daß die Thierchen sich an ihn schmiegten. Dann sprach er zu ihr:

— „Der Allgeber sei deinen Wünschen hold" ....

Der Bettelmönch aber schwang die rothe Fahne und heulte einen Fluch über die Mörder Hassans und Hosseins, der Jünglinge, die so makellos wie diese Tauben.

Es war am siebenten Tage der Wallfahrt und lauter umbrauste das Pilgertreiben die goldenen Säulen. Amrah hörte nichts und ihr Lied war verstummt.

Jetzt taucht eine Hand in den Futterkorb und vor den Augen des Mädchens wirds plötzlich dunkel und dann wunderbar licht: Ahmed Mostagfi steht vor ihr.

Er trägt das Haupt schwarz verhüllt und hat einen Büßermantel über seinen brocatnen Kaftan geworfen, ein zerschlissener, härener Laken, dem freilich frommer Zauber innewohnt. Vor einer Stunde hat sich ein Fanatiker in die heilige Cisterne hinabgestürzt, um den Enkel des Profeten im Paradiese zu besuchen. Der Mann streifte den Laken vom Leib und ließ ihn Ahmed als Vermächtniß. Der Todtenherold küßte dem Märtyrer die Hände und hing den Mantel um die Schulter.

Wohl haben Manche Scheu davor und meinen, in diesen Laken lauere der Tod, die Pest gürte sich damit die Lenden. Doch sind die Mostagfi nicht pestgefeit? ...

— „Sing' mir dein Lied", spricht der Herold und streut einen Wurf Weizenkörner weitaus, daß die Tauben niederrauschen.

Und Amrah singt:

Seid hold den Tauben,
Wir Alle glauben,
Sie wenden geschwinde
Von Eurem Kinde
Den bösen Blick
Und geben Glück ...

Der Jüngling lächelte still und ließ eine goldene Spange in den Futterkorb fallen.

In diesem Augenblicke brach ein Rudel Heulmönche durch die dichten Pilgermassen, welche unter dem Anprall zurückgeschleudert wurden. Ahmed taumelte an die Säule und der Büßermantel glitt von seinen Schultern auf das sitzende Taubenmädchen herab, dessen Kopf er bedeckte.

Die es sahen, lachten wohl und Einer sprach halblaut:

— „Die Dirne unterm Mantel wird zur Frau.“

Das hörte Amrah und es war ihr, als wehte Feuer um ihre Schläfen. Selbst Taubenmädchen dürfen wissen, daß der Bräutigam der Braut seinen Mantel über den Kopf wirft . . .

Der schöne Todtenführer aber nahm schweigend den Mantel und verschwand im Gedränge.

Zum Trauerfeste hatten sie im Vorhofe kostbare Zelte geschlagen für die reichen Wallfahrer. Die waren mit Thierfellen, Waffengruppen, Brocatstoffen und Rüstzeug ausgestattet. Auch Ahmed Mostagfi besaß sein Zelt. Um die schwarz verhängte Passionsspielbühne in der Mitte setzt sich der Umzug in Bewegung, welchen die Trauer der Secte Schia um die gemordeten Prinzen veranstaltet. Auf hoch gesteckten Eisenpfannen lodern Kienspäne. Jünglinge, nackt bis zum Gürtel, schreiten voran und geißeln sich den Rücken mit Kettenpeitschen. Ein eintönig Lied begleitet die klirrenden Schläge. Andere schlagen sich die Brust mit den Fäusten. Nun erscheint die Trauerfahne Ali's mit der ausgestreckten „Rachehand;“ auf schwarzen Pferden reiten schwarzverhüllte Knaben, ein wirrer Heulchor fällt ein, Zinken und Pauken brechen los. Man trägt den geweihten Tabernakel mit zwei Knaben in Trauer, ihnen folgt ein Pferd, dessen Sattel mit blanken Schwertern besteckt ist und ein zweites; es ist der kurdische Rappe Ahmed's, die weiße Decke trägt Blutspuren, zum Andenken an den blutigen Tod der Profetenenkel und auf der Schabracke sitzen die beiden zahmen weißen Täubchen, die Amrah dem Todtenführer dargeboten.

Ahmed weiht sie dem Feste, dankbarer hätte er die Gabe des Mädchens nicht zu ehren vermocht.

Männer in weißen Kutten und kahlrasirten Schädeln beschließen den Zug; sie tragen kurze Schwerter, womit sie sich zur Selbstkasteiung die Köpfe bearbeiten sollen.

Sie ordnen sich in Reihen und hauen auf sich ein, daß Blut fließt.

„O Hassan, o Hossein!“ rufen sie wild auf . . . doch ein Schreckensruf überdröhnt ihr Geschrei.

Die beiden heiligen Tauben sind plötzlich vom Pferde herabgesunken und verenden . . . Ein böses Zeichen!

Ein Augenblick ist jähe Stille, denn die Pilger können das Ungeheure nicht begreifen. Dann erfaßt sie ein wahnsinniger Schmerz. Thränen strömen, man hört Wehklagen und Gezeter.

Ein Wort fällt in die heulende Menge: „das Taubenmädchen!"

— „Sie war in Sünde;" ruft eine gelle Stimme.

— „Tödtet sie!" kreischen Tausend.

Amrah kauert still an der goldenen Säule und hält die Spange, die ihr Ahmed gegeben, an ihre Brust gepreßt. Hört sie den Ruf? Sie rührt sich nicht.

Ihr Herz schlägt in tiefen Schlägen, aber nicht aus Furcht.

— „Tödtet sie!" braust es von Neuem und sie wird emporgezerrt. Es ist der Bettelmönch, Ahmeds Fahnenträger. Hundert Hände greifen gierig nach dem armen Kinde und schleppen sie zur Bühne. Sie gibt keinen Laut von sich, nur als der Mönch ihr die Spange aus der Hand reißt, da stößt sie einen Schmerzensruf aus.

— „Schaut her, den Schmuck, die Schande!" kreischt der Derwisch, die funkelnde Spange hoch empor haltend und Tausende heulen:

— „Die Schande!"

Sie reißen ihr den Schleier herab ... Da weichen die Rasenden zurück und der Todesruf erstirbt auf ihren Lippen.

Aus diesen reinen stillen Zügen spricht keine Schuld.

Vor dem Zelte Ahmed's ist Amrah in die Knie gebrochen und des Todtenherolds Blick ruht auf der Entschleierten.

Schlicht wie ein Büßer, erscheint er, herrlich wie ein Pilgerengel!

— „Ihr Pilger Hossein's", ruft er lauthin: „Das Weib ist ohne Schuld. Beim Haupte meines Vaters, der ein Mostagfi war, ich selber gab ihr dies Geschmeide für ihr Lied."

Amrah faßt den Mantelsaum ihres Retters und drückt ihre Lippen darauf.

Ueber dem Pilgertreiben lag nun ein böser Zauber. So natürlich der plötzliche Tod der heiligen Tauben gewesen sein mochte, Niemand gab ihm natürliche Deutung. Dumpfe Ahnungen erfüllten die Gemüther und die ältesten Tempelwächter meinten, es sei ein schlimmes Zeichen.

Ahmed blieb den ganzen Tag darauf in Andacht, denn in der Nacht sollte er des Vaters Leib bestatten. Er selbst war tief erregt und seine Andacht von verwirrenden Bildern heimgesucht.

Es ist ein heiliger Schlummergrund, dicht neben der Moschee, wohin des Abends der Schatten ihrer Dome fällt. Nur die vornehmsten Todten von der Secte Schia finden dort Ruhe.

Die Mostagfi ruhen alle an dieser Stätte.

Hier dampft im Frühling der Lawendel und blüht der Mohn, die heilige Blume von Kerbela. Es ist ein ganzer Acker, wo sie den „Todtenmohn“ gewinnen, der zu Kugeln verknetet und vergoldet wird.

Ein Pförtlein, über und über mit Nägeln beschlagen, gibt vom Vorhof Eingang nach diesem Gottesfelde.

Wenn der Mond über die Oase heraufkam, dann schlich bisweilen Amrah da hinaus, um den betäubend süßen Mohnduft einzuathmen.

Sie liebte die Mohnblüte mehr als die Rose und sehnte sich nach diesem Dufte. Heute war sie seltsam hinfällig; das Fieber brannte in ihren Adern und ihre Kniee zitterten, als sie sich durch's Pförtlein stahl. Es zog sie an wie ein Geheimniß.

Mondschleier liegen auf dem Todtengrunde. Ein leiser Wind streicht mit klanglosem Fittich über das duftende Mohnfeld und die blinkenden Stelen mit ihren steinernen Turbanhäuptern. Sie graben ein Grab; Heulweiber hocken dabei und kläffen wie mondkranke Hunde. Ein ganzer Schwarm von Miethbetern greint Psalmodien. Am Mohnacker kauert Ahmed, derweil sie dem Vater die Ruhestätte bereiten.

Er hat das Haupt verhüllt und Fieberschauer durchrieseln seine Glieder. Jetzt taumelt er empor, doch die Füße versagen und kraftlos sinkt er zurück.

Lauter kläffen die Weiber und die Flötenbläser heben eine gelle Weise an.

Ahmed wirft die Arme empor, ein Schatten legt sich vor seinen verschleierten Blick. Es ist Amrah, die sich über ihn neigt . . . .

Die Pickelflöte schweigt, die Litaneien ruhen. Der Fahnenträger Ahmeds schwenkt die rothe Wimpel und ruft dreimal über die Gräber hin: „O barmherziger Hossein!“

Warum bleibt's so still am Mohnfelde?

Bald sammelt sich dort die dunkle Schaar. Das schöne Haupt des Todtenherolds ruht im blühenden Mohn und Amrah hält es fest umschlungen.

Ein alter Grabhüter beugt sich über die Beiden und spricht gelassen: „Eine ‚Fatha‘ über sie; sie starben an der Pest.“

Ahmed's erste Todtenfahrt nach Kerbela war seine letzte gewesen. Der Laken des Märtyrers war das Kleid eines Pestkranken. Mit Ahmed verlosch der Wunderschein um die Häupter der Mostagfi aus Isfahan. Seit jenem Tage breitet mit jedem Jahre die Pest ihre Todtenflügel über die geheiligte Oase.



Gedichte aus dem Ungarischen.

Uebersetzt von

Ladislaus Neugebauer.

Haidé.

(Nach Alexander Endrödi.)

Haidé, die schöne Sultanstochter
Im Palmenhaine sich ergeht,
Wo Wasser plätschern, Wipfel rauschen,
Und träumend still der Lotos steht.

In einer Laube lausch'gem Dunkel
Das Moos sie sich zur Rast ersieht —
Da rauscht's im Busch, es neigt sich Jemand
Rasch über sie, küßt sie und flieht . . . .

„Ha, Elender! Zerlumpter Sklave!
Ihm nach . . . faßt ihn! — Sein Fez ist blau . . ."
— Die Spahis fliegen; sie durchstöbern
Den Hain und des Palastes Bau.

Der Sultan sitzt auf gold'nem Throne,
Geschwellt die Stirn von Zorneswuth:
„Schleppt ihn herbei! Er soll mir büßen
Erbarmungslos den Frevelmuth!"

Haidé lehnt an des Throns Pilaster,
Als man den Thäter bringt herein;
Sein Fez ist blau, — doch seine Augen
Erglüh'n in düsterm Feuerschein;

Sein Fez ist blau, — sein Mund ist aber
So süß . . . so bleich sein Angesicht — —
„Ist das der Frevler, meine Tochter?"
— Und Haidé spricht: „Der ist es nicht!"

Von der Straße.

(Nach Josef Kiß.)

Da wandl' ich die Pfade
Von einst wieder hin,
Im einstigen Joche
Soll wieder ich ziehn.

Nichts rief mich zurücke,
Und doch kam ich her,
Und hinter mir liegt es,
So öde, so leer.

Nur Oede und Leere,
So weit ich mag sehn,
Und so wird das immer
Und ewiglich gehn.

Ich sehn' mich nach einem
Gewaltigen Weh,
Vielleicht, daß dadurch ich
Genesen ersteh'.

Lied der Nätherin.

(Nach Josef Kiß.)

Ein einzelnes Fädchen,
Wie lose das hält,
Wem Niemand zu Eigen,
Steht öd' in der Welt.

Ein doppelter Faden
Hält sicherer Stand,
Wohl Der, die den treuen
Gefährten sich fand.

Die Nätherin rühret
Gar emsig die Hand,
Dem Sterbehemd folget
Das Hochzeitsgewand.

Am Sterbehemd nähend,
Erseufzet sie schwer,
Beim Hochzeitskleid aber
Entquillt ihr die Zähr'.





Andreas Hofer in der Hofburg zu Innsbruck.

Von

Wladimir Kuk.

1. Einkehr.

Deckenhohe Wandgemälde,
Spiegelblanke Holzparquetten
Von der Decke hängen Luster.
Wohl fürwahr noch nie betreten

Haben solche Pracht die Männer,
Die anjetzt im hohen Saale
In der Kaiserburg zu Innsbruck
Sitzen bei bescheid'nem Male.

S' ist der Hofer, Wirth vom Sande,
Der allhier Quartier genommen,
Als er nach errung'nem Siege
In die Hauptstadt war gekommen.

Doch sein frommer Sinn nicht duldet
Nur um sich profane Bilder:
„Denn man könnte meinen" sagt er
„Ich sei gar ein Heid' und Wilder."

Ließ gleich ein Madonnenbildchen
Und ein Crucifix auch bringen,
Und als diese beiden Bilder
An des Saales Mauer hingen,

Zog den Hut er, hob die Hände
Fromm empor zum Kreuzeszeichen:
„Denn fürwahr, nicht schaden könnte"
Spricht er „hier ein christlich Zeichen."

2. Die Botschaft Napoleon's.

„Nun, laßt mir herein den Boten,
Daß er seine Sendung künde!"
Also sprach Andreas Hofer
Zu dem harrenden Gesinde.

Es betrat der glatte Höfling
Leichten Fußes die Parquetten,
Golden flimmert' Arm und Brustlatz,
Flimmerten die Epauletten.

„Bin in meines Kaisers Namen
Excellenz Euch zu verheißen —"
„Excellenz nicht bin ich, werde
Andrä Hofer nur geheißen."

„Nun wohlan denn Andrä Hofer
Voller Huld mein Empereure —"
„Lasset weg die leeren Floskeln,
Faßt Euch kurz und gut, ich höre."

„Ehr' und Reichthum Euch zu bieten
Bin ich her zu Euch gesendet,
Denn mein hoher Herr hat gnädig
Seinen Sinn Euch zugewendet."

„Ehr' und Reichthum vom Franzosen!
Mir, dem Wirthe von Passeyer?
Wär' mir neu, doch redet weiter,
Bin begierig ungeheuer!"

„Seht, den Titel eines Marschalls,
Adeliges Schild und Krone
Und Pension dreitausend Gulden
Beut mein Kaiser Euch zum Lohne,

Wenn Ihr Euch wollt unterwerfen
Und die Waffen niederlegen,
Und als Zeichen seiner Gnade
Schickt er diesen Ehrendegen."

Ernsten Blick's der Sandwirth lauschte
Diesem Antrag und bedachte
Sich auch gar nicht lange, sondern
Sprach, indem er spöttisch lachte:

„Gehet hin zu Eu'rem Kaiser,
Der Euch hät hieher gesendet,
Der voll Huld, wie Ihr gesprochen,
Mir sein Auge zugewendet,

Gehet hin und sagt: „Der Hofer
Ist kein Schuft" und gar nichts weiter;
Und nun geht; bis an die Grenze
Führen sicher Euch die Reiter."

---

3. Kriegsrath.

In der Kaiserburg zu Innsbruck
Saß der Kronenwirth vom Sande
Um ihn her des Volkes Führer
Wohlbekannt im ganzen Lande.

Zwar nicht paßte ihre Kleidung
Zu des Prunkgemaches Glanze,
Doch sie waren hier zu ernstem
Rath versammelt, nicht zum Tanze,

Wichtig's gab es zu berathen,
Denn gekommen war die Kunde,
Daß die Baiern und Franzosen
Neu sich rüsteten zur Stunde.

Und gar reiflich ward erwogen
Was ein Jeder wußt' zu rathen,
Da doch Jeder wohl bewandert,
Wenn in Worten nicht, in Thaten.

Und als sie des Rath's gepflogen
Und das Beste wohl ermessen,
Ward in ihrem Kreise niemals
Gott des Höchsten je vergessen.

Wenn die Aveglocken mahnend
Von der Hofkirch' her erschallten
Standen fromm im Kreis die Männer,
Wie zu Hause sie's gehalten.

Treu dem Wahlspruch, der geschlungen
Unzerreißbar seine Bande:
„Treue Gott und Treu' dem Kaiser
Und mit Gott dem Vaterlande!"

---

4. Die Gnadenkette.

Reges Leben herrscht in Innsbruck,
Denn gekommen hoch zu Rosse
War von Kaiser Franz ein Bote
Der gehalten vor dem Schlosse.

„Welche Sendung mag er bringen,
Bringt er uns wohl gute Kunde,
Bringt er Krieg uns oder Frieden?
Geht die Frag' von Mund zu Munde.

Jener aber eingetreten
War indeß im hohen Saale,
Wo Andreas Hofer eben
Sitzt bei schlichtem Abendmahle.

Leichte Ringeln aus den Pfeifen
Ziehen nach der hohen Decke
Und ein großer Bernhardiner
Dehnt sich knurrend in der Ecke.

Und er trat gemess'nen Schrittes
Vor den Obercommandanten,
Der entgegen ihm getreten
War mit seinem Adjutanten.

Einen Brief und auch ein Kästchen
Gab er Hofern in die Hände
Mit dem gnadenreichsten Gruße,
Welchen ihm der Kaiser sende.

Eine Kette, reich und schimmernd
Aus gedieg'nem reinem Golde,
Sandte gnädig Franz der Kaiser
Hofern jetzt zum Ehrensolde.

„Als ein Zeichen seines Dankes,
Seiner Huld sollt' er sie tragen,
Als Erinn'rung wie so mannhaft
Die Tiroler sich geschlagen!"





Die Romanheldin einst und jetzt.

Von

Bruno Walden.

Die Romanheldinnen, an denen sich unsere Mütter und Großmütter erfreuten, sind grundverschieden von jenen, die heute das Herz der Leser und Leserinnen erfreuen. Damals waren sie groß im passiven Heldenthum, jetzt sind sie zum activen übergegangen. Welch' holde Dulderinnen, Märtyrerinnen der Liebe und Freundschaft lernen wir in der älteren Literatur kennen, während gegenwärtig das „dämonische Weib" auf der Tagesordnung steht, das vampirartig das Herzblut aller Männer aussaugt, die in seinen Gesichts- und somit Bannkreis gerathen. Lasen wir früher, daß sich das Mädchen gleich einer weißen Taube schüchtern an die Brust des Mannes lehnte, dem allein auf dem weiten Erdenrund es sein holdes Lächeln geschenkt, so begegnen wir heute ganz anderen zoologischen Vergleichen. Der Schönen Bewegungen gemahnen an die wilde Anmuth des Panthers, ihr Blick blitzt wie jener der Tigerin, wenn er nicht eben gleich dem der Klapperschlange fascinirt. Ihr leises Lachen läßt häufiger noch das Blut in den Adern erstarren, als es das Herz erfreut, und sie „rächt die Knechtschaft des Weibes" durch Hohn, Grausamkeit, Verrath an allen, die ihrem Zauber verfallen. Wie der Indianer, der sich unter seinen Stammesgenossen und im Wigwam Ansehen erringen will, eine Anzahl selbst erbeuteter Skalpe am Gürtel tragen muß, ist eine respectable Romanheldin unserer Tage genöthigt, mindestens ein Dutzend gebrochener Männerherzen zur Schau zu tragen.

An den gebrochenen Herzen kann man den großen Umschwung, der in dieser Richtung vor sich gegangen, am klarsten ersehen. Früher war es ein

ausschließlich weibliches Leiden. Das Mädchen, dem die Eltern den Segen zum Liebesbund versagten, dem der Geliebte treulos ward, das seinen Tod beklagte, legte sich hin und starb „welkend wie eine vom Sturm gebrochene Blüthe,“ oder es griff zum Schleier, das gebrochene Herz in den Klostermauern langsam verbluten zu lassen. Daß es davon ein Abkommen gefunden, ist gut, denn der Herzensbruch erwies sich gar häufig als voreilig; die Treue des verleumdeten Geliebten stellte sich sehr oft an der Bahre des getäuschten Opfers auf das glänzendste heraus, und der Todtgeglaubte traf nicht selten eben rechtzeitig noch ein, die herrlichen Locken der Braut am Altare unter die Scheere fallen zu sehen, ihre bleichen Lippen das auf ewig bindende Gelübde lispeln zu hören. Gewöhnlich schnürte ihm das Entsetzen die Kehle derart zu, daß der „markdurchschütternde Schrei, der furchtbar durch die Kirche schallte und an ihrer Wölbung widerhallte“ zu spät kam. Jetzt beliebt es dem Romanbrauche anders. Die verrathene Heldin rächt sich durch eine an Luxusfreuden reiche Geldheirat an dem Ungetreuen, und durch Coketterie-Raffinement an dem „falschen Geschlechte“ in corpore. Ja, sie stellt sich förmlich die Mission, für den Schuldigen eine möglichst große Zahl Unschuldiger, und an Spitze derselben den durch Kälte halb zu Tode gemarterten, anbetenden Gatten büßen zu lassen. Dafür ist die Krankheit der gebrochenen Herzen im Romane jetzt auf die Männer übergegangen. Sie sterben zwar nicht daran und gehen auch nicht in's Kloster, sie gehen nur ethisch daran zu Grunde. Wie viele interessante Künstler, Schriftsteller und Männer der Wissenschaft sind schon im Gewand der Druckerschwärze an uns vorübergegangen, die Großes, Weltbewegendes in ihrem Fache geleistet haben würden, laborirten sie nicht an gebrochenen Herzen. Auch, daß sie der Wüstheit verfallen, ist Schuld dieses Leidens. „Uebertäubung“ ist ihre Parole, und sie appelliren dabei noch an das allgemeine Mitleid, das ihnen auch, namentlich von einigen weichen Frauenseelen, reichlich zu Theil wird. Ihr einstiger Schmerz ist ihre lebenslange Immunität; wenn sie den schäumenden Becher bis auf die Hefe leeren, geschieht es mit der Miene des Märtyrers, und sie schreiben heroisch ihre Schuld auf das Schuldbuch der Heißgeliebten. In dasselbe wird auch das Deficit an großartigen Leistungen eingetragen, die das herzverwüstete Genie im „dem Talente zur vollen Entwicklung nothwendigen Sonnenschein des Liebesglückes“ geschaffen haben würde.

In den älteren Romanen war der Mann geschicksbestimmend für die Frau, deren Existenz er äußerlich, wie innerlich erst Gestaltung gab, im modernen Roman aber ist es anders, umgekehrt. Hier sind die Frauen nicht nur Talentmörderinnen, auch einzig ihr Verschulden ist es, wenn der ehrenhafte Kaufmann zu Schwindelspeculationen seine Zuflucht nimmt, ihre

Unersättlichkeit an Luxus zu befriedigen, wenn der Advocat ihm anvertraute Gelder veruntreut, der Beamte einen Eingriff in die Casse, der er vorsteht, thut, wenn selbst der Gelehrte der Forschung Lebewohl sagt, sich dem Börsenspiel zu ergeben. Das Lächeln, Schmollen, Grollen der Romanheldin bringt die festesten Charaktere zum Wanken. Wehrlos steht der starke Mann diesem schwachen Wesen gegenüber, im Vergleich zu dem die Schlange im Paradies ein harmloses Geschöpf gewesen. Ehedem baute der Roman der erhebenden Macht der Frauen Tempel, jetzt gefällt er sich gar häufig darin, ihren demoralisirenden Einfluß auf das grellste zu illustriren und eine Frau, die nicht mindestens indirect Unheil verschuldet hat, ist viel zu uninteressant, um als Heldin fungiren zu dürfen. Wenn ehemals eine Neapolitanerin oder Spanierin in ihrer Eifersucht den Dolch zückte, galt dies als ein Furchtbares, das unsere Mütter schaudern machte; heute werden wir daran gewöhnt, die „sammtweichen Händchen" schöner Slavinnen nicht nur sehr flink den Revolver handhaben, sondern auch ganz wuchtig die Peitsche schwingen zu sehen.

Jedenfalls sind die heutigen Romanheldinnen viel starknerviger als ihre Vorfahrinnen, die um der geringsten Kleinigkeit willen in Ohnmacht fielen. Die Ohnmacht war ihr einziger Protest gegen die Tyrannei des Vaters, das Toben des Gatten, die ungerechten Beschuldigungen der Verleumder. Ja, sie wurden nicht nur unter dem Druck des Unglückes ohnmächtig, die Wonne des Glückes brachte dieselbe Wirkung auf sie hervor. Die Wiedervereinigung mit dem Geliebten, der schwererrungene väterliche Segen führte eine Ohnmacht herbei und besonders zartsinnige Bräute fühlten sich sogar verpflichtet, an den Stufen des Altares, vor dem ihre Wünsche gekrönt werden sollten, nochmals ohnmächtig zusammenzusinken. Von dieser Schwachnervigkeit sind die heutigen Heldinnen gänzlich frei. Sie können nicht nur Blut fließen sehen, sondern auch Blut fließen machen. Gelegentlich sehen wir sie sogar höchst kunstgerecht chirurgische Instrumente handhaben. Nur eine Krankheitsform ist ihnen gestattet: Der Typhus. Und hier tritt wieder schön die männliche Hingebung zu Tage, die auf dem Wege der Transfusion die Geliebte mit dem eigenen Blute nährt und wiederbelebt. Die Transfusion ist an Stelle des einstigen Schlangenbisses getreten, der meist der Liebenden, durch Aussaugen des Giftes aus der Wunde, Gelegenheit gab, den Ernst ihrer Liebe zu bethätigen.

Auch an der kindlichen Pietät hat der Geist der modernen Romanliteratur gewaltig gerüttelt. Einst wagte eine wohlerzogene Heldin kaum, ohne Zustimmung der Mutter mindestens, zu lieben. Wenn des Vaters Einwendungen gegen ihre Wahl noch so grundlos und tyrannisch waren, die Kindespflicht verstattete ihr in den seltensten Fällen auch nur passiven

Widerstand, und die Androhung des väterlichen Fluches brach unwiderruflich ihr widerstandloses Herz. Das Sterben wurde ihr leichter, als der Ungehorsam. Heutzutage ist es ein Haupterforderniß, daß die Heldin gegen den Willen der Eltern liebe und rücksichtslos gegen diese, ihren Willen durchsetze. Jetzt sind es die greisen Väter und Mütter, die an gebrochenen Herzen sterben, wenn sie sehen, daß ihr Liebling in starrsinnigem Trotze, in thörichter Verblendung Liebe und Leben an einen Unwürdigen vergeudet hat.

Wie der kindliche Gehorsam, ist auch der Sinn für Freundschaft im modernen Romane auf ein Minimum reducirt. Früher waren die Ergüsse an die Freundin das Sicherheitsventil der bedrängten Mädchenherzen. Sie tauschten ihre Tagebuchblätter und vertrauten einander jeden Gedanken, jede Regung getreulich an. Ein Pendant an freundschaftlicher Treue, standen ihnen die Universitätsfreunde gegenüber, stets als Orest und Pylades bezeichnet, jeder bereit, wie dereinst auf der Mensur, sein Blut freudig für den andern zu vergießen. Hie und da, doch selten nur, begegnen wir auch heute noch in Romanen Universitätsfreunden, die den auf der Alma mater geschlossenen Bund im Lebensgetriebe nicht vergessen haben, allein die Freundinnen, die in innigem Gedanken- und Gefühlsaustausch schwelgen, finden wir gar nicht mehr. Ja, nicht selten ist die Heldin, namentlich die dämonische, mit gründlicher Verachtung gegen ihre Mitschwestern ausgestattet, eine Empfindung, die sie mit Aplomb zur Schau trägt. Dagegen sucht die starkgeistige Heldin, die der Liebe widersagt, Männerfreundschaft. Machte früher der Uniformrock Mädchenherzen höher pochen, so werden sie jetzt durch gelehrte Vorträge erwärmt. Die Rhetorik ist die siegreichste Waffe der Männer, und der Professor und der Parlamentsredner sind ganz besondere Lieblinge der Heldinnen zahmeren Styles und starkgeistiger Richtung. Erst auf dem Weg abstracten Denkens entdecken sie allgemach ihr Herz, und eine Anzahl philosophischer, politischer, nationalökonomischer Discussionen muß der Liebeserklärung vorangehen, soll sie von gutem Erfolge begleitet sein. Sollte der Herr Professor eines Tages krank werden, so könnte die Frau Gemalin ihn nöthigenfalls suppliren. Selbst die Dichter sind durch die Männer der Wissenschaft oder der Politik gar sehr in den Hintergrund gedrängt, denn die Heldin von heute ist nichts weniger als eine lyrische Natur, wie es ihre Vorgängerin gewesen, die sich mehr noch von Matthison und Kosegarten genährt, als von irdischer Nahrung. Sie dehnte die zarte Ueberschwänglichkeit ihres Herzens auch auf die Thier- und Pflanzenwelt aus, und betrieb namentlich die Pflege der Küchlein und der „lieben, lieben himmelsblauen Vergißmeinnicht.“ Nahm die Ueberschwänglichkeit des Heldinnenherzens damals den Charakter thränenseliger Sentimentalität an,

so trägt sie heute dagegen das Gepräge ungebändigter Leidenschaft, die sich „dämonisch ausstürmen" muß. Das Herz der heutigen Romanheldin ist entweder „marmorstarr," ein „Fels, an dem das Glück so manchen Mannes und sein ganzes Sein zerschellte," oder es ist sehr großartig angelegt, und huldigt dem „praktischen Suchen nach dem Ideal." Mitunter umfaßt es auch die ganze Menschheit und drängt zu politischer Bethätigung. Die Demagogin, und gar die Nihilistin, zählt zu den Lieblingen unserer Romanciers. Auch der Held wird häufig durch eine Herzensenttäuschung der Menschenbeglückung auf revolutionärem Wege zugeführt. Selbst der „mangeur de coeur" von dereinst hat seinen Charakter geändert; ehemals war er ein „Don Juan de pur sang," heute ist er es zu höheren, intellectuellen Zwecken. Namentlich der Künstler. Zu jedem neuen Bilde, jedem neuen Roman oder Drama, zu jeder neuen Statue oder Composition bedarf er der Berauschung durch eine neue Leidenschaft, die sein Nervensystem erregt, seine Einbildungskraft befeuert und als Stimulus für seine schwächliche Thatkraft dient. Er steht zu hoch, um über die derart vernichteten Existenzen Gewissensbisse zu empfinden, schuldet er doch sein Talent der Welt, und seinem Talente, daher die erforderliche Emotionsernährung. Doch tritt dieser Frauenvernichter aus Genieverpflichtung weit seltener auf, als die oben erwähnte Talentmörderin.

Auch die Cokettterieform hat eine Umwandlung erlitten. Ehemals bestand sie in Donna Dianahafter Sprödigkeit, „eine Hoheit, eine Würde entfernte die Vertraulichkeit." Heute nimmt sich die cokette Schöne das System des russischen Bades zum Vorbilde; sie provocirt mit bewundernswerther Tapferkeit, steht aber der Unglückliche in vollen Flammen, so wird er mit einem wahren Sturzbad von Gemüthskälte regalirt. Dieser Proceß wiederholt sich so lange, bis der Bejammernswerthe, total mürbe, selbstständigkeits- und willenlos geworden, um sodann als abgebrauchtes Spielzeug weggeworfen oder zum beglückten Sclaven begnadigt zu werden. Die wunderbare Naivetät der Großmütter unserer Romanheldinnen ist gänzlich aus der Mode gekommen. Aber auch die Liebende geberdet sich ganz anders als zu jener Zeit. Damals brauchte es gar lange, bis sie sich selbst — und da nur „im Dunkel der Nacht, in die Kissen ihres schneeweißen Bettchens gedrückt" — ihre Empfindung eingestand und „erröthend unter Lächeln und Thränen" der Freundin die Regungen ihres Herzens vertraute. Der geliebte Liebende konnte geraume Zeit seine „süßen Hoffnungen" einzig nur durch ihr Erröthen nähren und sie ging der beglückenden Erklärung in „holder Verschämtheit" mindestens durch einen ganzen Band aus dem Wege, und konnte sie sich der Katastrophe länger nicht entziehen, so kam ihrerseits das „süße Bekenntniß beinahe unhörbar nur" von den Lippen. Heute ist das

ganz anders und wir sehen recht häufig, da der Liebende zu schüchtern ist, um zu sprechen, die Liebende die Initiative ergreifen, und durch eine, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassende Erklärung den Zagenden erfreuen.

Auch im Aeußern hat sich die Romanheldin ungemein verändert. Sie war ausnahmslos engelschön; zumeist blond und mit vergißmeinnichtblauen Augen ausgestattet; doch währte es geraume Zeit, bis man zu dieser Entdeckung gelangte, da sie gewöhnlich die Augen niederschlug. Ihre Wangen schienen aus Lilien und Rosen oder auch aus „Milch und Blut gewoben." Heute ist der Heldin Haar entweder „dunkel wie die Nacht" oder rothschimmernd „wie die Flammen." Eine Farbe genügt nicht mehr für die Bezeichnung ihrer Iris. Dieselbe erglänzt bald im goldigsten Braun, bald in der tiefsten Veilchenfarbe, bald im Grün des Smaragdes. Ihre Wangen sind entweder marmorweiß, oder von jener hellen Oliventinte, die ihnen den Anschein gibt, auch am hellen Tage im „blaßgoldenen Mondschein" zu schimmern. Das Blut in ihrem Gesichte concentrirt sich ausschließlich auf ihre Lippen, die in ihrer „rothen Pracht" sich beinahe hart von der Hautfarbe abheben, deren Einförmigkeit durch dunkeln Schatten unter den Augen eine angenehme Abwechslung erhält. Häufig aber auch wird uns die Schönheit der Heldin zur angenehmen Ueberraschung, denn wir lernen sie als ein unschönes, hageres, ungelenkes junges Mädchen kennen, das ohne ein paar „merkwürdige" Augen geradezu häßlich wäre. Mit Einem Schlage aber entfaltet sich diese verheißungslose Knospe in eine Prachterscheinung von üppigen Formen, blendend schönem Antlitz und anmuthsvoller Majestät in jeder Bewegung. Mitunter aber auch ist und bleibt das „dämonische Weib" von „fascinirender Häßlichkeit," die, Dank einem mit dem Tigerblick ausgestatteten Augenpaar, weit mehr Verheerungen anstiftet, als es dereinst die sanfte Engelschönheit gethan.

Alles in Allem genommen erfüllt die Durchschnittsromanheldin von heute wie jene der guten alten Zeit ihre Standesverpflichtung: möglichst unnatürlich zu sein, in vollem Maße.





Der Schiffbrüchige.*

Aus dem Französischen des François Coppée.

Von

Eduard Mautner.

„Am Hafen in der Schenk', am Sommerabend,
Sitzt Meister Jean, an steifem Grog sich labend,
Ein alter rauher Seewolf, der die Rechte
Bei Navarin verloren im Gefechte,
Die Pfeif' im Munde, liebt er es, Geschichten
Den jüngern Kameraden zu berichten,
Die eifrig lauschend um den Tisch sich schaaren."

„„Ja, meine Jungens! just vor sechzig Jahren
Ging ich, ein Knirps,"" so spricht er „„zur Marine;
Mein erstes Schiff: „Die schöne Honorine,"
Ein Dreimaster, der halb verfault und schon
Reif zum Verbrennen, lichtet nach Gabon
Bei frischer Brise und mit günst'gem Wind.
Barfüßig fischte Krabben ich als Kind
Und wußte sicher, bracht' ich nicht genug,
Daß mich mein Ohm, der trunk'ne Alte, schlug;
Nur selten Brod, dagegen Schläge immer;
Allein an Bord, da war es noch viel schlimmer,
Da lernt' ich dulden mit ergeb'ner Miene:
Ein Sclavenschiff war uns're Honorine,
Auf hoher See gestanden Alle offen,
Auf welche Fracht in Afrika sie hoffen;
Der Capitän war trunken schon am Morgen,
Da brauchte man für Hiebe nicht zu sorgen:
Die meisten — ganz natürlich — kriegte ich:
Ein Schiffsjunge! Wie Hagel trafen mich

* Das Recht des öffentlichen Vortrages dieses Gedichtes ist vorbehalten. E. M.

Die Schläge; stets hatt' ich emporzustrecken
Den Arm bereit, um meinen Kopf zu decken.
Und nirgends Mitleid! O, das Ding war hart!
Ein Kind halb todtzuschlagen war die Art,
In der man uns den Seemannsdienst erschloß.
Für Thränen war mein Elend viel zu groß,
Und längst verreckt wär' ich bei diesem Leben,
Wenn Gott mir nicht den treuen Freund gegeben —
Man glaubt zur See an Gott. — Zu guter Stund'
Zu schlechten Menschen kam ein braver Hund:
Gequält gleich mir, bebt er bei jedem Blick:
Zu Kameraden macht das Mißgeschick:
's war ein Neufundländer mit schwarzem Fell
Und gold'nen Augen, „Black" hieß mein Gesell!
Der treue Bursche, er verließ mich nimmer:
In hellen Nächten, bei der Sterne Schimmer,
Wenn Niemand als die Wache am Verdecke,
Lag ich mit meinem Black in einer Ecke,
Nah' bei dem Fockmast und geschützt vom Schatten
Der Ballen, die sie aufgestaut dort hatten:
Den Arm geschlungen um den Kameraden
Pflegt' ich mein Herz in seines zu entladen,
Beim Schiffsgestampfe weint' ich armer Junge:
Er leckt mir das Gesicht mit feuchter Zunge!""

„„Mein armer Black, du liegst mir oft im Sinn!""

„„So Wind als See war günstig zu Beginn
Doch eines Abends — heiß war's zum Ersticken —
Ruft unser Capitän mit finstren Blicken —
Ein tücht'ger Seemann war das Ungeheuer,
Ich kann's nicht läugnen — zu dem Mann am Steuer:""

„„„Was hältst Du von der Wolke dort, Gesell?"""

„„„Nun, Capitän! schwarz ist sie und kommt schnell."""

„„„Hola! Der Gast will gut empfangen sein:
Bramsegel nieder! Holt den Klüver ein!"""
„„Der Sturm war da, wir führten zu viel Tuch.""
„„„Marssegel aufgegeit!""" „„Mit wildem Fluch
Setzt unser grimmer Seewolf sich zur Wehre:
Zu alt war unser Schiff! Bei meiner Ehre
Ein Höllentanz war's, welcher jetzt begann:
Sein Bestes that im Sturme jeder Mann,
Doch Wasser zog der Raum, und als sich senken
Das Schiff wir fühlten, galt's an Rettung denken;
Halbtodt, durchnäßt, erschöpft vom harten Ringen
Versuchten wir das Boot in's Meer zu bringen —

Da plötzlich barst das Deck: 's war ein Getöse
Als ob ein Kriegsschiff seine Breitseit' löse,
Und eh' wir's uns versehen: Gute Nacht!
Wir gingen unter!""

„„Ich hätt' nie gedacht
Wie nahe Einem solch ein Taucher geht:
In der Minute, da das Schiff sich dreht
Und sinkt, sah ich, erhellt von raschem Blitze,
Mein ganzes Leben: unsres Kirchthurms Spitze,
Den kleinen Hafen mit den schlanken Masten,
Die fels'ge Klippe, d'rauf ich pflegt' zu rasten,
Der Düne Sand besät mit rothen Quallen.""

„„Den Mund voll Wasser und im Ohr ein Schallen,
Hätt' ich gewiß nicht lange mehr gerungen —
Denn schwimmen konnt' ich nicht — und bald verschlungen
Hätt' mich die See, käm' nicht mein Black geschwommen;
Das Boot war leer in uns're Näh' gekommen,
Er faßt mich mit den Zähnen beim Genick
Und schwimmt mit mir zum Boot — im Augenblick
War ich darin mit meinem treuen Hunde. —
Schiff und Bemannung lag am Meeresgrunde:
Mit Black allein stand ich im Sturmestosen
In diesem Boot, dem mast- und ruderlosen!""

„„Obgleich ein Junge noch, war ich voll Muth;
Doch war's mir klar, als sich erschöpft die Wuth
Des Sturms und ich die Lage überdachte,
Daß, wenn kein Schiff durch Zufall Rettung brachte,
Nie mehr mein Fuß betreten wird die Küste:
Ich war allein in weiter Wasserwüste,
Mein Black und ich entgingen dem Ertrinken,
Um bald vor Hunger sterbend hinzusinken:
Die Tonne leer, nicht Ein Biscuit im Sacke:
Es war wie einst auf der Medusa Wracke!
Genug davon! Ich will an's End' gelangen.""

„„Drei Tag' und Nächte waren schon vergangen:
Im Herzen Angst, Verzweiflung, und zu beiden
Der Hunger wüthend in den Eingeweiden.
Von Stund' zu Stund' die leise Hoffnung schwand:
Black saß bei mir und leckte mir die Hand,
Im Sonnenbrande wie beim Schein der Sterne
Späht' ich umsonst nach Segeln in die Ferne,
Am Horizont floß See und Luft zusammen
In blauem Licht. — In meiner Kehle Flammen,
Vom Fieber schon erfaßt, bemerk' ich doch,
Daß Black mit Einem Mal sich scheu verkroch

Unter die Bank, daß in den sonst so feuchten,
So sanften Augen glüh'nde Kohlen leuchten.""

"""Herein, mein Black! Herein, mein braves Thier!"""

""Er folgt mir nicht, sein Blick ist wild und stier,
Er knurret dumpf und leis und, nahe ich,
Weicht er zurück und starrt entsetzt auf mich,
Er schnappt nach meiner Hand, wie um zu beißen;
Ich ziehe sie zurück — was soll das heißen?
Da — Todesschauer rüttelt mein Gebein —
Gräbt er die Zähne in die Bordwand ein
Und Schaum und Geifer rinnen d'ran herab;
Jetzt wußt ich Alles: in dem schwanken Grab,
In dem wir trieben auf der salz'gen Flut,
Vor Durst und Hunger faßte ihn die Wuth;
Der, als die See mir schon im Munde quoll,
Mich rettete, mein treuer Black war toll!
Begreift Ihr's wohl? Erfaßt Ihr dieses Bild?
Ein Boot im Ocean bewegt und wild,
Darin ein Kind mit diesem Thier allein,
Den Kopf versengt vom Tropensonnenschein,
In eine Ecke bleich vor Furcht gedrückt.""

""Ich zog mein Messer und ich hielt's gezückt,
Denn unwillkürlich kämpft man um sein Leben;
Bei Gott! es war die höchste Zeit! denn eben
Wirft sich das Thier auf mich, doch mit Geschick
Weich' ich ihm aus und fass' es beim Genick,
Es windet sich, ich fühl' den Hauch, den heißen,
Als er den Kopf nach mir dreht um zu beißen;
Doch unter meinem Knie bezwungen liegen
Seh' ich es endlich — seine Flanken fliegen —
Da stoß' ich — seine irren Augen kreisen —
Tief in die Kehle dreimal ihm das Eisen.""

""Den ersten, einz'gen Freund hatt' ich erschlagen!""

""Ich weiß nicht, war's nach Stunden oder Tagen,
Daß eine Brigg, die heim nach Havre kam,
Von Blut bedeckt, halbtodt an Bord mich nahm.
Was liegt daran?""

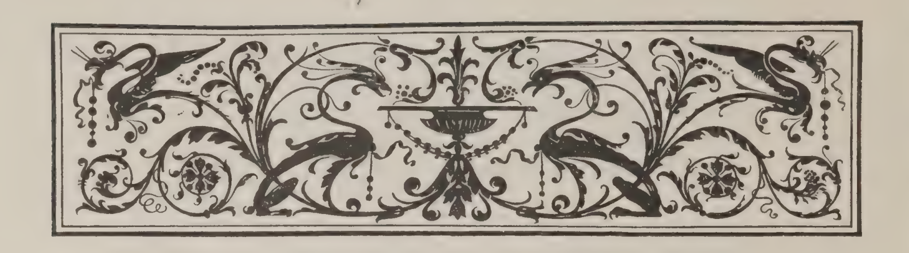
""Getödtet manches Mal
Hab' ich seitdem — im Krieg bleibt keine Wahl:
Zu Barbados, als das P'loton formirt,
Das einen Kameraden füsilirt,
Stand ich darin — ich träume nie davon —
Und bei Trafalgar dann, unter Magon,

Hieb ich beim Entern mancher rothen Jacke
Die Arme ab mit meiner scharfen Hacke —
Ich denk' so wenig d'ran wie an's P'loton.
Als ich zu Plymouth — ich erzählt' es schon —
Den Engländern entwischte, stieß ich nieder
Zwei Wachen — alle Wetter! — ich thät's wieder!""

„„Nur Ein Erinnern ist's, das stets mich quälte:
Und weil ich Euch das Ende Black's erzählte,
Wird keinen Schlaf die heut'ge Nacht mir bringen.""

„„Noch einen Grog! Und jetzt von and'ren Dingen!""





Zu Richard Wagners Knabenzeit.

Von

Hermann Meynert.

Mutter Wagner. Stiefvater Geyer als Schauspieler, Dichter und Maler. Theaterluft im Geyer'schen Hause. Richard's Knabenconterfei. Rosalie Wagner. „Cile." Carl Maria von Weber mit retouchirtem Porträt. Macht der Eindrücke. — Eine verwelkte Blume.

Vor dem Beginn der Zwanziger=Jahre begegnete man in den Straßen und Umgebungen Dresdens nicht selten einer schönen stattlichen Frau. Obgleich nur dreizehn Meilen weit zugereist — denn so viel beträgt die Entfernung zwischen Leipzig und Dresden — hatte sie doch beinahe etwas Fremdes an sich, denn die beiden Hauptstädte Sachsens unterschieden sich zu jener Zeit in Tracht, Mode, Anschauungen und Lebensweise wesentlich von einander, und durch diesen Unterschied machte auch die Erscheinung der schönen Frau sich unwillkürlich bemerkbar. Ein Kreis lieblicher und munterer Kinder, welcher ihr folgte, ließ überall fröhliches Leben mit ihr auftreten.

Sie war die Witwe eines Leipziger städtischen Beamten — Wagner — und mit ihrer zahlreichen Familie nach Dresden übersiedelt, wo sie sich mit dem Jugendfreunde ihres verstorbenen Gatten, dem Hofschauspieler Ludwig Geyer, in zweiter Ehe vermählte.

Ich will versuchen, aus den lebhaften Erinnerungen der eigenen Kindheit einzelne Gestalten jenes längst zersprengten und entschwundenen Kreises heraufzubeschwören, ihre Züge mit möglichster Treue wiederzugeben.

Es war damals, ich weiß nicht genau in welcher Art, hergebracht, daß der Schauspieler sich auch außerhalb der Bühne durch gewisse Merkmale in Wesen und Erscheinung kenntlich machte und seinen Stand ankündigte.

Selbst der feingebildete und von höheren künstlerischen Strebungen gelenkte Geyer, welcher im übrigen den „Strom des Komödiantenthums," wie er sich ausdrückte, sorgsam vermied, konnte sich jenen Erkennungszeichen nicht völlig entziehen. Seine Gestalt war klein und wenig untersetzt; die Krankheit, welche an ihm nagte, sprach sich weder in seiner guten Gesichtsfarbe noch in seinen ruhigen, wenig hervortretenden Zügen aus; die Augen blickten nachdenklich vor sich hin. Das lichtbraune, etwas krause Haar umrahmte lose und breit Stirn und Nacken und ließ den Kopf größer erscheinen als er war.

Geyer hatte im Jahre 1809 sich bei der Bondini-Seconda'schen Gesellschaft am Dresdener, damals bloß nominellen Hoftheater engagiren lassen und behielt, als dasselbe 1816 wirklich vom Hofe übernommen wurde, seine Stellung bei. Sein eigentliches Fach waren feinere komische und Intriguantenrollen. Das Personal war jedoch in der Zahl so beschränkt, daß die Fächer überhaupt nicht genau eingehalten werden konnten. Aus der feinen Komik mußte bisweilen ein Sprung ins Derbkomische gewagt werden und noch willkürlicher legte man sich den Beruf des Intriguanten zurecht, welcher häufig theils mitten unter die grellen Bösewichte hineingeworfen wurde, theils sich für alle solche Charaktere verwenden lassen mußte, die irgend einen herben Eindruck auf das Auditorium zu machen sich eigneten. So mußte denn Geyer zum Beispiel den König Philipp in Schiller's „Don Carlos" seinen Intriguantenrollen wohl oder übel einreihen, was schon deßhalb Schwierigkeiten hatte, weil dem wackeren Künstler stolzere und vornehmere Repräsentation von Natur aus versagt war.

Bei beschränkten Mitteln war Geyer ziemlich vielseitig und Dieses wurde ihm auch durch seine mehr als gewöhnliche Bildung erleichtert. Er führte mit Gewandtheit die Feder und hat einige Bühnenstücke geschrieben, von welchen freilich jetzt Niemand mehr etwas weiß. Zwei seiner kleinen Dramen sind in Dresden unter seiner Mitwirkung zur Aufführung gekommen: im Jänner 1818 „Das Erntefest," ein einactiges Lustspiel, und im Februar 1821 „Der betlehemitische Kindermord," ein zweiactiges Lustspiel, oder, wie es bezeichnet wird, eine „dramatisch-komische Situation aus dem Künstlerleben," in welcher ein Maler mit seinen häuslichen Nöthen und Sorgen dargestellt ist, wobei Geyer angesichts seiner zahlreichen Familie und seines knappen Einkommens an sich selbst gedacht haben soll.

Beide Stücke scheinen jedoch keine nachhaltige Wirkung erzielt zu haben, da keines derselben es über zwei Aufführungen brachte. Seine Schauspiele sollen zugleich gegen die damals Bühne und Publikum tyrannisirenden Schicksalsstücke und gegen die zu jener Zeit mehr und mehr hereinbrechende Spektakelmusik gerichtet gewesen sein.

Das Familienleben eines Malers, welches er, wie erwähnt, zum Gegenstande eines seiner Stücke gemacht hatte, lag ihm darum besonders nahe, weil er geraume Zeit früher als den Schauspielerstand, den Beruf des Malers erwählt hatte und denselben auch neben der getroffenen neuen Wahl fortsetzte. In Dresden wurde er sogar von Allerhöchster Seite mit dem Auftrage beehrt, die königliche Familie zu porträtiren.

Der Maler und der Schauspieler wuchsen nun in ihm recht innig und dabei ganz eigenthümlich zusammen: der letztere ergänzte und vervollständigte sich vorzugsweise aus dem ersteren. Was Geyer von der Natur an Mitteln für die Bühne zu wenig empfangen hatte, wußte sein Pinsel geschickt zu maskiren, oder durch Surrogate hereinzubringen, und zwar, seinen beiden eigentlichen Fächern entsprechend, in zweifacher Weise.

Für den schleichenden Intriguanten bedurfte er weniger einer Nachhilfe; hier reichten der schwache, flüsternde Ton seiner Stimme, sein lauerndes, auch für finsteren Ausdruck geeignetes Auge und seine wohlbewachten schmiegsamen Bewegungen vollkommen aus. Nicht so leichtes Spiel aber hatte er, wenn der darzustellende Bösewicht zugleich imponiren, packen sollte, oder wenn, wie wir gesehen, ihm Rollen zufielen, die eine stolze Strenge, eine düstere Hoheit zum Ausdruck bringen mußten. Da wurde dann die Farbe zu Hilfe gerufen, um ein künstliches Gleichgewicht zu schaffen. Der Maler wußte in solchen Fällen mit vorsichtiger Hand von der betreffenden Gestalt jedes Zuviel zu entfernen, welches über das physische Vermögen, über Figur und Stimme des Schauspielers hinausgegangen wäre, er nahm mit seinen Farben vorher der Rolle das Maß und nun paßte demzufolge alles gut zusammen, so daß das Publikum die sanfte Gewalt, welche der Sache angethan worden war, kaum bemerkte.

Leistete dem wackeren Geyer die Kunst der Malerei in dieser Beziehung gute Dienste, so spielte sie bei den komischen Rollen bisweilen etwas zu viel mit. Er vergriff sich hier insofern, daß er dort, wo es sich um lose, kleine Momente handelte, eine zu große und bunte Palette aufsetzte, seine Person mehr als nöthig zum Gemälde machte; auch nahm er da nebst dem Witze des Malers oft noch den Witz des Costumiers und des Friseurs in Anspruch.

Man sieht aus dem allen, daß Geyer sich zwischen zwei Gegensätzen bewegte: der Ernst mußte sich von ihm Abzüge gefallen lassen; dem Scherze legte er manchmal etwas mehr zu, als nöthig war.

Trotz solcher kleinen Mängel war Geyer dem jungen Dresdener Theater von vielfachem Nutzen und mit Recht einer der Lieblinge des Publikums. Bei längerer Lebensdauer — er starb am 30. September 1821, wenig über einundvierzig Jahre alt — würden Wesen und Farbe sich in ihm mehr und mehr ausgeglichen haben, zu vollkommenerer Harmonie gelangt sein.

Durch das Rollenstudium und die in einander greifenden schauspielerischen und malerischen Apparate, welche von dem heimischen Kreise Geyer's sich nicht trennen ließen, drang fort und fort etwas Theateratmosphäre in sein Haus und in seine Familie. Drei Schwestern Richard's widmeten sich daher frühzeitig der Bühne, — Clara schon als Kind; eine ihrer ersten Rollen war wohl der in allerhand Verkleidungen umherspukende kleine Schutzgeist in der Hensler'schen Geisterposse: „Der Teufelsstein," welche 1818 in Dresden zur Aufführung kam. Luise wurde durch die ausgezeichnete Schauspielerin, Frau Hartwig in Dresden, für die Bühne gebildet.

Zu einem längeren Wirken auf dem Theater war jedoch nur die älteste Schwester, Rosalie, ausersehen, auf welche wir noch zu sprechen kommen.

Beschäftigen wir uns zunächst mit Richard selbst. Wie dieser als Knabe ausgesehen, davon läßt sich nach den flüchtigen Umrissen, welche sich im Gedächtniß der Seinigen erhalten haben, kein genügendes Bild entwerfen. Sein Neffe Avenarius weiß aus den Erinnerungen seiner Mutter, der Stiefschwester Richard's, bloß mitzutheilen, daß der kleine Knabe „ein zarter, blasser, schmächtiger Gesell'," jedoch „schon wild genug" gewesen.

Etwas bestimmter faßte ihn die in ihren Schilderungen immer höchst treue Verfasserin der „Erinnerungen einer Dresdenerin," Frau Marie Börner-Sandrini, in's Auge. Sie hat mit zweien der Stieftöchter Geyer's die Schule besucht und im Umgange mit diesen beiden Mädchen auch deren Bruder Richard oft zum Gespielen gehabt. „Der Knabe," sagt sie, „war nicht hübsch, blondhaarig, Nase und Kinn etwas hervortretend; er pflegte Stirn und Augen öfters finster zusammenzuziehen; doch war er klug und in seinen Bemerkungen treffend und verständnißvoll." Sie fügt dann noch hinzu, daß Richard stets ernst, doch verträglich und gefällig gewesen; er habe häufig mit ihr und den Schwestern gespielt, aber dabei eine gewisse männliche Autorität gezeigt, welche ihm auch gerne eingeräumt worden.

Es möge mir ein kurzer Zusatz gestattet sein. Ganz nahe bei Dresden am linken Ufer der Elbe liegt ein zierliches Grundstück, das, wie oft es auch seinen Besitzer gewechselt, noch jetzt seinen alten Namen „Anton's" führt. Einst sah es beinahe neidisch zu dem höher gelegenen, schöneren und belebteren rechten Ufer hinüber, wo das vornehme Lincke'sche Bad ihm mitleidige Blicke zuzuwerfen schien. Das hat sich seitdem geändert, denn elegante Villen, Gärten und sonstige Verschönerungen haben jetzt beide Ufer einander ebenbürtig gemacht.

Anton's Grundstück, damals ein öffentlicher Ort, besaß einen hübschen und geräumigen Garten, in welchem die Kinder jener Eltern, welche diesen Erholungsplatz besuchten, sich wacker tummelten. Auch ich war als Knabe

bisweilen mit meinen Eltern dort zu finden. Eines Tages mischte sich in unsere Spiele ein um einige Jahre jüngerer Knabe, welchen die anderen Knaben „Wagner" nannten. Zwar berichtet Avenarius, daß Richard bis zu seiner Confirmation den Familiennamen seines Stiefvaters „Geyer" geführt habe. Das mag sein; indeß scheint doch auch der wirkliche Name zuweilen sein Recht behauptet zu haben, denn Richard's Schwester Clara erschien, als sie zu jener Zeit in Dresden ihre Kinderrollen spielte, auf dem Theaterzettel immer ausdrücklich unter dem Namen „Wagner." Auch fehlte dem Knaben, von welchem hier die Rede, nicht die Begleitung seiner Mutter und diese war die Eingangs erwähnte schöne, stattliche Frau, die Witwe Wagner und nun wiedervermählte Geyer. Der Knabe kann also wohl kein anderer gewesen sein, als Richard Wagner.

Es ist meiner Erinnerung aus so früher Zeit kein bestimmtes Bild von ihm übrig geblieben und auch später konnte ich mir seine Züge deßhalb nicht erneuern, weil wir uns im Leben niemals wiedergesehen haben. Zudem war es mir im Knabenalter eigen, von persönlichen Erscheinungen oft weniger ihr Ganzes, als vielmehr gewisse Einzelheiten festzuhalten, welche allerdings dann nicht selten die Anhaltspunkte für ein nachträgliches Sammeln zu einem Ganzen darboten. Und so sind mir von dem Knaben Richard bloß seine Augen im Gedächtnisse geblieben und noch jetzt schweben sie recht deutlich vor meinem Blicke. Sie hatten einen eigenthümlichen, einen in sich gekehrten, doch aber zutraulichen und einnehmenden Ausdruck.

Rosalien, die schon genannte älteste Schwester Richard's, hatte die Natur mehrfach bevorzugt. Ihre Gestalt war nicht hervorragend, aber zart und jugendlich, das Gesicht ansprechend und durch ein hübsches, munteres Auge belebt. Ihre wohllautende, wenn auch nicht kräftige Stimme würde für das Lustspiel, welches der eigentliche Boden ihres Talentes war, vollkommen ausgereicht haben; doch die Umstände drängten auch sie über das zugemessene Terrain hinaus. In Dresden, wo sie durch einige Jahre engagirt war, machte sie ihre schauspielerischen Anfänge; aber Mangel an Beschäftigung verleidete ihr diese sonst angenehme Stellung. Ueber ähnlichen Mangel konnte sie freilich nicht mehr klagen, als sie später zum damals königlichen Hoftheater in Leipzig übergegangen war, denn hier wurde sie eher zu viel beschäftigt, namentlich auch in solchen Rollen, für welche ihre Mittel und ihre Anlagen sich weniger eigneten.

Zu der modernen Haupt- und Staatsaction, zum pathetischen Rührstücke oder zur Tragödie war Rosalie nämlich nicht geschaffen und weil man sie gleichwohl in diese Sphären hinaufnöthigte, entschwand ihr bisweilen der heimische Boden ihres Talentes. Wo sie in ihrem wahren Elemente sich bewegen durfte, war sie die Anmuth und die Liebenswürdigkeit selbst;

namentlich war es ein schelmischer Zug, durch welchen sie im Lustspiele sich Beifall eroberte. Auch Rollen schwärmerisch-sentimentaler Gattung gelangen ihr oft ausgezeichnet; ihre Thekla z. B. war, wie ein Leipziger Kritiker damals von ihr sagte, „eine schöne, in Liebe verklärte, zur Liebe begeisternde Erscheinung.“ In manchen tragischen Rollen hingegen verfiel sie manchmal einem erkünstelten Pathos und in der Heftigkeit der Leidenschaft ließ sich ihre Stimme bisweilen zu einer Anstrengung hinreißen, welche dem Wohllaute gefährlich wurde.

Die hier genannten drei Schwestern Richard Wagner's aus der ersten Ehe seiner Mutter sind ihm im Tode vorausgegangen; eine vierte, Ottilie, die Witwe des Orientalisten Hermann Brockhaus, ist ihrem Bruder sehr bald (am 17. März 1883) in das Grab nachgefolgt.

Die zweite Ehe der Mutter brachte für Richard noch eine fünfte Schwester, Cäcilie, nachmals verehelichte Avenarius. Um zwei Jahre jünger als er, ward sie seine Lieblingsgespielin; er hat mit seiner „Cile,“ wie er als Knabe sie nannte, viele drollige Kinderscenen abgespielt, jedoch auf sein weiteres geistiges Streben scheint sie ohne merklichen Einfluß geblieben zu sein.

Avenarius gedenkt der andachtsvollen Verehrung, der „heiligen Scheu,“ welche Richard als Knabe für Karl Maria v. Weber empfand. So oft der Tondichter des „Freischütz“ an der Geyer'schen Wohnung vorüberging, rief Richard seine Cile an's Fenster, um ihr diesen „größten Mann,“ wie er sich ausdrückte, zu zeigen.

Uebrigens hat Weber's Erscheinung dem etwas bizarren Bilde, welches die neunjährige Cäcilie sich von ihm, dem angeblich „kleinen krummbeinigen Männchen mit der großglasigen Brille auf der großen Nase,“ machte, glücklicherweise nicht ganz ähnlich gesehen. Weber war allerdings nicht groß, aber auch nicht auffallend klein. Seine großen, stark hervortretenden Augen ermangelten der genügenden Sehkraft, man merkte es ihnen an, daß sie so zu sagen immer nach der Brille riefen, und wenn diese ihnen zufällig einmal fehlte, irrten sie über die mächtige Nase weg zur Höhe hinauf. Bei all' dem war sein Blick geist- und ausdrucksvoll. Die starkgebogene Nase sprang keck aus dem länglichen, schmalen Gesichte hervor, um schließlich mit ihrer feinen Spitze wieder etwas zurückzuweichen. Kopf und Antlitz waren so charakteristisch, daß, wer Weber nur einmal gesehen, sicher einen unverlöschlichen Eindruck behalten hat.

Die schwächste Partie der ganzen Figur bildete unstreitig das Gehwerk. Doch waren die Beine keineswegs gekrümmt, sondern der eine Fuß um etwas kürzer als der andere. Da half nun freilich nichts: Der Inhaber solcher mit zweierlei Maß gemessenen Füße mußte hinken. Die Art, wie

Weber einerseits sich dieser Nothwendigkeit fügte, anderseits sie gewissermaßen zu bemänteln suchte, war ebenfalls so charakteristisch wie alles an dem Manne. Es wäre unmöglich gewesen, ihm das nachzumachen, wie er, nachdem er mit dem längeren Fuße einen Schritt gethan, dann den anderen kürzeren Fuß mittelst einer den Erdboden nicht berührenden Curve nachzog.

Genug, der Mann, welcher im Leben hinkte, steht todt auf um so festeren Füßen und nichts wird ihn jemals mehr aus dem Gleichgewichte bringen.

Unter den hier aufgezählten Personen, welche Richard's Knabenzeit umgaben, wäre wohl Geyer am meisten geeignet und zugleich auch von dem besten Willen beseelt gewesen, auf ihn einzuwirken, „etwas aus ihm zu machen." Leider starb dieser treffliche aufopfernde Stiefvater viel zu frühe, als daß er einen tieferen Grund für die Erziehung des Knaben hätte legen können. Dennoch wird schon die bloße Erinnerung an den väterlichen Freund ihre Spuren in dem Pfleglinge hinterlassen haben. Die Pinselstriche und Farbenzusätze, welche Geyer bei seinen schauspielerischen Gestaltungen anwendete, haben vielleicht den Gedanken nahegelegt, der dramatischen Darstellung noch Beihilfen aus einem anderen Kunstgebiete zuzugesellen, aber statt der Farbe führte dann der Klang das Scepter. Auch Geyer's dichterische Proteste gegen Schicksalsdramen und Spektakelmusik könnten möglicherweise für Richard Anlaß geworden sein, diese Dinge frühzeitig in Erwägung zu ziehen.

Ob und in welcher Art ferner die künstlerischen Leistungen der älteren Schwestern, namentlich Rosaliens, ihn Einiges an sich heranzuziehen, Anderes wohl auch zu vermeiden bewogen, würde sich jetzt kaum mehr nachweisen lassen. Weber's gewaltige Kraftäußerungen aber, welchen der trotzige Knabe sich mit überraschender Demuth beugte, haben unter der Flut von Tonmassen, welche von außen und mächtiger noch aus dem eigenen Inneren heraus auf Richard einströmten, wohl niemals ganz aufgehört leise nachzuklingen.

Einer Person endlich möchte ich noch gedenken. Sie gehört zwar nicht in Richard's Knabenzeit, aber wie bescheiden zurückgezogen sie auch neben ihm steht, — völlig ohne Einfluß auf ihn dürfte sie nicht geblieben sein. Ich spreche von Minna Planer, der nachmaligen ersten Gattin Richard Wagner's.

Auch ihre Kindheit webte in einer musikalischen Atmosphäre, denn, wenn ich nicht irre, ist ihr Vater einst, wie es damals hieß, „Hofjagdpfeifer" gewesen. Ursprünglich hatten diese Leute allerdings bloß die Bestimmung, den Hof bei seinen Jagden zu begleiten und da zur Tafel aufzuspielen oder Jagdsignale zu geben. Mit der Zeit aber wurden sie auch zur Kirchenmusik und nebstdem zum Theaterorchester verwendet. Ja, die später so berühmt gewordene Dresdener Hofmusikkapelle hat sich im Anfange großentheils aus

solchen „Jagdpfeifern“ rekrutirt und mehrere derselben sind dann zu tüchtigen „Kammermusikern“ erwachsen.

Was Minna Planer später bewogen haben mag, zum Theater zu gehen, ist mir unbekannt; es dürfte ihr an Beruf dazu gefehlt haben. Von Natur einfach, verstand sie sich nur so zu geben, wie sie wirklich war. Kunstreiche Wechsel und Umgestaltungen mit sich vorzunehmen, hat sie vermuthlich niemals gelernt und so wird sie auch mit den zugetheilten Rollen, welche oft eine der anderen ganz unähnlich sahen, nicht gar viel anzufangen gewußt haben. Sie hat sich wohl auch selten darauf besonnen, daß sie eigentlich recht hübsch war; ihr leicht und anmuthig skizzirtes Profil, ihr heiteres Auge gewährten ein freundliches Bild.

Es ist wahrzunehmen, daß beinahe jedes stolze Leben sich irgend eine stille, anspruchslose Blume an den Busen steckt. Da behauptet nun eine solche, anfangs ein Spiel der Zärtlichkeit, bald aber ach! bloß noch ein Spiel der Laune, eine Zeit lang ihren Platz und freut sich desselben und ahnet nicht, daß sie dort welkt und daß man welke Blumen wieder von sich zu legen pflegt.





Michel-Angelo.

Von

Alfred Friedmann.

In heil'ger Ruhe schlummert der Esquilin,
In seiner Kirchen mystischen Säulenschatten.
Kein Schritt verhallt auf kühlenden Marmorplatten,
In tiefen Schlaf sank jegliches Leben hin.
Es schwebt ein süßes Träumen der Poesie,
Kirchlein, um Dich, San Pietro in Vincoli.

Es spielt das Mondlicht dir um die zwanzig Säulen,
Zu denen es sich durch die Arcaden stahl,
So wie ein Mönchlein lauscht vor des Klosters Saal,
Zur Zeit des Flügelschlages der nächt'gen Eulen,
Wenn plaudernd dort noch wenige Nonnen weilen.
Doch wagt er's nicht mit neckischem Spiel zu eilen,
Weil die Aebtissin zürnenden Schritts erscheint.
So wagt der Mond sich tiefer nicht vor in's Haus,
Denn aus dem Dunkel schimmert ein Glanz heraus,
Vom Winkel kommend, drin in dem Schatten sitzt
Ein Marmorbild, das jetzt noch zu schlummern scheint,
Aus dessen Augen, eben noch ganz versteint,
Gewaltig Leben, und auch die Thräne blitzt,
Die Mitleid, Zorn, um's menschliche Thun geweint. —
Wie Einer, der im Schlafe Vergessen fand
Des wilden Wehes traurigen Erdenlebens,
Und den geweckt hat neidischen Feindes Hand,
Der nun sich hierhin, dorthin auch wälzt vergebens,
Des Nichtseins Land und jenes des Traumes sucht,
Der dem Erwecker, wild auch der Sonne flucht —

So hob sich nun das marmor'ne Bild empor!

Doch wieder wie ein Löwe, dem an das Ohr
Im Wüstensand die Stimme des Schakals dringt,
Der langsam sich der welligen Spur entringt,
Eh' sie mit ihm des Samums Gebraus verschlingt,

So hob sich nun das marmor'ne Bild empor! —

Ein Moses war's mit wallendem, weißem Bart,
Die Stirn gehörnt nach Jupiter Ammon's Art;
Wer's sah, der glaubt', er würde voll Zornes wettern
Und gleich dem Moses eherne Schrift zerschmettern;
Doch glich er mehr dem nordischen Helden Thor,
Und den Gestalten eddischer Göttersagen,
Als jenem Führer aus der Aegypter Plagen.

Der Marmorriese aber mit Jovis Haupt,
In enger Haft so lange des Lichts beraubt,
Durchstieß das Dach und wuchs in den Raum hinaus,
Und vor ihm streckte Rom sich im Mondlicht aus.
Der Kirche Säulen wichen vor ihm und frei
Ersah er, wie der Lebenden Wandel sei.

Sah staunend unter blitzenden Sterngewölben
Sanct Peter's Kuppel unter dem Kreuz sich wölben,
Und in den Nachtraum flatternde Fahnen wehn;
Er sah noch seine Schöpfungen ruhmreich stehn,
Vergang'nes, Heut, Zukünftiges gleich entschleiert,
Den Namen fast wie den eines Gotts gefeiert,
Und Thränen, wie der Niobe Marmorwang',
Entrollten ihm, die Furchen des Aug's entlang:

„O meine Zeit, der niemals ich schmeichelte,
Wo bist du hin, du Böse, so viel geliebt!
Und du, von der Erinnerung Wollust gibt,
Vittoria Colonna, du, Muse mir;
Du süßes Haupt, das niemals ich streichelte,
Kein Wort, kein Hauch als tröstenden Gruß von Dir?

O mein Geschick, wie hast du mir weh gethan!
Ich litt, was noch kein Sterblicher je ertrug:
Vom Zeus doch stammte Heracles, der besiegt
So viel der Ungeheuer, als ich bekriegt:
Die Feindin Juno half ihm sogar hinan —
Ich, Menschgebor'ner, strebte allein bergan!
Mein Leben war zum Oeta ein ew'ger Flug.
Selbst nicht den Todten wollten die Götter lieben:
Die Hebe sind sie schuldig mir auch geblieben,

Mir, der mich auf der Erde umsonst zerquält,
Nicht ew'ge Jugend haben sie mir vermählt.

Zwar hab' ich nie nach eitlem Erfolg gejagt,
Mit Großen grob, geschaffen nur, was behagt
Zur Stunde meiner heischenden Seele. Vier
Der Seelen wohnten mir in der wehen Brust:
Allein hab' ich das „Jüngste Gericht“ gemalt,
Den „Moses“ meißeln war mir die höchste Lust,
Gewölbt hab' ich Sanct Peter's erhab'nen Dom
Zu meinem Ruhm und deinem, geliebtes Rom,
Und Dante's Geist, Petrarca's vergeblich Lieben
Hat mir mein schmerzerfülltes Gedicht geschrieben.
Vier Künste gab ein Gott als vier Seelen mir!
Doch weil Genie nur selber den Werth erkennt,
Weiß ich genau, daß strebender Menschengeist
Erreichtes niemals gleich Idealem preist,
Und was es schafft, nennt's immer nur ein Fragment.

Was warst du, und was hab' ich in dich gedacht,
Als ich gemeißelt, Statue, dich, der „Nacht,“
In trübster Zeit gezaubert aus todtem Stein,
Durch dich, so wähnt' ich, würde mir jeder Kranz!
Oft schien mir's süß, wie du noch im Marmor sein.
Unwillig rief ich dich in das Licht herein,
Du Abbild, Nacht, der Freiheit des Vaterlands.
Wohl weckte Stahl aus Steinen des Lichtes Funken —
Die Freiheit war, Florenz, dir in Schlaf versunken!

War ich ein Dante nicht für die Marmorkunst?
Wie er um zwei Jahrhunderte früher schuf,
Als er gleich wie des Pegasos' Weckerhuf
Urmächtig schlug italisches Sprachgestein,
In Geistestiegel warf Dialect, Latein,
Die Sprache goß, begrüßt von der Muse Gunst —
So zog die Form ich früherer Formen aus,
Und wieder Tempel ward mir der Gottheit Haus!
Was bleibt, errettet' ich aus dem finstern Dunst,
Wie mich umschwankte wechselnd auch Fürstengunst.

Und o, mein Dante, besser versteh ich dich,
Als irgend wer! Wie Moses erseh' ich dich,
— Der ich doch selber bin — mit den Tafeln droh'n,
Dir Aug' und Stirn voll heiliger Flammen loh'n,
Hör' rufen dich mit mildem, ersticktem Grimme,
Vorwurf und Zorn und Thränen in deiner Stimme:
„Italien! Weh! Du Magd! Einer Herberg' Dirne,
„Du lootsenloses Schiff in des Sturmes Graus!
„Nicht Königin! Nein! Buhlin mit frecher Stirne.“

Doch, Dante, sag' ich je, was von dir zu sagen?
Dir hat Florenz die Pforten einst zugeschlagen,
Die dir zu schließen durfte der Herr nicht wagen!
Undankbar Vaterland, das, zu eig'ner Schande,
Die Besten mit Verbannung und Aechtung kränzt!

Ruhst du noch, zweiter Julius, siegumglänzt,
Im Marmorsarg? Wie anders gedachten wir
Zu höhen ein unsterbliches Grabmal dir,
Das unsern Ruhm verkündete durch die Lande!
Doch mühten wir uns Beide im Licht vergebens:
Dein Mal ward die Tragödie meines Lebens! —
Wie sind sie Staub doch Alle, die mit mir lebten,
Wie ich nach der Unsterblichkeit Palme strebten.

Und Einer nur entriß sie mir Morgens schon:
Urbino's großer, frühe geschied'ner Sohn!
Nur Einer war hier unten beneidenswerth,
Doch denk' ich neidlos deiner, o Raphael,
Früh Großer, leicht Erkannter, und hoch geehrt! —
In Allem göttlich, glänztest du ohne Fehl,
In deinem Innern reifte dir jung das Glück,
Wie Kindern, die zu malen nur du verstandst,
Und deinem war, und deiner Madonnen Blick
Des Lebens süße Heiterkeit eingepflanzt.
Du kanntest nicht des Irdischen Bitterkeit,
Nicht Vorenthaltung von dem ersehnten Reis
Des Lorbeers, das erst schmücket der Locken Weiß,
Wenn halb verklang das Lied von der Lebenszeit.
Nicht Armut, Schmach, o Rühmlicher, kanntest du
Und mit den Menschen lebtest du stets in Ruh',
Wie mit dem Quäler, unserem eig'nen Herzen.
Du kanntest nicht die bittersten Erdenschmerzen,
Die sich der einsam schaffende Mensch bereitet,
Der nie genug dem drängenden Geiste thun kann,
In Qual vom Werk — zum Werke der Sehnsucht schreitet,
Im Anschaun nicht der höchsten Vollendung ruh'n kann!

Von deiner Hand, die hold mit des Himmels Glanze
Das fehlerhafte Menschengebild verklärt hat,
Aus vatican'schen Quellen, der Zauberstanze,
Wie mit Ambrosia dürstende Kunst genährt hat,
Verlangten nicht die Mächtigen kühn Erdreisten:
Dein Pinsel mußte Meißelgebild nicht leisten!
Mir war zu Willen härtester Marmorstein
Und Deckenmaler sollte ich dennoch sein!
Du durftest auf den eigenen Lebensgleisen,
So wie ein Fürst durch deine Provinzen reisen,

Ein Fremdling war ich immer im eig'nen Land,
In's Joch wie mein „gefesselter Sclav'" gebannt!
Du trankst nur Honig, ich aus des Wermuths Born,
Dir ward wie Rosen Liebe! Und ich — ein Dorn!
Schön schufen dich die Götter und mich — im Zorn!
Ach, die Natur, die du in dem Licht bezwangst,
Sie starb, als du zu himmlischen Höhen drangst! —

Allein, im Dasein schon ein geschied'ner Geist,
Ragt' einsam ich aus wogender Lebenssee,
Wie eine Kuppe über dem Thal, verwaist,
Zuletzt wohl von dem purpur'nen Strahl erhellt,
Zuletzt begrüßt in dunkelnder, öder Welt,
Die rosig glänzt in funkelnder Abendpracht,
Doch der um Herz und Haupt auch der Winterschnee
Gewunden liegt in laulichster Sommernacht.
Nie hört' ich süßer Liebe gerührt Geständniß,
Dem Geiste bracht' entgegen ein klar Verständniß
Kein Freund, ermunternd mich mit des Geists Erkenntniß.
Nie ward mein Wort verstanden, noch eh's gesagt,
Empfunden nie die Klage, noch eh' geklagt;
Mit mir hat niemals Einer im Stein gesehn
Der Statue Urbild leuchtend als Blitz entstehn,
Wie schlaflos, in den Träumen der Fiebernacht,
Ein Dichterhirn unsterblichen Sang erdacht.
Der Wangen Furchen, glaub' ich, sie sind erweint,
Doch dir gleich, Dante, hab' ich noch nie gelacht! . . .
Was ist's, das dort im schweigenden Osten scheint?
Kein Stern. Erloschen längst schon des Mondes Pracht.

Laß wieder ruh'n in dir mich, du stille Nacht,
Die ich mir wie aus Marmor zum Grab gemacht.
Mein Leib ist gerne wieder in Stein gezwängt,
Und ungern bin ich für den Moment erwacht,
Der nochmals das Vergang'ne zusammendrängt.

. . . .

Die Glocken klingen, rufend zur Messe schon,
Wie kommt's, daß ich verstehe den Jubelton?
„Dir, Dulder, thut der Ehernen Sangesmund
(So singen sie) die Wandlung Italien's kund.
Entfernt sind deine früheren kleinen Herrn,
Vereint sind ihre Länder zu einem Land,
Darüber strahlt ein einziger Königsstern;
Der Haß, die Knechtschaft, und auch die Zwietracht schwand.

Der Alpen Thor schloß hinter dem Fremden, fern-
Abdonnernd zu sich, nimmer mit Landsknechtschaar
Kehrt dir der Deutsche, der dir ein Zwinger war.
Nur eine Sprache hörst du Italien reden,
In dem die eig'nen Brüder sich nicht befehden.
Und, dem Du einst Dich dienend zu eigen gabst,
Nicht in Gewaffen, wie Julius, naht der Pabst;
Du magst die schönste Zukunft, Dich freuend, ahnen,
Und ruhig schlummern unter Savoyen's Fahnen!

. . . .

In heil'ger Ruhe schlummert der Esquilin.
In tiefem Schlafe träumt noch das Leben hin.
Es schwebt ein süßes Rauschen der Poesie,
Kirchlein, um dich, San Pietro in Vincoli.





Die „Kuss-Stunde.“

Eine Geschichte aus Ungarn.

Von

Hugo Klein.

Nichts Hübscheres als das Dörfchen Erdöszél. Es liegt in Zalaer Comitate, demnach in einer der herrlichsten Gegenden Ungarns. Die Zalaer Scenerien haben nicht den fremdartigen oder wild-romantischen Charakter mancher anderer Gegenden Ungarns, keine endlosen Pußten dehnen sich hier vor dem Auge aus, der Wind treibt hier keine Sandhosen, die glühenden Sonnenstrahlen zaubern keine Fata morgana, keine glitzernden Ströme und prunkenden Paläste, gewoben aus Lichtfäden, über die vertrockneten Blümchen der Haide. Auch keine Felscolosse thürmen sich hier übereinander, keine schneeigen Bergesgipfel küssen die dahin-eilenden, flüchtigen, im Abendroth erglühenden Wolken, keine Abgründe und Schluchten ziehen sich am schmalen Bergpfade hin und nirgends erzählt die Sage, daß die Kobolde in der Tiefe das Gold zum Unglück des Menschen hämmern. Keine breiten Ströme schleichen sich müd durch das Gefilde, begleitet von trauernden Weiden, die ihre langen Zweige in die kühle Fluth tauchen, und von dem im Winde wogenden Schilfrohr, dessen Wälder in den Ufersümpfen stehen. Nichts von Alledem. Das Zalaer Comitat trägt den Stempel sorgsamer Cultur. Der Pflug des Ackerbauer zieht seine Furchen sogar auf den Hügeln und den Abhängen der Berge. Die zahl-reichen Wälder erfreuen sich der umsichtigsten Forstverwaltung. Ueberall sehen wir wogende Getreidefelder, Wasserleitungen, Ackerberieselungen, keuchende Dampfmaschinen, weitausgedehnte Wirthschaftsgebäude. Auf den

Herrensitzen findet man anmuthige, villenartige Bauten mit Parks und Blumengärten, mit kiesbestreuten Promenaden zwischen Pappeln und Kugelakazien, mit eleganten Equipagen und vornehm in die Welt blickenden Domestiken.

Alle Romantik wurde aber auch aus dem Zalaer Comitate nicht verdrängt. Ein Beweis dafür ist das Dörfchen Erdöszél. Es liegt in einem Walde und dieser Wald zieht sich über eine Anzahl niederer Hügel hin. Nichts Originelleres als durch die Gassen dieses Dorfes zu fahren. Da zieht sich eine Häuserreihe zur Linken in der Tiefe hin, so daß man beinahe durch den Schornstein in die Küche der Bauern blicken kann; da klettert die Häuserreihe zur Rechten die Höhe empor und Hühner gackern über unseren Köpfen. Weiterhin gibt es gar keine Gassen mehr. Da liegen die Häuser zerstreut im Walde und schmale Fußpfade führen von einem zum andern, den Hügel hinauf, den Hügel hinab. Ein romantisches Plätzchen, dieses Erdöszél. Besonders in der Nacht, wenn die Mondscheibe durch das Geäst der Bäume blickt und den stillen Häusern phantastische Formen verleiht, der rothe Lichtschein durch die kleinen Fenster fällt und das Gebell der Hunde aus dem dichten, dunklen Laub ertönt. Da möchte man hier Stunden lang lustwandeln zwischen den flüsternden Bäumen, die uns von dem schönen Märchendorf im Walde erzählen.

Auf einem der kleinen Hügel des Dorfes standen zwei stattliche Bauernhäuser und in einem derselben lebte bei ihren Eltern die kleine Panna Balogh. Sie war schon achtzehn Jahre alt und noch immer klein; es schien ausgemacht, sie wollte nicht wachsen. Sie war auch nicht besonders schön; nur die besten, die allerbesten Freunde des Hauses nannten sie hübsch. Sie war zart und schmächtig und hatte ein blasses Gesichtchen mit einer kleinen Stumpfnase; der Mund war niedlich, aber nicht fein geformt. Die Augen groß, aber grau. Schön war nur das reiche, wollige, krause blonde Haar, das in einem dicken Zopfe am Rücken hinabhing, hübsch in bunte Seidenbänder eingeflochten, wie es die Sitte verlangte. Man sieht, Panna Balogh war keine glänzende Beauté; sie hatte nur die Anmuth der Jugend, welche auch durch das sichere Auftreten der Kleinen abgeschwächt wurde. Wenn man sah, wie sie kam und ging, wie sie stand und wie sie saß, so hätte man sie für älter halten können als sie war. Niemals sah man von Panna Balogh eine schüchterne oder linkische Bewegung; um ihren kleinen Mund lag ein entschlossener Zug und wer einmal in die grauen Augen geblickt, der wußte auch: Diese da war ein kluges Mädchen. Sie hielt sich nicht für schön; ja sie hielt sich für häßlicher als sie war; daran trug vielleicht der schlechte kleine Spiegel der Bauernstube die Schuld, in den sie manchmal, nein, in den sie sehr oft blickte, und welchen sie immer mit einem

Seufzer aus der Hand legte. Der Spiegel zeigte ihr Bild entschieden häßlicher als es war; er zog das schmale feine Gesichtchen in die Breite und machte es ordinär; er drückte die schöne, offene Stirne zusammen und raubte den Augen die Klugheit, die aus ihnen lugte.

Panna Balogh wäre aber sehr gerne schön gewesen. Nicht aus Eitelkeit. Sie war gar nicht eitel und schätzte die Schönheit nicht der Schönheit willen, sondern lediglich wegen des Werthes, den sie anderen Mädchen verlieh. Aber Panna Balogh liebte, und liebte, wie es schien, ganz hoffnungslos. Es war eine alte Liebe, deren Keime früh in ihr Herz gelegt wurden und mit der Zeit tiefe Wurzeln geschlagen hatten. War es anders möglich? Zwei Häuser standen auf einem isolirten Hügel und wenn Panna durch das Fenster blickte, mußte ihr Blick immer gerade auf das Haus des Nachbars fallen, wo der schöne Lajkó lebte. Lajkó war ihr Jugendgespiele, ihr treuer Kamerad gewesen. Sie waren mitsammen durch den Wald gelaufen, hatten sich zusammen die Häuser aus Sand gebaut, hatten zusammen die klaren Bäche durchwatet. Wer hätte gedacht, daß sie jemals allein zwischen den hohen Bäumen lustwandeln und allein ihre Luftschlösser bauen würde, in welchen Lajkó nicht wohnen wollte. Er war um vieles älter als sie, hatte aber immer Vergnügen gefunden, mit dem kleinen Mädchen zu spielen. Er trug Panna auf den Armen, er beschützte sie, wenn sie andere Kinder mißhandeln wollten, er behandelte sie liebreich und zärtlich. Sie war noch ein Kind, kaum zwölf Jahre alt, da tanzte er schon mit ihr auf dem Tanzboden und das ganze Dorf beneidete sie darum. Unter dem „ganzen Dorfe" verstand sie die schmucke Mädchenschaar Erdöszél's, welche sammt und sonders ein Auge auf den schönen Lajkó geworfen hatte. Man nannte ihn nur den „schönen," was er dem schwarzem Kraushaar und der prächtigen schlanken Gestalt dankte, die er hatte. Der schöne Lajkó kümmerte sich dazumal noch wenig um die Mädchen und ihre aufmunternden Blicke. Ihm machte es Spaß, Nachbars Panna wie eine große Schöne im Tanze zu drehen und ihr Vergnügen zu bereiten, das er in ihren Augen las. Sonst hätte er wohl auch kaum den Tanzboden besucht.

Das kam aber später ganz anders. Lajkó wurde kurz nach Panna's erstem Tanze Soldat und als er wiederkam, erinnerte er sich kaum mehr an das zarte Kind, das seither ein großes, allerdings nicht allzu großes Mädchen geworden war. Ein vier-, fünfjähriges Soldatenleben gibt auch einem dummen Bauernburschen Verstand und als Lajkó wiederkam, kümmerte er sich nicht mehr viel um Nachbars Töchterlein. Er blickte nur nach den Schönsten im Dorfe und hatte wohl ein Recht dazu, nachdem seine Blicke nicht unerwiedert blieben. Panna gehörte aber nicht zu den Schönsten, auch war sie still und einfach, was dem Geschmacke dieses Lajkó nicht mehr zu

behagen schien. Bald kam auch der Tag, da sich Panna sagen mußte, er sei für immer für sie verloren. Es wurde im Dorfe bekannt, daß er mit einer Anderen in einem sehr vertrauten Verhältnisse stehe. Boriska gehörte zu den allerschönsten Mädchen im Dorfe, wo man sie allerdings selten sah. Sie war die Tochter eines armen Waldhüters und kam selten aus ihrem fernen Forste heraus. Aber mancher Bursche scheute nicht die Wanderung, um ein Stündchen mit ihr am Bache zu plaudern. Ein prächtig gewachsenes, üppiges Mädchen mit schwarzen Schelmenaugen, das gerne lachte, schon weil man dann die kleinen, weißen, spitzigen Zähne sehen konnte, die sie hatte, Zähne, in die sich Jeder verliebte. Sie war sehr heitern Temperaments und ein Bischen kokett, weßhalb sie auch alle Burschen am Narrenseile führte. Ihr Vater war ein lustiger Kumpan und sie kannte alle seine schnurrigen Geschichten, die sie charmant zu erzählen wußte. Der alte Szekerer erdachte immer neue Späße und nie kam man mit Boriska zusammen, wenn sie nicht etwas zu erzählen hatte, was noch Keiner gehört und worüber man sich vor Lachen die Seiten halten mußte. Die schöne Boriska war das ärmste Mädchen im Dorfe und doch lagen ihr alle Burschen zu Füßen, haßten sie alle Freundinnen. Sie lachte über die Einen, wie über die Anderen — was gab es überhaupt in der Welt, worüber die schmucke Boriska nicht lachte?

Lajkó gefiel ihr, auch gehörte er zu den reichsten Burschen des Dorfes. Und so kam es, daß sie seine Bewerbungen nicht zurückwies. Man kannte Boriska's Augen, Boriska's Purpurmund, Boriska's Perlenzähne, ihre Grübchen in den Wangen, ihre kleinen, rauhen Hände. In ihre Reize haben sich schon viele Leute verliebt. Aber Niemand kannte Boriska's Küsse. Die waren erst recht darnach, einen Mann von Sinnen zu bringen. Lajkó aber schienen einige derselben gewährt worden zu sein, denn er war in das Mädchen bis über die Ohren vernarrt. Bald gab es kein Mädchen im Dorfe mehr, das nicht gewußt hätte, daß Szekerer Boriska den schönen Lajkó „behext“ habe und er widersprach nicht, wenn man es ihm vorhielt.

Als die Gerüchte immer lauter wurden, ging der alte Balogh eines Tages hinüber zum Nachbar und sprach lange mit ihm. Er war recht verdrießlich, als er ihn aufsuchte, aber ganz vergnügt, als er heimkehrte.

Der Vater ging gerade auf Panna zu und sagte:

„Lajkó wird dein Mann!“

Das Mädchen wurde leichenblaß.

„Ich habe es mit dem Alten besprochen, er wird dein Mann,“ wiederholte der Vater.

Das Mädchen war ganz niedergeschmettert. Es brachte nur mit Mühe die Worte hervor:

„Ich will ihn nicht, ich will ihn nicht.“

Der Vater sagte Anfangs nichts darauf und sah sie nur von der Seite an.

„Wir haben es besprochen,“ sagte er.

„Ich aber will nicht,“ sagte das Mädchen, nunmehr ganz gefaßt, mit fester Stimme.

„Ach doch,“ sagte der Vater lächelnd, „er muß ja auch.“

Sie schüttelte noch entschiedener den Kopf.

„Wir werden's noch besprechen,“ sagte der alte Balogh und sah zu seiner Arbeit.

Die Sache zwischen den beiden Vätern war schon seit Jahren abgemacht. Der alte Balogh liebte sein einziges Töchterchen über alle Maßen und hatte frühzeitig ihre Neigung zu dem Sohne des Nachbars gemerkt. Darum, so dachte er, sollte sie den Burschen haben. Ueberdies stimmte die Sache vortrefflich. Die Häuser der Nachbarn standen neben einander; Aecker und Wiesen stoßen an einander; die Obstbäume ihrer Gärten reichten die reichbeladenen Zweige über den Zaun. Es stimmte Alles zusammen. In beiden Häusern gab es nur je ein einziges Kind, dort einen Sohn, hier eine Tochter. Warum sollten die Beiden sich nicht heiraten? Wenn sie dereinst ihr Erbe antreten, würden die vereinigten Wirthschaften einen sehr respectablen Besitz repräsentiren. Allerdings kam die Affaire mit der schönen Boriska dazwischen. Der alte Balogh verzweifelte aber nicht, wie sein kleines Töchterlein. Ihm war nämlich noch Alles geglückt, was er in die Hand genommen. Auf seinen Feldern gedieh die Saat und seine Heerden vermehrten sich. Er hatte das Erbtheil des Vaters in fünfzehn Jahren verdreifacht. Seine Scheunen faßten nicht den Erntesegen, seine Ställe wurden zu eng. Wäre er speculativen Geistes gewesen, so hätte er es zu großem Reichthume bringen müssen. Wäre er ehrgeizig gewesen, so hätte er mindestens als Stuhlrichter sterben müssen. Er war aber weder das Eine, noch das Andere. Er nützte sein Glück nur in bescheidener Weise aus. Aber an sein Glück glaubte er. Die Kuh, die er kaufte, hatte die reichste Milch und der Candidat, für den er sich einsetzte, wurde Deputirter. Darum unternahm er auch ohne Sorgen das kühne Wagniß, den Kampf mit den schönen Augen Boriska's zu bestehen.

Die kleine Panna erschrack sehr, als ihr der Vater seinen Plan darlegte, und wollte nichts davon wissen. Dieser Lajkó hatte ihr schon Kummer genug bereitet — wer hätte ihre verborgenen Thränen, ihre verschwiegenen Seufzer zählen können! Sie grämte sich entschieden ab, daß sie sein Herz nicht zu gewinnen wußte. Nun sollte sie sich noch bei ihm verhaßt machen, nun sollte sie sich noch der Kränkung aussetzen, daß sie der Geliebte, der Mann, für den sie ihr Leben hingegeben hätte, in aller Form zum Gespötte

des „ganzen Dorfes“ verschmähte — nein, das sollte, das durfte nicht sein. Er liebte Boriska und sie wollte kein Hinderniß zu seinem Glücke sein. Ihr Herz trug schwer daran, daß sie ihn nicht erreichen konnte, aber in aller Form Rechtens verschmäht, zurückgewiesen, verworfen zu werden, dazu konnte sie sich nicht verstehen. Darum wollte sie von Lajkó nichts wissen. Sie sagte, sie liebe ihn nicht, er gefalle ihr nicht, sie würde lieber in den Brunnen springen, als seine Frau werden. Der Vater aber blieb bei seinem Vorsatze. Er kannte besser sein kluges Töchterlein und errieth die Ursachen ihrer Weigerung. Er bestand auf seine Heiratsprojecte. Er glaubte nicht an ihre Abneigung gegen Lajkó und man glaubte ihr überhaupt nicht recht im Dorfe. Die Alten schüttelten zwar den Kopf, als man in der Schenke erzählte, daß Balogh und Horváth die Kinder zusammenzugeben gedachten, die von einander nichts wissen wollten; die Mädchen aber meinten, der kleinen Panna stände der Stolz gar nicht gut an und es scheine überhaupt als hängen ihr die Trauben zu hoch.

Auch Lajkó glaubte ihr nicht, ja er hielt sie für die Urheberin des ganzen Heiratsplanes. Und darum geschah, was Panna gefürchtet hatte — er haßte sie. Er grüßte sie nicht mehr, wenn er ihr begegnete. Seine Augen funkelten vor Haß, wenn er sie sah. Er ballte die Faust gegen ihr Elternhaus, wenn er wußte, daß sie es sehen konnte.

Aber heiraten wollte er sie um keinen Preis.

Es gab viel Lärm im Hause des Horváth, der von dem Sohne Gehorsam verlangte. Er hatte keine Lust, eine Schwiegertochter ins Haus aufzunehmen, die arm war wie eine Kirchenmaus. Und wenn er auch das übersehen hätte — ihn band seine Zusage an den alten Balogh. Die Alten zankten den ganzen Tag mit den Jungen. Am Abend setzten sie sich zusammen und erörterten, wie dumm es sei, wenn sich junge Leute ehelichen, ohne den Rath der Alten zu befolgen.

Die Zeit verging und die Verlobung sollte stattfinden, mit dieser aber hatte es eine eigene Bewandtniß, denn es mußte ihr noch ein anderer Act vorangehen. In dem Märchendorfe Erdöszél gibt es nämlich eine sehr schöne und sehr gute Sitte — man heißt es: „zur Kußstunde gehen.“ Nur in Erdöszél herrschte diese Sitte, vielleicht noch in einigen wenigen Dörfern der Umgebung und sonst nirgends in der Welt. Aber die ganze Welt darf Erdöszél um diese Sitte beneiden. Sie ist anmuthig genug. Zwei Tage vor der Verlobung wird das Mädchen, das einen Freier gefunden hat, von den Verwandten in einer Stube allein gelassen, dann tritt der junge Mann zu der Schönen und bietet alle Beredsamkeit auf, um von ihr einen Kuß zu bekommen. Gewalt darf bei dieser Gelegenheit selbstverständlich nicht geübt werden. Wenn sich der Bursche keinen Kuß zu erringen weiß — nun, so

wird auch aus der Heirat nichts. Wenn er das süße Pfand der jungfräulichen Liebe erhält, so wechselt man kurz darauf die Ringe. Es gehört für die Mädchen zum guten Ton, bei diesem Küssen so spröde zu thun, wie man es nur über das Herz bringen kann. Möge der Freier noch so einschmeichelnd und verführerisch sprechen — der Kuß wird ihm sicherlich nur in der letzten Minute der selben Stunde gewährt, die zur Eroberung gelassen wird. Die schelmische Sitte gibt zu vielen lustigen Scenen, zu Späßen und Schnurren aller Art Anlaß und ist schon aus diesem Grunde überaus beliebt. Das „Küssen" verbindet zu nichts, auch wenn es programmmäßig vollzogen wird — es ist nur eine Einwilligung. Bindend ist nur der Ringwechsel bei der später stattfindenden Verlobung — und oft auch dieser nicht.

Aber gefährlich ist die Sitte aus alten Zeiten; besonders für die Burschen. Davon haben sie aber zum Glück keine Ahnung.

Die kleine Panna hatte nichts dagegen, daß man das Kußexperiment versucht; sie war fest entschlossen, die verlangte Gunst nicht zu gewähren und den Freier in aller Form abzuweisen. Lajkó aber ging nur zur Kußstunde, um der armen, verliebten Kleinen zu sagen, daß er niemals von ihren Küssen haben wolle. Das waren die Vorsätze der Beiden — doch kam die Sache ein Bischen anders. . . . . .

Panna saß in ihrer Stube und wartete mit hochklopfendem Herzen. Sie hörte dann Lajkó mit seinem Vater kommen. Sie gingen unter heftigem Wortwechsel am Fenster vorbei. Der Vater sagte dem Burschen sicherlich, dieses Küssen habe mehr als ein Spaß zu sein, und der Junge wurde wüthend. Panna dachte: „Wozu kommt er, wenn er mich nicht will? . . . . . Es ist schlecht von ihm . . . . . Er haßt mich sehr . . . . ."

Er trat in die niedere Stube. Trotz lag in seinem Gesichte, das Auge funkelte vor Zorn, die Lippen waren ganz weiß und fest zusammengedrückt. So trat Lajkó ein und seine geballte Faust schien das Mädchen niederschlagen zu wollen. Furcht und Schrecken müssen in den Zügen Panna's zu lesen gewesen sein, wie sie dort saß an der Wand und ihn erwartete — sie, seine Gespielin aus vergangenen Tagen, sie, die ihn so zärtlich liebte und niemals gedacht hatte, er könnte sie je so hassen, wie es in diesem Augenblicke der Fall war. Das Mädchen bebte am ganzen Körper, die Arme schien zu sagen: „Du warst immer mein Beschützer, schütze mich nun vor Dir selbst." Er dachte an keinen Gruß. Er war von dem Anblicke Panna's betroffen und schloß wortlos die Thüre. Dann ging er mit großen Schritten in der Stube auf und ab, trat immer schweigend an das Fenster und trommelte wild mit den Fingern auf die Scheibe, daß sie erklirrte — Panna dachte, sie müßte gleich in tausend Stücke zerbrechen. Als er sich umwandte, lag der erste Ausdruck der Wuth, mit dem er eingetreten war, wieder auf seinem

Gesichte, er ging gerade auf das Mädchen zu und öffnete den Mund — er wollte ihr sicherlich etwas sehr, sehr Böses sagen.

Die Kleine las das in seinen Augen und sprang auf. Sie erhob ihre verschlungenen Hände flehend zu ihm und rief:

„Nein, nein! Sprich nicht! Sprich nur jetzt nicht! . . .“

Es war ein Schrei der Verzweiflung, der ihn tief in der Seele erschütterte. Aus diesem einen Worte errieth er die grenzenlose Liebe, die ihm dieses Mädchen entgegenbrachte, und alle Qualen, die ihr Herz in diesem Augenblicke bedrücken mochten. Was die kleine Panna sonst noch sagen wollte — es war nicht wenig, eine ganze Rede hatte sie zu halten gedacht — brachte sie nicht hervor. Das Herz war ihr übervoll, die Kehle wie zusammengeschnürt. Er stand starr und sah sie an. Sie sank auf ihre Bank zurück und senkte das Haupt. Das Schluchzen konnte sie, wenn auch mit Mühe, unterdrücken, aber die Thränen floßen unaufhaltsam und unaufhörlich über ihre Wangen. Er sah sie nur an und sein Zorn verschwand . . . Er wandte das Gesicht auf eine Minute ab, schaute durch's Fenster hinaus und es war, als schweifte sein Blick weit über die verstaubten Rohrdächer und rußigen Schornsteine, über die wehenden Akazien der Gärten hinweg — weit hinaus bis in den mächtigen Wald, wo ihn ein lachendes Mädchen am Kreuzwege erwartete. Fragte er sich, ob ihn Jene liebte, wie diese da? Dachte er, daß, wenn Einer seiner Liebe entsagen mußte, dies für ihn doch leichter wäre, als für das kleine Mädchen, das ihm sein Herz geschenkt hatte und daran zu Grunde gehen mußte?

Als er der kleinen Panna wieder das Auge zuwandte, lag eine Zärtlichkeit darin, welche ihr die Thränen neuerdings in's Auge trieb. Er beugte sich zu ihr herab, nahm ihre noch immer verschlungenen Hände in seine Linke, erfaßte mit der Rechten das blonde Köpfchen und drückte ihr einen Kuß auf die Lippen. Dann setzte er sich neben sie auf die Bank. Sie hatte ihm gesagt, er möge nicht sprechen, und er sprach nicht. Vielleicht war ihm auch das Herz zu voll dazu. Er schlang nur seinen Arm um ihren Leib, drückte sie an sich und trocknete mit dem weiten, faltigen Aermel seines ungarischen Bauernhemdes die Thränen von ihren Wangen. Sie saßen lange so, liebberauscht und weinend. Aber die Verwandten verloren schließlich die Geduld. Die Gevatterin trat in die Stube, blickte neugierig auf das Paar und sagte:

„Hat sie den Kuß gegeben?“

Er nickte lächelnd mit dem Kopfe.

Die Gevatterin ging dann in die erste Stube zurück, die Verlobten standen auf und folgten ihr.

„Er hat sehr schön gesprochen,“ sagte das gute, alte Weib, „aber es hat ihn eine verteufelte Mühe gekostet, den Kuß zu bekommen.“

Die kleine Panna lachte unter Thränen.

Sie wurde bald darauf eine glückliche kleine Frau, sie wurde im Glücke sogar schön — der Lajkó, den sie vergötterte, hatte sich jedenfalls nicht zu beklagen. Er schlug auch niemals seine Frau und wenn sie zu viel sprach — später kam auch das hie und da vor — sagte er nur: „Nun werde ich sprechen.“ Dann wurde sie immer ganz still. Ob er noch manchmal an die schöne Boriska dachte? Vielleicht auch oft. Aber die schöne Boriska dachte lange nicht mehr an ihn. Sie war nicht das Weib, sich das Herz abzugrämen, und ein undankbarer Liebhaber verdiente das auch gar nicht. Es gab hübsche Burschen genug außer ihm und den allerhübschesten suchte sie sich aus, heiratete ihn und wurde eine reiche Bäuerin mit Haus und Feld. Es gab zwei Hochzeiten an einem Tage. Die eine Braut weinte, die andere lachte unablässig. Es war aus Freude bei allen Beiden.





Nacht.

Von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Leichenstille rings im Hain,
Auf den Halmen Thau
Und des Himmels Blau
Wandelt sich in gelben Schein.
Aus den Blüthenkelchen hebt
Mälig sich ein schwerer Duft
Und das Nachtgevögel schwebt
Lautlos flatternd durch die Luft —
Das Licht verlöscht im Himmel und auf Erden:
Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!

Sieh'! Alles neigt sich um mich her
Schlummerschwer
Dem Ruhesegen
Der Nacht entgegen.
Und der Natur furchtsamste Kinder legen
Zutraulich ihr die Häupter in den Schooß:
Still drückt das Reh sein wachsam' Auge zu
Und prägt zur nächt'gen Ruh'
Die schlanken Formen ein dem weichen Moos, —
Der Vogel, den im Sonnenschein
Ein jeder Hauch gescheucht von Baum zu Baum,
Verbirgt behaglich in des Halses Flaum
Den Kopf und schlummert ein;
Hoch in den Wipfeln, die, der Winde Spiel,
Im Angstgeflimmer
Durchzitterten des Tages Schimmer
Regt sich kein Blatt am Stiel;
Die Bergesgipfel saugen
In Frieden ein der Sonne letzte Glut,

Mit Lächeln schließt sie ihre gold'nen Augen
Und ruht! —
Nur mir allein durchrieselt es die Glieder
Und wie zum Angstgebete sink' ich nieder,
Du finst're Nacht, in deinem Heiligthum —
Warum?
Willst du mich nicht in deine Arme nehmen
Wie die Genossen?
Warum muß nur mein Auge, weiterschlossen,
Bevölkern mit des Schreckens bleichen Schemen
Die Finsterniß? — Sieh' da!
Was lugt aus deinem Flor
Unheimlich lockend mir hervor,
So fremd vertraut, so fern und nah,
So körperlich, zum Greifen
Und doch nur Nebelstreifen?
Die Wünsche seid ihr, die mein Herz entflammen
Unerfüllbar!
D'rum sinkt nur wieder mir in Nacht zusammen
Unenthüllbar! —
Und dort! Wer bist du, buntgemischte Schaar
In Greisenlocken und im goldnen Haar,
Die Einen lieblich und die Andern schaurig,
Die Einen lächelnd und die Andern traurig,
Die Einen bleich und wie im Traume weit,
Die Andern in des Lebens vollen Farben —
Doch alle macht ihr bluten alte Narben:
Ihr, weil ihr wart, ihr, weil ihr nicht mehr seid! —
Ihr seid die Schatten der Vergangenheit! —
Und ihr, ihr bleichen, kalten,
Stumm drohenden Gestalten,
Die wachsend wechseln unter meinen Blicken,
Die bald sich trennen, bald sich wirr verquicken,
Bald furchtbar deutlich aus dem Dunkel sprießen
Und bald bis zur Unkenntlichkeit zerfließen,
Unsterblich, in dem Schooß der Nacht geborgen —
Ihr seid die Sorgen!
Was schreckt ihr mich vom Lager auf bei Nacht?
Das Tagwerk, mein' ich, hättet ihr vollbracht
Und könntet schlafen gehn!
Laßt sehn!
Gibt's keinen Bann, euch zu beschwören?
Ja doch, — euch sehn und hören
Und nicht fürchten! — Weich't
Und verbleich't!
Ich seh' euch in's Gesicht, ich will euch fassen!
Fürwahr — schon ist's, als wolltet ihr verblassen
Und wäret ferner mir, als da ich euch gemieden.

Ich fühl' die Nacht mit ihrem Gottesfrieden
Durchströmen meinen Leib
Und wie die Andern, will auch ich ihr sagen:
Nimm mich in deinen Arm und bleib'
Bis du es siehst am Felsenrande tagen
Im Dämmerlicht,
Denn meine Zuversicht
Ist unter deinem Flügel,
Bis durch die Dämmerung die Schwalbe streift,
Bis über jene Hügel
Die Sonne mit den Strahlenarmen greift.

Willst du in Schlaf mich wiegen,
So dank' ich's deiner Huld
Und soll ich schlaflos liegen,
So harr' ich in Geduld,
Bis daß der Morgen dir den Raum verwehrt,
Denn in mein Zelt ist Ruhe eingekehrt! —

Und des Friedens weiche Hände
Spinnen emsig und behende
An der Stunden vollem Rocken
Aus der Nacht tiefschwarzen Locken
Mir des Schlummers weiche Decke,
Spinnen dichter sie und dichter,
Löschen die Gedankenlichter,
Daß mich keines wecke!





Erotische Volkslieder.

Frei aus dem Böhmischen übertragen

von

Lydia Belfort.

Das verlorene Herz.

„Vedle moře, po břehu.“

Sinnend schritt ich jüngst einher
Längs dem Meeresstrand —
Ach, da ging mein Herz verloren
In dem tiefen Sand.

Hab' die Fischer da gefragt:
Wo das Herz zur Frist?
Sagten, daß in Deinem Busen
Es gefangen ist.

Flehend komm' ich nun zu Dir:
Mägdlein, steh' mir bei!
Sieh, ich habe gar keine Herze,
Du hast ihrer zwei.

Weißt Du, was Du könntest thun?
Liebchen, folge mir:
Lasse Dir mein Herz zu eigen,
Gib' mir Dein's dafür.

Täubchen und Tauber.

„Poletuje Holubice.“

Täubchen schwingt sich mit dem Tauber
Auf zu einem Flug in's Land;
Unter'm Eichbaum reicht das Mädchen
Ihrem Schatz die weiße Hand.

Täubchen sieht den Tauber fallen
In den Bach, und untergeh'n —
So ertrinkt im Aug' des Mädchens
Wer zu tief hineingeseh'n.

Ach, der Tauber ließ sein Leben
Täubchen, Dir zuliebe gleich!
Jüngling, aus dem Aug' der Liebe
Führt ein Schritt in's Himmelreich.

Mädchen, gib mir eine Knospe!

„Dej mi divko, dej mi kwitko.“

„Mädchen, gib mir eine Knospe,
Gib die Knospe, hold erglüht!
Will sie wahren zur Erinn'rung,
Bis die Blume mir erblüht.“
Also fleht' ich zu der Schönen,
Heiß entbrannt in Liebesschmerz —
Sie verschmähte meine Liebe,
Sie verschmähte stolz mein Herz.

Liebchen, nimm von mir die Rose,
Laß sie sein des Busens Zier,
Wenn dereinst beglückt ein Andrer
Beim Altare kniet mit Dir.
Niemals welkt die Blätterhülle,
Welche mein Gefühl umschließt,
Mahnt an den, der in der Stille
Thränen oft um Dich vergießt.

Traurig sitzt im Hag das Mädchen,
Ringt die Hände tief gekränkt,
Während ihre Thränen fließen —
Ach, ich weiß, an wen sie denkt!
Mir versagte sie die Knospe;
Doch ein Andrer hat's gewagt,
Um den Kranz sie zu betrügen —
Und nun weinet sie, und klagt!

Dem Liebchen.

„Jahodince sve.“

Theures Lieb, so hold und fein,
Röschen, unschuldsvoll und rein,
Meines heißen Herzens Sehnsucht
Bist Du einzig und allein.

Berge Dich, o Seele mein,
In dem grünen Blätterhain,
Daß kein Auge Dich erblicke,
Vielgeliebtes Schätzchen mein!

Mein bist Du, mein wirst Du sein,
Du nur einzig und allein —
Mein bist Du, mein wirst Du sein,
Du nur einzig und allein!

Liebchens Antlitz.

„Jeji lice.“

Liebchens Antlitz seh' ich wieder,
Wenn erwacht vom Schlummer kaum,
Wenn der Nachtigallen Lieder
Feiern meiner Liebe Traum.

Liebchens Antlitz seh' ich wieder,
Wenn die Taube einsam girrt,
Wenn der Schwan zeigt sein Gefieder,
Sehnsucht mir das Herz umschwirrt.

Liebchens Antlitz seh' ich wieder,
Wenn der Abend Träume webt,
Wenn die Nacht sich senket nieder,
Um mein Haupt ein Engel schwebt.



Ein Jagdabenteuer im Maschonalande.

Von

Dr. Emil Holub.

Eine wahre Hünengestalt, der alte Pit Jakobs, der zweitbeste aus der Zahl südafrikanischer Löwen- und Elefantenjäger! Die eigenthümliche Berühmtheit, der beste Elefantenjäger zu sein, gebührt Jean van Viljoen, während O'Reilly der berühmteste Löwenjäger in diesem Theile des afrikanischen Continentes genannt werden muß. Bis auf eine fühlbare Abspannung, welche sich Pit Jakobs während eines längeren Rittes bemächtigt, und welche eben auf das im Folgenden zu erzählende Abenteuer zurückzuführen ist, fühlt sich der Jäger gar wohl und frisch; er versteht es nicht minder, wie in seinen Jugendjahren, die nur denkbarsten Mühsale, welche das Nimrodleben in den Betschuanaländern und dem Matabelelande mit sich bringt, so wacker und brav zu ertragen, um dem Raubgethier mit seiner Kugel so trefflich zu dienen, daß wir in dem Manne schwerlich einen Sechsziger vermuthen würden. Pit Jakobs gehörte wohl nie zu jenen Löwenjägern, welche des hochtrabenden Löwennimrodtitels halber den Löwen aufzusuchen pflegen; doch er nahm den Kampf mit dem Thiere sofort auf, sowie er mit ihm zufällig zusammentraf, oder sowie ihm von demselben in der oder jener Weise Schaden zugefügt wurde. Jedoch keines seiner zahlreichen Löwenabenteuer — 7 Tage, nachdem ich ihn verlassen, hatte er auf 15 Schritte hin einen Löwen stumm gemacht — brachte ihn mit einem Löwen in eine so nahe Berührung, als wie die im Folgenden zu erzählende Episode.

Es mußte wohl ein harter Kampf gewesen sein, denn zahlreiche tiefe Arm- und Fußnarben weisen deutlich auf ein blutiges Rencontre hin.

In Gemeinschaft zweier seiner Verwandten, darunter seines Neffen David Jakobs, nebstbei von seiner Gemalin begleitet, jagte Pit Jakobs im Maschonalande unweit der Matabelegrenze. Die Jäger hatten ihr Lager in einem Dickicht etwa 4 englische Meilen vom Unquessaflusse in unmittelbarer Nähe des eisenhaltigen Tabaemzimtiberges aufgeschlagen.

Ein wolkenloser Nachthimmel ließ auch einen klaren Tag erhoffen. Lange noch vor Tagesanbruch rüstete man sich in der einsamen Jagdstätte zur mehrtägigen Jagd, an der Pit Jakobs'es Anverwandte und alle bis auf zwei der dunklen Diener theilnehmen sollten. Eine Stunde später zogen sie auch hinaus gegen Süden, nach jener Richtung hin, wo der krokodilreiche Limpopo seine trübe Fluth dem indischen Ocean entgegenwälzt. Dichte Gebüsche und ausgedehnte Niederwälder, durch die Tsetsefliege berüchtigt, bieten da dem Hochwilde Afrika's, vor Allem dem Büffel und Nashorn noch hinreichenden Schutz und dem Elefanten auch eine ziemliche Sicherheit. Die Boers hatten es auf den zuletzt genannten Riesen abgesehen; auch ihnen gegenüber ließ der Matabelekönig sein gutes Herz walten und gestattete auf fremdem Gebiete, das er eben mit seinen räuberischen Horden verwüstet hatte — zu jagen!

Die ausziehenden Jäger sind nicht die Heroen unserer Erzählung, und so scheiden wir auch von ihnen und wenden uns wiederum der Lagerstätte zu, denn Pit Jakobs, der zurückgebliebene Führer, ist eben der Mann, dessen Erlebnisse wir hören wollen.

Im Lager entwickelt sich bald das gewöhnliche Leben der jagenden Boers; wohlbewaffnet sucht der eine der beiden Schwarzen mit den zwei Ochsengespannen (28 Thiere) die nächsten lichteren Waldpartien auf, während der zweite Diener die gefesselten Pferde einer nahen, zwischen dem Lager und dem obgenannten Berge gelegenen Sumpfwiese zutreibt, um sie den Tag über vom Lager aus wohl im Auge zu behalten. Der Mynheer selbst aber reinigt seine Gewehre, bessert seine Schuhe aus und schafft frische Dornäste zur Stelle, um mit denselben die schadhaft gewordene Umfriedung des Lagers zu erneuern und widerstandsfähiger zu schaffen. Diesen Beschäftigungen nachgehend, hatte sich der Jäger den Tag bis gegen Abend hin zunutze gemacht.

Die Sonne war nahe daran, von dem Gebiete der Maschona zu scheiden. Die Schwüle des Tages war dem Abend nicht gewichen und schien sich dem Menschen durch eine ringsum herrschende, nur durch den Pfiff des langschwänzigen Würgers unterbrochene Stille nur noch fühlbarer zu machen.

Auch Pit Jakobs unterlag ihrem Einflusse und hatte sich in das unter dem Wagen üppig wuchernde Gras hingeworfen!

Die beiden Frauen waren mit der Zubereitung des Nachtimbisses beschäftigt, wobei ihnen der an dem Wagen zurückgebliebene Diener, soweit es ihm sein Zustand erlaubte, an die Hand ging. Derselbe hatte sich auf einer der letzten Jagden eine Verwundung zugezogen und so hielt man ihn am Wagen, von wo aus er seine Aufmerksamkeit nur den Pferden zu widmen hatte.

Das Maschonaland gehört unzweifelhaft zu den fruchtbarsten, doch auch zu den wildreichsten Ländern Südafrika's. Doch wo in Südafrika viel Wild zu finden ist und sich nur wenige, oder, wie im Maschonalande, gar keine Weißen angesiedelt haben, da finden sich auch zahlreiche Raubthiere darunter vor allem Löwen in reichlichem Maße vor. Deßhalb finden wir es auch ganz natürlich, daß sich der Matabelehirte, dem das Pferdehüten anvertraut war, mit den zur Obsorge anvertrauten Thieren möglichst in der Nähe des Lagerplatzes zu halten suchte. Auch der Ochsenhirte hatte an diesem Abend seine Zugthiere früher wie sonst heimgetrieben, da sie sich unruhig zeigten und der Mann, die Nähe eines Raubthieres vermuthend, die Thiere wo möglich außer Gefahr schaffen wollte.

Pit Jakobs war eingeschlummert und so dachte der am Feuerherd beschäftigte Schwarze zeitweilig ein um so wachsameres Auge den Pferden angedeihen lassen zu müssen. Hiebei jedoch bemerkte er plötzlich, daß sich ein Thier aus dem Walde her, an das Wasser heranzuschleichen suchte. Wird wohl ein Blackvark sein, dachte der Mann und machte demzufolge seinen Herrn sofort darauf aufmerksam, um solch' eine gute Gelegenheit, sich mit frischem Wildfleisch zu versorgen, nicht vorübergehen zu lassen.

„Herr, sieh' da, ein Blackvark!“ Pit Jakobs stand auf und indem er seine Hand vor die Augen hielt, um besser hinblicken zu können, gab er seinem aufmerksamen Diener zur Antwort: „Da irrst Du Dich, Stephan! Das ist kein Blackvark, sondern ein Löwe, der die Pferde beschleicht!“

Und Pit der Jäger greift sofort nach seinem Gewehre, wendet sich dem Raubthiere zu und wenige Augenblicke später steht er auch schon zwischen ihm und den Pferden. In dem Momente als Pit Jakobs das Gewehr anschlägt und dem Löwen eine Kugel entgegensendet, erhebt sich der Löwe — und so verfehlte die Kugel ihr Ziel!

Der Löwe aber, dem der Schuß wohl nicht recht behagen mochte, trabte raschen Schrittes dem nahen Tabaemzimtiberge zu. Der Jäger gab darauf die Verfolgung auf und begab sich zurück zum Wagen.

Allein der Gedanke, daß ein Löwe, wenn auf der Verfolgung eines Einhufers verscheucht, dieselbe in der folgenden Nacht wieder aufzunehmen pflege, ließ ihn nicht ruhig sein. „Wäre wohl das Klügste,“ sprach er vor sich hin, „noch einmal dem Raubthiere an den Leib zu rücken, um es lieber

ein für allemal unschädlich zu machen!“ Er rief darob dem Ochsenhirten zu und schritt bald darauf in seiner Begleitung und wohl bewaffnet der nahen Höhe zu.

Der Schuß hatte die unter dem Wagen kauernden Hunde aufgeschreckt; hervorstürzend nahmen sie auch sofort den sich zurückziehenden Löwen gewahr und machten sich laut bellend an dessen Verfolgung. Ihr Gebell machte auch den Jäger auf die Spur aufmerksam, so daß er bald, raschen Schrittes die felsige Höhe emporschreitend, des Raubthieres ansichtig wurde. Es ist stets für den Jäger von größter Wichtigkeit, den Löwen, bevor noch dieser ihn erblickte, selbst zu schauen. Dies gibt demselben nicht allein — wenn auch nur auf einige Secunden hin — Gelegenheit, seinem Opfer mit einiger Ruhe und Ueberlegung eine tödtliche Kugel zuzusenden, sondern es macht ihm einen festen Arm, erweckt jedenfalls einen mehr festen Schuß, als wenn der Jäger zuerst von dem Thiere erspäht, beschlichen und angegriffen wird, oder wenn beide Gegner einander im selben Momente erschauen. Unserem Helden gelang dies erstere nicht! Er und der Löwe erblickten sich zu gleicher Zeit. Der letztere lag auf einer Felsenplatte, rechts und links von je einem Hunde umbellt.

Mit einfacher Muskete (Vorderlader) bewaffnet, nahm sich Pit Jakobs vor — seiner gewohnten Weise gemäß — aus möglichst kleinster Entfernung zu feuern. Er war bereits auf etwa 30 Schritte herangekommen, als sich der Löwe erhob, und, nachdem er durch Tatzenhiebe die Hunde zurückgeschreckt hatte, unmittelbar auf den Jäger zugetrollt kam. Jakobs schlägt sofort an und feuert. Und im selben Momente, einmal durch ihres Herrn Ruf wie durch den Schuß angelockt, dringen die Hunde abermals auf den Löwen ein. Ob der Schuß traf oder nicht, — Jakobs weiß es nicht zu sagen, doch merkte er keine Wunde an seinem Gegner, der nun im vollen Trott gegen ihn herangelaufen kam. Der Jäger holt zum Schlage mit dem Kolben aus (sein Gewehr von neuem zu laden war ihm nicht mehr möglich), doch ändert er ebenso plötzlich seinen Entschluß und streckt die Waffe wie einen Prügel vor sich hin. Selbst in diesem Momente blieb der Holländer — dem, ihm eigenen Charakterzuge getreu — kalten Blutes!

„Nimm doch das Rohr und laß mich gehen!“ waren seine Worte, als das Thier mit der Schnauze die Waffe berührte. Der Löwe, leider im Holländischen wohl nicht geschult, nahm das Ansuchen etwas mürrisch auf. Mit einem einzigen Tatzenhiebe flog das Gewehr aus des Jägers Hand, und ehe noch dieser seinen Arm zurückziehen konnte war die rechte Hohlhand von dem Löwen durchbissen. — Ebenso rasch läßt das Raubthier von der Hand, um den linken Arm zu fassen und zu zerfleischen. Hierauf sprang der Löwe auf und grub die Krallen seiner Tatze in des Jägers linke Schulter ein und riß ihn zu Boden. Kaum niedergeworfen, wird der Mann von

nenem und zwar an seinem rechten Schenkel von dem Raubthier angegriffen. Fünfmal grub das Thier sein riesig' Gebiß in das Muskelfleisch des armen Opfers ein, während seine Vordertatzen dessen Arm zerfetzten. — Auf einige Augenblicke hielt dann der Löwe inne und stierte mit seinen unheimlichen Katzenaugen den Jäger an. Dieser jedoch läßt laut rufend nicht ab, die Hunde zu neuen Angriffen an das Raubthier anzufeuern. Mag es das Rufen oder eine Kopfbewegung des Mannes verschuldet haben, der Löwe schnappt plötzlich nach dem Kopfe des Jägers. Doch eben so rasch streckt ihm dieser seinen rechten Arm entgegen, an dem nun das reißende Thier seinen Zorn kühlt. Das quellende Blut ihres Herrn mochte mehr als seine Rufe die Hunde angespornt haben, ihre eigene Haut für seine Sicherheit zu opfern. Denn plötzlich und nachdem sie sich bereits heiser gebellt, werfen sie sich auf den Löwen und fassen denselben an der Halsmähne. Der Löwe läßt von seinem Opfer ab, springt mit furchtbarem Gebrüll auf, an jeder Seite hängt ihm ein Hund, fest in die zottige Haut eingebissen. Doch gleich wie sich ein solcher, mit einer Muskelbewegung, zwei lästige Fliegen abschütteln würde, wirft auch der Löwe seine beiden Angreifer und das mit einer solchen Heftigkeit zu Boden, daß der eine weit rechts in die Büsche flog, der zweite laut heulend in's Gras kollerte. Trotzdem war dies der Entscheidungsmoment. Die Hunde hatten ihrem Herrn das Leben gerettet! Kaum abgeschüttelt, erneuerten die Hunde ihren Angriff und brüllend verläßt der Löwe die Stelle und eilt den nächsten Büschen zu.

Nun erst läßt sich der treue Knappe blicken, unbewaffnet hatte er sich gleich beim Erblicken des Raubthieres in die Aeste eines Bäumchens emporgeschwungen, um hier ängstlich den Ausgang des Kampfes abzuwarten. Er eilte nun herbei, um Pit Jakobs beim Herabsteigen von der Höhe zu stützen, denn der Jäger fühlte sich durch den erlittenen Blutverlust äußerst erschöpft. Von den Armen rieselte ihm das Blut herab und durch die zerrissenen Kleidungsstücke waren ganze Fleischfetzen sichtbar. Als er sich dem Lager näherte, wurde seiner zuerst die Nichte gewahr, und sofort Jakobs Frau heranrufend, eilte sie ihm händeringend und laut schluchzend entgegen.

„Warum des Geschreies, Tochter? — Sei doch nicht ängstlich! Der Löwe hat mich wohl gebissen; bringe rasch eine Scheere herbei und schneide mir diese Fleisch- und Hautfetzen los!" Und wenige Augenblicke später handhabte der Mann das verlangte Instrument und was er selbst loszutrennen nicht vermochte, that eben die Nichte; darob die tiefen Narben, die uns der Jäger vorweist. So gefährlich sich auch dieses Abenteuer für Pit Jakobs gestaltete, so hielt es doch den Jäger nicht ab, auch fernerhin den Löwen mit der gleichen gewohnten Kühnheit zu jagen.



Aus vergilbten Blättern.

Von

W. Constant.

Ja! bin mit zwei Augen, zwei Ohren,
Zwei Füßen, zwei Händen geboren;
Und für so viel Freude und Schmerz
Ach! nur ein — einziges Herz!

*

Natur ist eine Schrift Hieroglyphen,
Nicht unverständlich, doch verständlich nur
Den Weisen, die darin sich ganz vertiefen
Und unaufhörlich folgen ihrer Spur;
Doch was zuletzt sie aus den Zeichen lesen,
Ist eine Ahnung nur von ihrem Wesen.

*

Viel tief'ren Riß
Durch ird'sche Bande
Als selbst der Tod
Macht oft die Schande.

*

Lebend'ger Kalk, künstliche Wärme
Befördern wohl der Pflanze Zucht,
Sie bringt in wen'gen Tagen Blätter,
Und Blüten, Keime und gar Frucht.

Durch Kunst hast schnelle Du gewonnen
Was sonst nur langsam sich erwirbt;
Nur sachte reifts im Strahl der Sonnen
In Kunstgluth schneller, doch — es stirbt.

*

Es ist die Welt ein Schauspielhaus,
Die Stücke nur sind stets die alten;
Kaum ist das eine Schauspiel aus,
Beginnt's von Neu'm mit neu'n Gestalten.

*

Es will der Menschengeist vom Laster
Der Unersättlichkeit nicht lassen;
Unendliches dann schon erfaßt er
Und will noch immer mehr erfassen.

*

Wenn Dich das Schicksal schlägt
Seufz' nicht gleich auf in Klagen:
Glaub' mir, daß man's erträgt,
Ist's noch so schwer zu tragen.

Und wenn auch tödtlich scheint
Die uns geschlagene Wunde,
Man geht daran, mein Freund,
Noch lange nicht zu Grunde.

Der Glocke leichter Riß
Verstimmt die reinen Töne,
Ist groß der Sprung, tönt süß
Sie fort in alter Schöne.

*

Der Weise und Weiseste hat seine Feinde,
Der Dümmste erzieht sich eine gläubige Gemeinde.

*

Macht Einer recht viel Wind, der macht, ich glaube,
Sich in Gefahr der Erste — aus dem Staube.

*

Du hast ein Recht zu tödten Dich, meinst Du,
Schimpflich ist jede Flucht, ruf ich Dir zu.

*

In trüber Stunde ein tröstend Wort,
Ist was im Sturm dem Schiff ein Port.

*

Wenn Fantasie
Tolle Sprünge macht,
Geht die Vernunft
Hübsch sacht, sacht, sacht.

*

Einer wirft den Stein
In den Brunnen hinein,
Und Zehn bringen nicht
Ihn wieder an's Tageslicht.

*

Speusippus litt an unheilbarer Wunde,
Die er an einem seiner Füße trug;
Und als er einst in martervoller Stunde
Diogones den Weisen frug
Und bat, ihm einen Rath zu geben,
Rieth dieser ihm: nimm Dir das Leben. —
Da meint Speusipp: daß ich's Dir nicht verhehle,
Auf diesen Rath leist' ich Verzicht,
Denn, Freund, mit uns'ren Füßen nicht,
Wir leben nur mit uns'rer Seele.

*

Wahrheit und Tugend brauchen keinen Schmuck,
Es ist sich jede Edelstein genug.

*

Es knüpft die Geister Sympathie —
Doch Gegensatz auch bindet sie.

*

Wenn noch so sicher die Sterne blinken:
Zwei Steuermänner bringen das Schiff zum Sinken.

*

Entbehren wollen mindert den Verdruß,
Wenn wirklich einmal man entbehren muß.

*

Des Kindes erste Thränen sind
Die stummen Bitten seiner Seele,
Doch achtet man zu sehr darauf
Dann werden sie gar leicht — Befehle.

*

Nur darin eben kreuzt sich unser Wollen:
Daß wir das thun, was just wir lassen sollen.

*

Die Kunst zu schreiben
Ist leicht zu treiben;
Doch — auszustreichen
Ist eine Kunst ohne Gleichen.

*

Die Freude — verzerrt,
Das Glück — verklärt.

*

Es hat der Wunsch das schärfste Ohr,
Er läßt durch kein Geräusch sich stören;
Und sprichst Du noch so leis zu ihm,
Er wird auf Meilen noch Dich hören.



Gedichte

von

Jella Bednik.

1.

Wie sich die Schatten breiten
Wird mir die Seele weich,
Mich dünkt ich war vor Zeiten
An Lieb' und Freunden reich.

Kein flüchtiges Gedenken
Blieb mir bewahrt bis jetzt,
Ich wüßt nicht, daß mit Kränken
Ich Einen je verletzt.

Daß ich die holde Treue,
Die wir gelobten, brach,
Daß mich das Fremd' und Neue
Mit Flitterglanz bestach.

Noch daß mein Mitleid fehlte,
Wo Einer irrt' und litt;
Was sie bedrückt' und quälte,
Trug ich's nicht herzlich mit?

Ich mein' ich hör' sie lachen,
Sie sind wohl All' im Glück?
Kein hergelenkter Nachen
Führt sie zu mir zurück.

Es dehnt mit öden Borden
Vor mir das Weltmeer sich,
Ich bin so arm geworden,
Es ist so still um mich.

2.

Was dem Sommerhimmel sein klares Blau,
Der Mondnacht ihr lautloses Schweigen,
Was der dürstenden Blume der nächtige Thau,
Das ist, die so selten ihm eigen,
Das ist dem Herzen die Ruhe.

Wohl zeigt im Gewitter der Gott sich an,
Hold lebt sich's in fröhlichen Nächten,
Was mehr als Erregung ihm frommen kann,
Als Kampf mit verborgenen Mächten,
Das ist dem Herzen die Ruhe.

Dem brennenden Auge tröstlich und mild
Die Wohlthat rinnender Zähren,
Der schützende Schnee auf dem Wintergefild,
Der Sonnschein gefallenen Aehren,
Das ist dem Herzen die Ruhe.

Es rastet das Feld nach geschehener Mahd,
Die nährenden Kräfte zu sparen,
Die Brachzeit für künftige Schmerzenssaat,
Die Stille vor Sturm und Gefahren,
Das ist dem Herzen die Ruhe.

Sie kommen, sie kommen, die Zeiten der Noth,
Schon lauert der heimliche Kummer,
Von jedem weckenden Worte bedroht,
Ein stärkender heiliger Schlummer,
Das ist dem Herzen die Ruhe.





Die Brüder von Marathon.

Dramatisches Fragment

von

Franz Keim.

(Der Schauplatz ist eine freie Terrasse vor des verbannten Themistokles Hause zu Magnesia in Kleinasien. Rechts ein Altar des Poseidon, links die Pforte des Hauses. Der Hintergrund bietet einen prächtigen Ausblick auf die Zinnen der Stadt und den Spiegel des Flusses Mäander, auf dem die persische Flotte vor Anker liegt, bereit, unter des Themistokles Führung gegen Griechenland feindlich auszulaufen. Gedämpfter, kriegerischer Zuruf und Lärm aus der Tiefe. — Im Vordergrunde, aus dem Hause tretend, Themistokles, gefolgt von Menas, der ihn rüstet.)

Themistokles.

So muß es sein, auch wenn's mir widerstrebt?
Du bist ein Narr! Was soll der bunte Gürtel?

Menas.

Ich dachte, Herr, Du willst Dein persisch Kleid —

Themistokles.

Sag lieber: meine persische Schande, Menas!
Fort mit dem Ding! — Heut will ich Grieche sein.
Gib' mir das Schwert von Marathon, das theure.
Ob auch verbannt, noch bin ich kein Barbar,
Als Grieche will ich Griechenland bekämpfen.

Menas.

Mein edler Herr!

Themistokles.

Ich weiß, was Du verschweigst,
Und was Du denkst, das kann auch ich empfinden.
Horch auf! wie's jauchzt. Es schwillt der Segel Brust,
Das Ruder peitscht den schäumenden Mäander,
Der Perser glüht nach heißem Rachekampf,
Und ich bin unser's Todfeinds tückischer Führer.
Themistokles bekämpft sein Vaterland. —
Gib' mir den Helm! —

(Menas reicht ihm den Helm.)

Ich trug Dich bei Plataia!
Da traf uns eines Meders plumpes Beil,
Du, treues Erz, bewahrtest mir das Leben.
O, wärst Du doch geborsten von dem Schlag!
Dann wär' ich als ein reiner Mann gefallen,
Rein wär dies Erz und rein wär' dieses Herz,
Themistokles wär' nicht ein Landsverräther!

(Setzt den Helm auf's Haupt.)

Menas.

Du thust Dir Unrecht, Unrecht, großer Herr,
Dein Vaterland hat schwer an Dir gefrevelt.
Was war Athen, eh' Du das Meer ihm gabst?
Kaum eine Hand voll Erde war sein Eigen.

Themistokles.

Nun zieh' ich aus und raub' Athen das Meer.

Menas.

Du züchtigst nur das Land, das Dich verstoßen.
Hat Griechenland vergessen, was Du thatst?
Wer hat den Sieg von Salamis erfochten?
Du zwangst Poseidons Flut in Deinen Dienst,
Ein neu Athen erschufst Du auf den Wassern.
Die festen Mauern stürzten vor dem Feind,
Dein schwimmend Reich ging sieghaft aus den Stürmen.
O, edler Herr, beschimpf' Dich selbst nicht so!
Athen hat Dich verbannt, weil's Dich verkannte.
Vernicht' es nun und zeig ihm, wer Du bist!

Themistokles.

Der Sohn Athens im Dienste der Barbaren!
O ew'ge Götter, schleudert euern Blitz!
Ich bin nicht werth, in edler Schlacht zu sterben.
Leb' ich denn noch? Nein! ich bin längst schon todt. —

Menas.

Durch Persiens Großmuth bist Du neu geboren.
Stolz stehst Du auf, ein Stern der künftigen Zeit,
Athen, das Dich verschmäht hat, wird erzittern.
(Geschrei auf den Schiffen.)
Hörst Du ihr Schrei'n? Die Flotte liegt bereit,
Und Asien ruft nach seinem großen Feldherrn.

Themistokles.

Barbar'sche Hunde, lernt von mir Geduld!
Ich will Poseidon erst mein Opfer bringen.
Wo bleibt der König?

Menas.

Artaxerxes harrt
Des Augenblicks, wo Du das Opfer spendest.

Themistokles.

So soll's gescheh'n. Wohlan! ich bin bereit.

Menas.

Noch Eins! Es steht ein Fremdling in der Halle.
Laß ich ihn vor? Er trägt ein griechisch Kleid. —

Themistokles.

Ein griechisch Kleid? Dann ist er mir willkommen.

Menas.

Doch — kann's nicht ein gedung'ner Mörder sein?

Themistokles.

Ich will ihn sehn. — Wir schulden Zeus ein Leben. —
Ein griechisch Kleid! Geh, Menas, laß ihn vor.
(Menas hebt den Teppich der Seitenpforte zur Linken und winkt hinaus.
Ein Bote tritt ein.)
Was er auch will, er spricht der Heimat Sprache.

Bote (tritt vor, sich neigend.)

Ich grüße Dich vom heiligen Athen.

Themistokles.

Wenn Du ein Landsmann bist, so sei willkommen!
Was will von mir Athen, das mich verflucht?
Du weißt, ich bin des Artaxerxes Feldherr,
Die Zeit ist rauh, sie macht den Freund zum Feind;
Doch wenn Athen mich grüßt, so will ich horchen.
Was führt Dich her? Wie ist Dein Name, Freund?

Bote.

Mein Name, Herr? Ich habe keinen Namen.
Ein Sterbender hat mich zu Dir gesandt. —

Themistokles.

Ein Sterbender?

Bote.

Ein längst von Dir Vergess'ner.
(Wirft zaudernd einen mißtrauischen Blick auf Menas.)

Themistokles.

Sprich ohne Scheu. Der ist mein zweites Selbst.
Wer sendet Dich? Wen hätt ich so vergessen?

Bote (seinen Mantel berührend).

Themistokles, erkennst Du dieses Kleid?
O, dieser Mantel war sein ganzer Reichthum!
Er trug ihn einst in seiner schönsten Zeit,
Er hat ihn auch bei Marathon getragen,
Er ging in's Elend, ward verbannt und starb. —
Themistokles, er ist so arm gestorben!
Doch: er blieb immer rein und blieb gerecht.
Themistokles! erkennst Du, wer mich sendet?

Themistokles (tief bewegt).

O, Aristides! Edler! Bist Du todt?
(Des Boten Schulter berührend.)
Du lügst nicht, denn Du weinst bei Deinen Worten,
Er ist Dir heilig, Du bist kein Barbar.
Auch ich bin keiner.

Bote (tritt zurück).

Günstling Artaxerxes,
Einst aller Griechen Stolz und nun ihr Fluch,
Kannst Du des theuern Vaterlands vergessen?
Willst Du verderben, was Dir heilig ist?
O, thu es nicht! thu's nicht, bei allen Göttern!
Wenn Du ein Grieche bist, so thu es nicht!

Themistokles.

Wie starb mein Freund?

Bote.

Er starb mit reinem Herzen.
Das letzte Wort von seinem treuen Mund
Bring' ich zu Dir. — Du warst sein Waffenbruder,
Von Kindheit an sein liebster Spielgenoß,
Bis Dich unsel'ger Ehrgeiz von ihm trennte,
Bis Du ihn haßtest, er Dich stumm vermied.
Doch er vergab Dir in der letzten Stunde,
Sprach zu den Göttern ein Gebet für Dich.
Durch Meer und Land hab' ich sein Wort getragen,
Durch Frost und Glut, durch Wald und Wüstenei.
Nun steh' ich hier und beuge mich zur Erde,
(Läßt sich nieder.)
Umklammre Deinen Fuß wie den Altar
Und fleh' Dich an mit Aristides Worten:
Verläugne nicht, daß Du ein Grieche bist! —
Hast Du des Schwurs von Marathon vergessen,
Den Du mit Aristides einst gethan?
Kein Grieche soll ein Knecht der Perser werden,
Die ew'ge Freiheit — oder Grab und Tod!
(Steht auf.)
Und nun — was thust Du? Günstling Artaxerxes, —
Einst Deines Volkes Stolz und nun sein Fluch —
Du hüllst Dich in den Purpur der Barbaren,
Bist Herr von Sclaven, führst denselben Feind,
Den vormals unsrer Götter Zorn geschlagen,
Den Göttern trotzend, wider uns zum Streit. —
Sag' nicht, Du bist beleidigt! Aristides
War auch verkannt, war heimatlos wie Du.
Er aber wurde niemals zum Verräther,
Und auch im Elend war er treu wie Gold.
Sag' nicht, Du bist verläumdet —

Themistokles.

Bei den Göttern!
Verläumdet, wie kein Zweiter in der Welt.
Belohnt mit Undank, heimatlos und flüchtig,
Verkannt von euch, für die ich alles that,
Mit Schimpf und Noth mein armes Leben rettend,
So warf die Meerflut mich an diesen Strand.
Da faßt' ich denn, als wie den Zweig der Klippe,
Den Purpursaum von Artaxerxes Kleid.
Er durfte nur in's Meer mich wieder stoßen,
— Denn ich war seines Vaters größter Feind —
Doch that er's nicht, nein! er hat mich gerettet,
Dem Ganzverlornen bot er seine Hand.
Er gab mir Alles: Freiheit, Ehre, Hoffnung, —
Ihr habt's gewollt, daß ich ein Perser bin.

Bote.

So bleib' ein Perser! Aristides Schatten,
Wenn er Dich hört, verflucht Dich noch im Grab.
Verhüllt euch, heil'ge Götter! Denn die Treue
Ist todt, wenn so der größte Grieche spricht.
Besteig' Dein Schiff! Ruf' Asiens wilde Horden
Zum Rachekampf! Entweih' Poseidons Flut!
Sei Persiens Günstling, Griechenlands Verräther,
Dein eidvergess'nes Herz betäubst Du nicht.

Themistokles.

Mensch, hör' mich an!

Bote.

Genug, ich bin zu Ende.
Hat Aristides sich in Dir getäuscht,
Dann sollst Du auch sein hilfreich Gift nicht trinken,
Das er mir gab, in diesen Ring gefaßt.
(Drückt seinen Ring an den Mund.)
Ich wollte Dich befrei'n aus Persiens Ketten,
Jetzt aber sag' ich: leb' in Deiner Schmach!
(Er taumelt.)
O, Aristides! ich hab' Wort gehalten. —
Die ew'ge Freiheit — oder — Tod — und — Grab!
(Er stürzt, von Menas aufgefangen, zu den Stufen des Altars nieder.)

Themistokles.

Er ist von Sinnen — rette! hilf ihm, Menas!
Soll dieser Bettler größer sein als ich?

Menas.

Der Mann ist todt. Kein Athem, keine Regung.

Themistokles.

Du namenloser Gast, schlaf' wohl, schlaf' wohl!
Hat Aristides mich besiegt im Leben,
Ich schwöre Dir, im Tode soll er's nicht.
Wo bleibt der König? Ruf' die Opferknaben!
(Fanfaren. Sclaven mit Mischkrug und Bechern, Krieger und Flotte, zuletzt König Artaxerxes aus dem Hause.)

Menas.

Der Großherr naht.

Themistokles.

So schreiten wir an's Werk.

Artaxerxes.

Nun, Grieche, warum zögerst Du noch immer?
Gibt's einen neuen Vorwand? neue List?
Frag Deinen Gott, dann laß die Anker lichten.
(Den Todten erblickend.)
Doch was ist das? Befleckt ist der Altar.

Themistokles.

Nicht der Altar, doch ich bin ein Beflecker,
Ein ganz Verfluchter, der den Ort entweiht.
(Zum Altar gewendet.)
O höre mich, gewaltiger Erderschüttrer,
Der einst mein Glück mit mächt'gen Armen trug,
Der Persiens Stolz mit seiner Brandung peitschte,
Und Persiens Macht in eitle Trümmer schlug.
(Zu den Anwesenden.)
Barbaren horcht und schüttelt eure Häupter:
Themistokles will kein Verräther sein.
Zieht aus auf's Meer! Doch ich kann Euch nicht folgen. —

Artaxerxes.

Verräther, Du! Ergreift ihn, macht ihn stumm!
(Bewaffnete treten vor.)

Themistokles (das Schwert ziehend).

Wer mich berührt, der folgt mir zu den Schatten.
Nun, Aristides, ist Dein Geist versöhnt.
Ich bin ein Grieche, will als Grieche sterben —
(Stößt sich das Schwert in die Brust.)
So ist der Schwur von Marathon vollbracht!
(Er sinkt an den Stufen des Altars nieder.)





Gedichte

von

Ludw. Aug. Frankl.

Klosterlegende.

In der Kirche, vor dem Bilde
Der jungfräulichen Madonne,
Thränen auf den blassen Wangen,
Kniet des Klosters jüngste Nonne:

„Heilge Jungfrau hör' mein Flehen,
Aller Gnaden heilge Quelle,
Noch von Weltlust nicht genesen,
Floh ich frevelnd aus der Zelle.

Tiefer Reue voll und Sehnsucht
Tragen mich zurück die Füße;
Schütze mich vor Noth und Kerker,
Wunderbare, Heilandsüße!"

Hora läutet's jetzt im Kloster,
Sie gesellt sich scheu den Schwestern
Und die grüßen sie: „Gesungen
Hast Du nie so schön wie gestern!"

Zu ihr redet die Aebtissin:
„Seltsam hast Du gleich gesehen
Der Madonna in der Kirche,
Wunder scheinen zu geschehen!"

Und die Nonne hört's betroffen,
Seltsam klingen ihr die Worte.
Niemand sah sie gehn und kommen
Durch die strenge Klosterpforte.

Und sie schreitet zu der Kirche,
Thränen weint die junge Nonne,
Sendet, dankdurchglüht, Gebete
Zu der rettenden Madonne.

Und wie Flug von Taubenflügeln
Säuselt es zu ihren Häupten,
Senkt sich wunderbare Ruhe
In das Herz der Schmerzbetäubten.

Zaghaft doch in ihre Zelle
Schreitet sie in bangen Sorgen;
Siehe, duften Blumen drinnen,
Erst gepflückt an diesem Morgen.

Unverblättert auf dem Betstul
Das Brevier liegt aufgeschlagen,
Drin Maria's Bild als Zeichen,
Wie sie es verließ seit Tagen.

An Hedwig und Rosa.

(An meinem Geburtstage 1883.)

Ein schönes Wunder hat sich zugetragen:
Ich sah noch nie, daß Blumen Blumen tragen,
Ihr brachtet roth' und weiße Rosen mir.
Was Ihr von Jugend, sie vom Lenz mir sagen,
Ach, Lenz und Jugend, lang schon schieden wir!

Ein Ebben ist's, die Fluth bald abgeronnen,
Lang sind verglüht des Lebens Purpursonnen,
Verweht der Sehnsucht weißer Rosenschein!
Das Leben, hat es denn nicht erst begonnen?
Und hält mich schon des Alters Fesselpein.

Geschmiedet fest an seinen Felsenhängen,
Hackt Sorge mir in's Herz mit Geierfängen.
Wie jenem Dulder auf dem Kaukasus
Die Nereiden nahten mit Gesängen,
Zu trösten ihn mit theilnahmvollem Gruß:

So kamt auch Ihr mit zauberschönen Mienen,
Glanzvollen Augen, Zukunfttrost in ihnen,
Mit Worten, die mir glockenhell getönt,
Da fühlt' ich sanft, so lang Ihr bliebt erschienen,
Des Alter's Trauer fliehn und mich versöhnt.

Volkslieder aus Italien.

Verschwiegene Liebe.

Ich lernt' durch Dich der Liebe Qualen kennen,
Gott Amor schlich sich mir ins Herz hinein.
Sein Feuer fühl' ich still im Busen brennen,
Drei schwere Schlüssel schließen fest es ein,
Nie sollst Du lernen mein Geheimniß kennen,
Die Schlüssel warf ich tief in's Meer hinein,
Erst sterbend will ich es dem Beicht'ger nennen.

Glut und Schnee.

Du Eis und Schne, ich ganz voll Glut und Flammen,
Wir Beide leben zwischen Glut und Schnee.
Hätt' ich Dein Eis, Du meine Glut und Flammen,
Gemäßigt wären Beider Glut und Schnee.
Doch läßt Du ferner mich in Glut und Flammen
Und bleibst noch ferner Du voll Eis und Schnee,
So sterb' ich ganz verzehrt von Glut und Flammen,
Doch stirbst auch Du, erstarrt in Eis und Schnee.

Wunderthätigkeit.

O Liebster, liebst Du mich, so mach' ein Ende.
Wo nicht, so grabe mich nur ein.
Zur Ruhstatt einen Marmorsarg mir spende,
Mit goldnen Schlüsseln schließ mich ein.
Eröffnest Du ihn dann am Jahresende,
Wirkt Liebeswunder mein Gebein.

Aetna und Hölle.

Durch Wassersmacht gewaltig, ungeheuer
Schlägt aus dem Riesenberg die Glut empor,
Hingegen mir, der immer auch voll Feuer,
Drängt's aus den Augen Wasserquellen vor.
Laut brüllt im Grimm das Riesenungeheuer,
Mein Leid verstummt am stillen Herzensthor.
Man fabelt, daß in Ihm der Hölle Feuer,
Doch das in mir, kommt höllischer mir vor!





Gedichte

von

Francis Brömel.

Die jungen Jahre.

1.

Müde die Leuchte blinkt,
Zitternd im Athemhauch!
So wie sie steigt und sinkt
Still meine Seele auch!

Einst solche Dämmerung war's,
Just solche stille Stund'!
Scheitel voll Lockenhaars,
Aug' an Aug', Mund an Mund!

Falt' ich die Hände nur
Heut' um mein einsam Haupt,
Ueber die Thränenspur,
Grau im Bart, sturmentlaubt;

Rührt mich's wie Geisterhand,
Schimmert ein süß Gesicht,
Stimme aus fernem Land
Tröstend im Dunkel spricht.

Weißt Du noch? Weißt Du noch?
Trauliche Fragelust!
Silbenarm! Weißt Du noch?
Liebst Du mich? Frohbewußt?

Alles verrauscht, verweht!
Leise durch Herz und Sinn
Fließen im Nachtgebet
Trümmer des Glücks dahin!

Du und ich! Ich und Du! —
Uns kehrt die Jugend nie!
Gehe Du fern zu Ruh!
Lächelnd zu Ruh', Marie!

2.

Du gingst zu Ruh', so sagten sie mir,
Schläfst schon seit letztem Lenze.
Begraben Deine süße Zier,
Zerbröckelt schon die Kränze!

Ich kam, noch einmal mit Dir allein
In die jungen Jahre zu blicken,
Und stehe nun vor grauem Stein,
Die Thräne zu zerdrücken!

Die jungen Jahre, voll Wonn' und Weh',
Sind nimmer am Stein zu lesen!
So selig macht kein Himmel je,
Wie damals wir gewesen!

Schottisches Lied.

(Nach Robert Burns.)

John Anderson, mein Joh' John!
Als wir uns erst gekannt,
Da war Dein Haar wie Raben schwarz,
Dein Antlitz sonngebrannt.
Nun bist Du worden kahl, John
Der Schnee blieb liegen so!
All' Segen auf Dein Winterhaupt!
John Anderson, mein Joh'!

John Anderson, mein Joh' John!
Wir sind zu Berg geklommen,
Und manchen lust'gen Tag, John,
Sind wir beisammen kommen.
Jetzt wanken wir bergab, John,
Doch Hand in Hand und froh
Zu schlafen bei einand' im Grund —
John Anderson, mein Joh'!







von

Heinrich R. von Lewitschnigg.

Aus der Ferne.

Im Schutte eines Tempels fand
Ein Wand'rer eine wilde
Verwelkte Rose in der Hand
Von einem Götterbilde.

Wer weiß, wer dies Gedenkemein
Des Lenzes weiland pflückte;
Genug, daß sich ein Bild von Stein
Mit dieser Blume schmückte!

Drum, wenn vielleicht der Abendwind —
Der Zufall ist allmächtig —
Dies Blatt dir bringt, versteintes Kind,
Dann lies es still andächtig!

Auch frage nicht, was dies Gedicht
Dir heimlich hat zu sagen;
Vielleicht ist's ein Vergißmeinnicht
Aus längst versunk'nen Tagen!

---

* Diese Gedichte aus dem Nachlasse Lewitschnigg's, den man seinerzeit vielfach den „österreichischen Freiligrath" (gleichwie J. N. Vogl den „österreichischen Uhland," L. A. Frankl den „österreichischen Platen," J. F. Castelli den „österreichischen Anacreon") genannt, verdankt die Redaction der „Dioskuren" der gütigen Mittheilung einer Verwandtin des Dichters, der geehrten Frau Magdalena Hysel.

Die Redaction.

Im Herbste.

Wenig Jahre sind es zwar,
Daß zum Namenstage
Ich für dich ein Blumenpaar
Brach vom grünen Hage.

Doch die Zeit der Rosen schwand,
Ist nun lang' vorüber;
Meine welk geword'ne Hand
Reicht nicht mehr hinüber.

Aber wenn ein Mensch im Sein
Nichts mehr hat zu geben,
Tritt er gern' als Schirmvogt ein
Für ein fremdes Leben.

Wenn dich d'rum ein Dorn bedroht,
Laß dich nicht entmuthen,
Send' ihn mir, ich will zu Tod
Gern für dich verbluten.

Seinen Flug zur Ferne lenkt
Rasch im Herbst der Falter;
Jugend ist's, die sich beschenkt,
Opfer bringt das Alter.

An der Theiß.

Verziert hat einst der Meißel
Gewiß gar reich den Sarg,
D'rein man die Gottesgeißel,
Den König Etzel barg.

Doch weiß kein Kind der Erde
Die Stelle in der Flut,
Wo sammt dem weißen Pferde
„Das Schwert des Ew'gen" ruht.

Am Grund, am wild umtosten
Tief drunten in der Theiß,
Da schläft der Herr vom Osten
Nach eigenem Machtgeheiß.

Dort denkt der Ruhelose
An jene süße Nacht,
Da man die letzte Rose
An seinen Pfühl gebracht.

Drum glättet sich die Welle,
Die früher stolz geschäumt,
Gelangt sie an die Stelle,
Wo man von Liebe träumt.

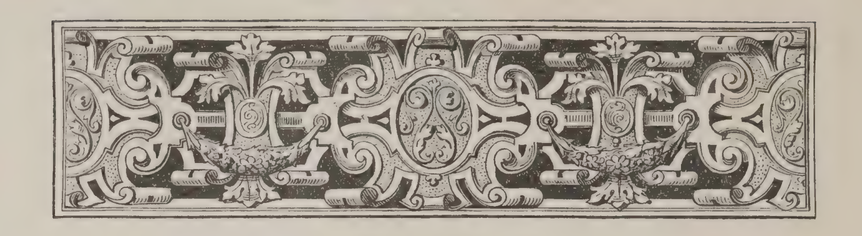
Drum schickt auf seinem Pfade
In Sehnsucht auch der Fluß
Den Blumen am Gestade
So manchen nassen Kuß.

Zuweilen aber schreitet
Es spukhaft durch die Nacht,
Und in die Tiefe gleitet
Ein irrer Geist der Schlacht.

Dann denkt der Ruhelose
An Kämpfe rasch und heiß
Und grimmiges Getose
Erhebt die gelbe Theiß.

Dann thürmt sich hoch die Welle
Und rast dahin und schäumt,
Gelangt sie an die Stelle,
Wo man vom Kriege träumt.

Dann künden uns Vernichtung
Und Weinen fern und nah,
Daß Wahrheit sei die Dichtung
Vom Grab des Attila!



Graf Tod.

Erzählung *

von

Carl Egon Rit. v. Ebert.

1.

Der Graf Tod! Der Graf Tod! flüsterte es von Mund zu Mund in dem Schwarme der Curgäste, die sich eben aus dem Säulengange des Badehauses in E. hervordrängten. Der gedämpfte Ruf, der durch die Reihen lief, schien eine fast vernichtende Gewalt auf die Versammelten auszuüben. Blaß und bebend, die Augen schließend, lehnten sich Mädchen an die Schultern ihrer Mütter, welche sich mit gleichem Schauder abwendeten; Jünglinge drückten sich durch das Gewühl hinaus, Greise suchten das Weite, und nur entschlossene Männer, sowie Neugierige, deren Vorwitz jedes andere Gefühl besiegte, blieben erwartend stehen.

„Der Graf Tod!" flüsterte es noch einmal, und durch die nach allen Seiten hin zurückweichende Menge schritt ein hochgewachsener Mann raschen, aber etwas unsicheren Ganges. Um die kräftige Gestalt floß ein leichter dunkelblauer Staubmantel, in den er sich, die Arme hoch übereinander gelegt, bis an das Kinn verhüllte. Ein breiter niedergeklappter Hut, tief in die Stirne gedrückt, ließ nur hie und da etwas einem Gesichte Aehnliches erkennen, in welchem die Umstehenden mit Entsetzen eine aus einem unbestimmbaren Stoffe künstlich gefertigte Larve erkannten. Jetzt wendeten sich auch die Kühnsten ab, und der Wunderbare, sein Haupt noch tiefer in die hinaufgedrängten Mantelfalten neigend, eilte hinweg.

* Aus dem Nachlasse des gefeierten Dichters, und wohl auch dessen letzte größere Arbeit.
Die Redaction.

Es dauerte eine geraume Zeit, bis in die vor Schreck fast erstarrte Versammlung Leben und Gesprächslust zurückkehrte. Dann aber ging das Plaudern um so frischer los, und es wurden alle Vermuthungen erschöpft, alle Gerüchte mitgetheilt, die über den Grausenerregenden im Badeort ausgestreut waren. Alle liefen darauf hinaus, daß er Graf sei, aus Polen komme, und eine Gesichtsbildung habe, die völlig einem Todtenkopfe gleiche. Allen Meinungsverschiedenheiten jedoch machte ein erst kürzlich angekommener Badegast ein Ende, der plötzlich hinzutrat, und erklärte, er vermöge über den unglücklichen, mit dem Namen „Graf Tod" gebrandmarkten Mann als desselben Landsmann die genügendsten Aufschlüsse zu geben. Alle Anwesenden drängten sich begierig um den Fremden, und er begann:

„Der Aermste, der überall Grausen erregt, ist der letzte Sproß des mit ihm aussterbenden gräflichen Hauses Lubowsky. Seine Mutter war eine ungemein liebenswürdige, aber etwas nervenschwache, in den Vorurtheilen ihres Geschlechtes befangene Frau. Sie liebte ihren Gatten, und wurde auch von ihm geliebt; aber er zog doch die gewohnten Aufregungen und Genüsse eines stürmischen Soldatenlebens dem ruhigen Glücke im stillen Hause so entschieden vor, daß er nur selten auf seinem Stammschlosse erschien, wenige Tage im herzlichen Umgang mit seiner holdseligen Gemalin zubrachte, dann aber wieder aufbrach, und zu den Genossen seiner Kriegsthaten zurückkehrte.

Es war eben in der Zeit des Krieges, während einer längeren Abwesenheit ihres Gemals, als Jela — so hieß die Gräfin — den höchsten Wunsch ihres Herzens erfüllt sah, und sich Mutter fühlte. Der Graf, dem sie wonneglühend Nachricht davon gegeben hatte, erfreute sich innig des lange ersehnten Ereignisses, und wäre wohl diesmal gerne heimgekehrt, hätten ihn nicht die wachsenden Kriegsunruhen und seine Dienstpflichten gebieterisch zurückgehalten. So lebte die Gräfin einsam, und, so weit es ihre Lage zuließ, auch sorglos im Schlosse. Allein der Krieg ward unvermuthet bis in diese Gegend hereingespielt. Flüchtende waren auf den Straßen, aufsteigende Rauchsäulen am Tage, helle Flammen von Dorfbränden bei Nacht zu sehen, und eines Tages, schon gegen Abend, tönte Kanonendonner an das Ohr der zitternden Gräfin.

Der Schauplatz einer Schlacht schien nur wenige Stunden entfernt; man mußte im Schlosse auf Sicherung durch Flucht bedacht sein. Aber es war zu spät. Staubwolken wälzten sich immer näher heran, und bald darauf sprengte ein Reitertrupp den Schloßweg herauf. In der fürchterlichsten Angst, kaum wissend, was sie thue, ergriff die Gräfin einen Schlüsselbund, eilte eine Wendeltreppe hinab, öffnete die mit dem Schloßgebäude in Verbindung stehende Hauscapelle, hob dort eine in der Mitte des Raumes

befindliche Fallthüre auf, stieg ein paar Stufen hinunter, und ließ die Thüre hinter sich zufallen. Jetzt erst, als sie sich in der Familiengruft mitten zwischen Särgen sah, auf denen hie und da Todtenschädel lagen, welche von der untergehenden Sonne, die durch eine einzige Lichtöffnung fiel, grell beleuchtet wurden, jetzt erst, als sie sich von unnennbarem Grauen durchschauert fühlte, tadelte sie ihre Raschheit. Wirklich stieg sie die feuchte Treppe wieder hinauf, und wollte öffnen. Aber da hörte sie außen viele barsche Stimmen nach dem Herrn oder der Herrin des Hauses fragen, und sofort segnete sie wieder ihren Entschluß, der wahrscheinlich sie, und — was ihr noch mehr galt — das unter ihrem Herzen sich regende Kind allein retten konnte. So stieg sie denn nochmals herab, setzte sich auf ein Fußgestell, auf welchem mehrere Särge ruhten, und bemühte sich mit ihrer schrecklichen Umgebung vertrauter zu werden. Aber je entschlossener sie den kahlen Schädeln in die leeren Augenhöhlen blickte, desto unbezwinglicher ward ihre Furcht, desto heftiger ihr Entsetzen. In ihrer Nervenaufregung wähnte sie die Geister der hier Begrabenen reden zu hören, und sie gab ihnen, wie im Traume, verworrene Antwort. So brachte sie die Nacht zu, zuletzt in einem Zustand von Stumpfheit hinbrütend, der auf die frühere gewaltige Reizung und allzu große Spannung natürlich folgen mußte.

Endlich brach ein Strahl des wiedererwachten Tages herein, und als die Erschöpfte jetzt in unheimlichem Zwielicht wieder gewahr ward, wo sie eine so lange Zeit zugebracht hatte, sprang sie auf, als verfolge sie irgend ein neues Schreckniß, stürzte die Treppe empor, hob mit einem Ruck die Fallthüre, verließ die Capelle, und erschien mit fliegendem Haar und irrem Auge unter ihren Dienern, die, nachdem der feindliche Trupp nur Speise und Trank begehrt und erhalten hatte, wieder fortgeritten war, im Schloßhofe versammelt blieben. Lange hatten sie vergeblich ihre Herrin gesucht, und ein Freudenruf erscholl, als sie diese plötzlich erscheinen sahen. Aber es war bald deutlich, daß es nicht gut mit ihr stehe. Ein heftiges Fieber ergriff sie. In ihren Phantasien sah sie immer nur Särge, Todtenschädel und Menschengebeine; besonders war es ein Schädel, der fast nie aus ihren Vorstellungen wich, auch nachdem sie genesen, der Krieg beendet und ihr Gemal zurückgekehrt war. Die Stunde des Gebärens rückte heran. Sie gebar, aber entsetzlich. Man entzog am ersten Tag das Wesen, dem sie das Leben geschenkt, ihren Blicken. Aber am zweiten Tage, als sie nur einige Minuten unbewacht blieb, gab ihr das Muttergefühl und eine fürchterliche Ahnung die Kraft, sich aus dem Bette zu erheben, und den weinenden Knaben zu sehen, dessen Wiege am anderen Ende des Zimmers stand. Sie hob den Schleier auf, unter dem das Kind lag, und — leblos stürzte sie nieder."

„„Ah! ah!““ riefen die Zuhörer durcheinander, — „„die arme Frau! — die unglückliche Mutter! — O weiter, erzählen Sie weiter,““ baten Andere.

„Der Knabe," fuhr der Fremde fort, „hatte eine Gesichtsbildung, die dem Todtenschädel glich, von welchem die Gräfin bei Tag und Nacht verfolgt ward. Der Graf geleitete die theuere Gattin zu Grab, dann aber, seinem schauderhaften Sohne das Schloß seiner Väter überlassend, zog er für immer in's Ausland. Aber er hatte väterlich und reichlich für Alles gesorgt, was im Anbeginn für des Kindes Pflege und Wartung, in der Folge für die Entwicklung seiner geistigen Kräfte nöthig oder wünschenswerth erschien. Eine seiner zurückgelassenen Anordnungen bestand darin, daß der Knabe, der Stanislaw getauft war, auf jede Weise davon abgehalten werden sollte, sein Gesicht zu sehen. Er mußte tagsüber eine aus einem feinen, ihn nicht belästigenden Stoffe verfertigte Larve tragen, wie sie der zum Manne Gereifte noch jetzt trägt. Damit er auch am frühen Morgen, wenn er sich wusch und ankleidete, den Anblick seines Antlitzes vermeide, durfte in seiner ganzen Wohnung kein Spiegel, kein glänzendes Einrichtungsstück sein, das einen deutlicheren Widerschein möglich machte. Selbst die Fensterscheiben waren von rauhgemachtem geriebenen Glase. Außerdem aber durfte der Knabe nie allein gelassen werden.

Nur einmal noch kehrte der alte Graf zu seinem Sohne zurück, und das geschah, als derselbe sein zwölftes Lebensjahr erreicht hatte. Der Vater kam an, schloß sich mit Stanislaw ein, und sie blieben drei Stunden beisammen. Vorher hatte in das Gemach ein Crucifix mit zwei brennenden Kerzen gebracht werden müssen. Nachdem Graf Lubowsky dem Knaben die nöthigen Enthüllungen gemacht, mußte dieser vor dem Bilde des Heilands einen heiligen Eid schwören, von dessen Inhalt mir nur das Gelöbniß bekannt wurde, nie die Larve abzulegen, dem Drange nie nachzugeben, sein Angesicht zu schauen.

Dies, sowie Alles, was ich eben erzählte, theilte mir vor einer langen Reihe von Jahren der alte Graf selbst mit, den ich in Paris kennen lernte, und der mir ein lieber Freund ward. Bald darauf starb er. Bis zu seinem Tode verließ ihn die Besorgniß nicht, daß sein unglückseliger Sohn vielleicht doch einmal seines Eides vergessen und die Larve herabreißen würde. Dies müßte ihn, wie der Besorgte meinte, zum Wahnsinn oder zur Verzweiflung und zum Selbstmord führen. Diese gefürchtete Katastrophe trat nun glücklicherweise nicht ein. Der Aermste, getrennt von allem Verkehr, mußte es verstehen, sich sein Leben erträglich zu machen. Vor einigen Jahren unternahm er große Reisen, kam aber, wie man vernahm, ganz verstört zurück, durch das Entsetzen, das er überall erregte. Zu der so hoch gesteigerten

Schwermuth gesellte sich zuletzt noch ein körperliches Leiden, das ihn endlich bewog, auf den dringenden Rath der Aerzte einzugehen, und sich hieher zu begeben, wo er denn, wie überall, Graf Tod genannt, und als ein Scheusal geflohen wird. Das bessere Los, das der Unglückliche verdiente, wird ihm wohl erst über dem Grabe zu Theil werden."

Die Erzählung entsetzte und rührte zugleich. Einige Frauen und Mädchen weinten Thränen des Mitleids, Jünglinge wurden dem von der Natur so arg Mißhandelten gut, und ernste Männer sahen zum Himmel empor, als suchten sie dort Antwort auf die Frage, welchen Zweck wohl diese furchtbare Brandmarkung eines menschlichen Wesens haben könne. Aber auch die Theilnehmenden, so viele ihrer da waren, schreckten doch vor dem Gedanken zurück, der Entsetzliche möchte vielleicht wieder in ihre Reihen treten. Die Gesellschaft zerstreute sich, und der Erzähler ging mit verfinsterter Stirne. Ueber ihn hatte man bald in Erfahrung gebracht, daß er Graf sei und Kasalinsky heiße.

2.

Der Verlarvte war mit einem schneidenden Gefühle dem Gedränge entwichen. Der heutige Tag war ihm ein besonders unheilvoller, denn wohin er trat, stieß er auf Gruppen von Zusammenstehenden, die, sobald er nahte, augenblicklich auseinanderstoben. Er stieg hastig bergan, er vertiefte sich in den Wald, durch den nach allen Richtungen Sandwege liefen. Aber auch hier sollte der Arme keine Abgeschiedenheit finden. Ueberall kamen ihm, obwohl es noch ziemlich früh am Morgen war, einzelne Spaziergänger entgegen, die, so bald sie ihn von Weitem erblickten, den Weg verließen, und sich eiligst rechts oder links in das Dickicht verloren. Der unmuthig Fortschreitende bemerkte, rückwärts schauend, wie diese Geflüchteten weiter hinter ihm aus den Gebüschen wieder hervorkamen, und dann ruhig in der seinem Wege entgegengesetzten Richtung weiter gingen. Jetzt erblickte er in noch ziemlicher Entfernung eine Dame, die er schon oft im Badeorte gesehen hatte. Sie war ihm durch ihr fortwährendes Lächeln aufgefallen, mittels dessen sie ihre perlenweißen natürlichen, oder — was noch wahrscheinlicher war — künstlichen Zähne zu zeigen pflegte. Sie kam ihm entgegen, ganz langsam schreitend, in die Lesung eines Buches vertieft, von dem sie die Augen nicht abwendete. Immer näher kam sie, immer näher. Der Unglückliche empfand eine Art von Genuß, von Schadenfreude in der Ueberzeugung, daß ihm die einsame Spaziergängerin nicht mehr werde ausweichen können. Der Gedanke erquickte ihn fast, daß sie, die gewiß spornstreichs entfliehen würde, wenn sie sich seiner Annäherung bewußt wäre, plötzlich ihm hier im dunklen, einsamen Forste gegenüber stehen müsse.

Er hielt deßhalb sogar im Gehen inne, um kein Geräusch zu machen. Die Dame war wirklich kaum fünf Schritte von ihm entfernt, als sie emporblickte. Aufschreien, das Buch fallen lassen, und den Weg zurücklaufen, auf dem sie herangekommen war — das war die augenblickliche Wirkung des überraschenden Begegnens.

Der Graf lachte spöttisch auf, als er ihr nachsah. Sein scharfes Auge bemerkte, daß sie in der Entfernung von mehreren hundert Schritten sich vom Weg abwendete, und zur Seite verschwand. Er sah das Buch vor sich liegen; es lüstete ihn zu sehen, was diese furchtsame Frau, allein im Walde wandelnd, so aufmerksam gelesen haben mochte. Die Blätter, in die sie sich so ganz versenkt hatte, waren ohne Zweifel von mildem, zartem, vielleicht idyllischem Charakter. Sie war durch das Lesen in eine sanfte weiche Stimmung versetzt, und aus dieser durch die plötzliche Begegnung aufgeschreckt worden. Er hob das Buch auf und war gänzlich enttäuscht. Es war einer der bekannten französischen Romane, in welchem alle Greuel, die in Jahrhunderten in allen Ländern der Welt vorgekommen sein mögen, in eine einzige, nur ein paar Jahre umfassende Geschichte zusammengedrängt erschienen. Verderbtheit, Sittenlosigkeit und fast unbegreifliche Laster in allen Schichten der Gesellschaft, waren, wie es heutzutage geliebt wird, in den grellsten Farben gemalt. Der Pinsel, mit welchem dieses widerwärtige Gemälde geschaffen wurde, mußte geradezu in das siedende Pech und den brodelnden Schwefel der Hölle getaucht sein.

„Also d a s könnt Ihr in der Waldeinsamkeit lesen, zarte Modedame?" sagte der Graf mit einem Tone, in dem sich Ekel kundgab; „in die Schilderungen dieser Schändlichkeiten könnt Ihr Euch, ohne zu schaudern, vertiefen; an moralischen Ungeheuern, wie sie die Welt vielleicht nie sah, könnt Ihr Antheil nehmen; offenkundigen Verbrechern, Frevlern an Allem, was heilig ist, lächelt Ihr, wenn sie nur von gewandter Feder gezeichnet sind, holdselig zu. Aber vor mir, dessen ganzes Schreckniß für Euch nur eine Larve, ein verhülltes Gesicht ist, dessen Seele aber keinen Makel hat, vor mir, von dem Ihr keine Unthat wißt, kein Laster kennt, vor mir entsetzt Ihr Euch wie vor der Hyäne, dem Kaiman, der Schlange. Pfui über ein so verkehrtes Weib!" rief er mit Abscheu und warf das Buch auf den Sandweg hin.

Er wich jetzt vom betretenen Pfade ab und kletterte den steilen Waldberg gerade empor. Aber er wandte sich mehrmals zurück nach dem Platze, wo das Buch lag, und blieb endlich hinter einem Busche stehen, wo er sehen, aber nicht gesehen werden konnte. Er erwartete, daß die Dame, nachdem der Weg frei geworden war, zurückkehren, und ihr Buch holen werde. Es währte ziemlich lange, bis sie kam, zögernden Schrittes, ängstlich nach allen Seiten umblickend. Jetzt war sie nahe an dem Buche; aber sie mochte es

nicht aufheben, sie mußte gesehen haben, daß der Schreckliche es in der Hand gehalten hatte. Mehrmals bückte sie sich darnach, schnellte aber, als hätte sie eine Kröte berühren sollen, immer wieder auf. Endlich setzte sie die Fußspitze an das Buch, schleuderte es so den Berg hinab, und eilte davon. Der Schauderroman blieb zwischen zwei Felsspitzen hängen; dort konnten ihn Nachts die Berg- und Wald-Kobolde finden, und sich an der ihnen recht angemessenen Lecture erfreuen.

Noch am selben Tage ward im Badeort das Ereigniß mit dem Buche bekannt, in welchem der Graf Tod geblättert hatte. Man erzählte aber auch: Die Eigenthümerin des Buches habe da, wo die Finger des schrecklichen Mannes das Papier berührt hätten, auffallend eigenthümliche Brandflecken entdeckt. Der Arme mußte also jetzt sogar der Satan oder doch ein Genosse desselben sein. Eines aber war von der Dame dem Kreise ihrer Bekannten, welchen sie ganz besonders blaß und angegriffen vorkam, natürlich nicht mitgetheilt worden, nämlich: daß, als sie das Buch mit dem Fuße fortschleuderte, der Enteilenden der laute Ruf: „Erbärmliche!“ aus dem Walde nachgehallt hatte. Wirklich war dieser Ruf mit Donnerlaut aus des Grafen Mund erschollen, als er die alberne Handlung der verschrobenen Romanleserin sah. „Erbärmliche!“ murmelte er noch vor sich hin, als er den schroffen Waldberg hinankletterte, bis er an einem der schönsten Aussichtspunkte stand, wo auf dem Fels gegen drei jäh abfallende Seiten hin eine mit Eisengittern eingefriedete plate-forme hoch über den sie umgebenden Wald aufragte. Dort oben angekommen, legte der Aufgeregte die Arme auf den Rand des Gitters und das Haupt auf die Arme; seine Brust hob und senkte sich ungestüm; er ballte die Fäuste, bis sie ihn schmerzten. Aber plötzlich fuhr er auf, streckte sich in seiner ganzen Höhe empor und rief erbittert:

„Warum, feige Menschen, flieht ihr mich wie ein Ungethüm, ein Unheuer? Ist es euch nicht genug, daß ich Das, was ihr Andern mit Stolz offen tragt, das Angesicht, verlarve, damit euerem Auge vor meinem Anblick nicht bange? — Aber eure Furcht wittert bis hinter die Larve hinein, und vor dem Schrecknis, das ihr nicht seht, zittert ihr vielleicht mehr, als ihr vor dem zittern würdet, was ihr sehen könntet. Nun denn, so will ich von heut' an das nicht verbergen, vor dem ihr, wenn es verhüllt wird, zurückschaudert. Mögt ihr dann Grund haben zu erschrecken, wenn es wirklich so entsetzlich ist!“

Schon legte er die Hand an die Larve, um sie herunter zu reißen, aber es ergriff ihn ein Zittern, das alle seine Glieder durchbebte, seine Kniee schlotterten, die Füße hielten ihn nicht mehr aufrecht, er fiel schwer auf die nebenan stehende Bank nieder. Sein Athem flog, seine Pulse hämmerten, unter der Larve flossen heiße Thränen.

„O ich Unglücklicher!“ stöhnte er. „Ich sagte, die Menschen möchten vor meinem enthüllten Gesichte schaudern, wenn es wirklich so entsetzlich sei. Weiß ich es denn nicht? Mußte der Knabe, der nur einmal es wagte, sich ohne Larve zu sehen, den Vorwitz nicht mit jahrelangen Seelenqualen, mit düsterer Schwermuth, mit gräßlicher Verzweiflung büßen? War ich nicht schon einmal daran, dieses widerwärtige Leben gewaltsam zu enden? — Nein, nein; ich will den feierlichen Eid, den ich Dir, mein verklärter Vater, schwur, nicht noch einmal brechen. Eingedenk dieses Schwures, eingedenk der Lehren unserer heiligen Religion, eingedenk der Menschenwürde, deren mich mein Schauderantlitz nicht berauben kann, will ich ferner dulden, ertragen, hoffen; ja, auch hoffen, hoffen auf jene mir allein heilbringende Stunde, die mich des Leibes entkleidet, die mich dahin führt, wo mich meine liebende Mutter zum zweiten Male, aber ohne Todesschreck, erblicken, wo mich der theuere Vater freudig empfangen, wo Seligkeit um mich her, und in mir sein wird.“

Nach diesen Worten erhob er sich, lehnte sich wieder auf das Eisengeländer, und sah in den Abgrund hinab. „Ja,“ sagte er, „ich will dulden und entsagen; aber mich ergreift doch bei dem Hinabsehen in die schwindlige Tiefe unter mir der Gedanke, daß es eine Lust sein müßte, hier hinabzustürzen, und das wüste Haupt an den Felskuppen zu zerschmettern.“

Da legte sich eine Hand auf seine Schulter. Er fuhr auf, drehte sich herum, und vor ihm stand der Graf Kasalinsky.

„Wer sind Sie, was wollen Sie?“

„„Wer ich bin? — Ich war der Freund Ihres Vaters. — Was ich will? — Ich will auch Ihr Freund sein.““

„Mein Freund?“ stammelte der Erstaunte, und ein Gefühl von Wonne ergriff ihn — „Wer kann eines Wesens, wie ich es bin, Freund sein wollen?“

„„Einer,““ ward mit Wärme erwidert, „„der weiß, daß Sie unglücklich, aber edel sind, Einer, der fühlt, wie sehr Sie eines theilnehmenden Herzens bedürfen. — Aber — ich habe viel mit Ihnen zu sprechen. Kommen Sie fort von hier. Dort drüben im Walde, wo es keine gebahnten Wege gibt, und wo uns keiner der Badegäste begegnen wird, dort wollen wir uns verständigen.““

3.

„Es ist vielleicht nur ein Märchen,“ entgegnete Marie ihrem Vater Berthold, einem wohlhabenden Bürger und Tischlermeister des Städtchens, dessen Wohnung dem einstöckigen Häuschen, das der sogenannte Graf Tod gemiethet hatte, gerade gegenüber lag; „vielleicht nur ein Märchen,“ wieder-

holte sie. „Die Welt trägt Vergrößerungsgläser für alle Mängel, und während sie dem armen Grafen einen Todtenkopf andichtet, ihn zum Gespenst und Kinderschreck macht, ist wohl nichts mehr oder minder wahr, als daß er etwa durch eine Narbe, ein Feuermaal, oder durch die Blattern entstellt ist, und seine Häßlichkeit aus Laune oder Schwermuth nicht zur Schau tragen mag. Schwermüthig aber ist der Beklagenswerthe. Ich sehe ihn oft stundenlang auf dem Sopha sitzen, den Kopf auf beide Hände gestützt, dann gesenkten Hauptes auf und niedergehen, dann sich wieder auf das Sopha hinwerfen und vor sich hin brüten. Mehrmals war es mir schon, als hätte ich sein Seufzen bis hier herüber gehört."

„„Du beobachtest den Unhold von Deiner Warte aus sehr genau,"" spottete der Alte. „„Wo nimmst Du den Muth dazu her? Ich, wenn zufällig einmal mein Blick hinüberschweift, bekreuze mich, und ziehe mich eilig zurück.""

„Ich wüßte nicht, was ich da zu fürchten hätte," erwiderte die Tochter. „Ich sehe außer der Larve an ihm nichts Ungewöhnliches. Wenn er wirklich so schrecklich wäre, wie die Leute sagen, könnte denn Lise, meine ehemalige Amme, ihn bedienen, und so lange bei ihm aushalten?"

„„Die Hexe paßte für den Teufel und seine Großmutter,"" murrte Meister Berthold. „„Ich wundere mich nicht darüber, daß sie dort drüben aus und eingeht. Aber warum hat der gespenstige Graf, der doch reich sein soll, keinen Diener, seit ihm der alte, den er mitgebracht hat, hier im Orte gestorben ist?""

„Weil, wie mir Lise sagte, er keinen Fremden um sich sehen will. An sie ist er bereits gewöhnt, und sie genügt seinen einfachen Bedürfnissen. Es darf sonst Niemand in seine Gemächer kommen. Auch der Mann, der ihm die Kleider reinigt, empfängt diese nur im Hausgange aus Lisen's Händen."

„„Und was mag sie und ihr liebenswürdiger Herr da drüben treiben, wo fast den ganzen Tag über die Fenster so dicht verhangen sind?""

„Das kümmert mich nicht im Geringsten," anwortete Marie. „Ich wollte, er weilte stets noch länger hinter den geschlossenen Gardinen, denn dann schallen oft Töne herüber, die er seiner Laute oder seiner Geige entlockt, welche mir das Herz im Innersten bewegen. Gäbe es im Städtchen nur," setzte sie schalkhaft hinzu, „noch mehr Herren mit Todtenköpfen, die eine solche Musik machten! Ich höre sie hundertmal lieber, als den betäubenden sinneverwirrenden Lärm von Trommeln, Pfeifen und Trompeten, der im Badeorte uns unaufhörlich das Gehirn erschüttert. Alle Singvögel hat dieses Getöse schon vertrieben; es scheint mit seinen rasselnden, schmetternden Tönen die liebe Natur zu verspotten, die in ihrem ganzen melodischen Reich keinen einzigen Ton dieser Art aufzubringen vermag."

Mit dieser Behauptung hatte sich die gefühlvolle Marie jetzt ihren Vater zum Gegner gemacht. Wenn er am Feierabend hinausging, frische Luft zu schöpfen, oder sich im Wirthshausgarten an einem Töpfchen Bier zu erlaben, that ihm nichts so wohl, als das dumpfe Wirbeln der großen Trommel, das Dröhnen der Hörner, und das Schrillen des Piccolo. Diese Klänge machten ihn die einförmigen Laute des Hämmerns, Hobelns und Raspelns, von denen sein Ohr den ganzen Arbeitstag hindurch erfüllt war, gänzlich vergessen; sie trieben ihn auch gewaltsam aus seinen Hantierungsgedanken heraus. Mit Feuer vertheidigte er darum auch sein Labsal; aber er kam mit seinen Gründen nicht auf gegen die Angriffe, welche von seiner Tochter aus dem Bollwerk ihres feineren Verstandes mit einer Menge schöner und sinniger Worte unternommen wurden. Der Streit endete damit, daß der Alte die Mütze auf den Tisch warf, und rief:

„Das habe ich nun davon, daß ich die langen Tage hindurch mich plackte, ein Stück Geld zu gewinnen, um ein naseweises Töchterchen in die Hauptstadt schicken und sie dort etwas lernen lassen zu können. Da lernt sie, was sie nicht soll, treibt vertracktes Zeug und kommt am Ende so närrisch zurück, daß sie einen Mann mit einem Todtenkopfe nur häßlich, ein armseliges Lautengeklimper entzückend schön, und den ernsten gewaltigen Ton der Trommel, sowie den lustigen hellklingenden der Trompeten und Hörner unausstehlich findet. So ist es mir wiedergekommen, das überkluge Kind!“

Und somit raffte er die Mütze auf, kniff sie zusammen und schritt zur Thüre. Aber Marie eilte ihm nach, hielt ihn, da er die Hand schon an der Klinke hatte, mit einer Umarmung zurück, und, dem Grollenden zärtlich in's Auge blickend, bat sie:

„Lieber, lieber Vater, nicht böse! Ist es deine Schuld, wenn dein Ohr die Laute, und ist es mein Unrecht, wenn ich die Trommeln und Pfeifen nicht leiden mag? Bester Vater, sei mir nicht gram,“ flehte sie noch inniger, und küßte die Hand des schon wieder freundlicher blickenden Alten.

„Nun, nun,“ sagte er, „erst zornig machen, dann schmeicheln, das ist so Weiberart.“ Und er faßte die Tochter am Kopf, und küßte sie herzlich. Nachdem ihn ihre Arme endlich freigegeben hatten, ging er die Treppe hinab in die Werkstatt, wo er darauf los hämmerte und hobelte, fortwährend daran denkend, wie er für sein Goldkind eine recht ausgiebige Aussteuer zusammenbringen könne. Aber auch zu Mariens Geburtstag, der in acht Tagen eintrat, war eine Freude für sie bereitet. Sie hatte nämlich in der Hauptstadt das Clavierspiel erlernt, und es darin recht weit gebracht; aber in ihrem väterlichen Hause fehlte es an einem Claviere. Ein solches nun hatte Meister Berthold durch Vermittlung seiner Schwester von einem Musikkundigen erkaufen lassen. An der Tochter Geburtstag sollte es ankommen, und der

liebevolle Vater freute sich kindisch auf die Ueberraschung, die er seinem Mädchen bereitete. „Es wird sie ganz glücklich machen," sprach er lächelnd vor sich hin, „aber das will ich auch; mein Mariechen soll sich recht, recht glücklich fühlen. Trotz ihrem verdammten Bücherkram ist sie doch das schmuckste, wackerste Mädchen im Orte, und ein wahrer Engel an Güte."

In der That war auch die Gepriesene des Lobes werth. Sie besaß einen hellen, der höchsten Entwicklung fähigen Verstand. Aber ihre Ausbildung war eben nur so weit gediehen, daß sie die Sehnsucht nach höherem Wissen erregte. Diese Sehnsucht des strebenden Geistes gab zugleich ihrem Gefühle stete Beschäftigung, indem dieses, fast unbewußt, aber gewöhnlich sehr richtig, Das bezeichnete, was vor Allem würdig sein sollte, für sie aufgeklärt, und von ihr ergründet zu werden. Die Richtung ihrer Empfindungen und die Fortbildung ihres Geistes waren so in das glückliche Gleichmaß gebracht worden, das einem weiblichen Wesen so wohl ansteht. Sie dankte es dieser angemessenen Wechselwirkung, daß sie über das, was sie zu erforschen strebte, reif nachdachte, während sie kindlich empfand und mädchenhaft begehrte, aber auch Das, was sie als begehrenswerth erkannt hatte, mit unerschütterlicher Kraft zu erreichen oder durchzusetzen fähig war.

Ihr Aeußeres fiel nicht auf, aber es ward anziehender, je näher man es betrachtete, weil es als der Abglanz ihres Inneren erschien. In ihren großen hellblauen Augen spiegelte sich Treuherzigkeit und Offenheit, und ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen Wohllaut. Ihr Körper war ebenmäßig, mehr niedlich als kräftig gebaut, mehr schlank als üppig. Sie hielt sich aufrecht ohne steif auszusehen, ihr Gang war gerade, aber ihr Schritt weich und elastisch. Kurz, Marie war nicht schön, aber voll Liebreiz, Holdseligkeit und Anmuth.

Drei Jahre hatte sie bei ihrer Muhme in der Hauptstadt gelebt. Sie war dort nicht wegen der Vergnügungen so lange geblieben, die das großstädtische Treiben bietet, sondern wegen der erwünschten Gelegenheit, ihr Wissen und Können zu vermehren. Als sie endlich heimkehren mußte, schied sie mit Schmerz von ihren Lehrern, mit Trauer von ihren alten Verwandten, aber mit leichtem Herzen vom lauten Markt und den ihr nicht zusagenden geselligen Kreisen. Sobald sie wieder im Vaterhause war, kehrten ihr alle lange vermißten Freuden ihrer früheren Jugend zurück; sie tanzte mit ihren ehemaligen Gespielinnen wieder auf den Waldwiesen, und trieb alle die Ergötzungen, als ob sie noch ein Kind wäre, auf's Neue. Aber das geschah nur in den Erholungsstunden, denn sie führte jetzt des schon lange verwitweten Vaters Hauswirthschaft mit Eifer und Geschick; nebenher las sie schöne Bücher, und gab sich wohl auch in mancher einsamen Stunde angenehmen Schwärmereien über höhere Gegenstände hin. Aber sie griff dabei

nie zu tief in das Unerklärliche hinein, sondern nur so weit, daß sie sich daraus glühende Liebe zu allem Schönen, das den Menschen umgibt, Stoff zur Bewunderung der Natur, des Weltalls, und zu tiefer, inniger Anbetung des Schöpfers holte.

So war Marie, und wenn ihr Vater, ein braver, aber sonst ganz gewöhnlicher Mann, ihr Lob spendete, so wußte er kaum die Hälfte der Ursachen, aus denen sie es verdiente.

4.

Kurz nach dem beschriebenen Gespräche mit ihrem Vater, das in früher Morgenstunde stattfand, wollte Marie eine Freundin besuchen, die ganz in der Nähe wohnte. Als sie die Straße betrat, warf sie einen Blick nach dem gegenüberstehenden Hause hinauf, und sah dort die alte Aufwärterin im Fenster lehnen, dieselbe, welche Meister Berthold eine Hexe genannt hatte.

„Mariechen! Mariechen!“ rief die Alte herunter, „kommt doch einmal herauf, wenn Ihr gar prächtige Dinge sehen wollt. Da liegt ein Buch mit wunderschönen Bildern, Euch ist Euere Lebtage kein gleiches vorgekommen. Kommt nur herauf, der Graf ist ausgegangen, und kehrt vor Mittag nie heim. So könnt Ihr hier alle die Herrlichkeiten ganz ruhig und mit aller Muße beschauen. Ich wette, Ihr habt lange keine solche Freude gehabt.“

So vorurtheilsfrei sich auch Marie eben erst dem Vater gegenüber gezeigt, so warm sie sich des armen von der menschlichen Gesellschaft Geächteten angenommen hatte, so ergriff sie doch bei der Zumuthung, seine Wohnung zu betreten, ein unüberwindliches Grauen. Eben bereit mit einem kurzen: „Ich kann nicht“ zu antworten, bemerkte sie, daß die Alte vom Fenster verschwunden war; diese war eiligst die Treppe herabgehumpelt, und stand plötzlich vor Marien, ihre beiden Hände ergreifend.

„Ei, mein Liebling, da habe ich Euch, und lasse Euch nicht so bald wieder los,“ eiferte die Geschwätzige. „Was gilt's, auch die vernünftige Marie, das gelehrte Mädchen, fürchtet sich davor, die Zimmer des Mannes zu betreten, den das dumme Volk flieht und beschwatzt. Laßt die albernen Leute reden, was sie wollen. Die Einen nennen ihn den Grafen Tod, die Anderen meinen gar, er sei ein wirklicher Teufel, der sich in der Höllenhitze eine Leberverhärtung zugezogen habe, und nun aus der Tiefe zu unserem Badeorte heraufgestiegen sei, um sich hier zu heilen. Aber — ich sage euch — wären die Teufel so angenehme Leute, thäten Einem so wenig zu Leide, und theilten so blanke Dukaten aus, wie er, so setzte ich mich heute noch in einen Karren, und ließe mich zur Altenweiber-Mühle führen, um wieder jung zu werden, um mit einem solchen Teufel eine Liebschaft anzufangen. Doch Scherz bei Seite — Liebschaft? — Nein; denn zu einer Liebschaft

gehören doch, wie ich mich noch zu erinnern weiß, zwei Gesichter, und hier gäbe es nur ein Gesicht und eine Larve. Aber — gewiß — außer der Larve ist der Graf der bravste und liebenswürdigste Mann, den unser Städtchen vielleicht jemals beherbergte."

Marie mußte über diesen Schwall von drolligen Worten lachen. Sie wäre jedoch ihrem ersten Entschlusse, dem Ertheilen einer abschlägigen Antwort treu geblieben, hätte sich ihr nicht eine richtige Betrachtung aufgedrängt. Lise, ein Weib ohne alle Bildung, und von gemeiner, daher zum Aberglauben hinneigender Denkungsart, theilte nicht den Schauder vor dem geheimnißvollen Mann; sie verkehrte sogar täglich mit ihm, und besorgte sein Haus ohne Bangen. Sollte nun Marie, die Aufgeklärte, die sich der Gründe bewußt war, aus denen das Uebermaß der über den Unheimlichen ausgestreuten Gerüchte in das Reich romanhafter Erfindungen verwiesen werden mußte; sollte sie, die sich schon daran gewöhnt hatte, in ihm wirklich nur einen Unglücklichen zu sehen, schwächer sein, als die einfältige Dienerin? Es lag auch etwas Erhebendes in dem Gedanken, den Rest einer zwar begreiflichen, aber von ihrer Vernunft nicht gebilligten Furcht zu besiegen. Zu diesen Betrachtungen kam die natürliche weibliche Neugierde, der ihrer etwas poetischen Natur eigene Hang zum Seltsamen, Wunderbaren, und zuletzt noch die leidenschaftliche Liebe zu schönen Bildern, deren Beschauung ihr versprochen war. So geschah es denn, daß nach etwas ängstlichen Blicken nach ihrem Hause, wo der Vater glücklicherweise sich in der Werkstatt im Hofraum befand, sie sich von der Alten die Treppe hinaufführen ließ. Noch vor dem Eintritt in die Gemächer zögerte sie wieder, und allerlei Bedenken stiegen in ihr auf; als sie aber in den Zimmern stand, und hier Alles nicht anders aussah, als in anderen Wohnungen, schwand ihr alle Beklemmung. Sie folgte von Stelle zu Stelle der Alten, die ihr Stück für Stück eine Menge kleiner Kunstsachen aus Marmor, Alabaster oder Metall zeigte, viel darüber plaudernd, daß die einen aus Paris, London oder Italien kämen, und so und so viel gekostet haben mögen. Ihr fielen natürlich gerade die minder schönen, aber glänzenderen Gegenstände auf, während Marie, deren Geschmack besser ausgebildet war, zumeist an den edlen einfachen Formen Gefallen fand. Auch die prächtigen Gemälde, die an den Wänden hingen, bewunderte sie; aber wer verdenkt es der Achtzehnjährigen, daß ihr Auge, nachdem sie so viel Anziehendes gesehen, zuletzt, gleichsam einem Triebe ihres Geschlechtes folgend, nach einem Spiegel umhersah. Doch diese Zierde jedes Gemaches war nirgends zu finden. Sie bemerkte dies der Aufwärterin mit einer Betonung, welche deutlich zeigte, daß ihr jetzt wieder trotz ihres klaren Verstandes die beängstigende Sage von dem Todtenkopfe in den Sinn kam.

„Nun, was ist's auch damit?“ lachte Lise. „Was sollte auch ein Spiegel dem Grafen? Er ist nicht eitel,“ setzte sie mit einer komischen Miene hinzu, „und hat wohl auch keine Ursache dazu, und so verbannt er aus seiner Wohnung den Spiegel, aus dem uns, wie die Frommen sagen, immer der Böse entgegenblickt. Glaubt mir, Mariechen, als ich in eueren Jahren, und eine recht schmucke Dirne war, hatte ich den Spiegel fast so lieb, wie mich selbst, und wollte nicht glauben, daß es der böse Feind war, den ich darin sah. Aber seit sich mir die dummen Falten und Fältchen angesetzt, und mir die Züge verzerrt haben, mag ich auch keinen Spiegel mehr, und wenn ich zufällig in einen blicke, glaube ich gewiß und wahrhaftig den leibhaftigen Satan mich angrinsen zu sehen.“

„„Der Spiegel taugt wirklich,““ meinte Marie, „„nur für die Schönen oder Glücklichen; sie sehen in ihm den Abglanz der Freude und des Genügens, die sich in ihren Mienen malen. Dem Häßlichen ist ein Blick auf sich selbst nur eine ewig bittere Ueberzeugung, und dem Unglücklichen, der im Abbild seine von Gram gefurchten Züge sieht, ist dies eine stete Aufforderung zu doppeltem Gram, eine Mahnung an jede einzelne traurige Erfahrung, von der immer ein Fältchen oder Strichelchen zurückbleibt, ein Merkmal erlebten Jammers.““

„Wir haben also Recht, ich und der Graf,“ rief die Alte, „daß wir keine Spiegel mögen. „Gott erhalte aber Euch, mein Liebling, noch lange die Freude an diesem, mir jetzt schon all' zu aufrichtigen Freunde.“

Marie überhörte fast die Worte der Schwätzerin. Ihre Blicke richteten sich eben nach dem Innern der beiden anstoßenden durch dichte dunkle Gardinen tief verdüsterten Zimmer. „Warum läßt der Graf,“ fragte sie, „diese beiden Gemächer stets in solcher Dämmerung?“ Und als sie so fragte, beschlich sie wieder eine Empfindung, die dem Schauder nicht unähnlich war.

„O, das geschieht aus keinem anderen Grunde,“ lächelte Lise, „als um die Zimmer kühl zu erhalten. Aber es soll da gleich hell werden, Ihr furchtsames Kind.“ Und hinein eilend, zog sie die Gardinen auf, und rief: „Nun, kommt nur weiter. Ihr seht, daß hier keine Gespenster hausen.“

„„An Gespenster glaube ich nicht,““ sagte die Verspottete, in das nächste Gemach tretend, „„doch gibt es unheimliche Gefühle, die mit der Gespensterfurcht nichts gemein haben. Aber — siehe da — das ist wohl die Laute, deren lieblichen, seelenvollen Klängen ich oft lauschte, wenn im Städtchen schon Alles im Schlummer lag, und nur der unglückliche Mann noch wachte, und in wehmüthigen Tönen dem Mond und den Sternen sein Leid zu klagen schien.““

Mit diesen Worten trat sie zu dem Tischchen, auf welchem eine Violine und die kostbar verzierte Laute lag. Die geschäftige Lise ergriff das Instrument, und bemühte sich Marien den Gebrauch desselben zu zeigen, indem sie mit ihren Knochenfingern einige Mißtöne herauszerrte. Das geschicktere Mädchen versuchte die Laute auch, und wie zum Danke für die Berührung mit den weichen zarten Fingern, gaben die Saiten, die in einem Accord angeschlagen wurden, einen angenehmen vollen Klang. Marie würde sich nicht so leicht von der Laute getrennt haben, hätte nicht ein Seitenblick in das letzte Gemach ihr einen noch anziehenderen Gegenstand gezeigt. Dorthin eilte sie jetzt, und stand fast überwältigt von Gefühlen der Theilnahme und Rührung vor einem — Betpulte. Es war mit schwarzem Sammt ausgeschlagen; oben stand ein aus Elfenbein sehr künstlerisch geschnitztes Crucifix, von welchem zu beiden Seiten schwarze Flöre herabhingen. In dem schwarz bepolsterten Schemel waren deutlich noch die Abdrücke der Knie des Beters zu bemerken, er mußte daher hier oft andächtig sein.

„Also hier," sprach Marie, deren Augen sich mit Thränen füllten, „hier betet der Aermste inbrünstig zu dem Gott, der es zuließ, daß ihm allein unter Millionen seiner Mitmenschen ein so schreckliches Los ward! Wenn er des Ingrimmes, der ihn ob seines Mißgeschickes immerhin erfüllen dürfte, so vollkommen Meister werden, wenn er sein Unglück so edel auffassen kann, so muß er ein guter, ja noch mehr, ein vortrefflicher Mann sein. Und er gerade, der ein schönes Los verdiente, er gerade muß durch eine böse Laune der Natur, durch ein häßliches Spiel des Zufalls ausgeschlossen sein von den Freuden und Segnungen, die sich dem Guten und Edlen sonst bieten; er gerade muß sich ausgestoßen fühlen aus den Kreisen Derjenigen, die ihm Liebe schuldig wären, die ihn aber, weil sein Angesicht mißgeschaffen ist, mit Abscheu fliehen, mit argen, übertriebenen, zum Theile wohl auch erlogenen Gerüchten verfolgen. O, daß nur etwas geschehen könnte, Balsam in das wunde Herz des Bedauernswerthen zu flößen, ihm die Martern, die er fühlen muß, zu lindern!"

Nach dieser Herzensergießung senkte die Mitleidige ihre Knie auf denselben Schemel nieder, auf dem der von aller Welt Gefürchtete täglich kniete; sie betete inbrünstig für ihn, und als sie sich erhob, war aller Schauder vor den Räumen, in denen der Verrufene athmete, völlig gewichen. „Er kann beten," sprach sie zu sich selbst, „er kann darum nur ein Unglücklicher sein, er verdient das wärmste Mitleid, und das Entsetzen vor ihm ist ein Unrecht."

Die alte Aufwärterin hörte mit Staunen zuerst die Worte Mariens und sah dann mit noch mehr Verwunderung, wie sie vor dem Betpulte hinsank. Mit einem an dem bildungslosen Weibe auffallenden richtigen Tact störte

sie die sichtlich tief Ergriffene nicht, bis diese sich schweigend erhob und gesenkten Hauptes und sinnend in das vorderste Gemach zurückkehrte.

Dort erst richtete sie sich wieder auf und blickte so klar umher, als wäre ein Schleier von ihren Augen gefallen. Einer ihrer Blicke traf jetzt ein auf dem Tische vor dem Sopha liegendes umfangreiches Album, das, wo es eben aufgeschlagen war, die Abbildung einer Schweizergegend zeigte. Die erhabenen Wunder der Natur wenigstens im Bilde zu sehen, war für Marie ein Fest. Sie schlug Blatt auf Blatt um, wurde aber selbst von den schönen Gemälden weniger angezogen, als von verschiedenen unter dieselben geschriebenen Zeilen, welche augenscheinlich die Gemüthsstimmungen anzeigten, in denen der Reisende, als er die Urbilder sah, sich befunden hatte.

So stand unter der Ansicht eines von Alpen umragten Sees:

Ein jeglich Wesen freuet sich hier innen,
In spiegelklarer Fluth sein Bild zu seh'n,
Nur mich entsetzt es, mich nur treibt's von hinnen
Empor zu schaurig öden Felsenhöh'n.

Unter einem anderen Bilde, das eine unten grüne und bewaldete, aber oben kahle Alpe vorstellte, die ihre Kuppe stolz in die Lüfte erhob, standen die Worte:

Fels, wenn Dein wüstes Haupt, das Eis und Schnee bekrönen,
In Wolken sich verhüllt, da klagt der Freund des Schönen,
Daß dichter Nebeldunst ihm Deinen Anblick raubt;
Doch vor der ganzen Welt berg' ich mein wüstes Haupt;
Enthüllt ich's nur mir selbst, wär's mir zum eig'nen Schrecken —
O, läg' es doch im Grab! möcht' es die Erde decken!

Aehnliche Klagen und Schmerzensausbrüche über das Unheil, das seine Geburt über ihn gebracht, hatte der Unglückliche unter andere Bilder geschrieben. Mit feuchten Augen blickte Marie, als sie gelesen hatte, wieder umher, und bemerkte ein auf dem Schreibtische liegendes halbbeschriebenes Papier. Sie nahm es auf und las die Verse, welche erst vor Kurzem hingeworfen zu sein schienen. Sie lauteten:

Wer duldet nicht, wem senkt in seinen Becher
Nicht einen bitt'ren Tropfen das Geschick?
Doch schnell hinab in einem Augenblick
Schlürft ihn mit beß'rem Trank der muth'ge Zecher.
Mir aber ward ein Wermuthkelch gegeben,
In den kein süßer Tropfen je gesunken,
So lang ich bin, wird er nicht ausgetrunken,
Und wenn er leer wird, endet auch mein Leben.

Wieder fielen Thränen aus den Augen der tiefergriffenen Leserin. „O, wenn ich es vermöchte!“ klagte sie, „auch nur eine Stunde lang den Leidenskelch von seinen Lippen entfernt zu halten! Aber wem gelänge das? Gäbe es Trost für ihn, mit seinem schön fühlenden Herzen, mit seinem hoch-

gebildeten Geiste würde er ihn längst gefunden haben. Nur Eines," fuhr sie fort, nachdem sie eine Weile in sich versunken dagestanden war, „nur Eines könnte ihm, wie ich glaube, wohlthun: „Theilnahme, wahre echte Theilnahme."

Wieder versank sie in Nachsinnen. Mit einem Male faßte sie der neben ihr stehenden Aufwärterin Hand und drückte ihr in die andere eine Silbermünze. „Lise," sprach sie dringend, „Du wirst gegen den Grafen mit keiner Silbe erwähnen, daß das, was ich jetzt thun werde, von mir gethan ward. Versprich es mir."

Die Alte wies die Münze zurück, versprach aber bei Allem, was ihr theuer sei, daß sie ihres Lieblinges Wunsch erfüllen wolle. Marie setzte sich an den Schreibtisch und ergriff eine Feder. Es waren ihr aus einem Buche, das religiöse Betrachtungen enthielt, einige Verse eingefallen, welche auf die des Grafen zu passen schienen. Schnell schrieb sie darunter:

Kurz ist der Lebenstraum von holden Lenzen,
Bald fliehn sie hin, und ew'ger Frühling naht.
Dort, wo die immer hellen Sonnen glänzen,
Erwächst zu Lust der Erdenleiden Saat,
Dort gilt der Seufzerlaut statt Ruhmeskränzen,
Die Thräne dort statt einer frommen That —
Getrost, o Herz, was Du auch hier verloren,
Dort wird es neu und schöner Dir geboren.

Sie hatte die Worte geschrieben, und, die Feder hinwerfend, gebot sie Lisen noch einmal Stillschweigen, wischte die Thränen aus den Augen, eilte die Treppe hinab und schlüpfte unbemerkt über die Straße weg in ihr Haus.

5.

Der Graf hatte mit Kasalinsky lange im einsamen Walde verweilt. Erst nach der Mittagsstunde sah man ihn durch die Straßen des Städtchens in einer Weise gehen, die man an ihm zu bemerken nicht gewohnt war. Er schritt aufrechter als sonst und das eigenthümliche Schwanken seines Ganges war nicht zu gewahren. Noch gestern, noch heute Morgens, wenn er zufällig auf zusammenstehende Badegäste stieß, und diese, wie gewöhnlich, zurückwichen, zuckte er heftig zusammen und schlug die entgegengesetzte Richtung ein. Jetzt war von alledem nichts zu entdecken. Er trat den Gruppen ganz nahe und hielt auch die Mantelfalten nicht so hoch, als er sonst zu thun pflegte, über das Kinn empor, so, daß deßhalb mehr als je von der Larve zu erblicken war. Rasch vorwärts schreitend, gelangte er bald an sein Haus und in seine Wohnung, schob den inneren Riegel vor die Thüre, ging gerade nach dem Schlafzimmer, sank dort auf den Betschemel nieder, hob die gefalteten Hände hoch empor und rief im Tone höchster Begeisterung:

„Dank dir, mein Gott, Dank, heißen Dank für die Gnade, für das Glück, den Segen, die süße wundersame Erquickung, die du mir gewährtest. Was zu erlangen ich nie hoffen durfte, ist mir zu Theil geworden: Die wahre Theilnahme eines fühlenden Mitgeschöpfes. Ich empfand und erwiderte den Händedruck eines Mannes, der nicht wie Andere in mir einen Unhold sieht, und der die gleichberechtigte Seele die Mißbildung der Hülle, in die sie gebannt ist, nicht entgelten läßt. Ich hörte die Stimme des Mitleids und Bedauerns, aber auch Worte der Beruhigung, des Trostes, der Erhebung. Die Mahnung, muthig und ergeben zu tragen, habe ich tausendmal selbst an mich gerichtet; aber erst jetzt ist sie mir tief in's Herz gedrungen, seit sie von dem edlen Manne an mich erging, der — o ich wage es kaum zu denken! — mein Freund sein will. Ein Freund! — In dieses Wortes hoher Bedeutung liegt für mich eine unaussprechliche Seligkeit. Ich, der bisher die Willigkeit, in meiner Nähe zu weilen mit Gold aufwiegen mußte, ich, der ich außer meinem alten treuen Diener es nur mit Feilen und Gewinnsüchtigen zu thun hatte, ich soll einen Freund haben, ein uneigennütziges Wesen, das mir um meinetwillen allein zugethan ist! Alle Leiden, die ich erduldete, verschwinden fast vor der überschwenglichen Wonne dieses Gedankens; alles Schöne und Gute, alles Glück und aller Reiz des Lebens vereint sich mir in dem süßen Glauben an ein Herz, das für mich empfindet, an eine Seele, die mich verstehen kann. Gib, mein Gott, daß es kein Traum ist, was ich hoffe, und daß festhalte der Rettungsanker, an den ich mich, der schon halb Verschmachtete, klammere."

Er richtete sich empor, nachdem er so gesprochen und durchschritt die Gemächer. Plötzlich bemerkte er das Papier auf seinem Schreibtische. „Ich will das vernichten," sagte er, „was ich heute Morgens in meinem schweren Unmuthe niederschrieb. Wenige Stunden sind seitdem verflossen und doch würde ich jetzt nicht mehr so schreiben. Ich will auch künftig, wenn so tiefschwarze Stimmungen mir wieder nahen, sie nicht festhalten, ihnen keinen bleibenden Ausdruck verleihen, ich will erlebte Schmerzen nicht gleichsam einbalsamiren, um sie später immer wieder betrachten zu können. Vielleicht hat Kasalinsky Recht, vielleicht ist mein Elend nicht einmal das größte; mindestens habe ich es nicht verschuldet, und bin, was fürchterlich sein muß, von keinem Bewußtsein einer Uebelthat, von keiner Reue gepeinigt. Das sei mein Trost. Und darum will ich die Zusage halten, die ich meinem theilnehmenden Freunde gemacht: Ich will mich nicht ganz niederbeugen lassen und trachten, mich über mich selbst zu erheben."

Zum Schreibtische tretend, ergriff er das Papier, das er zerreißen wollte. Aber sein Auge fiel auf die fremde Schrift. Er stand wie erstarrt da, als er die ersten Worte las; er las weiter und Staunen; Rührung, Freude

ergriffen ihn. Ehe er jedoch von allen auf ihn wirkenden Eindrücken zur klaren Besinnung kommen konnte, pochte es an die Thüre und die Stimme der alten Aufwärterin bat um Einlaß. Mit dem Papiere in der Hand sprang der Graf zur Thüre und öffnete.

„Wer," rief er in höchster Erregung, „wer schrieb diese Zeilen? Wer war hier in meiner Abwesenheit? War es Graf Kasalinsky?"

„„Kasalinsky? Ich kenne ihn nicht,"" stammelte die erschrockene Lise.

„Ein schlanker, hochgewachsener Mann mit dunklem, etwas ins Graue spielendem Bart, in einen schwarzen mit Schnüren besetzten Rock gekleidet. Er müßte aber vor neun Uhr Morgens hier gewesen sein. Ihr habt ihn hereingelassen. Redet! gesteht!"

„„Ich sah keinen Herrn; es war kein Herr hier.""

„Nicht? nicht? Wie kamen Zeilen von fremder Hand auf dieses Papier? Ihr belügt mich; er war hier, er **muß** hier gewesen sein."

„„Bei allen Heiligen beschwöre ich es. Es war kein Mann in diesen Gemächern.""

Aber so sehr Lise auch leugnen mochte, der Graf glaubte ihr nicht, *konnte* ihr nicht glauben. Mit dem Feuer, in das ihn seine Gemüthsstimmung versetzte, drang er immer heftiger in sie, zu bekennen. Die Alte, entsetzt über die Heftigkeit, des Lesens unkundig, daher über das, was Marie geschrieben, nicht unterrichtet, befürchtete, diese möchte etwas Ungeeignetes gethan haben. Sie blieb darum dabei, keine Auskunft geben zu können, und nahm jene Miene von Dummheit an, welche wir oft an gemeinen Geschöpfen bemerken, wenn sie sich unschuldig zu stellen bemüht sind. Doch der Graf drang immer stärker in sie, indem er ihr klar und deutlich bewies, daß ohne ihr Wissen Niemand habe in das Zimmer kommen können. Und nun stotterte die ganz Eingeschüchterte allerlei Unsinn hervor, half sich dazwischen mit Kopfschütteln und Achselzucken und hatte am Ende — nichts gesagt, also auch nichts verrathen.

Jetzt zog der Graf eine schwere Börse hervor und bot sie ihr, wenn sie gestünde. Schon war bei dieser Lockung das Geständniß auf ihren Lippen, sie zögerte nur noch, weil sie nicht wußte, wie sie einen solchen Anbot mit dem Mißfallen in Einklang bringen sollte, das der Aufgeregte augenscheinlich über Mariens Zeilen empfand. Indem sie aber dies zusammenreimen wollte, brach ihr Zögern die Geduld des Grafen; er ergriff das letzte und sicherste Mittel, der Verstockten das Geständniß abzuzwingen.

„Gut denn," sagte er streng, „da Ihr nicht mit der Sprache herausgehen wollt, so begehre ich auch nichts mehr von Euch zu hören. Allein, ich kann ferner keine Dienerin brauchen, die in meiner Abwesenheit Gästen Zutritt in meine Wohnung gestattet, oder sie offen stehen läßt, so daß

Fremde sich hereinschleichen können. Hier" — schrie er unwillig und warf ihr ein Paar Goldstücke hin — „hiemit seid Ihr abgelohnt. Verlaßt mich auf immer!"

Das wirkte gewaltsam. Die Furcht vor dem Verlust des lohnendsten Dienstes, den sie jemals gehabt, brach Lisens Kraft und zerstörte alle Erinnerung an die Marien angelobte Verschwiegenheit. Das verzweifelnde Weib wollte weinen, brachte aber keine Thräne heraus und verfiel in ein trockenes Schluchzen, das erbärmlicher klang, als das lauteste Weinen und Heulen.

„O ich Unglückliche!" schrie sie endlich, „wie hätte ich ahnen können, daß die wenigen Worte auf diesem Papier den gnädigen Herrn so schwer beleidigen würden! Und so komme ich um meinen Dienst aus purer Anhänglichkeit für den Dienstherrn, bloß weil ich wünschte, man möge sich nicht vor ihm fürchten und scheuen. O ich Aermste, ich Aermste!"

„„Was meint Ihr?"" sprach in milderem Tone der Graf. „„Ihr denkt die hier gefundene Schrift hätte mich beleidigt? Nein, nicht beleidigt hat sie mich, sondern erfreut, beglückt, beseligt.""

„Wie?" stieß die Alte heraus, und wie ein Stein fiel es ihr vom Herzen — „erfreut? beglückt? Ach, das ist etwas Anderes, dann wird Alles wieder gut werden, dann können Euer Gnaden mir nicht zürnen."

„„Nein, nein, aber gesteht jetzt. Wer hat diese Verse geschrieben.""

„O, ich will es sagen, ich will es sagen. Aber es war kein Herr hier, gewiß und wahrhaftig kein Herr. Ich habe nicht gelogen."

Und den Grafen in den tieferen Hintergrund des Zimmers zurückwinkend, bückte sie sich ein wenig und deutete dem Verwunderten an, das Gleiche zu thun, dann wies sie mit ausgestreckter Hand in gerader Richtung nach dem offenen Fenster gegenüber hin, an welchem Marie vor dem Stickrahmen saß.

„Die, die war's!" flüsterte sie, und der Graf stürzte wie sinnlos an das Fenster vor, begegnete dem Blick des Mädchens, das eben herüber sah, und vor ihm schwankte Alles, schwamm Alles durch einander, dann ward es dunkel vor seinen Augen, der Boden schien unter ihm zu sinken und er selbst sank ohne Bewußtsein nieder.

Lise eilte rathlos in den Zimmern umher, ohne zu wissen, was sie thun solle, um den Ohnmächtigen wieder zu erwecken. Aber seine Betäubung war bald vorüber; er erhob sich ohne fremde Hilfe und es entspann sich zwischen ihm und der Alten ein langes, langes Gespräch, dessen Inhalt so weit es nöthig, später mitgetheilt werden wird. Für jetzt ist nur zu erwähnen, daß auf den Tag, der für den Unglücklichen voll so großer Aufregungen war, eine Nacht voll seltsamer fieberischer Träume folgte. In einem dieser

Träume kam es ihm vor, als flöge er entkörpert himmelan, siegesfreudig auf seinen Leichnam herabblickend, der mit häßlichem schauderhaftem Angesichte unter ihm dalag.

6.

Der alten Lise war die Ursache nicht bekannt, aus welcher seit Wochen in zweien von den drei Zimmern, die der Graf bewohnte, die dichten Rollvorhänge herabgelassen sein mußten, auch am Morgen und Abend, wo doch die Luft kühl war. In den ersten Tagen seiner Anwesenheit im Badeorte hatte der Bewohner dieser Gemächer sie unverdunkelt gelassen und oft die fleißige Marie gesehen, wenn sie, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, am Fenster saß. Er bemerkte aber, oder glaubte zu bemerken, daß sie, so oft er hervortrat, sich ängstlich zurückzog, wie er es ja von Allen gewohnt war, die ihn erblickten. Er ließ deßhalb später die Rollvorhänge herab, wodurch er den doppelten Vortheil erreichte, daß das Mädchen nicht verscheucht ward und daß er die Anmuthige sehen konnte, ohne gesehen zu werden, denn die Gardinen schlossen den Fensterraum nicht so genau ab, daß nicht ein spähendes Auge zur Seite eine Lücke gefunden hätte, um hindurchblicken zu können. Anfangs betrachtete der Beobachter von seinem Versteck aus seine Nachbarin wie ein Bild; aber wie man an einem solchen, wenn es ein Kunstwerk ist, bei immer neuem Betrachten immer neue Schönheiten entdeckt, so geschah es auch hier dem Naturbilde gegenüber, und während ihm früher seine Beobachtungen nur eine Zerstreuung waren, so gewann er allmälig an dem heiteren freundlichen Wesen einen immer regeren Antheil. Er freute sich zu bemerken, daß Marie ihren Vater oft zärtlich liebkoste, es war ihm angenehm, sie scherzen zu sehen oder lachen zu hören; es bangte ihm, als ob ihn selbst etwas Schmerzliches betroffen hätte, wenn sie, was zum Glück nur selten sich ereignete, trüber gestimmt schien, oder gar, als wäre sie in düstere Gedanken versunken, die reine glatte Stirne auf die weiße kleine Hand stützte. Er sah sie im Morgenhäubchen, wenn sie durch das Zimmer ging und aufräumte, sah es, wenn sie einen Strauß von Feldblüten in die kleine Vase ordnete, wenn sie die Topfblumen begoß, die in zierlichen Gefäßen auf dem Fensterbrett standen. Er beobachtete sie, wenn sie ausging, wenn sie wieder heim kam, wenn sie Sonntags am Arm des Vaters den Kirchgang antrat; er wußte, wann sie aufstand, wann sie schlafen ging; ja, er hatte sie fast so gut kennen gelernt, als wenn er ihr Hausgenosse gewesen wäre. Er hing an ihr wie der Gefangene an einer Taube, einem Sperling, einer Schwalbe, welche täglich auf einem Dach erscheinen, an's Gitterfenster kommen oder ein Nest in der Nähe gebaut haben. Wie dem Eingekerkerten dieser Anblick, so war dem von der Welt fast ebenso Abgeschiedenen der Anblick Mariens zur Gewohnheit, zum Bedürfniß, fast zur Nothwendigkeit geworden; er wäre

trostlos gewesen, wenn die holde Nachbarin einen Tag lang nicht erschienen wäre, wenn er vergebens nach ihr gespäht hätte.

Aber man schließe daraus nicht auf eine Empfindung, wie sie ein Anderer etwa haben konnte, ein Mann, geschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, nicht genöthigt sein Angesicht vor aller Welt zu verbergen. Der unglückliche immer einsame Graf hatte sich längst an den traurigen Gedanken gewöhnt, von allem Verkehr mit den Menschen ausgeschlossen zu sein, Allen, und ganz besonders dem furchtsamen weiblichen Geschlechte unüberwindlichen Schauder zu erregen. Aber ihm begegneten doch allerorten Mädchen und Frauen; er sah ihre anziehenden Körperformen, die Anmuth ihrer Bewegungen, die Holdseligkeit ihrer Blicke, ihres Lächelns. Er konnte sein Auge und seine Seele den Eindrücken nicht verschließen, deren kaum ein junger Mann einem schönen reizenden Weibe gegenüber sich erwehren kann. Eine kurze Zeit hindurch, gerade als er in das Mannesalter getreten war, gab er sich sogar solchen Eindrücken gerne hin, ja, er schaffte vorzugsweise solche Gemälde an, auf welchen Frauenschönheit dargestellt war, und versenkte sich bei dem Anschauen dieser Bilder in wohlthuende Täuschungen. Allein, er erkannte bald, daß das Bewundern von Reizen, die ihm ewig fern bleiben mußten, ihn noch weit unzufriedener mit seinem harten Ausnahmslose machte, und da es sein Grundsatz war, Alles, was ihn an der Vorsehung zum Zweifler machen, gehässig gegen die Welt stimmen, sein Herz verhärten konnte, streng von sich abzuweisen, so rang er kräftig mit sich, bis er es über sich gewann, neuen Versuchungen dieser Art zu widerstehen. Er zwang sich gegenüber dem anderen Geschlechte, von welchem ihn eine himmelhohe Scheidewand für immer trennte, eine gewisse Kälte und Fühllosigkeit an; wo er Frauen fand, ließ er seine Blicke nicht lange auf ihnen ruhen; er entfernte jetzt sogar alle Bilder, die Vorstellungen zu erzeugen geeignet waren, denen er sich nie mehr überlassen wollte.

Aber eines vermochte doch sein kräftiger Wille nicht: er konnte den Träumen der Nacht nicht verwehren, ihm lockende weibliche Gestalten vorzuzaubern. Er war dann in solchen Träumen ein wohlgebildeter schöner Mann, er näherte sich einem der holden Wesen, er schloß es in seine Arme, die Lippen berührten sich, sein Herz pochte ungestüm, seine Seele war in Entzückung. Und wenn er aus einem solchen Traume erwachte und wieder zum Bewußtsein seiner Lage, seines Elends kam, da stöhnte er, drückte seine Hände vor die Brust und konnte es nicht hindern, daß seine Thränen strömten und daß er tagelang tiefsinnig und schwermüthig blieb.

Um so unablässiger fuhr er jedoch fort gegen solche Regungen anzukämpfen; endlich kamen auch wirklich ähnliche Träume seltener, und als er vor einigen Wochen in dem Badeorte eintraf, glaubte er ganz gepanzert zu

sein gegen die Wirkung phantastischer Gedanken, die sich ihm, dem von der Natur Gebrandmarkten, nie und nimmer verwirklichen konnten. Aber auch in dem verkrüppelten Baume treiben die Säfte rasch um wie in dem gerade gewachsenen, und auch in dem mißgeschaffenen Manne wallte das Blut so warm und lebhaft, wie es in ihm gewallt hätte, wäre er dem Apoll vom Belvedere ähnlich gewesen. Und so geschah es, daß das warme Blut des Herzens die kalten Grundsätze des Verstandes gerade zu der Zeit überwältigte, wo dieser sich vollkommen Sieger glaubte.

Der Graf aber merkte das gar nicht, er ward sich dessen, daß er den Kampf aufgegeben, durchaus nicht bewußt, und dies war das sichere Zeichen einer vollkommenen Verblendung. Er sagte sich, daß er bei dem Anblick des Mädchens, obwohl er ihn jetzt häufiger suchte, ganz kühl bleibe, daß das Wohlgefallen, das er empfand, nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Zustande habe, in welchen ihn ehemals schon ein Bild versetzen konnte. Er fühlte in sich — so meinte er — keine Aufregung, er vertiefte sich in keine Träumerei, er konnte denselben Antheil an einem Jüngling nehmen, der ihm gegenüber wohnte. Sein Interesse hielt er für ein rein menschliches und den immer wiederkehrenden Drang hinüber zu sehen für den bloßen Trieb die träge Zeit zu kürzen. Darum glaubte er auch die zerstreuende Unterhaltung sich nicht versagen zu müssen. Und so sah er denn hinüber und immer wieder hinüber, ohne daß dadurch, wie er sich einredete, seine Gemüthsstimmung im Geringsten eine Aenderung erlitt.

Ach, wie leicht geben wir uns einer Täuschung hin, die uns zusagt! Und daß hier wirklich eine Täuschung im Spiel war, bewies der heftige überwältigende Eindruck, der den in Sicherheit Eingewiegten niederwarf, als er erfuhr, daß die theilnahmsvollen Zeilen, die er unter seinen Versen geschrieben fand, von eben dem weiblichen Wesen herrührten, welches er so oft, und — wie er glaubte — völlig unbefangen beobachtet hatte. Er lag jetzt, nachdem ihm das Bewußtsein wiedergekehrt war, erschöpft, aber im Zustande der höchsten inneren Aufregung im Sopha; vor ihm stand die alte Aufwärterin, welche alle ungestümen Fragen, die an sie gerichtet wurden, eilig beantwortete, bis der Graf alle Umstände, die mit Mariens Besuch in seinen Zimmern zusammenhingen, bis ins Kleinste erfahren hatte.

„Ihr werdet,“ sprach er sodann, „ein Schreiben von mir dem jungen Mädchen übergeben.“

„„Ich? Da erführe sie ja, daß ich ihr mein Wort nicht gehalten. Ich bitte, Herr, verlangt das nicht, es würde mir Mariens ewige Feindschaft zuziehen.““

„Ich selbst will Eure Entschuldigung übernehmen und die Gute dringend bitten, Euch zu vergeben, ja, ich will die Schuld ganz allein auf mich wälzen.“

„„Thut denn, wie Ihr wollt. Aber Mariechen wird mir nie verzeihen.““

„Dann müßte sie nicht so edel sein, als sie es wirklich ist. Ich verbürge Euch ihre volle Vergebung. Aber geht jetzt, ich will allein sein.“

Die Alte ging, der Graf aber setzte sich an den Schreibtisch, stützte den Kopf in beide Hände und dachte lange nach, ehe er die Feder ergriff.

7.

Marie war nicht sobald in ihr Zimmer getreten, als sie wegen dessen, was sie gethan, eine Todesangst überfiel. Mußte der Graf nicht darnach forschen, wer die Zeilen geschrieben, und würde Lise seinem Andringen gegenüber standhaft bleiben? Sie war ihr von jeher als nicht allzu verläßlich bekannt, wie hatte sie nur vergessen können, daß die Alte geschwätzig, vor allem aber geldgierig sei und dem Anblick des Goldes, mit welchem der Graf so freigebig schaltete, nicht würde widerstehen können. Centnerschwer fiel diese Besorgniß auf Mariens Herz. Sie war einem plötzlichen Aufwallen von Mitleid gefolgt, hatte sich von ihren überströmenden Gefühlen hinreißen lassen und die Folgen außer Acht gelassen, welche ihr unbedachtsames Handeln haben konnte und mußte. Was würde der Graf von ihr denken? In welchem Lichte mußte ihm ihre Unbesonnenheit erscheinen? Wie leicht konnte er einen Mangel an Weiblichkeit in ihrem Unterfangen finden!

Mit solchen Gedanken zerquälte sie sich während des Restes des Tags, und mehrmals fragte Berthold, was seinem Goldkind fehle. Aber Marie schützte den Kopfschmerz vor, an dem sie zuweilen litt, und sobald es ihr nur möglich war, verließ sie das Haus, um Freundinnen zu besuchen, in deren Unterhaltung sie Zerstreuung zu finden hoffte. Aber überall, wohin sie kam, lenkte sich bald das Gespräch auf die anwesenden Badegäste und dann natürlich auf den Grafen Tod, der neuerdings wieder besonders von sich reden machte, seit die Erzählung Kasalinsky's über die Verhältnisse des Unglücklichen die Runde durch das Städtchen machte. Marie erhielt heute so oft die Bestätigung über das schauderhafte Aussehen des Verlarvten, daß ihr von Neuem zu grauen begann, dessen gedenkend was sie unternommen. Sie rief sich die besseren Gedanken zurück, von denen sie noch am Morgen beherrscht war, aber es gelang nicht ganz, sich eines tiefen Bangens zu erwehren. Während sie sonst oft für den Bedauernswerthen eifernd gesprochen hatte, widerlegte sie heute die widersinnigsten Behauptungen nicht und verließ endlich die Freundin, bei der sie den letzten Besuch gemacht, in einer Art von dumpfer Verzweiflung, einem Zustand, den sie, ohne körperlich oder geistig sehr leidend zu werden, nicht lange hätte ertragen können.

Sie eilte, da es schon dämmerte, dem Hause zu. Als sie eben in die Thüre treten wollte, versperrte ihr die alte Lise den Weg.

„Ich habe hier etwas für euch,“ sagte diese flüsternd, ergriff Mariens Hand, ließ ein zusammengefaltetes Papier hinein gleiten und war verschwunden.

Marie fühlte ein Siegel zwischen ihren Fingern. „Um des Himmels Willen!“ rief sie aus, „was kann das sein? Es wird doch wohl nicht“ — Sie konnte nicht ausreden, ihre Kehle war wie versperrt, ihre Brust furchtbar beklommen, ein Frost lief ihr durch alle Glieder. Sie eilte die Treppe hinauf in ihr Zimmer, das sie hinter sich abschloß, obwohl sie eine Störung nicht zu fürchten hatte, da ihr Vater gewöhnlich erst, nachdem sie bereits entschlummert war, aus dem Gasthause heimkehrte, in welchem er als einer der ältesten Stammgäste nie fehlen durfte.

Eilig schob das zitternde Mädchen die Vorhänge an den Fenstern dicht zusammen, und zündete eine Kerze an; aber als ihr Auge auf den Brief fiel, entsank er ihrer Hand. Sie hatte die Schriftzüge des Grafen erkannt, dieselben Züge, unter welchen sie, die Unbesonnene, die Verse geschrieben.

„O Gott, o Gott! Lise hat mich verrathen!“ rief sie, und sank in das Sopha, und ein Strom von Thränen überflutete ihre bleich gewordenen Wangen. „Was soll ich thun, soll ich das Schreiben lesen, soll ich es ungelesen vernichten? Ach, was soll, was muß ich thun?“ Sie lag eine ziemliche Weile in heftiger Erregung da, unschlüssig, in widerstreitenden Gedanken. Da — mit einem Male — erklangen leise, durch die verhangenen Fenster gedämpfte Lautentöne herüber, weiche, linde, rührende Mollaccorde. Die Töne — Marie wußte das wohl — wurden von dem Unglücklichen denselben Saiten entlockt, über die sie selbst ihre Fingern versuchend hatte gleiten lassen.

Immer klagender wurden die Töne, und immer schmeichelnder schlichen sie sich ihr in's Herz. Allmälig senkte sie die Hand nach dem Boden herab, ergriff den Brief, den sie fallen gelassen, hob ihn empor, schloß ihn in ihre beiden Hände, so wie sie es zuweilen mit der Hand einer lieben Freundin that. Und fast zugleich mit diesem Ausdruck ihres Gefühles änderte sich auch der Ausdruck der Musik, die jetzt lauter herüber scholl. Die Molltöne wichen dem entschiedenen Dur, der Klang schwoll, stieg höher und höher, ward rascher, freudiger, ward zum Jauchzen der Lust, zum Aufschrei des Entzückens. Mariens Herz, als stünde es im Rapport mit den Tönen dieser Musik, folgte unwillkürlich deren Veränderungen; ihr Busen hob sich, Röthe kehrte auf ihre Wangen zurück, ein heller Strahl der Freude leuchtete über ihr Gesicht hin; sie sprang auf, der Kerze zu, bei deren Schein sie jetzt die Aufschrift des Briefes nochmals betrachtete, aber ohne diesmal zu schaudern, das Siegel erbrach, das Papier rasch entfaltete, und zu lesen begann. Die Zeilen lauteten:

Edles Mädchen!

Nehmen Sie als Lohn Ihrer Engelsgüte die Ueberzeugung in sich auf, daß Ihre schönen Worte einen unglücklichen, mit seinem traurigen Geschicke oft finster rechtenden Menschen süß getröstet, und ihn so glücklich gemacht haben, als er es werden zu können nie mehr erwartete. Von der Welt verstoßen, verwiesen aus dem Kreise der Frohen, hinweggedrängt aus der Nähe fühlender Herzen, begann ich an Allem zu verzweifeln, woran ein schuldlos Leidender festhalten soll. Ein besserer Glaube ist mir nun wiedergekommen, der Glaube an echten Edelsinn, und mit ihm die beseligende Hoffnung, daß es noch Gemüther gibt, offen für einen so unsäglichen Jammer, wie es der meinige ist und sein muß. Seit ich dies erkannt habe, sind mir die Menschen wieder verehrlicher, meine Thränen minder bitter, meine schweren Leiden erträglicher geworden. Sie haben mich dahin verwiesen, wo allein diese Leiden völlig enden werden, auf ein schöneres Dasein, in welchem von mir genommen sein wird, was mich hier geflohen macht, ein Dasein, in welchem ich rein sein werde von Angesicht, wie es mein Herz ist. An diesen Hoffnungsanker, den Sie mir zuwarfen, werde ich mich festklammern und ich denke Sieger zu werden über den gerechten Unmuth, der sich in mir schon oft bis zur Raserei steigerte. Dies Alles danke ich Ihnen aus vollster Seele, und bitte den Allmächtigen, er möge jedes bessere Gefühl, das mich nun wieder erwärmen wird, als eine Segnung, und jeden Hauch, der ohne Seufzer meiner Brust entsteigt, als ein wirksames Gebet für Sie gelten lassen.

Graf Stanislaus Lubowsky.

Die schönen Schriftzüge wären von Mariens Thränen fast verwischt worden, denn in Strömen flossen sie unaufhaltsam. Aber ein unnennbares Wohlgefühl beseligte sie mit dem Bewußtsein, eine gute That gethan zu haben. Ihr Mitleid stieg mit jeder Minute, mit jeder Minute der Wunsch, den Unglücklichen noch zufriedener machen zu können. Die Nacht verging ihr unter freundlichen Träumen, und als sie erwachte, richtete sich ihr Auge zu allererst nach den Fenstern des gegenüberstehenden Hauses, als wollte sie fragen, ob der Aermste, der ihr eine so holde Nacht bereitet hatte, auch selbst eine solche gehabt habe. Plötzlich fiel ihr bei, daß heute ihr Geburtstag sei, und dieser Gedanke versetzte sie in die seltsam feierliche Stimmung, von der wir in der Jugend an solchen Tagen ergriffen werden. Aber zu dieser Stimmung gesellte sich, ja verschmolz sich mit ihr, die eigenthümliche weiche Empfindung, welche sie noch vom vergangenen Tage her in sich trug. Es war, als ob ihr Herz weiter geworden wäre, als ob etwas in ihr aufblühte, als ob sie selbst eine Blume sei, die sich eben entfaltete. Sie wußte sich

die Gehobenheit, in welcher sich ihr ganzes Wesen befand, nicht zu erklären, sie versuchte es auch nicht; aber sie sank auf die Kniee, und dankte Gott für das, was sie empfand, und was unbeschreiblich süß war.

8.

Mariens neunzehnter Geburtstag! Wie lange schon hatte sich Berthold auf die Ueberraschung gefreut, die er heute seinem lieben Kinde bereiten wollte. An sein gewöhnliches Geschäft war am heutigen Tage natürlich nicht zu denken; auch seine Gehilfen feierten, und ehe noch Marie Zeichen gab, daß sie wach sei, stand schon der Alte im Sonntagskleide in der Werkstatt. Dort waren auch die Gesellen versammelt, stattlich herausgeputzt, und dem Altgesellen zuhörend, der ihnen die wohlgesetzte Rede vordeclamirte, die er im eigenen und im Namen seiner Genossen, wenn sie vor des Meisters Töchterlein treten würden, halten wollte.

„Geht nur zuerst hinauf," sagte Berthold, „ich will mein liebes Kind erst später beglückwünschen."

Und so stiegen denn die Gehilfen des Meisters die Treppe hinauf, thaten ihr hochwichtiges Geschäft ab, und kamen wieder herunter mit leuchtenden Gesichtern, denn Marie war ungemein liebenswürdig gewesen, hatte der langen Rede mit der größten Aufmerksamkeit zugehört, und dann voll Rührung gebeten, die braven Gesellen möchten nach wie vor den alternden Vater recht treu und emsig unterstützen; zuletzt aber hatte sie ihre kleine Sparbüchse geöffnet, und jedem der fünf Männer einen blanken Kronenthaler mit dem Wunsche geboten, daß sie Abends auf ihre Gesundheit ein Gläschen Wein trinken möchten. Zugleich wurden alle Fünf zum Mittagessen eingeladen, während sonst nur der Altgeselle der tägliche Tischgenosse des Meisters war.

„Das muß wahr sein," sprachen die Gesellen untereinander, als sie wieder in die Werkstatt traten, „Ihr seid ein glücklicher Vater, Meister Berthold; ein lieblicheres Geschöpf, als Eure Tochter, gibt es weit und breit nicht. Und auch kein schöneres, und kein gescheidteres."

In diesem Tone ging es fort, und Berthold sagte schmunzelnd: „Ihr habt Recht, ich weiß das. Aber jetzt will ich hinauf, und Mariechen zur Kirche führen. Drei von euch folgen uns wohl, aber ihr Zwei," fuhr er fort, indem er die Gemeinten mit dem Finger bezeichnete, „müßt zurückbleiben, um das Bewußte auszuführen."

Dies sagend, ging er die Treppe empor, pochte an der Thüre, trat aber erst ein, als ihr „Herein!" erschollen war; denn selbst der Vater hielt es nicht für schicklich, das Stübchen des sittsamen Mädchens zu betreten, ohne sich erst angemeldet zu haben. Marie flog ihm entgegen, und freudig,

wie sie eben gestimmt war, herzte sie den Vater, und umschlang ihn so fest, daß er fast aufschrie.

„Aber was treibst Du denn? Es ist ja nicht mein Geburtstag, sondern der Deinige. Doch — ich kam nicht, um Dir meine Glückwünsche zu sagen oder ein Geschenk zu bringen. Jetzt geht es zuerst zur Kirche, dieser Tag muß mit Gott begonnen werden. Ich habe ihm innig dafür zu danken, daß er Dich mir gegeben."

Eine neue Umarmung war die Folge dieser Rede; aber dann bereitete sich Marie eilig zum Kirchgang, den sie am Arme des Vaters antrat, während drei seiner Gesellen mit feierlichen Mienen hinter ihnen hergingen. Die Messe war von Meister Berthold eigens zu diesem Zwecke bestellt, da dies aber im Städtchen bald bekannt geworden war, so hatte sich die Kirche mit einer ansehnlichen Menge von Freunden und Bekannten des Vaters und der Tochter, ja auch mit jungen Männern, stillen Verehrern der holden Marie, gefüllt. Nach beendeter Messe harrten die Versammelten vor der Kirchenthüre, bis Marie, die noch länger betend knieen geblieben war, mit ihrem Vater heraustrat. Der weibliche Theil der Versammlung umringte die Gefeierte, von allen Seiten ertönten Glückwünsche, des Händereichens, Küssewechselns und Plauderns würde lange kein Ende gewesen sein, hätte nicht Berthold, der sich in einer sichtbaren Spannung befand, zum Nachhausgehen gedrängt. Und so flüsterte Marie nur noch in das Ohr eines oder des andern ihr befreundeten Mädchens eine Einladung für den Nachmittag, und folgte dann dem ungeduldigen Vater. Dieser hatte kaum die Hausthüre erreicht, als er der Tochter Arm noch fester in den seinigen schloß, und sie mit einer Hast, die ihm sonst ungewöhnlich war, gerade nach ihrer Stube hinauf führte. Beide Flügel der Thüre standen offen, und schon von außen konnte Marie entdecken, was ihr zum Geburtstage bescheert war. Da stand, quer über das Zimmer gestellt, ein schönes, großes Pianoforte. Ohne es näher anzusehen, warf sich die Beglückte an den Hals des Vaters, aber dann sprang sie an das Clavier, öffnete es, las den berühmten Namen des Verfertigers, und flog wieder an die Brust des Alten zurück.

„Lieber, lieber Vater," rief sie, „das ist zu viel, das ist mehr, als ich je zu hoffen wagte. Eines der herrlichsten Instrumente, die ich stets so hoch bewunderte! Und es soll mein, wirklich mein sein?"

„„Freilich Dein!"" jubelte fast der herzensgute Mann, von dem Entzücken des Mädchens hingerissen, „„Dein ist es, und soll Dir recht, recht viel Freude machen.""

„Aber" — bemerkte Marie fast kleinlaut — „das ist ja ein sehr kostbares und kostspieliges Geschenk."

„„Das Du Dir zehnfach verdient hast,““ erwiderte Berthold, „„durch Deine Sorgfalt für mein Hauswesen, Deinen Fleiß, Deine vernünftige Sparsamkeit, durch die Pflege Deines alten Vaters, und vor Allem — durch Deine Liebe, Kind, die ja gar keine Schätzung zuläßt.““

Wieder sank Marie in die Arme des biederen Mannes. Dieser aber sagte, um der Rührung Herr zu werden:

„Aber — wir stehen da, und wissen gar nicht, ob das Ding da auch klingt, ob in dem großen Kasten Musik ist.“

Da eilte Marie an das Pianoforte, zog einen Stuhl hin, stellte einen andern für den Vater ihr zur Seite, und begann, recht klug berechnend, was den Alten zumeist erstaunen machen werde, eine der brillantesten Sonaten zu spielen, deren Schwierigkeiten zu besiegen ihr während ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt gelungen war. Berthold schien kaum zu hören, aber desto mehr zu sehen, denn seine Augen waren unverwandt auf Mariens Finger gerichtet, die sich so rasch bewegten, daß sie zuweilen fast kaum zu unterscheiden waren. „Wie?“ brach der Erstaunte aus, als das Spiel endete, „hast Du denn keine Knochen in den Fingern?“

„„Ja wohl,““ scherzte Marie, „„aber auch Gelenke, durch welche die Knöchlein sich bewegen lassen.““

„Ja, bewegen,“ erwiderte Berthold, „ich habe die Finger mein Leben lang in meinem Gewerbe auch erklecklich bewegt. Aber in solcher Schnelligkeit! Man sollte glauben, die Hände würden Dir von jetzt an acht Tage lang steif bleiben. Und wie kommt's, daß Du in solcher Eile immer mit dem richtigen Finger den richtigen Ton findest? Es sind doch keine Zeichen auf den Tasten.“

„„O die brauche ich nicht; ich spiele sogar am liebsten im Dunkeln.““

„Und triffst doch die rechten Tasten? Das kommt mir fast wie ein Wunder vor.“

„„Ich spiele Dir noch ein Stück, eines, das Dir vielleicht gefallen wird.““

„Gut, gut, ich höre gerne zu.“

Und sie spielte einen imposanten rauschenden Marsch; er klang so volltönig, so großartig, daß der Alte beim Schluß ausrief:

„Nun, das läßt sich hören, davon bekommt man beide Ohren voll genug; das klingt, als wäre es eine vollständige Regimentsmusik. Hast Du noch viele solcher Stücke, so könnte es geschehen, daß ich den Trommeln, Pfeifen und Trompeten, welche im Wirthshausgarten rumoren, Valet sagen könnte, und mir zu Hause von Dir vorspielen ließe. — Doch — ich sitze hier schon zu lange fest, und es gibt für mich am Geburtstage meines Mädchens noch allerlei zu thun. Und auch Du, obwohl heute die Gefeierte, wirst Manches zu schaffen haben, absonderlich in der Küche.“

Und somit wendete er sich der Thüre zu; aber Marie sprang auf, erfaßte seine Hand, küßte sie inbrünstig und ehrfurchtsvoll, und sagte: „Nochmals, lieber guter Vater, meinen Dank für das schöne, schöne Geschenk!“

„„Daß es Dir Freude macht, ist ja meine Freude,““ entgegnete der gute Alte, aber was ist das hier? fragte er, und ging wieder in das Gemach zurück und dem Fenster zu. Sein Auge hatte auf dem Nähtische etwas bemerkt, was ihm und auch Marien bisher entgangen war, weil es durch den Vorhang fast ganz verdeckt erschien. „Ei, was ist das?“ wiederholte er, und hielt der Tochter eine vortrefflich gearbeitete alabasterne Vase hin, die mit den herrlichsten Blüten und wunderschönen Gräsern gefüllt war, die aus keinem Garten des Städtchens, sondern nur aus den Gewächshäusern des eine Meile entfernten fürstlichen Schlosses kommen konnten.

„Wer kann diesen Strauß hieher gestellt haben?“ sagte Marie; aber, wäre sie nicht eben abgewendet gewesen, so hätte Berthold sehen müssen, daß ihr alles Blut in die Wangen gestiegen war. Aber es war keine Lüge, die sie aussprach, denn, wenn sie auch eine leise Ahnung, woher der Strauß kommen konnte, nicht zu unterdrücken vermochte, so wußte sie es doch nicht gewiß, und konnte daher dem Vater gegenüber unbeschadet ihrer Wahrheitsliebe den Zweifel äußern. Aber auch wenn sie hier sich nicht ganz als wahr erwiesen hätte, wäre dies nur Folge einer heilsamen Klugheit und der gebührenden Rücksicht auf die Gesinnungen, ja auch die Vorurtheile Bertholds gewesen. Zwischen ihr und dem Grafen war ja nichts vorgefallen, als daß sie ihm Theilnahme bewiesen, und er ihr seinen Dank ausgesprochen hatte. Hätte aber ihr Vater auch nur davon gehört, daß sie einmal in den Zimmern des Scheusals, als das der Graf allgemein galt, verweilt habe, so würde der alte Mann in ein wahres Entsetzen gerathen sein. Marie handelte daher ganz angemessen, wenn sie, die durch Talent und einen höheren Bildungsgrad einen freieren Blick gewonnen hatte, den Vater schonte, indem sie das für sich behielt, was ihn fortwährend beunruhigt haben würde.

Er ging jetzt, um bei den Gesellen und der Magd Erkundigungen einzuziehen, wer von ihnen etwa den Blumenstrauß in das Haus habe tragen gesehen. Man hatte jedoch nichts bemerkt, und so blieb es denn beim Zweifeln und Staunen, wenn auch der Herr des Hauses nicht umhin konnte zu vermuthen, daß hier ein geheimer Verehrer seines Töchterchens die Hand im Spiel haben möge. Allein — gab es hier auch von Seite Mariens ein Geheimniß, so durfte er sie selbst nicht weiter fragen. Käme die Zeit dazu, dachte der schlichte und doch zartfühlende Mann, so werde das brave Kind schon unaufgefordert mit dem Geständnisse herausrücken.

Aber Marie erfuhr noch im Laufe des Vormittags, daß, wie sie es geahnt hatte, das duftende Geschenk wirklich von dem Unglücklichen kam,

welcher ihr durch dieses Zeichen nochmals Dank sagen wollte für den Trost, der ihm von ihr zu Theil geworden. Lise war kurz vor dem Mittagessen erschienen, um ihren Liebling zu beglückwünschen, und die geschwätzige Alte ließ sich augenscheinlich sehr gerne das Bekenntniß ihrer Treulosigkeit entlocken. Sie war, wie sie in beredtester Weise erzählte, schon ziemlich früh am Morgen da gewesen, als Vater und Tochter, von drei Gesellen begleitet, zur Kirche gegangen waren; die beiden anderen Gesellen hatten das Haus verlassen, um, wie Lise nachher gesehen, ein großes schweres Clavier herbeizuschleppen. Die Magd war allein daheim und in der verschlossenen Küche beschäftigt. Lise schlüpfte mit dem unter ihrer Schürze verborgenen Schatz dort vorbei, schlich die Treppe hinauf, fand Mariens Stube offen, stellte die Vase auf das Nähtischchen, und gelangte unbemerkt wieder auf die Straße.

Sie schien als Folge ihrer Erzählung Dank und Lob zu erwarten, wurde aber derb gescholten, und mit dem strengen Verbot fast hinausgewiesen, nie mehr sich in dieser Art als Vermittlerin brauchen zu lassen, oder zu gewärtigen, daß Marie ihrem Vater von Allem Mittheilung mache.

Die Alte ging, augenscheinlich schwer beleidigt. Marie trat kurz darauf etwas beklommen in das Speisezimmer, und dem Vater entgegen, der dort ihrer schon harrte. Er erwähnte aber auch während des Mittagessens mit keinem Worte, weder im Ernst noch im Scherze des räthselhaften Geschenkes, und so hatte das Mädchen das Gleichgewicht bald wieder gewonnen, und war unbefangen und holdselig wie immer. Auch als später die von ihr eingeladenen Freundinnen sich in ihrer Stube versammelten, schäkerte sie mit ihnen, spielte ihnen, ihrer Geschmacksrichtung, oder vielmehr ihrem Ungeschmack Rechnung tragend, allerlei modische Tanzweisen vor, und erschien ganz heiter unter den Heiteren. Aber so oft ihr der Blumenstrauß, den sie mit feinem Takte vor den Mädchen verborgen hatte, in den Sinn kam, verstummte sie plötzlich, versank in Gedanken, und wußte kaum, was um sie her vorging. Diesem Zustand wollte sie sich entreißen, sie mußte sich zerstreuen; darum machte sie den Vorschlag, den Kaffee, zu dem die Freundinnen eingeladen waren, nicht zu Hause zu trinken, sondern ihn irgendwo im Freien, im Walde zu bereiten, wo dann auch Raum zu Spiel und Tanz zu finden wäre. Mit Freudengeschrei ward dieser Vorschlag angenommen, und zum Zielpunkt des Spazierganges eine Burgruine im nahen Walde bestimmt, ein Platz, den man schon öfter zu ähnlichen Ausflügen erwählt hatte. Die Mädchen bereiteten sich eilig zu der Wanderung, während Marie die nöthigen Geschirre und verschiedenes Gebäck in Körbe unterbrachte, welche sodann die Magd der lustigen Karawane vorantragen mußte, die, bunt, wie sie war, gleich einem Schwarm von Schmetterlingen dem Walde zuflog.

9.

Die Ruine, nach welcher die Gesellschaft wanderte, war, unähnlich der meisten Trümmer alter Schlösser, nicht auf einem abgesonderten Hügel, sondern auf fast flachem Grunde mitten im dichten Gehölze, doch so nahe am Rande desselben gelegen, daß man sie, außen längs dem Waldsaume wandelnd, durch die Bäume hindurch erblicken konnte. Der Wald, welcher die Ruine umgab, und der zumeist aus hochstämmigen Tannen bestand, zwischen denen hie und da Buchen und Birken eingestreut waren, war augenscheinlich erst nach dem Verfall der Veste, vielleicht schon in zweiter oder dritter Generation herangewachsen, denn Spuren eines Wallgrabens, der sich aber im Verlaufe der Zeit mit Geröll und Erde fast ausgefüllt hatte, deuteten darauf hin, daß ehemals, was auch die Sicherheit forderte, die nächste Umgebung der Burg baumlos gewesen sein mußte. Von dem Baue waren jetzt sehr spärliche Ueberreste vorhanden, und nur um einen kleinen Raum, der vor Zeiten wohl als Zwinger galt, schlossen sich noch kaum zwei Klafter hohe verwitterte Mauern, durch deren häufige Lücken man in's Innere gelangte. Dort war der Boden muldenartig eingesenkt, und es lagen nur an den Rändern einige Trümmer, während die Mitte des Platzes völlig frei, und von einem feinen sandartigen Schutt bedeckt war. Auf allen Seiten umgaben die Ruine hohe außerhalb derselben stehende Bäume, die hie und da ihre dunklen Zweige weit hereinstreckten, und so einen tiefen Schatten in das Innere der Umfassungsmauern warfen. Es sah also da sehr düster, ja fast unheimlich aus, und Jedes der eben dahin wandernden Mädchen würde, hätte es diese Stätte allein betreten, gewiß keine Minute verweilt haben; allein für die Gesellschaft, die jetzt hier erschien, für eine ganze Schaar hüpfender, singender, lachender Mädchen konnte es nirgends etwas Schreckhaftes geben, und die hastig hin und her Trippelnden hatten sich, jene Trümmer zum Ablegen der Hüte, Tücher und Sonnenschirme benützend, oder dort sich Sitze vorbereitend, in dem kühlen Raume bald bequem eingerichtet. Marie entdeckte eine Mauernische, in der sich ein geschütztes Feuer unterhalten ließ, der Kaffee war daher bald fertig, und konnte an die Gäste herumgegeben werden, die ihn in sitzender, liegender oder stehender Stellung tranken, und dabei zu allerlei Schwänken Anlaß fanden.

Nachdem die Kaffeemaschinen und die Körbe, welche das Gebäck enthielten, geleert waren, wurden allerhand Mädchenspiele gespielt, bei denen es lebhaft genug zuging, so daß die Ruine und der Wald von dem wirren Lärm der durcheinander klingenden hohen Stimmen in seltsamer Weise widerhallten.

Während hier die vollste Lust herrschte, während selbst Marie, sich den augenblicklichen Eindrücken hingebend, vergaß, wie viel des Ernsten sie zu

denken hatte, und ihr Herz der allgemeinen Freude aufthat, war ein anderes Herz, für das sie Theilnahme empfand, von einem Krampfe ergriffen, der es zu sprengen drohte. Der unglückliche Mann, der ihrem holden Gemüthe eine süße Labung verdankte, hatte heute schon am frühesten Morgen hinter den Gardinen gelauscht, und keine Bewegung, die sich in Bertholds Hause kundgab, war ihm entgangen. Er sah Marie, als sie noch im Morgenkleide das Fenster öffnete, sah sie später mit dem Vater über die Straße gehen, beobachtete es, wie Lise mit dem unter ihrer Schürze verborgenen Blumenstrauß ins Haus trat und wieder herausschlüpfte, wie das Clavier hineingetragen wurde, und wie Vater und Tochter wieder heimkamen. Er hörte dann voll Verwunderung und Entzücken die Clavierstücke, welche Marie mit einem feinen musikalischen Verständnisse vortrug, das er ihr kaum zugetraut hätte. Auch konnte er sogar, bis zur Mitte des Gemaches hineinspähend, die Ehrfurcht- und Liebebezeigungen des Mädchens gegen ihren Vater bemerken; nur eines vermochte er nicht zu entdecken, weil es seitwärts hinter dem Vorhange vorging, nämlich: das durch den Alten geschehene Auffinden des Blumenstraußes. Ueber das Schicksal seines Geschenkes war er daher in bangen Zweifeln, die aber nur zu bald durch der geschwätzigen Aufwärterin Erscheinen gelöst wurden. Diese, noch ganz erbittert über den, wie sie meinte, höchst ungebührlichen Empfang, der ihr bei Marie zu Theil ward, trachtete, gleich allen gemeinen Naturen, das Gift, das in ihr kochte, auch dem Grafen einzuflößen. Sie berichtete mit ungemeiner Zungengeläufigkeit über die Schelte, die sie erhalten, und über den Befehl, nie mehr in dieser Weise die Vermittlerin zu machen. „Habe ich es,“ so schloß sie keifend, „der hoffärtigen Dirne nicht gut gemeint? Und habe ich etwas Anderes gethan, als Euer, meines Herrn, Gebot erfüllt? Hat sie durch die schnöde Abweisung nicht auch Euch, den Geber der schönen Blumen, beleidigt?“

„„Das Mädchen hat Recht, ganz Recht!““ sagte der Graf, und damit entließ er die hocherstaunte Alte, die ihr Ziel so vollkommen verfehlt hatte.

„Sie hat Recht, ganz Recht,“ wiederholte er dumpf vor sich hinsprechend, als er wieder allein war. „Ich bin zu weit gegangen, und verdiene diese Demüthigung. Ich hätte zufrieden sein sollen mit einem Beweis schöner Theilnahme, die ein sonst schüchternes Mädchen mir, den alle Welt flieht, kund zu geben wagte. Das war schon mehr, als ich jemals hoffen durfte. Die edle Marie hat genug gethan; sie erkennt das wohl jetzt selbst, und will keinen Schritt mehr weiter gehen. Es muß so sein, ich sehe es ein, und will von heute an nichts mehr erwarten, und nur, nur in der Erinnerung leben.“

Aber, indem er das sagte, indem er das Wort der Verzichtleistung aussprach, ergriff ihn völlige Entmuthigung, überwältigte ihn stärker, als

je das Bewußtsein seines grenzenlosen, unverschuldeten Elendes. Plötzlich gedachte er Kasalinsky's. Ach, wäre doch e r da, er, der ihm seine Freundschaft in so rührender Weise angeboten, ihm seit langen Jahren zum ersten Mal einen Tropfen süßer Tröstung eingeflößt hatte! Aber der Graf war kurz nach seinem ersten Zusammentreffen mit Lubowsky durch die Nachricht von dem Tode seines Oheims, dessen Güter an ihn, den Neffen übergingen, in seine Heimat berufen worden. Er hatte zwar zugesagt, nach Beendigung der dringendsten Geschäfte wieder in den Badeort zurückzukehren, aber wann würde das geschehen? Und der Unglückliche fühlte gerade jetzt das dringendste Bedürfniß, einem Theilnehmenden Alles zu vertrauen, was er in letzter Zeit an Freude und Schmerz erfahren. Er wollte die Stimme eines wohlwollenden besonnenen Mannes hören, sollte ihn auch dessen schwerster Tadel treffen. Aber er bedurfte eines Herzens, in das er den vollen Inhalt des seinigen ausschütten konnte.

Es war ihm unmöglich, in den einsamen Gemächern zu bleiben; es trieb ihn hinaus, wie immer, wenn seine Stimmung eine besonders gedrückte war. Dann machte er meist einen sehr langen Weg, am liebsten in die dunklen stillen Wälder hinaus. Eben als er sich zu dem Gange bereit machte, ertönte von drüben her aus dem Zimmerchen Mariens der Mädchen überlautes Gespräch und schallendes Gelächter. Das jagte ihn wie mit Geißelhieben fort; eilig überschritt er die Straße, wählte den nächsten Weg aus dem Städtchen, ging dann hastig auf Feldrainen weiter, und mäßigte seine Eile erst, als er sich in den Wald fast gestürzt hatte. Immer tiefer drang er in das Dickicht, bis er in den prächtigen hochstämmigen Tannenforst gelangt war, durch den kein Sonnenstrahl bis auf den bemoosten Boden herab sich senken konnte. Hier blieb er eine Weile stehen, athmete auf, und ging dann ruhigeren Schrittes. Das tiefe Dunkel in diesem Theile des Waldes stimmte zu dem Dunkel in seiner Seele. Aber er wies — eine Fähigkeit, die man erlangen kann — das Fortspinnen irgend eines Gedankens von sich ab und versetzte sich in einen Zustand des Halbwachens, in welchem Gedanken und Bilder aufspringen und versinken, um anderen Platz zu machen, die eben so schnell verschwinden, ohne eine fest bestimmte, ganz deutliche Form gewonnen zu haben. Daß aber trotz aller Gewalt, die des verständigen Mannes Wille über sich übte, diese Bilder düstere, vom Grau bis zum Schwarz abgeschattete waren, läßt sich bei der Gemüthsstimmung des einsam Dahinschreitenden denken.

So ging er wohl eine Stunde fort, bis er an das Ende des Waldes kam, wo wieder die Feldfluren begannen. Die Helle draußen blendete ihn fast, und er drehte sich herum um den Weg wieder zurückzumachen. Hierhin, dorthin ging er ohne ein bestimmtes Ziel, und es mochte wieder eine Stunde

verflossen sein, als ihm neuerdings durch die Baumstämme hindurch das offene sonnige Land entgegenschimmerte. Unentschlossen, ob er sich wieder in den Wald zurückwenden, oder auf dem kürzeren Wege zwischen den Feldern heimgehen solle, stand er still, als der Klang vieler heller Stimmen, Gesang, und ein so schallendes Gelächter ertönte, wie er es, ehe er aus dem Hause ging, in Mariens Gemach gehört hatte. Nicht ahnend, daß diese selbst ihm jetzt so nahe war, und unangenehm berührt durch den Jubel, der so wenig zu seiner Stimmung paßte, eilte er, der Begegnung dieser heiteren Gesellschaft zu entgehen, welche er, getäuscht durch die oft seltsamen Widerhalle im Wald, am Saume desselben sich ihm nähern meinte. Nach rechts ausweichend, da es ihm schien, die lustigen Leute würden links herankommen, ging er der nahen Ruine zu, in der er schon oft, seinen düsteren Gedanken nachhängend, stundenlang verweilt hatte. Rasch trat er durch eine der Mauerlücken ein; aber wie erstaunte er, als er hier eine ganze Schaar von Mädchen fand, die, ihn erblickend, laut aufschreiend und kreischend auseinander stoben, so daß im Augenblick der von den Mauern eingeschlossene Raum von ihnen verlassen war. Nur eine blieb mitten innen stehen, wie gebannt, wie bezaubert: Marie. Auch sie, vom Schrecken der Anderen mitergriffen, wollte wohl gerne fliehen, aber sie konnte es nicht; eine Art von Erstarrung hielt sie fest. War dies die Folge der plötzlichen Erwägung, daß sie durch ihre Flucht dem Unglücklichen Schmerz bereiten würde, oder waren es andere unklare Gedanken, die ihr stille zu stehen geboten? Sie wußte es wohl selbst nicht; doch sie vermochte nicht vom Platze zu weichen. Ebenso starr stand der Graf am Eingange der Trümmer. Doch plötzlich überwältigte ihn eine Erregung, die ihn zwang vorwärts zu schreiten. Schon ganz nahe war er Marien getreten, ohne zu sprechen; sie aber bewegte sich nicht, ihre Arme hingen schlaff herab, sie schlug die Augen zu Boden, sie sah ihn nicht, sie fühlte nur seine Nähe.

„Dank!“ sprach er endlich, und seine Stimme hatte einen ganz besonderen Wohllaut, „Dank Ihnen, edles, herrliches Wesen, daß Sie mich nicht flohen, wie Ihre Gefährtinnen. Dies zu erleben hätte ich mir nie möglich gedacht. Es beglückt mich unendlich, aber es soll doch das erste und letzte Mal sein, wo Sie durch mich in peinliche Empfindungen versetzt werden, deren Sie sich wohl doch nicht erwehren können. Sie sehen mich nie wieder, doch ich nehme das süßeste Gefühl mit mir, das je mein Herz erfüllte. Nur noch *eine*, eine Gnade! Lassen Sie mich Ihre Hand fassen zum Abschied auf ewig.“

Bebend am ganzen Körper stand Marie; sie machte keine abwehrende Bewegung; ihre Hand ward von zwei feinen weichen Händen umschlossen, an die Brust gedrückt, plötzlich losgelassen, und ehe sie aufblickte, war sie allein.

Eine Weile noch blieb sie unbeweglich mit verstörter Miene stehen, und es war, als wäre über ihr Antlitz ein grauer Schleier gefallen. Aber sie erhob sich endlich und ging langsam hinaus, den Mädchen entgegen, die ziemlich weit von der Ruine sich in den Wald zurückgezogen hatten.

„Um des Himmels willen!“ klang es der sich Nähernden entgegen, „wie konntest Du dort nur bleiben? Hat Dir der Schreckliche nichts angethan? Du bist ganz bleich, was ist geschehen?“

„„Nichts,““ antwortete sie, sich gewaltig zusammennehmend, um an ihr keine besondere Erregung erkennen zu lassen, „„was sollte mir begegnet sein, was sollte er mir angethan haben! Er sah mich, ich ihn, wie es schon oft geschehen; dann entfernte er sich — das ist Alles.““

„Aber woher nahmst Du den Muth, allein zurückzubleiben, während Jedermann, selbst wenn er dem Unhold unter den Badegästen begegnet, ihm so weit als möglich ausweicht.“

„„Alle, die dies thun,““ erwiderte Marie, „„sind albern. Ich, die ich dem Bedauernswerthen gerade gegenüber wohne, so oft am Fenster stehe, den Tönen seiner Geige oder Laute horche, habe die thörichte Furcht vor ihm abgestreift, von welcher Jene ergriffen werden, die ihn nur hie und da einmal sehen.““

So trachtete sie die Mädchen zu beschwichtigen, die aber trotz dieser Erklärung nicht begreifen konnten, daß man eine Kühnheit haben könne, wie sie Marie bewiesen. Verstimmt kehrte die früher so heiter gewesene Gesellschaft in die Ruine zurück, packte alles dahin Mitgebrachte wieder in die Körbe und trat den Heimweg an. Marie sprach nur selten ein Wort, sie kehrte eine ganz Andere in ihr Stübchen zurück, als sie aus demselben gegangen war.

In der That war der Eindruck, den die erlebte Scene auf ihr ganzes Wesen gemacht, ein sehr tiefer. Sie empfand eine innere Befriedigung darüber, daß sie dem Unglücklichen wieder eine Freude bereitet, ihm gewissermaßen ein Opfer gebracht habe; doch ein gewisser Schauder durchfröstelte sie dennoch wieder bei dem Gedanken, daß ihre Hand in der seinigen gelegen. Dann aber gedachte sie des wunderbaren Wohlklanges seiner Stimme, der weichen zarten Finger, welche die ihrigen umschlossen. „Zum Abschied auf ewig!“ hatte er gesagt, er hatte betheuert, sie nie mehr durch seine Annäherung in peinliche Empfindungen versetzen zu wollen, deren sie sich doch wohl kaum erwehren könne. Es that ihr weh, daß er dies von ihr glaubte, und doch vermochte sie selbst nicht zu leugnen, daß es so sei. Im Widerstreit aller dieser Gedanken brachte sie in steter Aufregung eine schlaflose Nacht zu, und als ihr Vater sie am Morgen sah, erschrak er über ihr Aussehen, ihre Blässe, ihre trüben Augen, und besorgt fragte er, ob sie

sich krank fühle. Sie beruhigte ihn durch die Antwort, daß sie nur, wohl in Folge des gestrigen weiten Spazierganges und der großen Hitze, schlecht geschlafen habe und etwas ermüdet sei. Aber sie war wirklich nicht bloß geistig, sondern auch körperlich so sehr angegriffen, daß sie nur mit Mühe und unsicheren Schrittes nach ihrer Stube hinauf gelangte. Dort trat sie alsbald an das offene Fenster, um die frische Luft auf sich herströmen zu lassen. In diesem Augenblicke trat eben die alte Lise aus dem Hause auf die Straße heraus, und Marie am Fenster erblickend, rief sie hinauf: „Der Graf reist morgen ab!"

Es gibt mancherlei Räthsel in der Menschenseele; zu ihnen gehörte auch die Wirkung, welche diese Nachricht bei Marie hervorbrachte: sie traf sie wie ein Donnerschlag. Hundertmal wohl hatte sie sich in letzter Zeit gesagt, daß es am besten für den Grafen wäre, wenn er das Städtchen verließe, und daß ihr selbst, wenn dies geschähe, eine Last von der Brust gewälzt sein würde. Und doch sprach sie jetzt klagend vor sich hin: „Das geschieht um meinetwillen. Er hält Wort, er will, wie er gestern betheuerte, in mir keine peinlichen Empfindungen mehr erregen. Ich vertreibe ihn aus dem Bade, dessen längerer Gebrauch ihm vielleicht zuträglich gewesen wäre."

Sie konnte nicht weiter denken; in ihrem Kopfe ging Alles wirr durcheinander; sie sank in den am Fenster stehenden Lehnstuhl, und sah starr vor sich hin.

10.

Am anderen Morgen war Marie nach einer wieder fast ganz schlaflosen Nacht sehr früh aufgestanden, obwohl sie sich noch ermatteter fühlte, als gestern. Sie nahm sogleich wieder ihren Sitz am Fenster ein, und sah hinüber, wo nun wohl schon Vorbereitungen zu der Reise getroffen werden mußten. Aber Stunde um Stunde verging, und die Gardinen blieben geschlossen, keine Postpferde kamen an, das Haus stand so still da, als ob es unbewohnt wäre. Sollte der Graf bereits in der Nacht abgereist sein? Aber — dann hätte sie, die nur minutenlang in einem Halbschlafe lag, das Rollen eines Wagens und sein Anhalten vor dem Hause vernehmen müssen. Wäre der Bewohner desselben schon fort, dann stünden die Fenster in den verlassenen Zimmern gewiß schon weit offen. Voll Unruhe sah Marie von Zeit zu Zeit fortwährend hinüber, aber es rührte sich dort nichts, bis sich, schon nach sieben Uhr, plötzlich die Hausthüre aufthat und die alte Lise in größter Hast die Straße hinabeilte. Bereits nach einer Viertelstunde kam sie zurück in Begleitung des Doctors Markwart, des berühmtesten Arztes des Badeortes.

„Er ist krank!“ rief jetzt Marie aus, „er ist krank! Die heftige Erregung, in die er vorgestern gerieth, erschütterte ihn wohl zu tief. Der Aermste! ach, wer ihm helfen könnte!“

Sie hatte keine Ruhe, sie mußte Näheres erfahren. Hastig machte sie sich zum Ausgehen bereit. Als sie aus dem Hause geschlüpft war, ging sie schnellen Schrittes die Straße hinab, auf welcher der Arzt ohne Zweifel aus seiner Wohnung gekommen war, und wohin er wahrscheinlich wieder zurückkehren würde. Langsamer ging sie wieder zurück, und dann so oft hin und her, bis sie nach geraumer Zeit den Doctor herankommen sah. Sie trat nun auf die Straßenseite über, wo er ihr begegnen mußte.

„Ei, Mariechen,“ sprach er sie freundlich an, „schon so früh außer dem Hause?“

„„Ich hatte etwas eilig zu besorgen, sah Sie aber schon, ehe ich ausging, in das Haus treten, in welchem der mitleidenswerthe Graf wohnt.““

„Er ist krank,“ erwiderte der Arzt; ,er befindet sich in einer außerordentlichen Aufregung, die, wie ich besorge, ein Nerven- oder Gehirnfieber herbeiführen wird. Ich gestehe, das ich es kaum beklagen würde, wenn der Tod ihn von den Qualen erlöste, die ihm sein Unglück bereitet. Die Heilung wird auch schwieriger sein, als bei jedem anderen Kranken. Könnte ich wenigstens, was dem Arzte so nöthig ist, den Ausdruck seines Gesichtes beobachten? Aber er wurde fast wild, als ich ihn bat, sich von mir, der so manches Geheimniß zu bewahren weiß, die Larve abnehmen zu lassen. Er gestattet es durchaus nicht, und ich würde seine eben erst in den ersten Stadien befindliche Krankheit auf den höchsten Grad steigern, wollte ich deßhalb noch weiter in ihn dringen. Aber was sehe ich, Mariechen? Deine Augen sind voll Thränen. Hast Du ein so reges Mitgefühl, so viel Theilnahme für den Unglücklichen, der Andern nur als ein Unhold erscheint, ein Scheusal, das keines Antheils werth ist?“

„„O, lieber Doctor,““ schluchzte Marie, „„die Andern mögen denken wie sie wollen, sie würden aber vielleicht anderen Sinnes werden, wenn sie, wie ich, dem armen Manne gegenüber wohnten, und auch nur einmal seine seelenvolle Musik hörten, wie ich ihr fast täglich mit immer erneuter Lust lausche. Auch habe ich kein großes Entsetzen mehr vor ihm, seit ich durch seine Aufwärterin, die, wie Sie wissen, meine Amme war, erfuhr, wie mildthätig, wie fromm er ist. Manch Anderer in seiner schrecklichen Lage würde nur Verwünschungen und Flüche auf der Zunge haben, statt, wie er es thut, auf alles Lebensglück verzichtend, sich im Gebet zu erheben, und soweit zu beruhigen, als dies bei seinem jammervollen Zustand nur immer möglich ist.““

„Brav, brav, gutes Kind!“ rief der biedere Arzt, dessen Herz durch sein Geschäft nicht verhärtet war, „du hast ein schönes Gemüth. Wie wenig

gleichst du Hunderten deines nur am Aeußerlichen hängenden Geschlechtes. Immer warst du mir lieb, aber von nun an bist du hoch in meiner Werthschätzung gestiegen."

Und Mariens Hand herzlich drückend, verließ er sie.

Sie stand da, blickte dem Enteilenden nach, und eine wohlthuende Empfindung beschlich sie. Markwart war ein bekannter Ehrenmann und er hatte ihr seinen Beifall gezollt. Langsam ging sie heim. In ihrer Stube angelangt, blickte sie gleich wieder hinüber nach den jetzt ganz dicht verhangenen Fenstern und mancher tiefe Seufzer entschlüpfte ihr.

11.

Zwei Tage nach Lubowsky's Erkrankung war Graf Kasalinsky wieder nach dem Badeort zurückgekehrt. Er ging jetzt in lebhaftem Gespräche mit Doctor Markwart auf der Terrasse des Badehauses auf und ab.

„Was Sie da sagen," sprach der Graf, „ist unglaublich."

„„Und doch völlig wahr,"" betheuerte der Andere. „„Als ich neulich Morgens von ihrem erkrankten Landsmann heimging, kam mir Bertholds Marie entgegen, und fragte theilnehmend nach dem Befinden des Kranken. Da ich meine Verwunderung darüber aussprach, daß sie, ungleich allen anderen Mädchen und Frauen, die ich kenne, und die von dem grausenerregenden Manne kaum zu sprechen wagen, sich so warm um ihn interessire, äußerte sie sich so, wie ich Ihnen eben erzählte. Ich war erfreut über diese Aeußerung, und als ich wieder zu dem Kranken kam, sagte ich dies auch der alten Lise, die mir in ihrer Redseligkeit gleich mittheilte, sie habe Marie sogar überredet, einmal die Zimmer des Grafen zu betreten. Da habe das Mädchen Bilderbücher durchgesehen, und selbst ein paar Zeilen in ein offen daliegendes Album geschrieben. Ich ließ mir das Album geben, und war tief gerührt über die dort niedergeschriebenen Verse. Die Sache schien mir doch gar zu auffallend, und ich beschloß, bei der guten Marie selbst nach den näheren Umständen zu forschen. Als alter Hausfreund Bertholds und dem lieben Mädchen von jeher herzlich zugethan, hoffte ich, sie werde keinen Anstand nehmen, mir zu erklären, was sie zu dieser muthigen Handlung bewogen habe. Ich fand sie am Abend, den ihr Vater stets in seinem Stammwirthshause zubringt, in dem kleinen Garten hinter dem Hause. Sie war augenscheinlich in einer gedrückten Stimmung. An unsere Begegnung und Besprechung am vorigen Tage anknüpfend, ging ich dann gerade mit meinen Fragen heraus, indem ich neuerdings versicherte, welch großes Wohlgefallen ich an ihrer seltenen Vorurtheilsfreiheit gefunden hätte. Sie schien anfangs betreten, endlich aber sprach sie mit fester Stimme:

„Gut denn, ich will Ihnen Alles sagen. Sie sind mein alter, hochverehrter Freund, wollen mir gewiß wohl und werden mich nicht hart beurtheilen. Ich fürchte, in mancher Hinsicht mich nicht richtig, ja vielleicht unvorsichtig benommen zu haben. Ich ließ mich eben von Empfindungen hinreißen, deren Wesen ich mir kaum selbst zu erklären weiß. Mir bangt nur vor den Folgen, und der Rath eines verständigen Mannes, der — wie Sie es gewiß thun werden — mein Vertrauen zu würdigen weiß, kann mir nur höchst erwünscht sein.“ Und nun theilte sie mir auch das mit, was in der Ruine vorfiel.“

„„Und was mich sehr bedenklich macht,““ bemerkte Kasalinsky. „„Was Ihre Marie, Ihren Liebling, wie es scheint, betrifft, so ist mir ihr Verhalten trotz all diesen Enthüllungen vollkommen unbegreiflich. Daß sie es wagte, Lubowsky's Gemächer zu betreten, läßt sich durch die gewöhnliche weibliche Neugierde und daraus erklären, daß sie von ihrer alten Amme dazu beredet worden; daß sie dort unter die Verse des Unglücklichen andere schrieb, die ihn erheben und beruhigen sollten, zeigt wohl eine tiefe Theilnahme an seinem traurigen Schicksale, aber die Handlung war, wie sie ja selbst zugesteht, unklug und übereilt, denn sie konnte wohl voraussehen, verrathen zu werden. Daß sie aber in der mir wohlbekannten an und für sich schon schaudererregenden Ruine, nachdem alle ihre Genossinnen entflohen waren, dem so verrufenen Manne Stand hielt, dies grenzt an das Unglaubliche. Was konnte sie dabei im Sinne haben?““

„Nichts Bestimmtes. Sie war überrascht, und da er sie einmal erblickt hatte, fürchtete sie, ihn durch ihre Flucht allzu tief zu verletzen. Ich sagte Ihnen ja, daß, nachdem er erfahren hatte, von wem die Verse in seinem Album kamen, er dem theilnehmenden Mädchen sogar geschrieben habe. Ich habe den Brief gelesen, er ist voll des überströmenden Dankes über das von ihm nie erwartete Glück. Sollte nun sie, die ihm dieses Glück bereitet hatte, vor ihm wie vor einem Gespenste fliehen, als er ihr zufällig entgegentrat? Er dankte ihr da nur nochmals, erlaubte sich ihre Hand zu erfassen, erklärte ihr aber zugleich, als wollte er sie dadurch beruhigen, daß er sich ihr nie wieder nähern werde.“

„„Welchen heftigen überwältigenden Eindruck,““ äußerte Kasalinsky, „„mußte diese Scene auf den Aermsten machen!““

„Heftig mag dieser Eindruck wohl gewesen sein, aber nicht schmerzlich. Wie mir die Aufwärterin erzählte, kam er an jenem Abend heiterer heim, als sie ihn jemals gesehen; sie wagte sogar ihn zu fragen, ob ihm irgend etwas Angenehmes widerfahren sei, und des sonst so Schweigsamen rasche Antwort lautete: ‚Ja, ja, sehr Angenehmes, sehr Erfreuliches.‘ Aber gleich darauf befahl er, es sollten Postpferde bestellt werden, er wolle am

nächsten Tag abreisen. Daraus wurde nun freilich nichts, denn als ich am andern Morgen zu ihm gerufen ward, lag er, unfähig sich zu erheben, in einer glühenden Hitze und einer völligen Abspannung da, die mir gleich den Beginn einer bedeutenden Krankheit ankündigte."

„„Das Zusammentreffen in der Ruine,"" versetzte Kasalinsky, „„war also jedenfalls für ihn ein verderbliches. Hätte das Mädchen, wie die anderen die Flucht vor ihm ergriffen, dann wäre nur geschehen, was er gewohnt war, und er würde nicht erkrankt sein. Ihre Marie bleibt mir ein Räthsel. Ich kann sie doch nur für ein schwärmerisches, exaltirtes, überspanntes Wesen halten.""

„Dann thun Sie ihr," sprach entschieden der Arzt, „ganz und gar unrecht. Sie ist gut gebildet, aber keineswegs über- oder verbildet, einfach, schlicht, bescheiden, eine liebevolle Tochter, eine emsige und umsichtige Haushälterin, mehr von praktischer als idealer Richtung. Aber sie hat ein edles gefühlvolles Herz, und aus dieser reinen und warmen Quelle allein entsprang der Wunsch, dem von der Welt Geächteten einige frohe Augenblicke zu bereiten."

„„Für die Folgen ihrer Unbesonnenheit kann sie aber nicht einstehen,"" sagte mit gerunzelter Stirne der Graf. „„Können die Zeichen einer so ungewöhnlichen Theilnahme nicht eine tiefere Empfindung erweckt haben, die den Unglückseligen noch elender machen muß, als er es bisher gewesen? Ich habe ihn näher kennen gelernt, weiß, daß er alles Glückes würdig ist, aber eben so gut weiß er selbst, daß ihm die höchsten Freuden des Lebens für immer versagt sein müssen; ja, er glaubte vor Kurzem noch durchaus nicht, daß es ihm je vergönnt sein könne, in irgend Jemand eine aufrichtige Zuneigung, eine Sympathie zu erregen. Darum gerieth er vor Entzücken beinahe außer sich, als ich mich treuherzig näherte, ihm die Freundeshand bot. Noch immer hoffe ich, er werde jetzt die Kühnheit nicht haben, zu glauben, daß ihm ein weibliches Wesen mehr, als ein rein menschliches Interesse widmen könne.""

„Und wenn er es glaubte," erwidert Markwart, „wäre er darum doch nicht, wie Sie meinen, unglücklicher. Im Gegentheile — obwohl er weiß, daß er verurtheilt ist, auf jede nähere Vereinigung zu verzichten, wird er das, was ihm bis zu der ihm gesteckten Grenze zu Theil ward, als eine holde Erinnerung festhalten, und wenn er genest und von hier geht, wird er diese schöne Erinnerung mit sich nehmen, und als seinen höchsten Schatz für sein übriges Leben bewahren."

„„Wollte der Himmel"" fiel Kasalinsky ein, „„daß Sie Recht behalten.""

„Aber" — antwortete der Arzt mit lächelnder Miene, „wir wissen ja noch gar nicht, ob Ihr Freund wirklich von einer wahren Leidenschaft

ergriffen ist, wie Sie schon fast mit Bestimmtheit anzunehmen scheinen. Die Aufklärung dieses Zweifels erwarte ich jedoch von dem Kranken selbst, bei welchem vielleicht schon heute, oder spätestens morgen, das Delirium eintreten wird. Ist seine Seele von einem sie ganz beherrschenden Gedanken erfüllt, so wird dieser ohne Zweifel in seinen Phantasien in der größten Stärke sich kundgeben. Bis dahin wollen wir unser Endurtheil zurückhalten. Treffen wir uns morgen hier wieder um dieselbe Zeit?"

„„Ich werde zur Stelle sein,"" versicherte der Graf.

So schieden sie.

12.

Als Markwart am nächsten Tage die Terrasse betrat, rief ihm Kasalinsky schon entgegen: „Wie geht es unserem Kranken?"

„„Das Gehirnfieber steht auf der Höhe, die Krisis ist bald zu erwarten.""

„Und hoffen Sie ihn zu erhalten?"

„„Ich hoffe es, wenn der Verlauf der Krankheit regelmäßig bleibt, wie es bisher der Fall war.""

„Phantasirt er?"

„„Fortwährend, und leider muß ich gestehen, daß Ihre Vermuthungen sich bestätigt haben. Der Name „Marie" ist stets auf seinen Lippen, aber immer so weich und freundlich ausgesprochen, daß zu erkennen ist, er empfinde nur Angenehmes, Erfreuliches.""

„Wird es so bleiben, wenn er wieder zu voller Geistesklarheit gelangt? Während seiner Fieberphantasien ist er sich vielleicht des traurigen Hindernisses nicht bewußt, das ihn so gebieterisch von dem Wesen scheidet, von welchem er jetzt selig träumt. Was wird in ihm vorgehen, wenn sein ganzes Unglück ihm wieder deutlich wird?"

„„Ich bin, wie ich Ihnen schon gestern erklärte, hierin nicht Ihrer Meinung. Auch die Erinnerung wird ihm wohlthuend sein.""

„Ich denke anders und sehe nur eine Möglichkeit vor mir, die eine glückliche Wendung in Lubowsky's Schicksal bewirken könnte. Ihnen, als einem erfahrenen Arzte, in dessen Fach zum Theile meine fast zur fixen Idee gewordenen Gedanken einschlagen, will ich sie mittheilen, und Ihre Ansicht hören. Aber, um an mein Ziel zu gelangen, muß ich etwas weit ausholen."

„„Mit Spannung,"" bemerkte der Arzt, „„sehe ich Ihren Mittheilungen entgegen.""

„Auf meiner Rückreise hieher" begann der Graf, „beschäftigte ich mich viel mit der Erinnerung an meinen unglücklichen Landsmann und ging den

ganzen Gang seines Lebens durch, dessen wichtigste Momente er mir in mancher Stunde geschildert hatte. Zwei dieser Momente traten besonders hervor, sie fesselten meine Aufmerksamkeit und führten mich zu Annahmen und Schlüssen, die vielleicht nicht aller Begründung entbehren. — Lubowsky war ein Knabe, als er seinem Vater vor dem Crucifixe den heiligen Schwur leisten mußte, seine Larve nie abzulegen und alles zu vermeiden, was den Anlaß dazu geben könnte, sein Antlitz vor sich selbst zu enthüllen, und der Knabe that das heilige Gelöbniß mit der Versicherung und dem Vorsatze es unverbrüchlich zu halten. So war er sechzehn Jahre alt geworden, und da erst kam ein Augenblick, wo er in der höchsten Empörung, ja in einer Art von Wuth über seinen jammervollen Zustand, sein unverdientes entsetzliches Schicksal beschloß, seinem elenden Leben ein Ende zu machen, vorher aber, um seinen Entschluß desto sicherer auszuführen, sein ihn von allem Verkehr mit den Menschen ausschließendes Schauderangesicht zu sehen. Er benützte die Zeit, da der ihm von seinem Vater beigegebene treue Diener, derselbe, den hier im Orte der Tod ereilte, ausgegangen war; er wußte, daß dieser Diener einen Rasirspiegel besaß, der aber stets verborgen gehalten ward. Lange suchend fand er ihn endlich doch. Darüber war es Abend geworden und ein mattes schillerndes Zwielicht eingetreten. Der Jüngling riß die Larve herab, ergriff den Spiegel, warf nur einen flüchtigen Blick hinein und — sank ohnmächtig zu Boden. So fand ihn der Diener, sah den Spiegel neben dem Hingesunkenen und das Unheil erkennend, das hier geschehen war, eilte er dem Besinnungslosen die Larve wieder anzuheften und trug ihn in sein Bett, wo er nach einiger Zeit wieder zu sich kam, aber in einem Zustand der Verzweiflung, der Alles für ihn befürchten ließ."

„„Und haben Sie das Alles,““ unterbrach Markwart den Erzähler, „„von Lubowsky selbst gehört?““

„Ich habe Alles aus seinem eigenen Munde, und mit Nebenumständen, die hier nicht von Belang sind. Aber hören Sie das Weitere. — Der Aermste, von seinem treuen, ihm wie ein Freund geltenden Diener nicht eine Minute aus den Augen gelassen, hätte, wäre er auch bei dem Vorsatze geblieben, sein unseliges Leben zu enden, wochenlang keine Gelegenheit dazu gefunden; in dieser Zeit aber hatte er den schrecklichen Gedanken wirklich aufgegeben, ja er machte sich bittere Vorwürfe darüber, daß er den seinem Vater geleisteten Eid gebrochen habe. Dadurch glaubte er, der tief religiös war und es noch immer ist, ein Verbrechen begangen, sich schwer versündigt zu haben. Er legte sich nun als Buße auf, sein Jammerdasein mit demüthiger Unterwerfung unter Gottes Rathschluß ferner muthig zu ertragen. Auch gerieth er auf allerlei Mittel es einigermaßen erträglich zu machen. War sein Körper von der Natur vernachlässigt, sein Geist war es nicht, seine Anlagen konnten

sogar als ganz vorzügliche gelten. Diese nach jeder Richtung auszubilden war nun das eifrige Bestreben des allmälig aus dem Jünglingsalter in das des Mannes übertretenden Einsiedlers. Verschiedene Wissenschaften, aber besonders die Künste zogen ihn an. In der glücklichen Lage, schon als Minderjähriger sich keinen Aufwand versagen zu müssen, standen ihm um so mehr nach dem Tode seines Vaters, dessen einziger Erbe er war, die reichsten Mittel zu Gebot, um jeden seiner Wünsche zu befriedigen. So gründete er denn in seinem Landhause eine ansehnliche Bibliothek, bevorzugte aber bei der Auswahl besonders die Werke der edelsten Dichter. Träume, sowohl die, welche ihm manche Nacht brachte, als wache Träume, in welche ihn die Poesie versetzte, waren ja das Beste, dessen er sich erfreuen, das ihn in seiner Lage erquicken konnte. Aber vor Allem sehnte er sich nach Musik, die, wenn er sie erlernte, ihm die Einsamkeit mehr als irgend etwas Anderes zu beleben vermochte. Mehrmals waren Ausschreibungen nach Musiklehrern veranlaßt worden; sobald aber diese erfuhren, wer ihr Schüler sein sollte, zogen sie sich eilig zurück. Endlich fand sich doch ein Muthiger, freilich gegen ein übermäßiges Honorar. Zufälliger- und glücklicherweise war dieser Lehrer nicht nur ein vorzüglicher Musiker, sondern auch ein gutgesinnter Mann, dem es nicht bloß um eine bedeutende Geldeinnahme, sondern auch um den Erfolg seiner Lehre zu thun war und so hatte sich der Schüler bald mit der Behandlung einiger Musikinstrumente vertraut gemacht. Neben der Musik, der Poesie und den Wissenschaften zogen den einsamen Mann jetzt auch die Werke der bildenden Kunst an. Seine Gemächer waren bald angefüllt mit den schönsten Bildern, mit Statuetten von den größten Meistern, mit Skizzen, Mappen bedeutender Maler mit illustrirten Reisebeschreibungen, kurz, mit dem Reizendsten dieser Art, das sich durch geschickte Unterhändler beschaffen ließ. Aber er dachte nicht bloß an geistige Genüsse, die ihn erlabten, er wußte auch, daß es in der Welt, von welcher er ausgeschlossen war, des Elends, des materiellen Mangels, der tiefsten Armuth gar viel gab; er spendete daher — wobei sein redlicher Diener den Vermittler machte — aus vollen Händen auf seinen Besitzungen und im weiten Umkreis derselben die größten Wohlthaten aus. Er half gern Anderen, er, dem Niemand helfen konnte! — So sich Genüsse für Geist und Herz schaffend, brachte er in einer gewissen inneren Befriedigung seine Tage zu, bis ihn ein bedeutendes Unwohlsein nöthigte, aus seiner Stille herauszutreten und diesen Badeort zu besuchen."

„„Wo,““ fiel Markwart entrüstet ein, „„die albernen Leute ihn wie ein reißendes Thier flohen und wo er ein Badezimmer für die ganze Zeit seines Aufenthaltes und für alle Stunden des Tages miethen mußte, weil kein Curgast dieselbe Zelle benützen wollte, in welcher der Graf Tod, wie man den Aermsten gleich zu betiteln wußte, auch nur eine Minute verweilt

hätte. O wie oft konnte ich meinem Zorne kaum gebieten, wenn ich in der hier sogenannten feinen Gesellschaft das dumme Geschwätz über den Unglücklichen und alle die Fabeln anhören mußte, die jeder Fant und jede geist- und gemüthlose Dame ersann.""

„Sehen wir jetzt hievon ab," sprach Kasalinsky mit tiefem Ernst und gehen wir zu einer Betrachtung über, die mir von Bedeutung und Wichtigkeit zu sein scheint. Das erste und letzte Mal, wo Lubowsky, den seinem Vater geleisteten Eid verletzend, sein Antlitz erblickte, geschah dies in der höchsten Gemüthsaufregung, in wilder Hast, in der Besorgniß überrascht zu werden; es geschah in der Ueberzeugung etwas Schreckliches zu sehen. In der Abenddämmerung, bei dem häufig täuschenden Zwielicht, also bei einer schlechten Beleuchtung warf der im vorhinein schon höchst ängstlich Gewordene in den kleinen, vielleicht nicht richtig zeigenden Handspiegel nur einen raschen Blick und brach zusammen."

„„Und hieraus,"" fiel der Arzt plötzlich ein, „„ziehen Sie den Schluß, daß der Jüngling vielleicht sich selbst getäuscht haben könnte?""

„Nein," entgegnete der Graf, „ich meine nur, daß alle von mir hier angeführten Nebenumstände mitgewirkt haben könnten, das Entsetzen des in den Spiegel Blickenden zu verstärken. Ja, ich will annehmen, daß das Spiegelbild ein ganz richtiges war. Aber seit dieser Zeit sind sechzehn Jahre verflossen, denn Lubowsky ist jetzt bereits in sein zweiunddreißigstes Lebensjahr getreten. Sechzehn Jahre lang hat er gestrebt seinen Geist nach allen Richtungen auszubilden, er hat sich mit den schönen Künsten beschäftigt, die edelsten Gedanken und Gefühle gehegt, gewissermaßen nur mit und in dem Schönen gelebt. Wenn Sie sich diesen Zustand vergegenwärtigen, in welchem er, ungestört durch die Außenwelt, sich während einer so langen Zeit befunden hat, gelangen Sie nicht etwa zu Schlüssen, wie sie sich mir während meiner Reise unwiderstehlich aufdrängten und sich auch jetzt in mir mehr und mehr befestigen?"

Mit hell aufleuchtendem Auge trat der Arzt an Kasalinsky heran, ergriff seine Hand und sprach im wärmsten Tone:

„Jetzt, wo ich, was früher nicht der Fall war, über Ihres Freundes Vorleben genau unterrichtet bin, glaube ich Sie zu verstehen. Sie meinen: Die Seele sei nicht nur ihre eigene Bildnerin, sondern auch die Bildnerin oder doch Mitbildnerin des Körpers, vor Allem des Antlitzes, in dem sie sich ja vorzugsweise abspiegelt. Daß die fortwährende Beschäftigung mit schönen und edlen Gedanken und Gefühlen nach und nach auf die Gesichtsbildung, namentlich auf den Ausdruck umformend einwirken kann, daß also der Einfluß der Seele auf den Körper auch in dieser Beziehung unbestreitbar ist, das habe ich in meiner langen ärztlichen Praxis vorzüglich an solchen Indi-

viduen beobachtet, die sich noch wie der sechzehnjährige Lubowsky im Alter der Entwicklung befanden. Betrachten wir so manches Mädchen, das eben noch vor der Entwicklungsperiode steht. Ihre Züge sind nicht häßlich aber unbedeutend, ohne Ausdruck; ihr Auge hat, wie ich es bezeichnen möchte einen stumpfen Blick, ihre ganze Erscheinung ist reizlos. Sehen wir sie nach einiger Zeit wieder, wo sie bereits Jungfrau geworden. Ihr Geist hat eine, rasche Ausbildung erlangt, ihr Gefühlsleben ist erweckt und mit dieser geistigen Umwandlung ist auch ihr Aeußeres ein anderes, ihr Auge ein hell-strahlendes geworden; eine gewisse Anmuth ist über alle ihre Züge ergossen, sie erscheint als ein ganz neues Wesen. Diese Umwandlung bei dem weiblichen Geschlechte hat freilich noch besondere Gründe, aber auch an Knaben habe ich, wenn sie Jünglinge, dann Männer geworden und geistig fortgeschritten sind, ähnliche Einflüsse des Seelenlebens auf ihr Aeußeres, besonders auf den Gesichtsausdruck, bemerken können.""

„Ist es also" rief der Graf erfreut, „nicht möglich, daß eine solche Wechselwirkung auch bei Lubowsky eingetreten wäre?"

„„Möglich gewiß,"" entgegnete der besonnene Arzt, „„aber nicht so wahrscheinlich, als in anderen Fällen, wenn nämlich seine Gesichtsform wirklich so furchtbar abschreckend war, wie er es ja selbst fand. Aber es können auch da, wie Sie sehr richtig bemerkt haben, mancherlei Umstände, beispielsweise das Zwielicht, ein nicht richtig zeigender Spiegel und die Hast, in der Alles geschah, nachtheilig eingewirkt haben. Mir sind schon häufig Spiegel vorgekommen, in denen man seine Züge völlig verzerrt erblickt. Doch — wozu sollen wir noch Vermuthungen aufstellen! Der Augenblick ist gekommen, wo wir uns die vollste Aufklärung verschaffen können. Der Kranke ist bewußtlos, wir wollen ihm die Larve abnehmen und alle Zweifel werden gelöst sein.""

„Ja, das soll, das soll geschehen!" schrie fast der Graf auf, und Markwart's Arm umfassend, drängte er ihn fort.

13.

Drei Wochen waren verflossen seit der von seiner schweren Krankheit genesene Graf Lubowsky den Badeort verlassen hatte. Man hatte den Verlarvten in den Reisewagen steigen gesehen und die Badegäste, die nur noch in kleiner Anzahl anwesend waren, fühlten sich völlig erleichtert durch die Gewißheit, dem Gefürchteten nirgends mehr begegnen zu müssen. Die meisten Fremden rüsteten sich allmälig zur Abreise, als plötzlich durch das Städtchen die Kunde lief, es seien eben noch zwei verspätete Curgäste eingetroffen und im ersten Gasthofe abgestiegen; es müßten nach der prächtigen Equipage in der sie ankamen, große und reiche Herren sein. Die Kleinstädter staunten

über diese neuen Ankömmlinge, aber noch höher stieg ihre Verwunderung, als am nächsten Tage ein mit vier herrlichen Rossen bespannter Phaeton, in welchem zwei feingekleidete Herren saßen, durch die Straßen rollten, und — vor dem Hause des Tischlers Berthold anhielt. Die eben Vorübergehenden, die jetzt natürlich stehen blieben und gafften, erkannten in dem einen Herrn den Grafen Kasalinsky, der sich monatelang in dem Badeorte aufgehalten hatte; der Andere war ihnen fremd.

Die beiden Herren verließen den Wagen und aus dem Flur trat ihnen Doctor Markwart entgegen, ihre Hände herzlich schüttelnd; dann aber geleitete er sie in das Innere des Hauses, wo sie nach dem Besitzer fragten.

Der Meister, hievon benachrichtigt, eilte aus der Werkstatt hinüber, bat die Fremden in das Besuchszimmer einzutreten und fragte ganz unterthänig, was der gnädigen Herren Begehr sei. Da trat der Doctor vor, der sich bis dahin etwas zurückgezogen hatte, und die Hand des Einen der Herren ergreifend, sprach er lächelnd und sich wirklichen Lachens kaum enthaltend, ganz salbungsvoll:

„Meister, dieser Herr kommt keineswegs um irgend ein Möbel, das Eure Kunst geschaffen, zu kaufen, sondern er will ein Wesen erwerben, dessen Schöpfer Ihr auch seid, aber ein menschliches liebenswürdiges Wesen: Eure Tochter Marie."

„„Meine Tochter?"" stammelte erstaunt der Alte.

„Ja, so ist es, Eure Tochter. Und der Werber, der hier vor Euch steht, ist der Graf Lubowsky, derselbe, den man noch vor wenigen Wochen hier im Orte den Grafen Tod nannte."

Berthold sah die vor ihm Stehenden starr, sprachlos an.

„Ihr nehmt es mir wohl nicht übel, alter Freund," fuhr der Arzt lächelnd fort, „daß ich in dieser Angelegenheit ein wenig den Kuppler gemacht habe. Ich denke, Ihr dürftet mir dankbar sein und den Kuppelpelz nicht versagen, wenn Ihr Euch nur erst von Euerm Staunen erholt haben werdet. Damit dies bald geschehe, lasse ich jetzt unsern Beistand, den Herrn Grafen Kasalinsky, bei Euch zurück, der Euch alle die Wunder erklären wird, die sich vor Wochen hier zugetragen. Den Bräutigam aber — denn das ist und bleibt er — nehme ich mit mir, um das Bräutchen zu begrüßen, das unser in seinem Kämmerlein gewiß schon sehnsüchtig harrt."

Und, dem Brautwerber winkend, zog er ihn zur Thüre hinaus.

Berthold blieb in einem Zustande zurück, der Besorgniß erregen mußte. Er drohte umzusinken, zitterte am ganzen Leibe, schien sprechen zu wollen, aber die Stimme versagte ihm. Kasalinsky führte ihn zu dem Sopha, ließ sich neben ihm nieder, sagte, er begreife, daß ihn, als Vater, das seltsame Ereigniß geradezu überwältigt habe; er werde aber, wenn ihm der Gang dieses

Ereignisses bekannt geworden sei, in demselben gewiß einen wahren Glücksfall und eine höhere Fügung erkennen. Und nun erzählte er ihm Alles, was aus den Gesprächen des Arztes mit dem Grafen bereits bekannt ist. Als dieser aber zu dem Momente kam, wo in seiner Gegenwart der Doctor dem Bewußtlosen die Larve abgenommen hatte, unterbrach ihn Berthold fast athemlos mit der Frage:

„Nun — und — und — was sahen Sie?“

„„Wir waren,““ setzte der Graf seine Erzählung fort, „„anfangs entsetzt, denn der Kranke sah allerdings abschreckend aus, und man mußte ihn, wenn auch sein Gesicht keineswegs, wie die Sage ging, einem Todtenkopfe glich, doch sehr häßlich finden. Wir sahen eine niedrige Stirne, eine etwas zu kurze Nase, das Antlitz bis hinauf zu den stark hervortretenden Backenknochen von einem wirren zerrauften Barte bedeckt, den er natürlich, da er die Larve trug, stets nur so weit kürzen konnte, als er unter der Larve hervordrang. Da wir aber ihn näher betrachteten, fielen uns wunderschöne tiefblaue Augen auf, die freilich in der Fieberhitze starr blickten, auch der Mund war ziemlich gut gebildet, was aber unter demselben lag, verhüllte der Wust von Haaren, der dem Gesichte natürlich den Anschein von Wildheit aufprägte. Eines ward uns Beiden bald klar, nämlich: daß es gar manche sich frei in der Gesellschaft bewegende Männer gibt, die nicht viel besser aussehen, als Lubowsky aussehen würde, wenn Hauptthaar und Bart gestutzt und einer guten Pflege unterworfen wären, und der Ausdruck von Glückseligkeit auf den Zügen des bisher so unglücklich Gewesenen leuchtete, der sich nun mit einem Male der Welt und allen Genüssen derselben wiedergegeben sähe. Und in der That — das Entzücken läßt sich nicht beschreiben, in das er gerieth, als wir ihm bekannten, daß wir sein Gesicht ohne Larve gesehen hatten, und daß er es künftig vor aller Welt offen tragen könne. Aber wir beredeten ihn dazu, die Larve bis zu seiner Abreise nicht abzulegen, und erst nach einiger Zeit ohne dieselbe wieder hieher zu kommen. Er ist nun hier, Sie haben ihn gesehen, und als er Ihnen eben gegenüber stand, wohl keinen Schauder empfunden. Wurde ihm von der Natur das Geschenk der Schönheit versagt, so ward ihm ein weit höheres vom Himmel verliehen: eine edle Seele, ein vortrefflicher Charakter. Die Liebe, die er für Ihre Tochter hegt, ist grenzenlos, die Vereinigung mit ihr wird ihm ein wahres Heil sein und Ihnen als Vater gewiß eine hohe, dauernde Freude bereiten.““

Nach allen diesen Enthüllungen war Berthold endlich gefaßter geworden, aber heftig rief er doch aus:

„Meine Tochter! wo ist meine Tochter?“

„„Sie wird bald erscheinen,““ beschwichtigte ihn der eben wieder hereingetretene Doctor; „„sie konnte sich nur bis jetzt noch nicht aus den

17

Umschlingungen losmachen, in welchen ihr verzückter Anbeter, ihr zu Füßen liegend, sie festhält. Aber — da kommen die Ueberseligen.““

Und herein traten sie, und Marie sank vor ihrem Vater auf die Kniee nieder und bat um seinen Segen. Was hier noch weiter vorfiel, soll verschwiegen und nur berichtet werden, daß nach einigen Wochen die prächtigste Hochzeitsfeier stattfand, die das Städtchen jemals gesehen. Bald darauf reisten die Neuvermälten nach den Stammgütern des Grafen, gleich nach ihrer Abreise aber waren hunderte von Arbeitern damit beschäftigt, ein großes von Lubowsky angekauftes Stück Waldes auszuroden, in dessen Bereich auch die Ruine lag, in welcher sich eigentlich das Schicksal der nun Vereinigten entschieden hatte. Im nächsten Sommer schon stand eine reizende Villa da, von einer schönen Parkanlage umgeben, und hier brachte der Eigenthümer mit seiner holdseligen Gemalin den größten Theil des Jahres zu. Ihnen gesellte sich, aber erst nachdem der Greisenhand Hammer, Säge und Hobel zu schwer wurden, Vater Berthold als ständiger Hausgenosse, während der biedere Doctor als treuer und stets heiterer Hausfreund in dem ihm lieb gewordenen Kreise alle seine freien Stunden zubrachte.

„Der Graf Tod!“ Dieser Ausruf war in den nächsten Badesaisons noch öfter zu hören, wenn Lubowsky den Curgästen sich näherte. Sie wichen auch jetzt vor ihm aus, aber nicht aus Scheu, sondern aus Ehrfurcht vor dem edlen, reichen und wohlthätigen Manne, der dem Städtchen und den Badeanstalten ein wahrer Segen geworden war.

Eines schönen Familienfestes muß noch erwähnt werden, das alljährlich in der Ruine an dem Erinnerungstage an jenen Tag stattfand, wo Marie und Lubowsky dort zusammengetroffen waren. Da waren die alten Mauern mit Tannenreisern dicht besteckt, mit Blumengewinden, Kränzen und Sträußen so reich bedeckt, daß die Trümmer unter dem grünen und bunten Schmuck fast verschwanden. Im Walde erklang eine herrliche Musik, und mitten im inneren Raum der Ruine stand auf glatt geebnetem Boden eine wohlbesetzte Tafel, an der Lubowsky, Marie, Berthold, Markwart und Graf Kasalinsky saßen, welch’ Letzterer an diesem Tage hier nie fehlte, mochte er noch so weit herreisen müssen. Laut klangen da die Gläser aneinander und manches Hoch wurde dem Ehepaare dargebracht. Die Beiden aber hielten sich fest umschlungen, und baten gerührt und mit Freudenthränen in den Augen den Allmächtigen, er möchte ihr Glück nie geringer werden lassen.





Unterwegs.

Von

Johannes Nordmann.

1.

Der Sturm rumort an Thüren und an Fenstern
Um Einlaß, pfeift und wimmert im Kamin;
Ein Schwächling könnte bangen vor Gespenstern.

Dieweil ich nicht von solchem Schlage bin,
Lass' ich den Unhold draußen musiciren;
Er fahre seiner wüsten Wege hin.

Nun sollten längst die Lerchen tiriliren,
Wenn Wort gehalten uns die Frühlingszeit
Mit Blumen, die nicht an die Fenster frieren.

Ob auch die Berge bis zuthal beschneit,
Das soll mich nicht vor einer Wand'rung schrecken,
Ich ziehe den noch in die Lande weit.

Wohl nur im Geiste; der soll mir erwecken,
Was noch in starren Winterbanden liegt,
Befrei'n die Bäche von krystall'nen Decken.

Mein Geist und meine Fantasie besiegt,
Was mich um einen Frühling will betrügen,
Der sonst mich unter Blüten eingewiegt.

Auf! folget mir und lasset euch belügen,
Durch süße Zauber der Erinnerung,
Die ich erlöse auf den Wanderzügen.

2.

Ihr habt die Wahl! wo wollt zuerst ihr rasten?
Zu Brixen, in der sonn'gen Bischofstadt?
Ihr seid deßhalb verurtheilt nicht zum Fasten.

Verbleibe drin, wer Lust und Neigung hat,
Ich suche auf mir das Versteck von Vahren;
Verschimpfst mich aber nicht als Apostat.

Noch übt geheime Zauber, wie vor Jahren,
Das Nest, versteckt im üppig dichtem Laub,
Die nicht Profanen sind zu offenbaren.

Für sie des Marktes Lärm, der Straße Staub,
Für uns der Vogelsang und Blätterrauschen,
Verliebtes Flüsterwort und Blüthenraub.

Hier läßt so recht sich die Natur belauschen,
Die manches Kleinod birgt in diesem Thal,
Nicht mit den reichsten Schätzen zu vertauschen.

Verlaßt die Einsamkeit, ihr habt die Wahl,
Und sucht die Unruh' euch auf Markt und Straße.
Vertauscht den Frieden, handelt ein die Qual.

Nur stört mich nicht, wenn ich mich überlasse
Dem süßen Nichtsthun, wenn ich an die Schnur
Die Perlen der Natur mir spielend fasse.

3.

Vom Bergsturz liegen an dem Weg die Knochen,
Und in der Schwindeltiefe tost der Bach,
Kommt sprunghaft, wie die Schlange nicht gekrochen.

Nun haltet eure Sinne frisch und wach,
Ich führ' euch zu dem Völklein der Ladeiner
Nach Gröden; Willkomm winkt jedwedes Dach.

Hier hauste einst Oswald der Wolkensteiner
Im Thalschluß, wo emporragt der Pizlung,
Ein Minnesänger, lustig lieb wie keiner.

Der hatte noch den rechten Muth und Schwung,
Mit Schwert und Lied die Meinung auszusprechen;
Das Schwert ward schartig, doch das Lied blieb jung.

Er war durch seinen Fürsten nicht zu brechen,
Dem hielt die längste Zeit er Widerpart;
Ein schönes Weib allein bezwang den Frechen.

So war es einst im Thale Brauch und Art;
Die Grödner schnitzen Heiligenbilder heute,
Die fein und zart, klingt auch ihr „Krautwelsch“ hart.

Zum Sterben müdgehetzt von einer Meute,
Ging in dem Thal der Wolkensteiner ein,
Und seinen Namen kennen kaum die Leute.

4.

Von Bozen geht es nach dem Felsbereiche
Des „Rosengarten,“ in der Zwerge Hut,
Daß nie daraus der Märchenzauber weiche.

Er wird euch sichtbar in der Alpenglut,
Die weithin über dieses Reich ergossen,
Aufblitzt wie flüssig Gold, wie rosiges Blut.

Die Sage hat euch dieses Reich erschlossen;
Sie meldet von Laurin, dem Schelmengnom,
Der es beherrscht mit seinen Zwerggenossen.

Sie meldet euch im Lied vom Völkerstrom,
Vom Berner Dietrich, der den Strom entbunden,
Und seinen Zug gelenkt hat gegen Rom.

Ist, was der Gnom gespeichert dort, verschwunden?
Von seinen Schätzen wird manch' Edelstein
Im Fassathale drüben noch gefunden.

Noch ist gehoben nicht der Zauberschrein,
Den listig er in Drusen dort verborgen,
Und den nur Nachts verräth ein Irrlichtschein.

Begehr nach Schätzen machte nie mir Sorgen,
Und mehr hat mich des „Rosengarten“ Pracht
Verzückt an einem hellen Wandermorgen.

5.

Ich öffne euch den Weg zum Paradiese,
Nach Ueberetsch, in's weindurchrankte Land,
Durchhaucht von Düften und von sanfter Brise.

Als starker Hüter steht die „Mendelwand“,
Tiefunten breitet sich der See von Kaltern,
Und draußen zieht die Etsch durch Rohr und Sand.

Es flattert traumhaft drin von bunten Faltern,
Und weithin tönt der fromme Glockenklang,
Zusammenklingend mit den Vogelpsaltern.

Es scheue nicht ins „Paradies“ den Gang,
Wer selig wie der Hänfling in dem Neste
Will sein, und wer zum Träumen hat den Hang.

Aus schmucken Häusern wie zu einem Feste
Bringt frohen Willkomm euch jedweder Tag,
An Wein und Atzung euch das Allerbeste.

Gepriesen sei der Wünschelruthe Schlag,
Der uns das Zauberland heraufbeschworen,
Das nah, nur nicht auf unsern Wegen lag.

Wir haben manches Paradies verloren;
Daß uns gerettet bleibe dieser Schatz,
Bestellt die treuen Wächter an den Thoren!

6.

Trient! Dich möchte nach Gebühr ich preisen;
So oft ich kam in's schöne Land Tirol,
Warst du bemüht, mir Liebes zu erweisen.

Die längste Rast ertrüge sich gar wohl;
Mich aber treibt es stets zu Wandergängen,
Hier reizt mich Val Sugan, dort Val di Sol.

Und auf und nieder zwischen Weinlaubhängen
Zieh' von Salurn hinab nach Rovereit
Ich lustig meiner Wege mit Gesängen.

Du selige Zeit, o Wanderseligkeit!
Wie soll ich in die rechten Worte kleiden
Der Schönheit Offenbarung weit und breit?

Wohl sind um solchen Schatz wir zu beneiden,
Begreiflich ist die Gier, die danach greift;
Doch dürfen, wollen wir den Raub nicht leiden.

Ob auch manch' Wetterschauer sie gestreift,
Wir hüten als ein köstlich Gut die Trauben,
Die unter unsern Sorgen ausgereift.

Der Traube gleicht Trentin im grünen Laube,
Das als ein Schatz in unserm Reiche liegt,
Den ich noch lange nicht verloren glaube.

7.

Fort Nago ist erreicht; es liegt zu Füßen
Ein Prachtjuwel, der blaue Gardasee:
Den lasset uns mit Jubel laut begrüßen!

Ich kam zu ihm nach manchem Ach und Weh,
Um schnell mich wieder frisch und jung zu baden,
Gestählt und heil durch diese Panacee.

Ein Zauberwinkel recht von Gottes Gnaden,
Der Mächtigkeit und Anmuth in sich schließt,
An den man nur die Besten müßte laden.

Am Straßenbug, wo rauschend sich ergießt
Zum See im jähen Sturze der Ponale,
Erschaut man erst, was dort an Wundern sprießt.

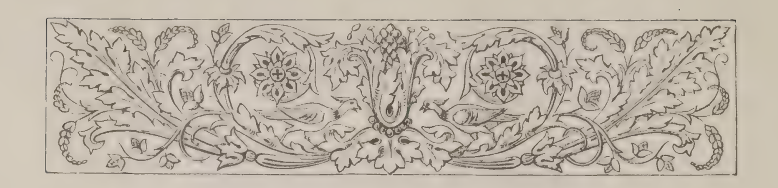
Ein Schuppenpanzerschild im Sonnenstrahle
Erglüht der See, so weit das Auge reicht,
Wie flüssig Gold in einer Riesenschale.

Wenn drüberhin die Abendbrise streicht,
Wie selig ist's im Bote dann zu liegen,
Das seine Ufer abfährt federleicht.

Im Geiste will ich Berge überfliegen,
Denn es ersehnt das große Menschenkind,
In selige Träume dort sich einzuwiegen.

Wien, im April 1883.





Aus dem historischen Trauerspiele

Der Königsrichter.

Von

Franz Nissel.

Personen des Fragments:

Johann Zapolya, Graf der Zips, Woywod von Siebenbürgen.
Alexander, sein Sohn.
Markus Pemfflinger, Königsrichter und Sachsengraf.
Mathias Armbruster, Bürgermeister von Hermannstadt.
Bethlen, Perény, Doczy, Perusich, Lasky — ungarische Edelleute.

(Die Handlung spielt im Jahre 1526. Die Türken unter Soliman II. sind in Ungarn eingebrochen und ziehen heran gegen Mohács, wo König Ludwig mit seinem Heere zur Abwehr gerüstet steht, während Zapolya bei Szegedin die Wehrkräfte Siebenbürgens vereinigt hat. Auch ein Theil des ungarischen Adels, dem Königshause der Jagellonen abhold und insbesondere erbittert durch den Erbvertrag von Preßburg, kraft dessen das Königreich Ungarn im Falle des Aussterbens der Jagellonen an Ferdinand von Oesterreich fallen sollte, hat sich um Zapolya geschaart, dessen Ehrgeiz nach der Krone des heiligen Stephan strebt. Schon vordem haben geheime Versammlungen stattgefunden, in denen beschlossen wurde, keinen Fremden mehr auf Ungarn's Thron zu dulden. — Dies vorausgeschickt, wird der hier folgende zweite Act, welcher ein ziemlich abgeschlossenes Ganzes bildet, vollkommen verständlich sein.)

Zweiter Act.

Lager des Woywoden bei Szegedin an der Theiß in Ungarn. Morgendämmerung.

Erste Scene.

(Pemfflinger kommt aus dem Hintergrunde. Langsam, düster sinnend schreitet er bis in die Mitte der Bühne; hier bleibt er einen Augenblick stehen; dann geht er, wie mit sich kämpfend, einige Male auf und nieder. Endlich eilt er rasch auf eines der Zelte zu, die im Vordergrunde stehen.)

Pemfflinger.

Fort mit den fruchtlos quälenden Gedanken,
— Und zum Entschluß!
(Er tritt an den Eingang des Zeltes und ruft hinein.)
Mathias! schläfst Du noch?

Armbruster's (Stimme im Zelt).

Wer da?

Pemfflinger.

Dein Freund!

Armbruster.

Wie — Markus! Du?

Pemfflinger.

Ich bin's.
Ermuntre Dich und komm heraus.

Armbruster.

Ich komme.
(Er tritt aus dem Zelte und sieht verwundert auf.)
Der Morgen graut ja erst! Was treibt so früh
Dich schon vom Lager auf?

Pemfflinger.

Hab's nicht berührt,
Die ganze Nacht.

Armbruster.

Gewacht?

Pemfflinger.

In Sorgen — ja

Armbruster.

Hm! hätt' ich das gewußt, ich wär' gekommen
Und hätt' mit traulichem Gespräch uns Beiden
Die Zeit verkürzt.

Pemfflinger.

So schliefst Du auch nicht?

Armbruster.

Lang nicht.
Zu schwül war diese Nacht. Die Pußta dampfte
Noch von der Glut des Tages.

Pemfflinger (bedeutungsvoll).

Ja — viel Schweiß
Vergießen wir in fauler Ruhe hier,
Der besser wär' in guter Schlacht vergossen.

Armbruster.

Noch besser in der Heimat, beim Geschäft
Und in der Werkstatt.

Pemfflinger.

O nicht dessen, was
Wir selbst versäumen, denk' ich, da an Stunden
Vielleicht des Reiches Schicksal hängt!

Armbruster.

Versteh'
Mich recht. Engherzig bin ich auch nicht. Gürte
Auch gern das Schwert um, wenn es sein muß. Doch
Bei Gott! dann will ich auch dreinschlagen können —
Derb, herzhaft, daß es ausgibt und die Ruhe
Für eine gute Weile wieder herstellt.
Das aber ist kein Krieg, — ist keine Führung!
Da ziehen wir, wie Tolle hin und wieder.
„Nach Süden!" heißt es erst — „durch uns're Pässe —
Den Türken, der die Donau aufwärts zieht,
Im Rücken zu bedroh'n." Dann plötzlich: „Halt!"
Und: „Nein! — zurück! — nach Westen und dem Lauf
Der Maros nach!" — Dann wieder ruft man uns
Zur Theiß — bis endlich hier um Szegedin
Die ganze Wehrkraft Siebenbürgens sich
Vereint, um — still zu sitzen und zu braten
Im Sonnenbrand! — — Der Schaaren viele sind
Aus Oberungarn auch zu uns gestoßen.
Das Heer, das hier versammelt liegt, ist stärker
Als das des Königs, der bei Mohács steht.
Auf was, zum Henker, wartet der Woywod?
Ist Sinn in alledem?

Pemfflinger (düster).

Ich fürchte: ja!
Des Königs Bote, der ins Lager gestern
Geritten kam — es ist der dritte schon,
Der uns zum Aufbruch und zur Eile mahnt —
Erhielt nicht bess're Weisung als die vor ihm.

Auf Antwort warten hieß ihn der Woywod,
Versprach, zu überlegen. Selbst die Kunde
Vom Fall Peterwardeins, des letzten Bollwerks,
Vermochte kaum ein leichtes Achselzucken
Ihm abzuzwingen. — In sein Zelt bei Zeiten
Zog er zurück sich, war nicht mehr zu sehen.
Ich traute meinen Sinnen kaum. — Ich wachte
Bis spät — spät in die Nacht hinein und harrte.
Mit jeder Stunde, meint' ich, müsse ja
Befehl zum Aufbruch kommen. Doch umsonst! —
Da trieb es mich hinaus. Von unser'n Zelten
Kam ich zu denen der Magyaren und
Der Szekler: ob sich da denn auch nichts rege? —
Vergebens! Todtenstille rings umher,
Von Zeit zu Zeit nur durch den heisern Ruf
Der Posten unterbrochen. Weithin über
Die Pußta warf der Mond sein fahles Licht.
Ich blickte auf. Ich hätt' ihn gern gefragt,
Ob er denn überall, wohin er sah,
So friedensſel'ge Bilder nur beleuchte? —
Aufrauschen hört' ich da vor mir die Theiß —
Unheimlich glitzerten die Wellen. Da
Von bösen Ahnungen ward ich ergriffen —
Mit Eins versetzt wie an den Donaustrom.
Er wälzte blut'ge Wogen durch das Land —
Ein wildes Heulen: „Allah! Allah!" schlug
Ans Ohr mir — Dörfer, Städte flammten auf —
Und „Hilfe! Hilfe!" rief es, daß das Herz
Im Leib mir springen wollte. Ja, es schnürte
Mir so die Brust zu, daß ich hätte mögen
Mit einem lauten Schrei die traurigen
Gesellen um mich her, die — ihr Gewehr
Im Arm — so bleiern starr am Boden lagen,
Aufrütteln aus dem grausam tiefen Schlaf,
Der sie gefesselt hielt. — O Freund! ich kann
Es länger nicht mit anseh'n und ertragen —
Mich peinigt der Gedanke an Verrath!

(Pause.)

Entschlossen bin ich nun, zu handeln, wie
Das Herz mich heißt.

Armbruster.

Was willst Du thun?

Pemfflinger.

Ich darf
Auf Deinen Beistand zählen?

Armbruster.

Ja — denn was
Du vor hast, ist gewiß auch wacker.

Pemfflinger.

Nun denn!
So höre —
(Er unterbricht sich plötzlich, da ganz in der Nähe sich ein Tumult erhebt.)
Still! — Was für ein Lärm ist dies?

Armbruster.

Fürwahr, ein arger, häßlicher Tumult!
Dort vor dem Zelte des Woywoden, sieh!

Pemfflinger.

Des Königs Bote ist's, der Einlaß fordert.
Gewaltsam drängen die Haiducken ihn
Zurück. Zu Boden schlägt er einen mit der Faust.
Sie zieh'n die Säbel. Blutvergießen droht.
Komm, laß uns Einhalt —

Armbruster.

Nicht mehr nöthig. Da —
Der Woywod tritt aus dem Zelt. In Ehrfurcht
Weicht alles Volk zurück. Sie sprechen — lebhaft —
Ja, heftig, scheint es — Still! sie kommen — hierher!

Zweite Scene.

(Vorige. Zapolya und Perény kommen in heftigem Wortwechsel. Ihnen folgen Bethlen, Doczy, Perusich, Lasky und Andere. Die Bühne füllt sich während der Scene mehr und mehr mit Edelleuten und Kriegsvolk. Es wird völlig Tag.)

Perény (in großer Erregung).

Du sollst, Du mußt mir Antwort geben.
(Heftig mit dem Fuße stampfend). Antwort!

Zapolya.

Du hast sie ja. Geh!

Perény.

Tod und Hölle! — Poche
Zu viel nicht, Woywod, auf Deinen Anhang
Und Deines Namens Glanz. Es könnten sich
Die Zeiten ändern. Heute braucht man Dich —
Wer weiß, ob morgen?

Zapolya.

Trefflich! Ich bewund're
Die Redekunst, womit Du meinen Eifer
Zu spornen suchst! Ha! — dächte ich nicht besser
Für meinen Herrn und König, als Ihr Alle —

Pereny.

Indem Du feig ihn preisgibst in der Noth?

Zapolya.

Was hört er nicht auf meinen Rath und läßt
Sich vorwärts drängen? Ihn beschworen hab' ich,
Nichts übereilt, nichts ohne mich zu wagen.

Pereny.

Dann müssen wir das Reich wohl ohne Schwertstreich
Dem Sultan in die Hände fallen lassen!

Zapolya.

Nun ja — das ist's! so sprecht Ihr auch im Kriegsrath
Zu Mohács und verwirrt des Königs Sinn,
Daß er von Heldenthaten träumt und hofft,
Mit Tausend Hunderttausende zu schlagen!

Pereny.

Der Doppelzüngigkeit! Schickt er mich nicht
Zu Dir, daß Du ihn zu verstärken kommest?

Zapolya.

Geduld nur, bis ich kommen kann!

Pereny.

Geduld!
In Feindes Angesicht!

Zapolya.

Er ziehe tiefer
Sich in das Land zurück.

Pereny.

Um so zum Spotte
Zu werden dieses Adels, der mit Unmuth,
Nur zögernd, sich um ihn geschaart, jetzt aber —
Einmal im Sattel — auch zu fechten brennt!

Zapolya.

So wagt er nicht, dem tollen Ungestüm
Zu widersteh'n? Im eig'nen Lager findet
Er nicht Gehorsam? Ich nur — ich soll blind,
Was er begehrt, erfüllen und — entgegen
Der eig'nen Ueberzeugung — Alles setzen
Auf Einen Wurf? — Nein — eher nicht, bis Alles,
Was noch im weiten Reich eilt zu den Waffen,
Um mich gesammelt ist.

Perény.

Der eitlen Ausflucht!
Die heut' noch nicht zu Pferd gestiegen sind,
Die werden auch nicht kommen. Jene sind's,
Die — off'ne Feinde dieses Königshauses,
Auch der Gefahr des Vaterlandes nicht
Den Groll, der sie verzehrt, zum Opfer bringen.

Bethlen (ein greiser Ungar, unfähig, länger noch an sich zu halten).

Dann sind es feige Buben — keine Ungarn!
Bei meinem Bart! ich will hier ehrlich reden.
Zu heucheln hab ich nie gelernt. Ich mag's nicht,
Dies Königshaus, dies slavische Geschlecht,
Das nicht aus uns'rem Fleisch und Blut gewachsen,
Und dieser königliche Knabe flößt mir
Mehr Mitleid ein, als Ehrfurcht. Aber eben,
Weil er mir so erbarmungswürdig scheint,
Möcht' ich mich heut' für ihn in Stücke hauen lassen.
Und wer nicht so fühlt, hat kein ung'risch Herz;
Denn Großmuth ist die Seele des Magyaren.
Die aber, die um Ludwig jetzt geschaart sind,
Die fühlen so und werden Wunder thun
Am Tag der Schlacht. D'rum auf! auf! Herr Woywod!
Daß sie den Ruhm des Sieges nicht allein
Gewinnen. Auf! zum Türkenschädelspalten!

Zapolya.

Nein — nein und nein! Ich habe Rath gepflogen
Mit meinen weisesten und besten Kriegern.

Pemfflinger (abseits stehend, leise zu Armbruster).

Mit seinen Freunden, ja, und Creaturen!

Zapolya.

Unwiderruflich fest steht der Beschluß:
Wir weichen nicht — noch nicht. — Mein letztes Wort!

Perény.

So quäle denn noch auf dem Sterbebett
Dich dieser Stunde Schuld. Hochmüthiger
Woywod! fahr hin! (Er eilt fort.)

Pemfflinger (zu Armbruster).

Ich weiß genug. Wir wollen
Nicht Worte auch vergeuden. Folge mir.
Des Königs Bote soll noch einen Trost
Mit auf den Weg bekommen.
(Pemfflinger und Armbruster gehen).

Dritte Scene.

(Zapolya — Doczy — Perusich — Lasky — Bethlen und die anderen ungarischen Edelleute.)

Zapolya (der aufgeregt auf und ab geschritten ist, gleichwie im inneren Kampfe, Bestürzung und völlige Entmuthigung heuchelnd).

Ihr seht mich sprachlos vor Bestürzung, Freunde!
O diese Feuerköpfe, deren Spielball
Der junge König ist, sie werden mich
Noch zur Verzweiflung treiben. Welche Lage!
Man wird mich treulos schelten, wenn ich nicht
Thorheiten billige und mit begehe.
Für jeden Unfall werd' ich haften sollen,
Der ihnen zustößt, — und sie hindern selbst
Mich doch, das Vaterland und sie zu retten.
Des Hochverrathes werden sie mich zeihen,
Wenn ich mich nicht entschließe, Euch, ihr Freunde,
Die Ihr Euch meiner Führung anvertraut
Mit edler Zuversicht, Euch zu verrathen —
An's Messer Euch zu liefern —
(Bewegung unter den Edelleuten. Zapolya, die Wirkung seiner Worte wahrnehmend, fährt rasch fort.)
O erlöst mich
Aus dieser Pein. Wählt einen andern Führer!

Perusich.

Was sagst Du? Von uns trennen willst Du Dich?

Zapolya.

In mein Karpathenschloß will ich mich werfen —
Und unter seinen Trümmern mich begraben,
Wenn ihre Feindschaft mir auch dahin folgt.

Doczy.

Das sprach nicht Zapolya!

Perusich.

Das wäre Bruch
Der Treue, feige Flucht. O Freunde! helft mir,
Den unglückseligen Entschluß bekämpfen.

Lasky.

Du darfst uns nicht verlassen.

(Alle, Zapolya umdrängend.)

Nein! Du darfst nicht!

Zapolya.

Wie? Ihr vertraut mir noch?

Perusich.

Ja — Dir allein.
Soll dieses Hofgezücht ehrgeiz'ger Kronbeamten
Frohlocken, daß wir schnell verzagten Sinns
Die Zügel selbst in ihre Hände geben?

Doczy.

Aus ihrer Leitung anvertrauen? Daß sie
Uns auf die Schlachtbank führten, ihren Sieg,
Mit unser'm Blut erkauft, ausnützen könnten
Für ihres Königs Vollgewalt.

Lasky.

Sie sollen
Sich uns und unser'm Willen fügen — oder
Zu Grunde geh'n!

Zapolya (lebhaft).

Denkt Ihr noch heute so?
Dann ja — dann will ich —

Perusich.

Du warst unser Haupt
Im Kampfe gegen königliche Willkür,
Hast uns geführt im Krieg der Hörigen —
Am furchtbar schönen Tag von Temesvar.
So wollen wir denn auch im Türkenkriege
Uns unter keines Andern Leitung schlagen,
Als unter Deiner, Zapolya!

Zapolya.

Wohlan!
So schwört, mit mir zu stehen und zu fallen.

Alle.

Wir schwören!

Zapolya.

Und ich bin der Eure wieder.

(Alle umringen ihn freudig. Da fällt sein Blick auf Bethlen, der finster sinnend abseits steht.)

Und Bethlen steht bei Seite, sinnt und schweigt?
— — War er nicht mit in unserer Versammlung?
Hat er nicht mitgeschworen, diesem König
Und seinen Erben Trotz zu bieten, mit
Gestimmt nicht, als man mich zum Führer wählte?

Bethlen.

Wohl hab' ich. Damals — stand kein Feind im Felde!
Dich aber, Zapolya, hab' ich verehrt
Als Mann und Helden. Und es widerstrebt
Mir noch, Dir zu mißtrauen. Ueberzeug'
Mich bald, daß Du es ehrlich meinst! Ich fange
An Dir zu zweifeln an.

(Er eilt in großer Bewegung fort.)

Zapolya (der ihm einen Augenblick düster nachsieht, wendet sich wieder zu den Andern).

Ihr Freunde, fort!
Vertheilt im Lager Euch nach allen Zelten,
Auf daß der hohe Geist, der Euch erfüllt,
Den letzten Krieger meines Heer's erfasse!

Alle (indem sie tumultuarisch forteilen).

Hoch Zapolya! des freien Adels Führer!

Zapolya (winkt Doczy, der sich den Andern anschließen will, zurück).

Mein Sohn noch immer nicht zurück?

Doczy.

Nein.

Zapolya.

Das
Beängstigt wahrhaft mich. Den fünften Tag
Schon harr' ich sein vergebens. Wicht'ge Botschaft
Soll er mir bringen aus der Hauptstadt. —
— — — — — — — Wenn ihm
Ein Unglück zugestoßen wäre — —

Doczy.

Welches?

Zapolya.

Unsicher mehr als jemals sind die Wege
In dieser wilden Zeit. Erst gestern haben
Uns Räuber eine Zufuhr aufgehoben
Und einen Mann erschlagen.

Doczy.

Zabor ist
Mit treuen Leuten ihm zur Seite.

Zapolya.

Wohl.
Auch Sandor ist beherzten Sinns. Und doch
Bin ich besorgt. Schick' Reiter aus auf Kundschaft —
Und gib mir bald Bericht.

Doczy.

Es soll geschehen. (Er geht.)

Vierte Scene.

Zapolya (allein).

Die Falle steht, daß sie hineingeh'n müssen —
Wie sie auch handeln, thöricht oder klug,
Feig oder tollkühn. — Siegen können sie
Nicht ohne mich. — Sie bringen ihn zum Einsturz,
Den schon zermorschten Thron der Jagellonen,
Und er begräbt die Gegner Zapolya's.
Ich kenne dieses Volk. Die Niederlage nicht
Vergibt es, nicht die Flucht schon vor dem Kampfe.
Sie sind verloren. — Ich allein — ich könnte
Sie retten. — — Ha! — wie triumphirend haben
Sie oft mich angeblickt, wenn ich erlag
Im heißen Wortgefecht — wie oft im Zorn
Den Schwertgriff knirschend in die Faust gepreßt,
Mit Augen und Geberden mir gedroht,
Wenn meine Stimme über die Versammlung
Wie Donner herrschte, mein bejubelter
Vorwurf die Glut der Scham in ihr Gesicht trieb.
Wie haben sie dann stets, was ich ertrotzt,
Mit List zerstört und meinem Glück, das wuchs,
Den Stachel eingebohrt, damit es sieche! —
— In meinen Händen sind sie nun, sammt ihrer
Gekrönten Puppe — und an meiner Regung
Hängt ihr Geschick und dieses Reich's — und Aller! — —
— — — — — — — — — — — —
Auf's Pferd mich werfen, — wie der schnellste Wind
Hinfliegen — in der höchsten Noth erscheinen,
Ein Würgeengel mit dem Flammenschwert!
Den Kampf, den ungleich hoffnungslosen stellen —
Den ärgsten Feind der Christenheit bezwingen —
Ha! — Sieger Soliman's! Der Zeiten Held!

Des Königs Schutzgeist und des Volkes Götze —
Ein zweiter Hunyady!

(Indem er mit der Stimme fällt und ein ironisches Lächeln seine Lippen umspielt.)

Und wenn die Wolken
Zerstreut sind und das Vaterland gerettet —
Wie Hunyady — beneidet, angefeindet,
Umgarnt von Ränken — ja von Meuchelmord
Bedroht und Ketten — nur den bessern Tod
Im neuen Krieg noch suchen — und ihn finden.
Dank eines Königs, eines Volks! — Ein Thor,
Wer Blut und Leben setzt an eitlen Nachruhm.
Der höchste Preis nur, den die Erde bietet,
Ist groß genug, sein Alles dran zu wagen.
Mich lockt die Krone, nicht der Lorbeerkranz.

(Nach einer starken Pause mit düsterem Anfluge.)

Wie aber, wenn der ungeheure Einsturz
Auch meine Hoffnungen mit Schutt bedeckte?
Wenn dieser Sturm, der über Ungarn braust,
Auch über mich wegginge? — Werde ich
Zugleich mit Soliman mich messen können
Und jenem Ferdinand von Oesterreich,
Der Ludwig's Sache, wie sie sinken möge,
Zur eig'nen machen wird um seines Erbrechts? —
Ich — ich allein — mit den getheilten Kräften
Des wüstgelegten Reichs, dem guten Willen
Unbänd'gen Adels, der auch morgen mir
Die Treue bricht! — — Ja, furchtbar kommen seh' ich's,
Wie Alles, was zu Ludwig's Untergang
Sich jetzt verschworen, gegen mich sich wendet — — —
— — — — — — — — — — — —
Auf! — wenn Du davor bebst — nach Mohács!

(Sich gegen diesen Gedanken auflehnend, wild.)

— — — — — — — Umkehr
Auf halbem Weg? — Ich will verflucht sein, geb'
Ich feiger Reue Raum! — — Erliegen muß,
Wer in der Stunde der Entscheidung schwankt.
Der Kühne trotzt oft einer Welt — —
(Mit feinem Lächeln hinzusetzend) — — zumal
Wenn er auch klug ist und sich auf die Zeichen
Der Zeit versteht. — — — Wer erst zu Kräften will
Gelangen, muß von fremder Kraft sich nähren —
Wer groß will werden, auf die Schultern dessen
Sich stellen, der schon groß ist. Zapolya
Seh' sich nach einem Schutzpatron um. Wohl mir,
Daß nichts den Geist mir trübt, kein Vorurtheil
Mich lähmt im Handeln. Halbmond oder Kreuz!
Zwei Laute sind es mir — und gleichen Werth's.

Fünfte Scene.

Zapolya — Doczy und Perusich kommen eilig.

Zapolya (Doczy erblickend, ihm entgegen).

Mein Sohn zurück?

Doczy.

Nein. Denk' jetzt nicht an ihn.
Wenn uns nicht Alles täuscht, bereiten sich
Im Lager böse Dinge vor.

Zapolya.

Was sagst Du?

Doczy.

Hast Du Befehl gegeben —

Zapolya.

Wem?

Doczy.

Den Sachsen?
Die Zelte abzubrechen, sich zum Ausmarsch
Zu rüsten?

Zapolya.

Ha! Wer wagt's?

Perusich.

Du weißt von nichts?
Ich dachte es. Was thun? sprich —

Zapolya (mit Energie).

Die Hußaren
Aufsitzen lassen, die Panduren sammeln!

(Perusich geht. Pemfflinger erscheint im Hintergrunde.)

Zapolya (zu Doczy).

Du — zu den Sachsen hin! Dem Treiben Einhalt
Zu thun, gebiete ihren Führern, dann
Zur Rechenschaft sich in mein Zelt zu stellen.

Doczy.

Ich eile.

Pemfflinger (vortretend).

Halt! — Hier ist ein Mann, der Rede
Zu steh'n bereit ist.

Zapolya.

Wer? — — Der Königsrichter!

Pemfflinger (ernst).

Vergönne mir, o Herr, ein Wort zu Dir —
Zu Dir allein! —

Zapolya (indem er Doczy winkt, sich zu entfernen).

Es sei.

Sechste Scene.

Zapolya — Pemfflinger.

Zapolya.

Was willst Du? Sprich.

Pemfflinger.

Erlaub' mir eine Frage — und die Bitte,
Daß kurz und bündig Deine Antwort sei.
(Da Zapolya, von diesem Tone gereizt, eine heftige Bewegung macht.)
Vergib! (Dann ruhig aber fest.)
Willst Du nicht den Befehl zum Aufbruch
Nach Mohács geben?

Zapolya.

Kurz und bündig: Nein!

Pemfflinger.

Das thut mir leid; denn sehr lieb' ich die Ordnung —
Und in der Ordnung wär's, daß Du uns führtest.

Zapolya.

Mehr in der Ordnung, daß Ihr mir gehorchtet!

Pemfflinger.

Gehorchen? Hm! — ein schönes Wort — ein gutes! —
Nur Schade, daß wir anders es verstehen,
Wir Bürger, als Ihr Herrn vom hohen Stande.
Ihr fordert blind ergebenen Gehorsam
Von denen, die da unter Euch gestellt sind —
Und wollt selbst — keinem Sterblichen gehorchen.
Wir aber — wir gehorchen denen willig
Und gern, die über uns sind — doch nicht länger,
Als sie auch über sich was anerkennen,
Sei's ein verbrieftes Recht, wie wir daheim
Es heilig halten, sei's den höchsten Träger

Des Rechts — den König. Alles hat bei uns
Zusammenhang — und wo die Kette reißt,
Hört der Gehorsam auf — beginnt die That
Des freien Mannes. Du verstehst mich doch?

(Da Zapolya, der ihn nicht verstehen will, eine unmuthig verneinende Bewegung macht, fährt er mit Nachdruck fort.)

Du kündigst Deinem Fürsten den Gehorsam —
Ich thue Dir desgleichen —

Zapolya.

Ha!

Pemfflinger.

Und führe
Das Volk der Sachsen heute noch — nach Mohács —
Dem König zu!

Zapolya (außer sich).

Verweg'ner!

Pemfflinger (mit Ruhe).

Herr!

Zapolya (sich mäßigend).

Es wäre
Dein Ernst?

Pemfflinger.

Mein voller.

Zapolya.

Ueberlege es
Dir wohl. Du wagst — Dein Leben!

Pemfflinger.

Möglich!

Zapolya (der knirschend sieht, daß Pemfflinger nicht aus der Fassung zu bringen ist, lacht laut auf, indem er Zuversicht heucheln will).

Nein!
Ich glaube nicht daran. Einbilden könntest
Du Dir, es werde dies, Dein Häuflein Sachsen
Den Ausschlag geben am Entscheidungstage,
Indeß ich selbst mit meiner ganzen Macht
Noch zögre —

Pemfflinger (unterbricht ihn).

Spar' der Lüge —

Zapolya (aufbrausend).

Ha, zu viel
Der Frechheit! — Schweig! —

Pemfflinger.

Ich schweige — denn ich sehe,
Daß Du nicht ruhig es bedenken willst:
Wie ernst für Dich die Mahnung dieser Stunde.
Leb' wohl! (Er will gehen.)

Zapolya.

Nicht von der Stelle! Halt!

Pemfflinger.

Was noch?

Zapolya.

Weh' Dir, wenn Du auch Einen Krieger nur
Hinwegführst!

Pemfflinger.

Hoffe nicht, mich einzuschüchtern.
(Man hört Trompeten und Trommeln.)

Zapolya.

Du hörst es. Meine Reiter schwingen sich
Auf's Pferd und harren des Befehls zum Angriff.
Ich winke — und sie hauen Euch in Stücke.

Pemfflinger.

Sie mögen es versuchen. (Er geht.)

Zapolya (stürzt ihm nach und hält ihn zurück mit dem Rufe:)

Bleib' — und hör' mich!
Verblendeter! Du sollst — Du mußt mich hören.
(Da Pemfflinger stehen bleibt, fährt er in gedämpfterem Tone fort.)
Aus Mitleid will ich den gerechten Zorn
Bezähmen und —

Pemfflinger.

Aus Mitleid?

Zapolya.

Warum sonst?

Pemfflinger.

Weil meine Sachsen derbe Fäuste haben.

Zapolya.

Hahahaha! Des Wahns, daß ich Dich fürchte!
Und was erreichst Du, sprich, wenn Du das Feld
Von Szegedin mit Strömen Blutes tränkst?

Pemfflinger.

Ich glaube nicht, daß Du so weit es treibst.

Zapolya (wild).

So wahr ich lebe — ja.

Pemfflinger (feierlich).

Dann möge Gott

Uns richten!

(Pause.)

Zapolya (ruhiger, ja fast freundlich).

Pemfflinger! Laß' uns die Sache
Nicht so in Leidenschaft zu Ende bringen —
Nein, ruhig einmal noch zu Rathe gehen.

(Pemfflinger macht eine Bewegung der Ungeduld, Zapolya fährt rasch fort.)

Vergönn' auch Du mir eine Frage. Meinst Du
Durch Deine That im Ernst dies Reich, den König
Vom Untergang zu retten? sprich —

Pemfflinger (zögernd).

Vielleicht —

Zapolya.

Du schwankst! — Und wahrlich, nicht Bescheidenheit
Ist's, was Dich zweifeln macht an Deiner Sache —
Dein kluger Sinn ist's, Dir zum Trotz.

Pemfflinger (finster).

Woywod —

Was soll das?

Zapolya.

Dich bewegen, rascher Mann,
Daß Du die Gründe meines Handelns würdigst.

Pemfflinger.

Was Gründe! Selbstsucht ist Dein Grund, Dein Ehrgeiz
Gilt mehr Dir, als des Reiches Heil.

Zapolya (rasch und entschieden).

Weil dies

Nicht mehr zu retten ist.

Pemfflinger.

Wer sagt das?

Zapolya.

Ich! —

— — Sieh' diesen König, der wie Rohr im Wind —
Der zankenden Parteien Spiel!

Pemfflinger.

Ein Jüngling!

Zapolya.

Sieh' diesen Adel — seinen Uebermuth
Und Stolz, die Zwietracht, die ihn lähmt und spaltet!
Sieh' Ungarn's Volk! — wie stumpf! wie theilnahmlos!

Pemfflinger.

Du schilderst allzuwahr!

Zapolya.

Nun würdige
Auch die Gefahr! Der Feind heißt Soliman.
Uns zu bekriegen führt er einen Welttheil
Heran. Ganz Asien spie die wilden Horden aus.
Ein Wille lenkt, Ein Geist beseelt, Ein Zorn
Entflammt sie gegen uns! — Sag' selbst nun: Können
Wir siegen?

Pemfflinger (nach einer Pause langsam).

Ja — wenn Gott mit uns ist.

Zapolya.

Gott!?
Nun ja — wenn Du auf Wunder zählst! — Doch will ich
Eingehen auch auf Deinen frommen Wahn.
Antworte mir: Wird Gott mit denen sein,
Die selbst in ihr Verderben rennen?

Pemfflinger (kummervoll).

Schwerlich
Mit denen, die 's verdienen.

Zapolya (triumphirend).

Siehst Du wohl!
Wenn selbst Dein letzter Bundesgenosse — Gott
Sich von uns wendet: Können noch wir siegen? —
Dein Schweigen ist ein lautes Nein. — Nun denn —
Wem ist es zu verargen dann, wenn er —
Das Chaos im Gesicht — des eig'nen Heils
Allein gedenkt, im allgemeinen Schiffbruch
Nur sich und was ihm lieb, zu retten strebt? —
Ja — wenn es einem Sterblichen gelänge,
Der Sündfluth gegenüber eine Arche
Zu bauen — nicht für sich nur — wenn er Jeden
Willkommen freundlich hieße, der vertrauend
Mit ihm sich einzuschiffen käme — sprich,
Verdiente der nicht Aller Dank und Lob? —
Ich aber will solch' eine Arche bauen
Und sie soll stark sein, Raum für Viele haben —
Ja — auch für Dich.

Pemfflinger.

Für mich?

Zapolya.

Ja, Undankbarer!
Ich — ich, dem Du gedroht, den Du beleidigt,
Ich biete Dir die Freundeshand — sieh her!
O zög're nicht, sie zu ergreifen. Denk'
Der Sündfluth, die sich brausend schon heranwälzt,
Der Arche, die Dir Schutz verheißt. So lang
Nur such' ihn auf, bis die Gewässer sich
Verlaufen haben, wieder Grund sich zeigt,
Dann zieh den eig'nen Weg. Doch ich vertraue
Darauf, dann wirst Du mit mir geh'n aus freiem
Entschluß — denn gründen will ich dann ein neues,
Ein schön'res Reich, das Deine Liebe mehr
Verdienen, besser lohnen soll, als dies,
So heute untergeht. — Gib Dich besiegt.

(Er steht vor ihm mit freundlich ausgestreckter Hand.)

Pemfflinger (tief aufathmend, anfangs gepreßt).

Und wär' Dein Fahrzeug stolz wie Noah's Arche!
Und wär' es auch so stark, daß alle Wogen
Des Ozeans im Aufruhr d'ran sich brächen —
Ich schiffe mich nicht ein mit Dir. Die Flagge,
Die ich vom hohen Maste flattern seh' —
Und auf die Flagge sieht mein Aug' zuerst —
Sie trägt die schwarzen Farben des Verraths!

Zapolya.

Unglücklicher! halt' ein. Zieh' ich die Hand
Zurück, so steht vor Dir — Dein ärgster Feind!

Pemfflinger.

Das soll mein höchster Stolz sein.

Zapolya.

Rasender!

Pemfflinger (mit steigender Heftigkeit).

Fluch über Dich und Deinesgleichen! die Ihr
Wie Geier, Euch auf Leichen freut, weil Ihr
Von Leichen Euch zu mästen denkt — die Ihr
Schon auf des Reiches Trümmer baut, noch eh's
Zerfiel, den königlichen Purpur schon
Zerreißt und austheilt, während blühend noch
Der junge König steht in Heeresmitte.
Fluch über Euch, die Ihr das große Unglück
In Eure Rechnung zieht! — Woywod! mir bricht das Herz,
Daß so viel Wahrheit ist in Deinen Worten:

„Ein König, schwach wie Rohr!“ — Wer hat es schwach
Gewollt, dies Königthum — wer es gelähmt,
Verdammt zum Siechthum? — Du und Deinesgleichen!
„Des Adels Zwietracht!“ Wer hat sie genährt
Mit allen Mitteln? — Du und Deinesgleichen!
„Dies Volk stumpf, theilnahmlos!“ Wer hat mit Füßen
Es so getreten, in sein tiefes Elend
Hinabgestoßen? — Du und Deinesgleichen! —
Wenn's eine Sündfluth ist, die uns bedroht —
Seid Ihr die Ersten auch, die sie vertilgt,
Und sich mit Euch einschiffen, heißt zu Grunde
Mit Leib und Seele gehen — denn die Arche,
Die Ihr erst zimmert, da die Dämme schon
Zerreißen, scheint mir ein gebrechlich Ding,
Das in der Noth so schnell auch untergeht,
Als es gerüstet wurde — oder ist
Das Werk des Teufels, Eures Schutzpatrons —
Und besser ist's, die ganze Welt ersäuft,
Als fällt in Eure Hände!

(Er wendet Zapolya den Rücken und eilt nach dem Hintergrunde.)

Zapolya (schäumend).

Thor! so geh'
In Dein Verderben!

Siebente Scene.

(Zapolya. Es kommen in kurzen Zwischenräumen nach einander Perusich — Doczy — Bethlen und Lasky.)

Perusich (sehr rasch auftretend).

Herr!

Zapolya (ihm entgegen).

Seid ihr in Waffen?

Perusich.

Wir sind's.

Zapolya.

Ihr sollt sie brauchen.

Perusich.

Höchste Zeit
Auch ist's, daß Du beschließest. Viele auch
Der Unsern mißverstehen diesen Auftritt
Und stimmen in der Sachsen Jubel ein,
Im Glauben, daß es jetzt nach Mohács gehe.

Zapolya (stampft mit dem Fuße).

Ihr Feldherr kommt und will mit ihnen reden!

(Er will mit Perusich forteilen.)

Doczy (erscheint und hält ihn).

Ein Wort!

Zapolya.

Unmöglich!

Doczy.

Herr! Du mußt mich hören,
Sie bringen Deinen Diener Zabor.

Zapolya (erschreckend).

Wen?

Doczy.

Die ausgesandten Reiter fanden ihn
Am Weg — erschöpft — verwundet — ja fast sterbend —

Zapolya.

Und Sandor?

Doczy.

Kunde Dir von ihm zu bringen
Durcheilte Dein getreuer Knecht die Pußta —
Und fiel in Räuberhand —

Zapolya (außer sich).

Wo ist mein Sohn?

Doczy (zögernd).

Kaum wag' ich —

Zapolya.

Sprich!

Doczy.

Wenn er dem Vorsatz treu
Geblieben ist: in Mohács —

Zapolya (aufschreiend).

Ha!

Doczy.

Beim König!

Zapolya.

Erstick' an diesem Wort. Im schlimmsten Augenblick
Erscheinst Du hier und lähmst mir den Entschluß.
Mein Sohn! Mein Sohn!

Lasky (tritt auf).

Woywod! auf! auf! Den Marsch
Beginnt das Sachsenheer. Bemächtigt hat
Ein Theil der Brücke sich, ein andrer steht
Geordnet wie zur Schlacht uns gegenüber,
Als gält's den Zug zu decken vor dem Feinde.
Befiehl: was soll gescheh'n?

Zapolya (sich vor die Stirne schlagend).

O daß ich selbst noch
Es wüßte! — O mein Sohn!

Perusich.

Herr! fasse Dich.

Zapolya (mit wildem Entschlusse).

Ich will es. — Meinen Panzer! — meinen Helm!
Mein Pferd! — — Soll eine Regung des Gefühls
Mich gängeln, blinder Zufall mich beherrschen,
Des Knaben Laune mein Geschick entscheiden?
Nein! — über ihn die Folgen seiner That —
Des Ungehorsams Strafe! Vaterherz!
Verstumme!

(Man hat ihm während dieser Rede die Waffen gebracht.)

Bethlen (der kommt und ihn gerüstet erblickt, ruft freudig überrascht).

Zapolya! In Waffen? O
Dann bist Du es auch wieder und ich bitte
Dir meine Zweifel ab. Ich seh' es ja:
Dein Heldengeist erwacht, Dein Auge blitzt.

Zapolya.

Den Tod auf Jeden, der mir trotzt. Zurück
Zu den Hußaren, Lasky! Gib Befehl
Zum Einhau'n, so sie augenblicklich nicht
Die Waffen strecken, diese Sachsen.

(Lasky eilt fort.)

Bethlen (furchtbar enttäuscht).

Ha!
Was hör' ich? Gott!

Zapolya (zu den Andern).

Zum Kampfe! Folgt mir —

Bethlen (sich ihm entgegenwerfend).

Halt!
Nicht weiter! Weh', — weh' Dir und uns, so wir
Auch dies erleben!

Zapolya.

Aus dem Weg!

Bethlen.

Bei Allem,

Was heilig ist!

Zapolya.

Zurück! zum Kampf! zum Kampf!

(Kriegslärm hinter der Scene. Trompeten und Trommeln. Zapolya eilt nach dem Hintergrunde. Alle ziehen die Säbel und folgen ihm. Plötzlich hört man durch das Getöse laut rufend die Stimme Alexander's:)

Halt! haltet ein! Um Jesu Christi willen!

Zapolya (der stehen bleibt).

Ha! was ist das? Die Stimme meines Sohnes!

Perusich.

Er ist es — ja! dort schwingt er sich vom Pferd —
— Er kommt!

Zapolya.

Was werd' ich hören?

Achte Scene.

(Vorige. — Alexander stürzt auf die Bühne in höchster Aufregung, bleich und verstört. Ihm folgen Pemfflinger — Armbruster — Perény — Lasky und viele Andere, sowohl Ungarn als Sachsen.)

Alexander (erblickt seinen Vater und eilt ohne Aufenthalt auf ihn zu).

Vater! Vater!

Was willst Du thun? O kehre Deine Waffen
Nicht gegen Bürger — nein — den Feinden zu! —
Sie kommen — kommen schon. Es wälzt ihr Strom
Sich hinter mir heran und reißend näher —
Es hält ihn nichts mehr auf. O rette — rette,
Was noch zu retten übrig.

(Mit diesen Worten sinkt er vor Zapolya in den Staub und schlägt die Hände schmerzvoll vor's Gesicht.)

Zapolya (zu den Seinen im Ton des Befehls).

Haltet Frieden!

(Indem er sich zu Alexander beugt, der sich weigert aufzustehen.)

Steh' auf, mein Sohn! steh' auf — und fasse Dich,
Du bist erschöpft — von Athem — außer Dir —
Mit Staub und Blut bedeckt! — Wo kommst Du her?

Alexander.

Woher ich nimmer hätte kommen sollen!
Von dort, wo aller edlen Ungarn Blut
Im Kampf geflossen ist — umsonst geflossen!

(Allgemeine Sensation und Bestürzung.)

Zapolya (in ungeheurer Spannung).

Von — Mohács?

Alexander (nickt düster mit dem Kopfe und spricht ein dumpfes)

Ja.

Pemfflinger (Armbrusters Hand ergreifend).
O meine Ahnung.

Bethlen (fast zugleich).
Gott!

Zapolya.
Das königliche Heer besiegt?

Alexander.
Vernichtet.

Zapolya.
Die Unglückseligen! Die Rasenden!
Sie haben tollkühn doch die Schlacht gewagt?

Alexander (aufspringend, vorwurfsvoll).
O schmäh' sie nicht — Du nicht — und Keiner, der
Da lebt! Mit ihren Leichen decken Alle
Das Feld, das ihre Heldenthaten sah —
So werth des Sieg's — und fast gekrönt vom Siege! —
(Krampfhaft auflachend.)
Hahahaha! Was für ein Glück für mich,
Daß Ihr — gerade Ihr nicht ins Gesicht
Mir speien dürft, weil ich hier vor Euch stehe
Und dieses Unheils Bote bin. — O Gott!
Du bist mein Zeuge: nicht des eig'nen Heils
Gedacht ich, als ich dem Verderben mich
Auf schnellem Roß entzog — und hätte nicht
Der Pflichten höchste meinen Muth gewendet —
Mein Vater hätte keinen Sohn mehr!

Zapolya (nicht ohne Erschütterung).
Sandor!

Alexander.
O noch, noch hör' ich ihn, den Schreckensruf,
Der aus dem Mordgewühl mich riß: „O rettet
Den König! rettet ihn!" — Den Jüngling seh'
Ich noch, auf wilder Flucht, verhängten Zügels,
Hinjagen über das Gefilde — seh ihn
Umschwärmt von Feinden. Ihre Pfeile zischen.
Er achtet's nicht, sprengt mitten durch wie rasend. —
Mein Pferd reiß' ich herum und folge denen,
Die ihn zu schirmen eilen. Doch vergebens
Verwunden wir mit scharfem Sporn die Weichen
Der Thiere, die uns tragen, daß ihr Blut,
Zu Boden träufelnd, unsre Spuren zeichnet —
Uns weit voraus im Laufe bleibt der König.

Der Helm ist seinem Haupt entfallen — flatternd
Im Winde wallt sein langes Haar. Die Waffen
Hat er von sich geworfen. Nur der Panzer
Beschwert noch seine Brust. Doch keine Last
Zu fühlen scheint sein edles Roß — hinfliegt es
Wie keines je, seit sich die Haide dehnt,
Noch vor des Hirten Knechtschaft drohender
Geschwungner Peitsche floh. — — Gerechter Gott! —
Wir kennen die Gefahr, der er entgegen
Im Wahn der Rettung stürzt. — Ein trüb Gewässer —
Tief — tückisch — nur ein Sumpf, kein Fluß zu nennen —
Durchschneidet dort die Ebne, sperrt den Weg. —
Vergebens rufen wir ein lautes Halt
Dem Flüchtling zu. Er hört uns nicht. Umsonst
Verstärken wir im Chor der Stimmen Macht.
Wohl horcht er auf und wirft den Kopf empor —
Doch vor Entsetzen — wagt nicht umzusehen —
Den Allahruf hört er in unsrem „Halt."
Und nun, befeuert von der Todesangst
Des Herrn, ausgreifend, übertrifft sein Pferd
Den Blitzstrahl an verderbenvoller Eile. —
Da — plötzlich bäumt es hoch sich auf — es sträuben
Die Mähnen sich, als ob ein Abgrund ihm
Zu Füßen gähnte — wild im Kreise dreht
Es sich und knirscht und reißt in Wuth am Zügel.
O jetzt nur, jetzt ein Blick auf uns! — Umsonst!
Nur auf des Thieres Bändigung gerichtet
Sind alle Sinne des Unseligen,
Und mit der Kraft, die ihm Verzweiflung leiht,
Bezwingt er die sich sträubende Natur:
Schon setzt es an zum gräßlich tollen Sprunge —
Schwingt, wie beflügelt, in die Lüfte sich —
Schon — glücklich — jenseits — haut es ein die Hufe —
Da ab vom steilen Ufer gleiten sie —
Sich überschlagend rücklings stürzt das Roß
Hinunter in den Sumpf — erdrückt — erstickt —
Begräbt im tiefen Schlamme seinen Reiter —
Versinkt mit ihm vor unsern Augen —

(Nur mit gebrochener Stimme, unter vorstürzenden Thränen haucht er hinzu.)

Ungarn

Hat keinen König mehr!

(Allgemeines Entsetzen.)

Zapolya.

Todt, sagst Du, todt?

Der König todt?

(Alle ausbrechend.)

Todt! todt!

Pemfflinger (tief erschüttert).

Barmherzigkeit
Des Himmels! Meines edlen, theuren Herrn
Und Freundes Kind — geknickt im Lenz der Jahre
So — schändlich — hingeopfert!

Armbruster.

Armer Jüngling!

Bethlen.

Und wir da mit gekreuzten Armen — oh!

Perény.

Weh' denen, die's verschuldet!

Bethlen.

Weh uns Allen!

(Starke Pause.)

Zapolya (sich hoch aufrichtend, imponirend).

Gott hat gerichtet zwischen uns und ihnen!
Die Strafe ihres tollen Uebermuths
Hat sie ereilt. Umsonst war meine Warnung —
Und frei von Schuld heb' ich empor die Hände!

— — — — — — — — — — —

Was steht Ihr um mich her, vom Schreck gelähmt?
Entschloss'ne Männer fordert diese Stunde.
Der letzte des Geschlechts der Jagellonen
Hat ausgehaucht. Mit ihm gefallen sind
Viel tausend Helden. Jetzt auf uns allein
Steht dieses Reiches, dieses Volkes Heil.
Nicht Zeit zur Reue ist es, noch zur Klage.

Bethlen.

Nein, Nein! Zum Kampf! zur Sühnung! in den Tod!
Den mordenden Osmanen in den Weg!
Die Schmach zu tilgen, die uns brandmarkt. Fort!

Alexander.

Gepriesen, greiser Held, sei mir Dein Wort.
Weh' mir, wenn ich hierher gekommen wäre,
Nur um mit Euch zu jammern! — Vater! laß'
Die Trommeln rühren, laß' die Fahnen weh'n —
Von Kampf zu Kampf hin jage Deinen Sohn!
O laß' ihn nie mehr kommen zu sich selbst!

(Mehrere Ungarn schwingen entflammten Muths die Säbel und rufen:)

Ja! ja! zum Kampfe! auf! dem Feind entgegen!
Wir schlagen ihn — wir — wir allein!

Doczy (dringend zu Zapolya).

Gib' uns
Ein Zeichen Deines Willens.

Lasky.

Sprich — befiehl!

Perusich.

Wohin Du gehst, wir folgen Dir, und wär's
Zur Hölle!

Zapolya.

Wohl! ich nehme Euch beim Wort.
Hinweg und brecht die Zelte ab!
(Große Bewegung. — Zapolya fährt fort.)
Magnaten
Und Edle dieses Reiches! Folget mir!

Alle (sich um ihn drängend).
Wohin? Wohin? sprich?

Zapolya (mit starker Stimme).
Nach Stuhlweißenburg
Zur Königswahl.

Alexander (aufschreiend).
O Gott! Gott!

Pereny.

Zapolya!

Bethlen.

Tod und Verderben! Dahin?

Zapolya.

Eures Eides
Gedenkt und Eurer nächsten Pflicht: ein Haupt
Zu geben dem verwaisten Vaterlande,
Daß es nicht untergehe führerlos,
Noch falle in des Fremden Hand. Wer treu
Geblieben seinem Sinne, folge mir!
(Er will gehen.)

Alexander (wirft sich ihm in den Weg. Außer sich).

Halt ein! — und ist es wahr — so schmerzlich wahr,
Daß Du ein gräßlich Spiel spielst um die Krone —
So spiel' es kühn. Vom Schlachtfeld heb' sie auf,
Dem Feind entreiße sie und setze sie
Als Rächer, triefend von Osmanenblut,
Auf's stolze Haupt. Dann — dann vielleicht — wenn auch
Mit schauderndem und halbgebroch'nem Herzen —
Bewundert Deine Größe noch Dein Sohn!

Zapolya.

Kein zweites Mohács! nach Stuhlweißenburg!
(Er eilt fort. — Doczy — Lasky — Perusich — und viele Andere ihm folgend, rufen.)
Nach Stuhlweißenburg!

Alexander (sich vor die Stirne schlagend).

So tödte — tödte mich — o Scham!

Bethlen (finster).

Ich gehe
Zu Ferdinand von Oesterreich.
(Pereny und Andere treten zu ihm und reichen ihm bedeutungsvoll die Hände.)

Pemfflinger (der seit der Kunde vom Tode des Königs in tiefen Schmerz versunken, fast theilnahmlos geblieben ist, ermannt sich und spricht zu Armbruster).

Hinweg!
Hier ist kein Bleiben mehr. Zur Heimat fort,
Des eig'nen Herd's Gefahr zu bannen. — —
— — — — — — — Ungarn
Beschütze der Allmächtige!

(Gruppe.)

Der Vorhang fällt.





Gedichte

von

Emil Peschkau.

Herbsttag.

Durch Wolken zittert
Ein Sonnenstrahl
Und leuchtet schüchtern
In's dunkle Thal.

Die Blumen lächeln —
Zu spät, zu spät!
Durch welke Blätter
Der Herbstwind weht.

Nur ein Erinnern,
Wie schön es einst! —
Du gehst vorüber
Betrübt und weinst.

Abends.

Nun wird es Abend:
Des Tages Hauch
Verrauscht in den Zweigen,
Die Vöglein schweigen
In Baum und Strauch.

Und fern aus dunklem
Gewölk hervor
Steigt hell erblinkend
Und freundlich winkend
Der Mond empor.

So magst Du still auch
Und treu bewacht
Entschlafen in Frieden,
Naht Dir hienieden,
Mein Herz, die Nacht.

Entschuldigung.

Erdbeeren zu pflücken
Gingen wir fort,
Still nebeneinander,
Und sprachen kein Wort.
Die Beeren standen
Im Walde gar dicht —
Wir gingen weiter
Und pflückten sie nicht,
Nur manchmal blieben
Wir steh'n und sah'n
Mit feuchten Augen
Uns schüchtern an.
Und wie wir so gingen —
Im Grase allein,
Wir sahen ein Beerchen,
Gar blaß und klein.
Das Beerchen war sicher
Des Pflückens nicht werth,
Doch bückten wir beide
Geschwind uns zur Erd'. —
Und so ist's gekommen,
Daß gestern man steh'n
Uns küssend und herzend
Im Walde geseh'n.





Gedichte

von

Albrecht Graf Wickenburg.

Quelle der Lieder.

Quelle der Lieder,
Rieselst Du wieder,
Halb mir bewußt?
Lange wohl schwiegst Du —
Nimmer versiegst Du
Mir in der Brust!

Stocktest im Eise,
Heute nun leise
Willst Du mir thau'n! —
Welle auf Welle?
Murmelnde Quelle
Darf ich Dir trau'n?

Plaudernd im Tanzen
Zauberst den ganzen
Frühling mir vor:
Flüsternde Stimmen,
Summender Immen
Lieblichen Chor!

Schwirrende Käfer —
Wachen die Schläfer
Alle nun auf?
Grünende Hügel —
Schmetterlingsflügel
Schillern darauf!

Schmeichelnde Winde
Bringen der Linde
Würzigen Duft —
Schweben und Schwingen,
Klingen und Singen
Rings in der Luft!

Tönende Reime, —
Sprossende Keime
Drängen an's Licht —
Eh' ich's verstehe,
Eh' ich's versehe,
Ist's ein Gedicht!

Auf der Düne.

Einsam ist es auf der Düne,
Unten rauscht das ew'ge Meer,
Und hier oben schwankt das grüne
Ried im Winde hin und her.

Weiße Segel seh' ich gleiten,
Lautlos, wie die Schatten flieh'n,
In die dämmerfernen Weiten
Auf den blauen Wogen zieh'n.

Mir zu Füßen dort am Strande
Ragt in's dunkle Abendroth,
Halbverweht vom gelben Sande,
Ein verlaß'nes Fischerboot.

Und es scheint mich stumm zu fragen:
Kann uns Herberes gescheh'n,
Als nach schnell verrauschten Tagen
Elend uns versanden seh'n?





Kleine Verlegenheiten.

Humoreske

von

M. A. Grandjean.

Kleine Kinder machen mehr zu schaffen als größere; kleine Schulden sind lästiger als größere; so werden auch kleine Verlegenheiten oft fataler als die großen, fataler darum, weil man sich denselben nicht durch eigene Thatkraft oder durch fremde Beihilfe entwinden kann, weil man ferner um ihretwillen nicht einmal bedauert, sondern nur erbarmungslos — ausgelacht wird. Wer hat nicht schon dergleichen nichtswürdige kleine Tücken des Zufalls erlebt und sich selber hinterher mit einem ärgerlich gebrummten: „Zu dumm!" darüber ausgescholten?

*

Zwei Herren begegnen einander, schütteln sich gegenseitig die Hände und a tempo wie aus einem Munde fliegt hinüber — herüber die Anrede: „Ah, guten Tag, wie gehts? wie befinden Sie sich?" Da stockt die Conversation von beiden Seiten, Keiner will die Antwort: „Danke, ganz wohl" aussprechen, weil Jeder besorgt, von dem Andern genau in demselben Augenblick das unvermeidliche Echo mit denselben drei Worten: „Danke, ganz wohl" zu hören. Die Zwei sehen sich daher wortlos ein paar Secunden lang in die Augen, bis endlich Dieser oder Jener, resolut von der Antwort abspringend, das Gespräch auf ein anderes Thema lenkt und so der Verlegenheitspause ein Ende macht.

*

Eine der am häufigsten vorkommenden Zufallsfoppereien ist es, daß zwei Passanten, welche auf dem Trottoir an einander vorüber wollen,

wiederholt immer nach der gleichen Seite hin ausweichen, schwenken, zappeln, tänzeln und sich jedesmal wieder Nase an Nase gegenüber finden. Aeußerlich lächelnd und innerlich scheltend schiebt schließlich der Erste den Zweiten herzhaft beiseite oder bleibt in gelinder Wuth stehen und ertheilt ihm mit einem mehr barsch als höflich gesprochenen: „Bitte, hier vorbei!“ die erlösende Weisung. Die Beiden sehen sich dann wohl um, sobald sie glücklich losgekommen sind und Jeder von ihnen ist im Zweifel, ob er sich selbst oder den Anderen für den schuldigen Theil halten soll.

*

An einer Straßenecke kreuzen wir den Weg mit einem Individuum, welches uns einen Moment fixirt und darauf mit einem lauten: „Oh, ergebenster Diener, Herr von X“ festhält. „Habe schon lange nicht das Vergnügen gehabt,“ fährt der Mann fort, erkundigt sich um unser Thun und Treiben, fragt um das Befinden der „werthen Familie,“ plaudert ein wenig über „frühere Zeiten“ und schlägt mehr und mehr jenen vertraulichen Ton an, in dem man zu einem guten Bekannten spricht. Wir geben meistens kurze oder ausweichende Repliken und suchen während dessen krampfhaft in unserem Hirnkasten nach dem Punkte, wo das Erinnerungsvermögen an den Sprecher zu wecken wäre. „Du mußt doch“ — sprechen wir zu uns selbst — „mit dem guten Mann da einmal öfter zusammen gewesen sein; er hat dich ja beim Namen genannt, benimmt sich völlig als „alter Spezi,“ so besinne dich endlich!“ Umsonst alles Kopfzerbrechen, es will uns einmal durchaus nicht einfallen, wer der liebe Mensch ist und wie er heißt. Er ist uns nicht fremd, nur wissen wir nicht recht — wienerisch gesagt — „wo wir ihn hinthun sollen.“ Es wäre aber doch beschämend, ihm dies merken zu lassen oder ihn gar zu fragen: „Bitte, mit wem habe ich eigentlich die Ehre?“ und so verharren wir denn etwa zehn peinliche Minuten lang in arger Verlegenheit, bis der gute Freund mit kräftigem Händedruck scheidet. Wir aber gehen, innerlich über unser miserables Personengedächtniß erbost, des Weges weiter, immerfort darüber nachgrübelnd, „mit wem wir eigentlich gesprochen haben.“

Ein Glück noch, wenn es gelungen ist, dem Begegner während der Kreuz- und Quersprünge der Conversation nichts von alledem zu verrathen, was in uns vorgeht. Noch bedeutend unangenehmer wird es, wenn dieser plötzlich an unserem unbewachten Gesichtsausdruck oder aus einem unbedachten Wort gewahrt, wie sich die Sache verhält und uns mit dem vorwurfsvollen Ausruf: „Ich glaube gar, Sie kennen mich nicht mehr!?“ zu dem Geständnisse nöthigt, daß wir in der That seine P. T. Persönlichkeit total vergessen haben.

*

Nicht minder ärgerlich ist's, wenn Einem das ungetreue Gedächtniß den losen Streich spielt, daß man Jemanden, welcher uns auf der Straße anspricht, in Folge einer flüchtigen, mitunter auch nur eingebildeten Aehnlichkeit für einen Andern hält und ihn auf diesen Irrthum hin in einen ganz confusen Dialog verwickelt. Wir vermeinen z. B. dem Medicinae Doctor Soundso gegenüber zu stehen und erfassen allsogleich die Gelegenheit, um nach flüchtiger Einleitung der Conversation auf die Nervenzustände unserer lieben Ehehälfte überzugehen und alle dabei auftretenden symptomatischen Erscheinungen zu schildern. Der vermeintliche Aeskulap hält mit höflicher Ausdauer Stand, obwohl er bei sich denkt, daß unsere Darstellung sich eigentlich doch allzusehr in's Detail verliere; wir unsererseits sind verwundert über die apathische und zugeknöpfte Manier des guten Herrn, welcher so gar keinen heilsamen Rath zu geben weiß und inquiriren denselben noch schärfer. Der verblüffte Zuhörer macht natürlich immer größere Augen und unterbricht endlich, da wir ihn mit „Herr Doctor" apostrophiren, mit einemmale den Fluß unserer Interpellationen durch die lachende Abwehr: „Aber verehrtester Herr X, Sie verkennen mich wahrscheinlich . . . ich bin der Leinwandhändler Z . . .!" Tableau! Mit langem Gesicht und langen Schritten zieht man fürbaß und verwünscht das verwünschte Gedächtniß, durch welches man sich so colossal blamirt hat. Was muß der biedere Leinwandhändler denken, der sich ironisch lächelnd an unserer Verlegenheit geweidet hat? Ein ganz infames qui pro quo das! Man muß sich ja schämen, so oft uns der Mann wieder begegnet!

*

Wir promeniren über die Ringstraße, da greift ein entgegenkommendes Individuum eilfertig an den Hut und grüßt mit besonders respectvoller Neigung des Hauptes. Wir erwiedern herablassend die Höflichkeitsbezeigung, obgleich uns das Gesicht des Grüßenden fremd erscheint, dabei fällt uns auf, daß dieser nach dem Gegengruß etwas verwundert dreinsieht — wir blicken rückwärts und bemerken erst jetzt, daß knapp hinter uns ein vornehmer Herr geht, welchem jenes ehrerbietige Compliment gegolten hat, das er so eben mit gnädigem Kopfnicken quittirt, indem er zugleich über unsere Selbsttäuschung die Lippen mit einer Miene verzieht, welche unserer Wenigkeit ungefähr zu verstehen geben soll: „Wie kannst du simpler Mensch dir einbilden, daß man dich in so devoter Weise grüßen wird!" . . . . Da bleibt man recht sehr beschämt zurück und betrachtet einigermaßen bange forschend die Gesichter der Passanten, um sich zu vergewissern, daß sie unsere Bêtise nicht doch etwa wahrgenommen haben.

*

Einem alten Bekannten, welcher — dies gehört zur Charakteristik des Geschichtchens — sehr wenig auf seinen „äußeren Menschen" hält und mitunter so äußerst modest in abgetragener Kleidung geht, daß man ihm, wie der Wiener zu sagen pflegt, „einen Kreuzer schenken möchte" — diesem passirte folgende kleine Affaire.

Nach seiner Gewohnheit in lässigem Schlenderschritt einherwandelnd, glaubte er wiederholt zu bemerken, daß Vorübergehende ihn mit ganz eigenthümlich sonderbaren Blicken fixirten. Stutzend besah und betastete er sich, in der Besorgniß, daß an seiner Gewandung vielleicht irgend etwas Unordentliches oder sonst Auffälliges zu finden sei; doch nein, da war Alles ganz correct, die Seitenblicke der Begegnenden hatten einen andern Grund. Ein paar Schritte hinter dem Freunde patrouillirte, gleichfalls in gemessenem Schlendertempo, ein — Sicherheitswachmann. Auf diese Art hielten die Beiden lange Zeit gleiche Distanz und die Vorüberkommenden waren dadurch zu der leicht begreiflichen Anschauung verleitet worden, der „verdächtige Mann" sei mindestens ein recht zudringlicher Gewohnheitsbettler, welchen der Wächter der Sicherheit zur Polizei escortire. „Ich war in der schrecklichsten Verlegenheit" — erzählte mir später der Gute — „s'ist ja keine Kleinigkeit, eine Menge Leute haben mich die längste Zeit für einen alten Vagabunden gehalten."

*

Zwei, die in Folge eines Zerwürfnisses sich gegenseitig überall vermeiden, wo sie einander in Sehlinie kommen, um sich nur ja nicht grüßen zu müssen, diese zwei intimen Feinde also passiren den Graben. Herr A. gewahrt auf fünfzig Schritte Entfernung den fatalen Herrn B., macht sofort Kehrt und schlüpft mit rascher Wendung in den Trattnerhof. Herr B., welcher nicht minder gute Augen besitzt, hat ebenso den unausstehlichen Herrn A. erblickt und schwenkt flugs in die Jungferngasse ein. Jeder von Beiden ist froh darüber, noch gerade zurecht der Begegnung entkommen zu sein, da — o hämisches Spiel des Zufalls! — an der engsten Stelle der Goldschmiedgasse, gerade vor der „Pfeife," gerathen die beiden Zerworfenen dennoch und leider in solcher Nähe zusammen, daß eine Seitenschwenkung unmöglich mehr auszuführen ist. Gleichzeitig einen leisen Fluch verschluckend, gehen A. und B. mit resignirter Haltung einander entgegen. Ein Gruß ist durch gesellschaftliche Rücksicht geboten, ist hier unvermeidlich und so lüpft man denn vice versa den Hut, beiderseits mit recht verlegener Miene, Jeder ganz wohl wissend, daß der Andere ganz wohl weiß, wie sehr man bemüht war, ihn nicht zu Gesicht zu bekommen, und A. wie B. gehen innerlich knurrend des Weges, nur den einen Wunsch im Busen hegend, daß ein

finsteres Verhängniß nicht etwa an einer Straßenbiegung das peinliche Zusammentreffen wiederholt in Scene setzen möge.

*

Sturm und Regen! Nordwest, der „böhmische Wind," welcher so gern mit ausgiebiger Wucht über Wien saust, peitscht einen energischen „Schnürlregen" durch die Straßen. Krampfhaft halten die Fußgänger ihre Schirme in der enggeschlossenen Faust und laviren sorgfältig, um dem Anprall des Sturmes stets die convexe Seite des Parapluies entgegenzuhalten, doch — alle Müh' umsonst. An einer exponirten Straßenkreuzung, etwa vor dem „ehemaligen Schottenthor," wo die entfesselten Lüfte, von verschiedenen Seiten zusammentreffend, einen förmlichen Hexentanz ausführen, dort packt ein gäher Windstoß das ächzende Regendach und stülpt es um, so daß mit einem Ruck die Form ☂ in die Gestalt Ψ verkehrt ist, die Eisenstäbe zur grauen Wolkendecke emporstarren und die in allen Näthen bebende Umkleidung eine Art Lampion bildet, als gelte es einen festlichen Illuminationszug mitzumachen. Wohl Jenem, dem es gelingt, mit einer richtigen Wendung das „übergeschnappte" Paraplnie wieder in normalen Zustand zu bringen, wohl ihm, wenn nicht die Eisenstangen, aller Bande ledig, durcheinander wirbeln und der losgerissene Seidenstoff flatternd in den Lüften gaukelt! Ist aber dies geschehen, dann steht der arme Inhaber eines nutzlosen Wracks „wie begossen" da — ohne Mitleid, ja fast mit einiger Schadenfreude sehen die des Weges kommenden Mitmenschen auf den Bedauernswerthen. Sauve qui peut heißt es und Jeder hat nur darauf Acht, daß ihn nicht ein gleiches Fatum ereile.

Vaeh tibi ridenti! . . . da hat so eben ein Herzloser mit schmunzelnden Lippen nach dem Ψ geblickt . . hui, jetzt ersieht sich der Wind dessen Hut als Angriffsobject und ehe der Ueberraschte, welcher mit beiden Händen den Regenschirmgriff umschlingt, die Krempe erfassen kann, hüpft bereits die Kopfbedeckung munter die Straße entlang, purzelt lustig durch die Pfützen, ruht mitunter eine Secunde, als wollte sie nach dem Ex-Besitzer auslugen, kollert aber gleich darauf behend weiter, als sei es ihr unendliche Wonne, sich im Koth zu wälzen. Der betroffene Verlustträger setzt, falls es ihm jugendliche Elasticität gestattet, dem Flüchtling in raschem Laufe nach, oder — was für die Zuschauer noch weit possierlicher ist — er humpelt, wenn ihm stattliche Leibesfülle verliehen ist, mit zappelnden Schritten hinter dem Deserteur drein. Ein paar frohgemuthe Jungen gesellen sich als Theilnehmer zu der wilden Jagd, mit lautem Halloh verfolgen, umzingeln, erreichen und haschen sie endlich den Ausreißer; der flinkste unter ihnen setzt wohl gar, um dem Hute den Weg zu verlegen, resolut den Fuß auf den Deckel und bringt

nun den triefenden, formlosen, entstellten Gefangenen zurück, zuversichtlich eine Belohnung für seine erfolgreiche Beihilfe gewärtigend. Der bejammernswerthe Eigner des Hutes aber, die Unmöglichkeit einsehend, diese Kopfbedeckung jemals wieder auf die ihr bestimmte Körperstelle zu bringen, verzichtet auf Empfangnahme des total „verschandelten“ Filzfabrikates und flüchtet in ärgerlichster Verlegenheit vor den Zeugen des Unfalls in das nächstgelegene Hutmachergeschäft. Wünschen wir dem Manne, daß ihm besagtes „Pech“ nicht etwa gar an einem Sonn- oder Feiertage passire, wo die Läden geschlossen sind, so daß er genöthigt ist, barhäuptig zwischen neugierigen Blicken Spießruthen zu laufen, wenn er nicht einen geschlossenen Miethwagen erlangen kann, welcher ihn rasch der Unglücksstätte entführt.

*

Eine Frau aus gut bürgerlichem Kreise geht über den Victualienmarkt „am Hof.“ Sie hat eigentlich nicht die Absicht, dort etwas einzukaufen, aber so en passant wird sie natürlich mit dem üblichen: „Gehn's her, gnä Frau, ein' schönen Salat hab' i da, frische Erbsen, ein' sehr feinen Spargel, nehmen's was mit!“ begrüßt. Auf diesen einladenden Zuruf hin macht die Frau Halt bei einem Stand und feilscht um einen „Buschen Spargel.“ Es ist quasi „Solo“-Waare. „Wie theuer?“ ... „Ein' Gulden fünfzig“ ... „Warum nicht gar“ und mit dieser Ablehnung wendet sich die Fragende. Aber die Höckerin läßt nicht so leicht los. „Na, was wollen's denn geben?“ Nur um ein Anbot zu machen, erwidert die Bürgersfrau: „Höchstens einen Gulden.“ Die Händlerin ist indignirt über diese Werthbemessung ihrer Waare. „Aber gnä' Frau, so ein Spargel, schaun's den nur an, so ein' krigen's net mehr am ganzen Markt“ und als alle diese Lockungen die zähe Käuferin nicht zur Umkehr bestimmen, geht die „Dame vom Stand“ rasch mit dem Preis auf: „Ein' Gulden zwanzig“ herunter. Noch einmal blickt die Frau über die Achsel zurück und wiederholt: „Einen Gulden, mehr nicht!“ damit setzt sie ihren Weg fort. Die Händlerin will sich die Kundschaft durchaus nicht entgehen lassen und mit einem seufzend resignirten: „Na, so nehmen's ihn in Gottes Nam'“ ergibt sie sich. In stillem Triumph, daß sie derart tüchtig „heruntergehandelt“, zieht die Frau ihr Portemonnaie, um den „Buschen Spargel“ zu bezahlen — da erst fällt ihr bei, daß sie heute bei früheren Anlässen in der Stadt schon hübsch viel Geld ausgegeben habe und daß vielleicht .... richtig! in dem hastig geöffneten Täschchen findet sich alles in allem nur mehr ein Barvorrath von dreiundfünfzig Kreuzern; sie muß den schon bei Seite gelegten Spargel wieder zurückgeben und gestehen, daß sie nicht genug Geld bei sich habe. Jetzt entfaltet sich die „göttliche Grobheit,“ welche jene „Hofdamen“ besitzen, in wildbachartigem Erguß; durch das „Herabdrücken“ ohnehin gereizt, schleudert die Spargelhändlerin die

giftigsten Spottpfeile gegen die bedauernswerthe Bürgersfrau, und diese, einem solchen Kampf natürlich nicht gewachsen, verduftet eiligst, begleitet von schallendem Hohngelächter der sämmtlichen Marktweiber, welche sich weidlich an ihrer Verlegenheit ergötzten.

*

Wir sind bisher dem Dämon der kleinen Verlegenheiten auf der Straße gefolgt, er spukt aber auch zwischen unseren vier Wänden. Sehr häufig springt er uns aus unschuldigem Kindermund entgegen; ein leicht hingeworfenes Wort ist bei diesem oder jenem der niedlichen Knirpse, welche unseren Familiennachwuchs bilden, auf dankbaren Boden gefallen und hat in dem kleinem Köpfchen Wurzel gefaßt. Es ist dem Hausvater z. B. über einen mit besonders üppig ausgebildeten Gehörorganen behafteten Wohnungsnachbar die satirische Glosse entschlüpft: „Der Mensch hat doch Ohren, wie ein Elephant!“ Diese naturgeschichtliche Bemerkung hat der älteste Sprößling, welcher eben das erste Lustrum seines Daseins zurücklegte, gar wohlgefällig aufgegriffen und der rüsseltragende Dickhäuter in seinem Bilderbuch heißt von da ab für ihn nur mehr „Unser Nachbar Y.“ Zufällig führt diesen irgend eine Angelegenheit zu uns herüber, der bewußte Aelteste des jungen Volkes lauscht als aufmerksamer Zeuge der Unterredung und verwendet kein Auge von dem Besucher. Dieser richtet einige lobende Worte an das „hübsche Kind,“ die geschmeichelte Mutter aber fordert ihren Liebling auf: „Nun, so begrüße doch den Herrn, du kennst ihn ja.“ Und der entsetzliche Nachwüchsling antwortet mit aller Ruhe: „O ja, das ist unser Nachbar Y., von dem der Papa gesagt hat, er hat Ohren wie ein Elephant!“ Natürlich wird darauf hin der „kecke Fratz“ sofort aus der Stube verwiesen, aber das geflügelte Wort ist nun einmal dem Gehege der Kinderzähne entflohen, der Vater entschuldigt und bemäntelt das Vorgefallene so gut es gehen will, der Beleidigte indeß schreibt sich's hinter die „Elephantenohren“ und ist seither auf die nachbarliche Familie recht übel zu sprechen.

*

Nicht bloß ein ausschwätzender Kindermund vermag eine unbehagliche Situation zu schaffen, auch der selbsteigene Mund des Erwachsenen bereitet diesem kleine Verlegenheiten, falls die allzubewegliche Zunge sich in Unvorsichtigkeiten verfängt. Es kann sehr mißlich werden, vor einer Gesellschaft über Abwesende zu sprechen, wenn man deren Beziehungen zu den Anwesenden nicht kennt. Man erzählt z. B. arglos von dem diesjährigen Landanfenthalt in ****ing und gibt eine anschauliche Schilderung der Quälereien, welche man durch eine gegenüber einquartierte Sommerfrischlerpartei zu erleiden hatte, bei der zwei musikalisch sein wollende Töchter von Früh bis

spät, und immer bei offenem Fenster, uns, als ihr unglückseliges vis-à-vis gemartert haben. Von dem Thema fortgerissen und durch das beifällige Lachen einiger Zuhörer ermuntert, denen unsere drastische Leidensgeschichte Spaß macht, beschreiben wir nun in boshafter Ausführlichkeit, wie das eine Fräulein „den Tannhäusermarsch grausam mißhandelt habe" und copiren mimisch-plastisch die Grimassen der zweiten Schwester, welche das Singen nicht lassen konnte, dabei aber stets einen schiefen Mund zog und bei schmachtenden Stellen die ohnehin merkbar schielenden Augen furchtbar verdrehte. Endlich schließen wir die Reminiscenz an unsere verpfuschte Villegiatur mit den Worten: Ja, an die zwei Musikfeen von Nummer 88 werd' ich mein Lebtag denken!" Bei dieser Bezeichnung des Hauses erhebt eine ältliche Dame, welche längere Zeit mit wachsendem Interesse zuzuhören schien, ihre etwas schrille Stimme: „Entschuldigen, nicht wahr, Nummer 88 sagten Sie?" Nach der scharfen Betonung dieser Interpellation schwant dem Gefragten dunkel drohendes Unheil — aber hier sitzt er, er kann nicht anders als mit „Ja wohl" antworten. Darauf mißt ihn die Aeltliche mit einem durchbohrenden Blick und spricht, jedes Wort zuspitzend: „So? Auf Nummer 88 wohnte diesen Sommer meine Schwester mit ihren zwei Töchtern!" Natürlich ärgert sich jetzt das gewesene vis-à-vis von ****ing in den Hals hinein, die Position ist durch den fatalen lapsus linguae nicht nur für den Erzähler beengend geworden, sie ist es ja ebenso für alle jene Gesellschaftstheilnehmer, welche über seine schnurrigen Schildereien gelacht haben! Moral: Wenn man derlei boshafte Geschichten zum Besten gibt, so hüte man sich vor zu genau kennzeichnenden Daten und vor Allem: Man sage ja niemals die **Hausnummer!**

*

Recht peinlich drückend kann die Verlegenheitsklemme werden, wenn man im Eifer des Gespräches die persönliche Anschauung zu geradehin und decidirt vertritt, ohne vorerst zu sondiren, ob man dabei nicht Jemandem aus dem Cirkel zu nahe tritt. Es sei hier nicht an die leidige Politik gedacht; auf diesem Gebiete bleibt in jeder Umgebung, welche uns nicht völlig vertraut ist, zurückhaltende Mäßigung im Urtheil räthlich, um nicht etwa mit Andersdenkenden in unliebsame Meinungsdifferenzen zu gerathen. Nein, ganz abgesehen von diesem besonders heikligen Terrain vermag selbst diese oder jene Aeußerung bei völlig unbedenklichem Gesprächsthema dennoch zu verletzen, sobald sie, mit sarkastischer Spitze versehen, zufällig eine empfindliche Stelle trifft.

Kann es wohl etwas Unschuldigeres, etwas Harmloseres geben als eine Conversation über das — Wetter? Und dennoch wird auch hier ein

„Verschnappen“ möglich. Es ist z. B. von der abscheulich naßkalten Atmosphäre die Rede, welche gerade, wie dies in unserem „gemäßigten Klima“ zu öfteren Malen sich ereignet, mitten im Wonnemond die wohlthätige Functionirung eines geheizten Ofens wünschenswerth erscheinen läßt. Der versammelte Chorus wehklagt einstimmig über eine derart saisonwidrige Temperatur, da bringt eben der Zeitungsausträger das Abendblatt, einer der Anwesenden wirft einen Blick darauf und unterbricht die allgemeine Wetterjeremiade mit den Worten: „Nun, meine Verehrten, trösten wir uns, es wird bald besser werden, die meteorologische Anstalt verkündet hier: Heiteres Wetter und Temperaturzunahme voraussichtlich.“ . . . . „Ach, ich bitte Sie“ — platzt da ein Zweiter laut heraus, — „diese Gelehrten blamiren sich ja tagtäglich! Ein ordentlicher Laubfrosch ist weit verläßlicher als solch ein Wetterprophet von der hohen Warte!“ Kaum ist dies gesagt, so breitet sich über die Versammlung eine auffällige Stille; ein Herr neben dem Sprecher links räuspert sich mit besonders ausdrucksvoller Nuancirung, von rechts aber tritt ein anderer Herr denselben Mann bedeutsam augenzwinkernd auf den Fuß. Was war geschehen? Nun, dem Unvorsichtigen in ziemlicher Nähe befand sich zufällig eben einer jener gewissen Meteorologen, welchen der vorwitzige Tadler den Rang hinter den Laubfröschen anzuweisen beliebte!

Wer konnte denken, daß aus einem simplen Discurs über das Wetter solch eine gefährliche Pointe sich entwickeln würde?

*

Im vollbesetzten Café sitzt ein Gast, ruhig seinen „kleinen Schwarzen“ zur Cigarre schlürfend! Während er die Bilderwitze des Pariser „Journal amusant“ Revue passiren läßt, ist ihm das Feuer bei seinem Glimmstengel ausgegangen, er nimmt also ein Zündhölzchen aus dem auf der Marmorplatte des Tisches befindlichen Ständer und streift über die Reibfläche. Hui, da springt das brennende Köpfchen ab, schnellt heimtückisch gerade in die mit Streichhölzchen gefüllte Höhlung des Ständers und schlägt dort ein wie der Blitz. Pschsch! . . . ein zischendes Geräusch, das Zündhölzchenarsenal hat Feuer gefangen, flammt auf, und schwarzer, stinkender Rauch steigt in einer Wolke zum Plafond empor. Entsetzt ist der unfreiwillige Brandstifter beiseite gerückt, eilfertig springt ein Bediensteter des Café's hinzu, gießt Wasser in den Feuerherd und trägt das noch immer dampfende corpus delicti hinaus, aber er kann dadurch die geschehene Missethat nicht verbergen, die versammelten Gäste haben das Zischen gehört, haben die Flammensäule gesehen und was das schlimmste ist — den erstickenden Phosphorqualm gerochen. Aergerlich rümpfen die Herren die gereizte Nase, mit Zornesblicken halten die Damen das Taschentuch vor den Mund, bald

da bald dort verkündet ein leises Hüsteln oder lautes Husten die Empörung der irritirten Athmungsorgane und von rundumher richten sich die Augen concentrisch nach dem Urheber der Katastrophe, welcher plötzlich sehr wider Willen der Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit geworden ist. Er fühlt sich da auf seinem Stuhle wie der Angeklagte vor seinen Richtern — es ist zum Davonlaufen!

Und damit, mein geneigter Leser, beschließe ich die Serie der „kleinen Verlegenheiten," durch welche man in die „größte Verlegenheit" gerathen kann.





Gedichte

von

Lucy Kämpfer.

Seemannslied.

Nach dem Holländischen des A. von Lochem.

Mag nicht mit dem Schiffer fahren,
Der sich an den Küsten hält,
Feige fliehet die Gefahren
Auf der rüsten Wogen Feld;
Wem's gefällt nur mit ihm geh'!
Besser ist's: Grad durch die See.

Abhold bin ich scheelen Blicken;
Was mein Auge forschend fand,
Ob's auch manchmal möge glücken,
Will ich bergen nicht am Strand.
Meine Ladung kann man seh'n —
Grad durch's Meer! Mag's tief auch geh'n.

Will vor keinem Schiffe weichen,
Mag auch hoch sein Steuer steh'n,
Was ich habe will ich zeigen,
Weiter kündet's wer's gesehn.
Ob man Lob, ob Tadel spricht,
Ich schäm' mich der Ladung nicht.

Wer hat Recht mir vorzuschreiben:
Den Weg nimm und weich' nicht ab?
Ich will im erwählten bleiben,
Wird die See auch einst mein Grab;
Fall' ich auch ins Meer hinein,
Nun, so soll's mit Ehren sein.

Doch ich scheit're nicht an Klippen,
Wo der Schwache sich zerschellt,
Steh' nicht mit erstorb'nen Lippen,
Wenn der Sturmwind um mich gellt,
Nein! — beim Schiffen durch die Flut
Schützt ein Anker: Gottes Hut.

Ihr auch, in der Städte Mitte,
Wollt' auf Seemanns Beispiel seh'n,
Lenkt nach eig'nem Sinn die Schritte,
Wie auch Andre mögen geh'n;
Was die Welt auch sagen mög'
Wählt Ihr selbst Euch Euern Weg

Nocturnen.

I.

Es weht durch's Laub der Abendwind,
Die weißen Lilien schwanken
Und hauchen Düfte süß und lind,
Wie betende Gedanken.

Wenn Deine Seele leis' berührt
Der Hauch von Gottes Gnade,
Schau, daß er Segen mit sich führt
Auf Deines Lebens Pfade.

II.

Die Amsel schläft im Tujabaum
In's warme Nest geschmiegt,
So wohlig wie in jungem Traum
Ein lieb Erinnern liegt.

Sie träumt von Lenzesglück berauscht
Vom Flug der jungen Brut, —
Und neben ihr das Kätzchen lauscht
Und lechzt nach ihrem Blut.

III.

Die Blüthe senkt sich schwer von Thau
Und nickt am Stamme ein,
Und froh in's nächt'ge Himmelsblau
Hockt sich das Sternelein.

Die Seele, der kein Heim bestellt
Sieht bang dem Treiben zu
Sie ahnt, hoch über dieser Welt,
Da wird ihr Abendruh.

IV.

O Gott, der allem Sein bestellt
So friedensvolle Nacht!
Schufst Du kein Herz in weiter Welt
Das meinem Schmerze wacht?

Du bange Seele, suchen geh
Das Herz, das Dein gedacht:
Im Garten von Gethsemane —
Da harret es und wacht.





Im Traungebiet.

Aquarellen aus der Bergwelt Oesterreichs.

Von

Ernst Keiter.

Keuchend und qualmend steigt die Locomotive herauf aus dem herrlichen weiten Thal der grünen Enns . . .

Empor in die Romantik der Bergwirrnisse der steirischen Alpenzone führt der neue Eisenweg nach Aussee, dieser ersten Etappe auf dem pittoresken Stück Erde, das sich Salzkammergut nennt und mit Recht als ein Eden des schönen Gebirgslandes gepriesen wird.

Schon die Fahrt den steilaufwärts strebenden Schienenpfad hinan ist ein Genuß hoher Art und die empfundenen Eindrücke beim Anblick dieser Thäler und himmelanstrebenden Höhen werden dem naturfreundlichen Waller kaum je verblassen.

Von unten gesehen erschaut das Auge kühn in den Lüften hängende Ueberbrückungen, welche die Kunst der heutigen Technik in den klaren Aether hineingezaubert zu haben scheint. Rechts und links bauen sich mächtige zumeist graue Steinwände empor und kaum ein Strahl der goldigen Sonne draußen erhellt die Düsterheit dieser stummen Riesen. Tief hinab in die grausige Wald- und Bergschlucht fällt des Reisenden Blick. Wohin das Auge sich auch wenden mag, überall zeigen sich die Wunder der Schöpfungs-

geschichte, erzählen die grandiosen Bilder dieser erhabenen Felsenwelt von verrauschten Jahrtausenden, von dem Kämpfen, Ringen und Werden unseres Erdballs. Aus dem todten Gestein, das sich da gigantisch in schwindelerregender Weise in die Lüfte hebt, spricht eine lebendige beredte Sprache, die gar gewaltig zu erfassen versteht . . .

Dort unten liegen, wie leichte Binsen mitten entzwei gebrochen, kräftige Tannen- und Föhrenstämme, welche die ganze Macht der vernichtenden Unwetter winterlicher Zeiten, die Wucht der sausenden Lawinen, die verheerenden Orkane ahnen lassen! Ganze Waldpartien der tieferen Bergregionen sind wie glatt rasirt und in den Abgrund gerissen durch das Rasen der Elemente . . . Dort drüben zieht die alte, nun verödete Fahrstraße dahin. Kein Fußgänger, ein Wanderbursch mit dem Ränzel etwa, kein Frachtwagen von stämmigen Rossen gezogen, belebt dieselbe mehr, wie einst in den poesievollen Tagen, als noch das Dampfungethüm nicht sauste hier in den Höhen. Nur an einzelnen Nadelholzbäumen, welche dem Wüthen der Stürme trotzten, hie und da, ersieht Dein Blick eine bescheidene Gedächtnißtafel, ein sogenanntes „Marterl,“ das, wenn auch arg verwittert, davon berichtet, wie an dieser Stelle im Kampfe mit den Naturgewalten ein Menschenleben elend zu Grunde ging . . .

Immer steiler und jäher, in kunstvoll geführten Schlangenwindungen, kriecht der eiserne Weg empor. Näher und näher rücken von allen Seiten die Bergwände heran und bald steht der Zug, einmal auf der Alpenhöhe, mittendrin im Hochgebirgskessel, über den sich in herrlichster Bläue, wie in Duft getaucht, das Himmelszelt breitet . . .

Wir sind in Aussee . . .

Unfern vom Bahnhofe liegt das kleine niedliche Gebirgsnest, hinter welchem die Riesenwände des Loser und Drisselsteins aufragen. Von ihren Kuppen scheint die Allmacht und Größe des Ewigen, ein unnennbares Walten, ein Odem des Erdentrückten herabzuwehen, herabzudringen, und die Kleinlichkeit des menschlichen Thuns und Treibens, die Nichtigkeit der Weltwesen da unten zu demonstriren . . .

Eine breite, von bescheidenen Dorfhäuschen begrenzte Fahrstraße führt dem Oertchen zu, das im Ganzen eigentlich doch nur aus einer Gasse besteht. Außen, hart am Wald- und Bergrande, zunächst der Eisenbahnstation, liegen die großen Sudwerke, welche täglich weit über 500 Centner Kochsalz liefern. Das rastlose Pusten und Summen der Maschinen tönt an unser Ohr und allseits zeigt sich bewegtes, reges, geschäftiges Leben. In den Gehöften drüben längs des klarsprudelnden Alpenwassers ergötzt Dich wohl das Treiben der Kleinen, der echten Kinder der Natur, die von der Civilisation noch wenig berührt sind.

Hinter der dörflichen Holzbrücke, unter welcher die weißaufschäumenden Fluten der grünen Traun dahinstürmen, steht der stattliche Gasthof „Zur Post," dem alten erbangesessenen Geschlechte der Plochl gehörig, das einst nicht wenig von sich sprechen machte. Knüpft sich doch an das früher an jenem Punkte gestandene „alte" Posthaus eine Mythe, die im Munde des Steierervolkes noch heute lebt und die, obgleich längst über die Grenzen des herrlichen Bergländchens hinaus gedrungen, dennoch verdient, auch in diesen Blättern erzählt zu werden, selbst auf die Gefahr hin, daß der eine oder andere Leser dieselbe schon früher anderswo vernommen hätte.

Im Hause des alten Posthalters Plochl gab es um die Mitte der Zwanziger-Jahre unseres Säculums ein allerliebstes Töchterchen, die schlanke anmuthig schöne Anna, ein Mädchen, das durch Erscheinung, Eigenart und Wesen, durch den holden bestrickenden Reiz ihrer ländlichen Einfachheit, durch Reinheit des Herzens und der Seele alle Welt bezauberte.

In jener Zeit hatte sich Erzherzog Johann Baptist, Kaiser Leopold II. Sohn, nach manchen Erfolgen seines stattlichen Wirkens, aber auch nach mancher ernsten Verstimmung, aus den Kreisen seiner Welt in die ihm so lieb gewordene Steiermark, nach seinen Bergen im Ausseer Revier zurückgezogen, sich nur mehr den friedlichen Wissenschaften, dem Vergnügen der Jagd oder des Reisens hingegeben.

Der Prinz erschien in der schlichten kleidsamen Tracht des Aelplers bald da, bald dort in den Hütten der freundlichen Bergler und verschmähte es nicht zuweilen an dem bescheidenen bäuerlichen Mahle derselben theilzunehmen. Hatte man den Jägersmann erkannt, so durfte seinetwegen nicht die geringste Aenderung in dem einmal festgesetzten Menu oder in der sonst üblichen häuslichen Gepflogenheit vorgenommen werden. War dies jedoch nicht der Fall, konnte der erlauchte Wanderer sein Incognito aufrecht erhalten, dann war er vollends befriedigt von seiner Alpenfahrt, die er in die abgeschiedensten Winkel jener Berggegenden unternahm. Man hielt ihn dann wohl für einen in herzoglichen Diensten stehenden neuangeworbenen Forstmann, mit dem es sich gar freundlich und leicht plaudern ließ und dem man wohl auch sein Herz ausgießen durfte mit allen Bitten, Wünschen und Klagen.

Freilich war es nur zu bald mit dieser Pseudo-Försterstellung zu Ende. Schnell genug kannte jedes Kind im Oberlande den Prinzen und er mochte sich zeigen in welcher Tracht immer, ein echter Steirer wurde dadurch nicht getäuscht. Der graue kurze Lodenspenser, der rothe Brustlatz über dem schneeigen Linnen, die lederne Kniehose, die grünen Wollstrümpfe, die schweren Bundschuhe, das flatternde vielfarbige Halstuch, das grüne Jägerhütel mit dem Gemsbart darauf — dies Alles schützte das Incognito des

Erzherzogs nimmer. Die Herzen der einfachen ehrlichen Bergmenschen schlugen dem Fürsten in hingebender Liebe entgegen; hatte er doch ein Fühlen und Empfinden für sie, als habe seine Wiege nicht im stolzen Kaiserschlosse, sondern in einem jener kleinen braunen Holzhäuser gestanden, wie sie mit ihren winzigen Fensterchen herablugen von der grünen Waldhöhe heimatlichen Bodens . . .

Auch im alten „Posthause“ sprach der leutselige Prinz oft genug vor und nicht die letzte mit der er ein Stündchen plauderte, war die schöne Anna. Längst fühlte sich der Fürst zu der sinnigen Jungfrau hingezogen; aber nie noch hatte er seiner tiefempfundenen wahren echten Neigung für dieselbe auch nur mit einer Silbe ihr gegenüber Erwähnung gethan . . .

Da, einmal in stürmischer Nacht des Hochwinters, erschien Prinz Johann im Posthause und begehrte sofort eine „Extrafahrt“ nach Liezen, um von da weg sodann die steirische Hauptstadt erreichen zu können. Eine stürmische Nacht im Hochwinter in der Alpenzone! Welcher Städter, welcher Bewohner des Flachlandes vermag sich wohl eine auch nur annähernd richtige Vorstellung davon zu machen, wie es mit solch einer Nacht in Wahrheit bestellt ist? Das schrankenlose Wüthen der entfesselten Alpenstürme, die einher sausenden Schneemassen, die eisigen Lüfte machen nahezu jedes Leben erstarren, bringen nicht allzuselten sicheren Tod. In solchen Stunden gibt es keinen Verkehr und kein Posthalter bietet die Hand, um Mensch und Gespann dem sicheren Verderben zu weihen.

Er könne keinem seiner Leute das Leben des hohen Herrn anvertrauen, meinte entschlossen Postmeister Plochl und glaubte damit den Herzog von seinem energischen Begehren abzubringen. Aber vergeblich war jedes Bemühen. Der Prinz ließ von seinem Entschlusse nicht und so wurde denn kurz nachher gemeldet, daß Postillon und Kutsche draußen zur Abreise bereit stünden . . .

Aus allen Bergwinkeln heulte der grimme Höhenwind herab und durcheinander die großen, jede Fernsicht vollends hemmenden Schneeflocken herniederwirbelnd. Ein schauriges Gepfeife durchzitterte die Nacht und mehr als einmal drohte Gefahr, daß das Gespann mit Mann und Maus auf dieser unwegsamen Fahrt versinke und vergehe.

Nur eine kundige entschlossene sichere Hand, nur ein eiserner Wille, nur Thatkraft und hoher Muth vermochten aus diesen Bedrängnissen hinauszuführen . . .

Kein Wort war während der stundenlangen Reise zwischen Passagier und Rosselenker gewechselt worden. Nun dämmerte in kaum merkbarem Grauen der Tag heran. Vor dem Posthause in Liezen hielt die Kutsche. Der Prinz hatte die erwärmte Gaststube aufgesucht und als der vor Frost fast

erstarrte Postillon seine prächtigen Thiere versorgt hatte, folgte er dem Auftrage seines hohen Fahrgastes, sich mit einem Gläschen Glühwein die gesunkenen Lebensgeister zu erwärmen. Der Fuhrmann hatte seine zahlreichen Ueberhüllen ein wenig abgestreift und näherte sich nun in ehrfurchtsvoller Weise dem freundlich lächelnden Fürsten. Dieser trat einen Schritt heran und ließ ein funkelndes Goldstück in die zitternde Hand des Postknechts als Lohn für die wackere Führung gleiten . . .

Jetzt erst sah der Prinz in das jugendliche weiblich-zarte Antlitz des Burschen, seine Züge nahmen urplötzlich einen ganz veränderten Ausdruck und Charakter an, Bestürzung und Freude schienen in denselben rasch zu wechseln, bis er endlich des Pseudorosselenkers kleine Hand ergriff und fest in der seinen drückte, als dürfe er dieselbe nimmer wieder freigeben . . .

Der muthige Postillon, der die Gefahren einer solchen Nacht und einer solchen Fahrt nicht fürchtete, oder, da sich Niemand im ganzen Posthause daheim herbeilassen mochte, das Gespann zu führen, — die Fahrt übernahm, er war — des Postmeisters Töchterchen, schön' Annchen . . . So die hübsche Sage . . .

Thatsache ist, daß um jene Zeit die schlummernde Neigung des Prinzen für das verehrte, innig geliebte Wesen mehr und mehr entflammte. Noch im selben Jahre, 1827, vermälte sich, wie längst bekannt, der Erzherzog und zog sich mit der jungen Gattin in die Einsamkeit seiner Berge, auf das stille Gut Brandhof zurück.

Später erst wurde des Erzherzogs Gemalin zur Freiin von Brandhof und vom Kaiser Franz nach Jahren zur Gräfin von Meran erhoben . . .

In zahlreichen Liedern lebt das Andenken an den geliebten Prinzen im Volke der steierischen Alpen fort, und das Bild des Edlen ersteht immer vom Neuen wieder in mythenhafter Schöne . . .

Gerade gegenüber dem heutigem Gasthofe „Zur Post“ und dem alten Posthause von einst, führt der ländliche Weg hinaus nach dem herrlichen Grundlsee, dem Lieblingswanderpunkte des nun längst in der Kapellengruft zu Schloß Schönna ruhenden Fürsten. In den Tagen des Sommers, zur Zeit der Saison, pilgern die Touristen den berückend-schönen Pfad dahin.

Immer drinn im üppig-grünen Buchenwald, dessen überreiche Laubwelt vom Golde des Sonnengeflimmers funkelt und leuchtet, als ob Millionen winzige Demantensternchen über Stamm und Gezweige, über Blatt und Graswerk ausgegossen lägen. Die Wipfeln scheinen wie in lohende Flammen getaucht und der leichte Windhauch bewegt sie leise; durch das Geäst geht ein süßes Rauschen; ein Singen und Klingen tönt herab von dem lustigen Waldgevögel, das hier in übermüthiger Tollheit sein frisches freudiges Leben lebt. Das kriechende Gethier im Moos und Wurzelwerk

des Bodens summt wieder seine eigenartige Weise und von drüber her, wo zur Linken des Wanderers zuweilen die Traun sich näher herandrängt, vernimmt man das Rauschen der schäumenden Fluthen.

Balsamisch weht in dieser weihevollen Rotunde des Waldes am frühen Morgen die würzige Luft, hier athmet die Brust in vollen unersättlichen Zügen das einzig echte Elixir des Lebens ein. Die Tannen, Föhren und Fichten, die ringsumher die Höhen besäumen, senden ihr harzreiches Duften, ihr stärkendes und heilbringendes Aroma hernieder und vereinigen es mit dem weichen Wehen des Buchenwaldes.

Minutenlange sieht das beglückte Auge hinein in das helle Grün und in die entfernteren Partien der alten ehrwürdigen Stämme, über die sich leichte Schatten ziehen . . .

Die ganze Poesie des Waldes erfaßt und erfüllt uns mehr und mehr und es müßte wohl mit ganz eigenen Dingen zugehen, wenn uns auf diesem Gange nicht ein wenig die längst verrauschte Zeit des Jugendglückes, des Jugendidealismus in Herz und Seele wieder erwachen und heraufdämmern würde...

Da mitten im Walde ist uns eine edle kräftig-schöne Gestalt begegnet, welche, einerseits so recht in den Rahmen des berückenden Naturbildes passend, doch wieder, erfüllt von hohem geistumwehten Adel, darüber hinaus zu streben scheint. Das ganze Ensemble der Aelplertracht kleidet den hochgewachsenen Mann ausnehmend gut, so gut und stattlich, daß man darauf schwören wollte, derselbe hätte diese Tracht zeitlebens getragen und kenne wohl keine andere, keine städtische. Und doch scheinen uns diese Züge, dieser stolze Gang, die Würde und der feine Anstand, der über der ganzen Erscheinung ausgebreitet ruht, nicht recht zu dem schlichten Kleide des Bergmenschen passen zu wollen. Und es ist wohl auch so. Ist doch der Waldgänger niemand Geringerer, als der Sohn des Prinzen Johann, Graf Meran selbst. Der Graf hat sich, wie sein erlauchter Vater, die volle Zuneigung der Bevölkerung da oben in den Ausseer Bergen erworben. Auch er liebt es, einem inneren Drange folgend, in der steierischen Gebirgstracht die steilen Pfade zu allen Höhen ringsum zu erklimmen, die Büchse zur Seite, dem Wild nachzuspüren und da und dort einzutreten in den Hütten der treuherzigen Menschen, um, wo es noth thut, zu trösten und zu helfen... Am Gestade des Grundlsees hat er sich eine der reizendsten Villen erbaut, die er allsommerlich mit seiner Familie zu längerem Aufenthalte bezieht.

Da schimmert es nun durchs Gezweige der letzten Waldbäume wie himmelsblau herüber . . . Farbenprächtig, blendend, bald in helleren, bald wieder in dunkleren Tönen, blau- und grünschillernd, spiegelklar, weithingedehnt liegt vor uns die schimmernde Fläche des Grundlsees.

Märchenhafter Zauber, schwermuthsvolle Einsamkeit und Stille, ein Süßes, Trautes, Anheimelndes zieht uns heran. Im Hintergrunde dieses majestätischen Bildes thürmen sich coulissenartig die mächtigen Steinkegel empor, deren Spitzen wie neugiervoll eine über der anderen hinüber lugen. Nicht selten leuchtet von diesen Höhen selbst zur Hochsommerzeit das blendende Blauweiß eisigen Schnees herab zu Thale, während sich in den tieferen Regionen, auf den sonnenbeschienenen Matten und Weiden Heerden von Milchkühen und Ziegen tummeln und wohl auch die realistische Poesie des Liebestreibens der Senner und Schützen plastische Gestaltung gewinnt.

Zur Linken des Sees zieht sich ein breiter Fahrweg, nach dem Kronprinzen Rudolph benannt, hinein in die das Thal begrenzenden Berge, und längs dieser Straße erheben sich auf sanftem Hügelgelände, zumeist im freundlichen Schweizerstyle, Landhäuser, trauliche Tusculums, welche deren Eigner über den Sommer beleben. Rechts säumt dichter, tiefdunkler Tannenwald die Wände, die aus den Wassern emporzusteigen scheinen, ein. Zuweilen dringt ein jauchzender Ruf oder der Knall eines Flintenschusses, der sodann an den Höhen hinrollt, aus dem Walde herab, während das helle freudige weithinhallende Lachen außen vor den Villen als Gegenklang ertönt.

Hoch oben in blauer Luft, über den Felsenschroffen, hebt sich ein Geier aufwärts, bis er, zum kaum sichtbaren dunklen Punkt geworden, dem Blicke vollends entschwindet . . .

Drüben am nördlichen Ende des Sees bläht sich über der jetzt leichtgewellten Fläche ein schneeiges Segel und eine leichte Brise tändelt mit der bunten Flagge des Schiffleins.

Alle Contouren in diesem farbenprächtigen Bilde zeichnen sich in den klaren Lüften so scharf und rein, so präcis ab und die Töne und Tinten beleben und erquicken das Auge in herrlicher erwärmender Weise. Diese reichen Abstufungen vom Grün der Hügel und der Wälder, das helle Gemäuer der allerliebsten Ansiedlungen, das bald lichtere, bald tiefere Braun der Holzverkleidungen, der Holzschnitzarbeit, das Blaugrün der Fluten, das Blau des Himmels, das Goldleuchten der Sonnenfeuer, der violette zarte Duft, der über dem Ganzen wie Schmetterlingshauch zu ruhen scheint, — es bildet eine eigene, eine ungeahnte zauberische Welt, die sich in unserem Inneren wie ein verklärtes Jugendahnen wiederspiegelt . . .

Aber nicht nur Auge, Gemüth und Seele erlaben sich hier am Ufer des märchenhaft schönen Grundlsees, auch realere Genüsse gibt es da zu holen. Im alten Fischerhause oder bei Schramml, dem Gasthälter bester Art, findet sich die vielgepriesene Specialität des Sees, der treffliche schmackhafte „Saibling,“ eine Forellenart, die kaum irgendwo anders im steirischen Oberlande in solcher Güte zu finden ist. Die Feinschmecker aus

der Residenz pilgern zu diesen Wallfahrtsstätten und delectiren sich an dem rosafarbigen, überaus milden, fast zerfließenden Fleisch derer aus der Familie der Lachse. Außen in den Veranden bei Schramml, auf sanfter Höhe, die den Ausblick über Thal und See und Gebirge gewährt, findet sich die Sommergesellschaft zu den verschiedenen Gastmahlzeiten ein. Und erst am lauen wohligen Abend, wenn gemach die Dämmerung sich herabsenkt nach einem mäligen Verschwinden der matter und matter werdenden Sonnenschimmer, wenn die Farben der Wasser unten im See hundert und hundert Nuancen spielen, bis tiefes Dunkel über den Wellen ruht, nur ein leises Rauschen hörbar ist, die ersten Sterne aufblitzen am Firmamente, der magische Schein des Mondes etwa heraufsteigt und nach und nach die Hügel, die Hänge, die Hütten, die Häuser, den See, die Wälder, Alles, Alles in seine Silberfluten taucht, mit seinem phosphorescirenden Geisterlicht berieselt, — dann möchte das Herz, das Empfinden, das tiefinnerste Fühlen wohl aufjauchzen vor Freude und Lust . . .

Weder der Pinsel noch die Feder vermögen auch nur annähernd und schwach wiederzugeben den Eindruck dieses Bildes, dieses Zaubertableaus, das Meisterin Natur in ewiger Schöne hingeschrieben hat.

Dann vernimmt man wohl glückvolles Lachen, fröhliche hellklingende Laute, die in buntem übermüthigem Durcheinander einer wonnigen Stimmung Ausdruck leihen. Die weichen sinnigen und innigen Weisen Franz Schubert's tönen, von den geschulten Stimmen der sommerlichen Mädchengäste gesungen, durch die Stille des Abends dahin, drüben im Walde vergehend. Von da und dort blinken Lichter durch die Dunkelheit, flackern flammende Punkte, als huschten oder säßen Irrwische an gespenstiger Stelle . . .

Da am Gestade des grünen Sees hat sich auch eine Künstlercolonie angesiedelt, die es versteht Leben und Bewegung in das Thun und Treiben hier außen zu bringen. Leute von den Brettern, welche die Welt bedeuten sollen, — aber doch nur die Welt des Scheins, die geschminkte, — sind es, die sich auf reizenden Punkten stattliche Cottagebauten errichtet. Die ersten Kräfte der Burgbühne am Michaelerplatz der österreichischen Kaiserstadt, Sonnenthal, Gabillon und seine andere Kunsthälfte, Frau Gabillon, Hartmann mit seinem allerliebsten Frauchen, der einstigen „Naiven" Schneeberger, Hallenstein, die Tragödin Wolter (Gräfin O'Sullivan) und Andere haben sich in diesem Eden längst Heimatsrecht erworben, oder laden sich doch oft hier zu Gaste.

Nicht selten zieht in Kähnen über den See oder durch den Buchenwald dahin ein Trupp in fröhlicher Laune, in der bäuerlichen Tracht, die Männer mit dem flatternden rothen Halstuch, das kurze Bauernpfeifchen im Munde, die Frauen deßgleichen im ländlichen Originalcostüme, ein prächtiges

Genrebildchen bietend . . . Es sind unsere Künstler, die es wohl wieder irgendwo auf ein heiteres Extempore abgesehen haben . . .

An der Seite des hellgrünen hochaufschäumenden Bergwassers, des Alpenkindes, der Traun, sind wir wieder nach Aussee zurückgekehrt. Wieder pilgern wir durch das Oertchen und nun zur Westseite auf freundlichen Promenadewegen dahin. Auf grünem Plan erhebt sich, im großangelegten Cottagestil erbaut, ein comfortables Badehôtel, das in den dunklen Rahmen der Tannenwälder eingeschnitten scheint.

Bezwingende Landschaftspartien reihen sich da dem Auge aneinander, eine lieblicher und malerischer als die andere. Bald verliert sich der wohlgepflegte Pfad in die Waldstraße außen. Wir stehen mitten drinn im echtesten Revier des Hochwaldes, der kaum die Aussicht auf den Himmel und die grauen Steinspitzen der Berge gestattet.

Halb verdeckt von Baumwerk steht da eine zum Theile offene Schmiede, aus der das helle Leuchten des rothglühenden Erzes hervorblinkt. Das gleichförmige Tick-Tack der Hämmer, deren Bälge russige Gesellen bedienen, dringt heraus in die idyllische Stille dieser einsamen Welt. Unweit davon ladet zu frischem Trunke eine angenehme Gastwirthschaft ein. Holzbänke in ländlicher Einfachheit stehen davor.

Drüben stürzt der schäumende Waldbach, das Alt-Ausseerwasser, über Steingerölle und geborstene Baumstämme, die quer in seinem Bette liegen. Eine kleine niedliche Weise singt, auf einer abgeholzten Tanne sitzend, ein barfüßiger barhäuptiger Bauernjunge, ein Knirps von einem Rinderhirten, der mit hellem Aug und fröhlichem Sinn in die Naturherrlichkeit hineinguckt. Das Geläute des Nutzviehs, das da auf üppigem Waldgrund sich ergeht, schallt herüber zu uns und zieht in gar eigenartigem Tönen durch den Forst.

Alles glänzt im verklärten Lichte des Sommernachmittags und es ist, als ob jetzt und jetzt jenes Märchenschloß emportauchen müßte, dessen Bewohner, wie bekannt, in süßem hundertjährigen Schlafe liegen und das nur durch einen Kuß des Prinzen auf Dornröschens holde Lippen wieder erwachen könne . . .

Hier am Eingange nach Alt-Aussee tritt uns die ganze Poesie des Müllerlebens in trautester Art entgegen, eine Vignette, die der Geist von Schubert's unvergänglichen Müllerliedern umweht.

Krystallklares Bergwasser treibt rauschend die lustigen Räder und das „Klipp-Klapp“ mit seinem rhythmischen Singen hemmt wohl für Augenblicke unseren Schritt. Unter der kleinen Holzbrücke, am niedlichen Fall der tanzenden Fluthen, steht im feuchten Elemente der junge Müllerbursch mit frischem Gesichte und ihm zur Seite das artige Töchterchen des Hauses, freudig aufjauchzend, wenn wieder eine leichtbewegte Forelle im Netze

zappelt . . . Aber wird es dir, du armer weißbestäubter Müllerjunker, denn besser ergehen als der kleinen Forelle, die nun gefangen? . .

Und dort, im weiten Thale, das rings die mächtigen Bergketten umsäumen, ruht am Fuße des majestätisch emporragenden Drisselstein, des gewaltigen Loser, in seiner ganzen schwermuthsvollen Einsamkeit der dunkle stille Alt-Aussee r See. Die kleinen Häuser mit ihren Vorgärtchen, die prächtigen Villeggiaturen, sie scheinen am Grunde der Wasser zu liegen. Die kahlen Steinriesen tauchen im Reflexbilde ihre Kuppen in das feuchte Element und der goldleuchtende Himmelsbogen lächelt uns daraus hervor . . .

Kein Kahn belebt den See, kein menschliches Wesen zeigt sich am Gestade. Es ist, als ob die Geister dieser Fluthen einen Sagenkreis, ein mystisches Dämmern und Dunkeln um diese Wasserwelt gezogen hätten.

Und wirklich weiß das Volk der Gegend manche hübsche Mythe zu erzählen, in der die Geheimnisse des düsteren Sees offenbar werden. Wenn der Vollmond senkrecht über dem Wellenspiegel steht, soll ein Sonntagskind, heißt es in jenen Sagen, tief unten am Grunde der Wasser das bunte Leben jener Gottlosen sehen, die einst am hohen Kirchenfesttage statt zu beten und in frommen Betrachtungen sich zu ergehen, in rauschender, übermüthiger, ausschreitender Lust den Ewigen zu gerechter Strafe herausgefordert haben.

Auch von den Gnomen der Berge ringsum, von manchen schaurigen Wildschützenstücklein berichtet der Eine oder Andere. Wir finden in den meisten dieser Kundgebungen, dieser Traditionen, ein charakteristisches Detail, einen nicht unintereſſanten Beitrag zur Kenntniß der Bewohner dieser Thäler und mehr als eine von ihnen verdient, daß sie auch außerhalb dieser engbegrenzten Welt gekannt sei.

Die Phantasie hat nicht große Mühe, sich diesen Erdenfleck am Seeufer mit sagenhaften Gestalten zu beleben, da dieselben nahezu wie von selbst erstehen. Uebrigens taucht zuweilen ein echtes leibhaftiges Menschenkind, das nahezu ein Jahrhundert hinter sich hat, auf, das selbst wie eine Sage, ein Märchen, eine Mythe hereinklingt in die reale Welt der Gegenwart. Was dasselbe dann oft vorzubringen weiß aus seinem schlichten Aelplerleben, es ist mitunter doch ein schönes Stück Geschichte, die uns wieder belehrt, daß nicht nur im Getriebe der weltbewegenden Großstadt, sondern auch hoch oben in der Einsamkeit der Berge des Menschen Herz, des Menschen Fühlen und Empfinden, den Leidenschaften, den Verirrungen, dem seltsamen Geschick tributbar ist . . .

Freilich lebt sich's im Allgemeinen in diesen Gebirgszonen friedlicher, unbewegter, stiller, als draußen auf den Plätzen des großen Kämpfens. So hatte sich einst dort drüben in diesem epheuumsponnenen Märchenbau ein

Poet zurückgezogen, der nicht als der Letzte auf dem Parnaß österreichischer Dichter genannt wird. In diesem Zauberschlößchen entstanden seine „Altnordischen Bilder," seine meisterhafte Uebertragung von Byrons herrlichem Gedicht „Childe Harold," sein „Soldatenbüchlein" und manches andere Werk seiner Muse. Freiherr von Zedlitz hatte darin sein Tusculum gefunden. Vom Westen her leuchteten ihm wie Demantfunkeln die Schnee- und Eisfelder des Dachsteins im Sonnengolde und im Osten sah ihm das dunkle schwermuthsvolle Auge des Sees in poetischem Sinnen entgegen. Ein echtes Dichterheim . . .

Ueber die hohen Wände des Drisselstein ziehen die ersten Abendschatten hin. In tiefer Einsamkeit erzählt der Wald dann, wenn Lüfte sein Geäst durchrauschen, wundersame Geschichten. Da ist eine Stelle oben im Holze. Keine Blume verschönt sie, kein Moos. Diese Stelle hat auch ihre Geschichte . . .

Ein „Kernmädel" war sie, die „Kathi" (Katharina). Weitum kannte sie Jeder. So kohlschwarze Aeuglein, so dunkle reiche Flechten, ein so heiteres übersprudelndes Wesen hatte sicherlich Keine, auch ein so frisches freudiges Gesichtchen nicht. Ach, die „Buben" alle vergingen fast vor ihren feurigen Blicken. Damals gab es in der Gegend oft fürstliche Jagden und ein bildhübscher Bursch aus dem geladenen Jägerkreise hatte das Mädel just oft genug gesehen, um sein Herz an sie zu verlieren. Immer und immer wieder, wie dämonisch, zog es ihn zur Alm hinauf — der Kathi wegen. Er mochte es nicht glauben, daß es ihm gegenüber da Widerstand gäbe; jagte er doch in fürstlichem Gefolge, nannte man ihn doch — Graf . . .

Kathi war aber aus einem weit anderen Holze geschnitzt, als die meisten ihrer Schwestern; sie hielt nur zu einem Burschen und diesen liebte sie trotz seiner Wildheit und Zügellosigkeit und trotzdem er als der gefährlichste Wildschütze galt.

Wenn ihn die Bursche hänselten wegen des vornehmen Jägers und seiner Kathi, da funkelten Toni's Augen in wilder Erregtheit, er griff nach dem Stutzen und drohte Jedem.

Auf einer Jagd wars, der Graf stand allein im Tannicht, auf einsamer Stelle. Knapp vor ihm tauchte urplötzlich der Wildschütz auf. Kein Mensch hat's gehört, was er dem Erbleichenden zugeflüstert.

Aber der Graf achtete dieser Drohung nicht, obgleich ihn seine Freunde vor dem Zügellosen warnten. Seitdem hat es dem Toni wohl an „Aufpassern" nicht gefehlt, aber der Bursche ging nicht in die Falle . . .

So kam der Frühling, der Sommer und die Almen belebten sich wieder . . .

Am frühen Morgen war's. Der Himmel noch düster. Nur hie und da zogen bleiche Streifen darüber hin. Der Mond stand im Verschwinden. Auch

die Sterne verlöschten selbander. Schneidend scharf wehte die Bergluft über die Alm. Der Wald lag noch im Dunkel. An mancher baumfreien Stelle freilich war's lichter.

Im groben kurzen Lodenspenser, den breitkrämpigen Filzhut tief in's verstörte Gesicht gedrückt, den Stutzen im Arm, so lehnt da ein Mann an einer Tanne — der Toni. Von der Hochalm raschelt's nun herunter, von der Almhütte her, darinnen die „Sennin" haust. Das Auge des Wilderers funkelt wie blutverlangend, er hebt die Büchse und legt an ... Ein Schuß! ... Weithin hallt es im Holze ...

Der Rauch hat sich verzogen ...

Am Boden liegt ein Almer in seinem Blute ...

Und der Wilderer lacht in boshafter Lust und meint: „s'soll Keiner drunten sagen können, sie hätte ihm Liebes gethan!" ..

Der Almer hat es nimmer vernommen. Mitten durchs Herz war die Kugel gedrungen. Draußen hieß es später, der Graf sei auf der Jagd verunglückt ...

In's Dorf ist der Toni nimmer gekommen. Jahre noch trieb er sein Unwesen in den Bergen, bis eine Försterkugel seinem Dasein ein Ende machte ...





Judit Simon.

Aus dem Ungarischen des Josef Kiss.

Uebersetzt von

Franz Gernerth.

Alljährlich von des Juden Simon Haus
Trägt einen Sarg zum Friedhof man hinaus,
Von Brettern schlicht, und winzig von Gestalt;
Das arme Würmlein konnt' nicht werden alt!

Gleich Goldeswerth ist Judit Simon's Haar;
Sie streichelt's weinend, dann zum Opfer dar
Der Scheere reicht sie's — ach, wie Jammerschade!
So geht' zum Rabbi sie auf dunklem Pfade.
„Mein vielgepriesen Haar, ich schnitt es ab,
Den Thränen preis ich meine Schönheit gab,
Du heil'ger Mann, sag' mir das Eine bloß:
Warum kann ich kein Kind mir ziehen groß?"

Aufblickt der Rabbi von dem heil'gen Buch,
Und Judit bebt, getroffen wie vom Fluch:
„Jetzt wär's dein Wunsch? Warst anders einst gesinnt:
Wohin gabst, Judit, du dein erstes Kind?"

Wie Schnee so weiß ward Judit's Angesicht,
Mit ihrer ros'gen Hand verhüllt sie's dicht,
Und athmend schwer, das Flüsterwort sie fand:
„Ich hab's getödtet mit der eig'nen Hand.
Sein Vater hat mich Aermste schnöd' verlassen,
Die Schande drohte mir, ich konnt's nicht fassen —
'S war eine Fiebernacht, die Vorschub gab,
Jetzt wär's mir besser, läg' ich selbst im Grab!"

In seinen Büchern forscht der fromme Mann,
Wie zu bestrafen sei, was sie gethan.
„Steh' auf, Judit, leg' ab dein Trauerkleid!
Für dein Vergeh'n ist zu gering dies Leid.

Entsetzlich ist hier der Erlösung Preis!
Hast du die Kraft, zu folgen dem Geheiß?
Von dir geküßt, das Kindlein sterben muß,
Darum verbiet' ich dir den Mutterkuß!
Du wirst auch erst erlöst von dieser Pein
Am Hochzeitstage deines Kindes sein."

Die Fenster glänzen hell in Simon's Hause,
Für ein Geburtsfest rüstet man zum Schmause,
Die Kerze brennt, das Psalmenbuch ist offen,
Nur Judit quält sich zwischen Furcht und Hoffen,
Den neuen Sprößling drückt sie an die Brust,
Doch stillt kein Kuß der Mutter höchste Lust.

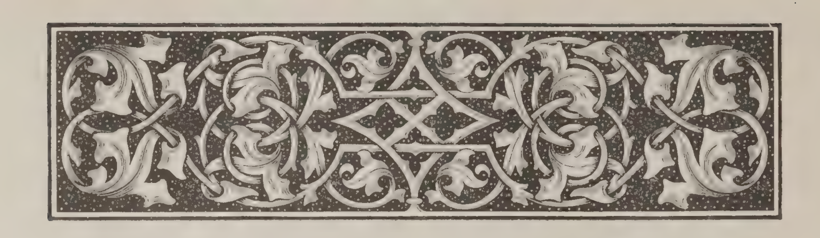
Was ist geschehen? Bei Simon ist's so stille,
Die Fenster all' verhängt mit grüner Hülle,
Frau Judit ringt die Hände schmerzergrimmt:
„Ist denn auch diesem Kind der Tod bestimmt?"

— „Ach! meine Stirne brennt; lieb' Mütterlein
Gib' einen Kuß! So wird mir besser sein."
„Sei ruhig Kind, mach' nur die Aeuglein zu!
— Verlaß' mich nicht, o Herr des Himmels du!"

„Nicht wahr? Weil meine Lippe ausgeschlagen,
Drum willst du, Mutter, mir den Kuß versagen?"

Dem Vater graut's, er wird bald blaß, bald roth:
„Du handelst schlecht in deines Kindes Noth.
Auch Andre sagen's und noch mehr sogar,
Und wie das Ein' ist auch das Andre wahr.
Wer schlecht als Mutter, ist's als Weib auch eben;
Ich jag' dich fort, so wahr mein Kind soll leben!"

. . . Das Jahr vergeht und andre sind entschwunden,
Für Simon's Haus nah'n wieder frohe Stunden.
Denn sieh', zu seiner Tochter Hochzeitsfeste
Versammeln sich im Hofe schon die Gäste.
Im Winkel fern steht eine Bettlerin,
Unwillig stößt man sie bald her, bald hin,
Sie fleht und vorwärts drängend, ruft sie laut:
„Laßt mich doch schauen auch die holde Braut!"
Jetzt naht das Paar . . . sie schwören, und den Segen
Der Rabbi spricht. Sie stürzt der Braut entgegen
Und ruft: Mein Kind! O Tochter mein! und drückt
Auf ihren Mund den ersten Kuß entzückt.
— Doch sagt von Judit Simon uns die Kunde,
Daß sie der Tod ereilt' zur selben Stunde.



Schuld und Sühne.

Von

Johannes Emmer.

„Falsch! Falsch! — Es ist geradezu unbegreiflich ——" Er vollendete den Satz nicht, sondern stand auf und ging, in nervöser Ungeduld an seinen Fingern zerrend, auf und ab.

Sie blieb vor dem Flügel sitzen, ließ die Hände in den Schoß sinken, wie ein ausgescholtenes Kind, und ihre nußbraunen Augen feuchteten sich. Ihr stummes Leid rührte ihn. Er trat hinter ihren Stuhl, küßte den blonden duftenden Scheitel.

„Verzeih', Sophie, daß ich heftig wurde."

„Du willst keine Geduld mit mir haben," klagte sie, „und ich bemühe mich doch so sehr, es recht zu thun."

Er zuckte mit den Schultern. „Es geht eben nicht, Theure! Ich werde wohl verzichten müssen; — und ich hatte es mir so schön gedacht."

„Ich würde froh sein, wenn es ein Ende hätte. Du quälst mich!"

„Ah!" stieß er hervor und trat zurück. „Natürlich hältst Du es nur für eine meiner Launen, der sich zu fügen eine Qual ist."

„Moriz!" Sie drehte sich halb auf dem Stuhle um.

„Ich dachte nicht, daß es Dir so lästig sein würde, mit mir Musik zu treiben. Du weißt, wie sehr ich sie liebe, und daß ich mich darauf freute, mit Dir einige weihevolle Stunden dem Genuße der Meisterwerke widmen zu können."

Sie klappte den Flügel zu. „Genuß?! Wenn Du stets mit mir zankst? Spiele allein und laße mich zuhören!"

Es war nicht das erstemal, daß sie über dieses Thema in Streit geriethen. Graf Moriz war ein leidenschaftlicher Freund der Musik, ein feiner Kenner und selbst mehr Künstler als Dilettant.

Seine Meisterschaft war freilich nur einem kleinen Kreise vertrauter Freunde bekannt, die Kunst war ihm eine Art Heiligthum, dem er nur mit keuscher Scheu nahte. Nach seinem Empfinden war ein echter Künstler stets zu bedauern, wenn er seine Kunst zu Markte tragen mußte. Nur selten ließ Graf Moriz sich herbei, in einer Gesellschaft die Tasten des Flügels zu berühren und auch dann gab er nie sein Bestes. Dennoch verdankte er dem Spiele seine liebliche und liebende Frau. Er hatte einmal im Hause seiner Tante eine Reihe Mendelssohn'scher Lieder gespielt, und da war, nachdem er geendet hatte, die kleine Sophie Malten mit strahlenden Augen, in heller Begeisterung erglühend, auf ihn zugetreten und hatte gesagt: „Ich möchte ewig Ihnen zuhören." Dieser naive Ausdruck wahrhafter Empfindung hatte ihn tief berührt; bisher hatte er Sophie, die noch als halbes Kind galt, kaum beachtet, nun erforderte es schon die Höflichkeit und Dankespflicht, der kleinen Verehrerin ein wenig Aufmerksamkeit zu widmen. Aus dem „ein wenig" wurde bald „recht viel;" es währte nicht lange, so war aus den Beiden ein Paar geworden.

Graf Moriz war vielleicht selbst sich nicht ganz klar geworden darüber, daß seine Liebe zu dem reizenden Wesen auch ein wenig von dem Gedanken beeinflußt wurde, Sophie sei eben so begeistert für die Musik, wie er, und ihm auch in der Ausübung derselben ebenbürtig. Er hatte sich das so schön geträumt, wenn seine Frau mit ihm seine Lieblings-Sonaten spielen würde; und wie sie zusammen den Genuß theilend doppelt genießen würden. Darin erfuhr er nun freilich eine Enttäuschung. Sophie liebte die Musik und war empfänglich für das Schöne, aber einer so leidenschaftlichen Hingebung, wie Graf Moriz sie verlangte, war sie nicht fähig. Sie interessirte sich eben auch noch für andere Dinge, und war vor Allem noch zu jung und auch zu viel Weib, um nicht Abwechslung zu lieben. Hätte sie ihren Gatten nicht so innig geliebt, würde sie kaum sich so sehr bemüht haben, ihr Spiel auszubilden. Das ging nun freilich nicht so ganz nach seinem und ihrem Wunsch; Graf Moriz war zudem ein sehr ungeduldiger Lehrmeister und so wurden die Stunden des Genusses wahrhaft zu Stunden der Qual für Beide. Graf Moriz gerieth in Aufregung, wenn Sophie irgend eine Stelle nicht mit der richtigen Empfindung zum Ausdruck brachte; und die kleine Frau wurde verzagt und an sich selbst irre, wenn sie etwas durchaus nicht verstehen konnte, was Graf Moriz als das Einfachste auf der Welt erklärte. Dann überkam sie bisweilen ein wenig Trotz, das bittere Gefühl, daß ihr Unrecht geschähe; war es denn ihre Schuld, daß sie nicht zur Künstlerin geboren war?

So war es denn auch heute wieder zu einem Zank gekommen. Sie saß in einer Ecke und that, als ob sie die Zeichnungen eines Modeblattes betrachte; er lehnte am Fenster und drehte sich eine Cigarette. Das war das Zeichen, daß der Janus-Tempel offen stand; Graf Moriz rauchte nicht Friedenspfeifen, sondern Kriegscigaretten.

Die Portière wurde langsam zur Seite geschoben.

„Ah! — Eine Kunstpause!“ sagte der Eintretende und verzog das faltige Gesicht, daß das eingeklemmte Glas vom Auge wegsprang. „Da muß der Clown in Action treten. Nicht wahr?“ Er war gemessen auf die junge Frau zu gegangen, faßte deren Hand und führte die Fingerspitzen zu den Lippen. „Wieder einmal eine Dissonanz?“ sagte er leise, mit einem Seitenblick auf den Grafen. Die Frau nickte. Er zog ein Fauteuil in ihre Nähe, und streckte sich bequem in demselben aus, wobei er das Augenglas an dem Schnürchen in der Luft kreisen ließ.

„Moriz, das Rauchen schadet der Gesundheit — eurer Ehe!“

„Ei, laß' mich, Onkel,“ erwiederte Jener mürrisch.

„Brr! — Du mußt mindestens um eine ganze Terz fehlgegriffen haben, Sophie, nach der liebenswürdigen Künstlerlaune Deines Herrn Gemals zu urtheilen. Geh' in Dein Zimmer, Ophelia, und spiele Scalen!“

„Laß' doch Deine Späße!“ mahnte die junge Frau, lächelte aber doch ein wenig dabei.

„Ihr wißt gar nicht, wie komisch ihr seid, daß ihr so muthwillig euch das Leben vergällt!“ fing der Onkel wieder an. „Man sieht, wie so ein junges Ehepaar unbeholfen ist. Ich wüßte euch Rath zu schaffen —“

„Das wäre —“ rief eifrig die junge Frau und legte das Blatt weg.

„Du nimmst Dir einen Lehrer, und läßt Dich in die Mysterien der Harmonie der Töne einführen, bis Du jene Vollkommenheit erreicht hast, die vor der gestrengen Kritik jenes Herrn dort Gnade findet.“

„Ein Lehrer? — Nein!“ sagte sehr nachdrücklich der Graf.

Der Onkel klemmte sein Glas vor das Auge und sah hinüber. Dann ließ er es wieder fallen und seine Miene verzog sich spöttisch:

„Pardon, ich vergaß —“ sagte er mit eigenthümlicher Betonung, ergänzte aber den Satz nur im Gedanken: er ist ja derzeit noch eifersüchtig.

„Ich wollte eigentlich sagen, eine Lehrerin —“

„Ah eine Lehrerin!“ fiel die Frau ein; das letzte Wort dehnend.

„Die der Herr Gemal nicht zu Gesichte bekommen wird! Du wirst allein mit ihr üben; Moriz muß mit dem Resultate überrascht werden und darf daher keiner Lehrstunde beiwohnen. — Sie ist auch nicht schön,“ flüsterte er hinter der vorgehaltenen Hand der Frau zu.

„Ich zweifle, ob Sophie viel Nutzen von einer Lehrerin haben würde. Mechanische, geistlose Drillung auf Fingerfertigkeit —“

„Nicht so vorschnell, Moriz! Ich kenne eine junge Dame, welche als Künstlerin Dich weit übertrifft!“

„Ich danke!“ erwiederte etwas verletzt der Graf. „Habe von diesem weiblichen Wunder noch nichts gehört.“

„Bist etwa Du weltberühmt?“

Der Graf sah überrascht auf. „Das ist etwas Anderes —“

„Erlaube, das ist ganz dasselbe. Du wolltest nicht vor die Oeffentlichkeit treten; jene Dame fand den Weg in dieselbe nicht, weil sie vielleicht auch gewisse Opfer nicht bringen wollte oder konnte.“

„Trotz Deiner mächtigen Gönnerschaft?“ bemerkte ironisch der Graf.

„Sie ist zu gut, um von mir protegirt zu werden,“ erwiederte trocken der Onkel. „Bisweilen hat auch ein alter Sünder — ich bin übrigens nicht so schlimm, Sophie! —“ schaltete er, zu der Frau gewendet, ein — „vor einem Menschenkinde Respekt, und ich sage Dir, Moriz, vor dieser habe ich Hochachtung gefühlt.“

„Wo in aller Welt entdecktest Du dieses interessante Wesen?“ fragte Sophie.

„Durch Zufall! Vor einiger Zeit gerieth ich bei Emden's in das Lehrzimmer der Kinder, und da saß die junge Dame vor dem Flügel und spielte ihren Zöglingen ein Lied vor: ein einfaches Lied — aber ich sage euch —“ er stand auf und that einen tiefen Athemzug — „mir ist wohl um's Herz geworden dabei.“

Er hatte dies mit einem Ausdruck wahrer und warmer Empfindung gesprochen, welche man bei ihm nicht gewohnt war. Nach einer Pause sagte der Graf: „Nun denn, wenn Sophie einverstanden ist, können wir es versuchen. Theile mir ihre Adresse mit.“

„Ich werde die Sache abmachen. — Und nun Kinder —“ er sah auf die Uhr — „die Frühstücksstunde! Darf ich Dir meinen Arm — Ah so!“ Er trat lächelnd zurück, als Sophie an ihm vorüber auf den Gatten zuging und mit einem reizenden Lächeln zu diesem aufblickend, treuherzig meinte: „Wenn Du mein Lehrer gewesen wärest, Moriz, ich glaube, ich hätte Dich hassen gelernt.“

Rücksichtsvoll wendete der Onkel sich ab, um den Kuß nicht zu sehen, welcher die einzige passende Antwort auf dieses Geständniß war.

Onkel Hermann hatte, wie er versprach, die Sache abgemacht.

Am Morgen des zweiten Tages fand sich die Lehrerin im gräflichen Hause ein, von Sophie mit einiger Spannung erwartet.

„Fräulein Cäcilia Sonndorfer,“ meldete der Diener, und den Salon betrat ein blasses Mädchen, in einfachem schwarzen Kleide, das braune Haar schlicht gescheitelt, nicht ganz jung mehr und nicht schön, aber mit einer natürlichen Anmuth in Haltung und Bewegung, welche sympathisch wirkte. Gräfin Sophie kam ihr mit offener Herzlichkeit entgegen und sagte ihr einige freundliche Worte, welche Cäcilia unbefangen erwiederte ohne jene Ziererei, welche nur Maske des Eigendünkels ist. Ihr Wesen zeigte jene wahre Bescheidenheit, welche dem stolzen Selbstgefühle entspringt, das den eigenen Werth mit dem richtigen Maßstabe zu messen vermag.

Die Lehrstunden begannen. Die Gräfin empfand täglich mehr warme Theilnahme für die Lehrerin und doch auch wieder eine Art Scheu vor dem ernsten frauenhaften Wesen, welches jede Vertraulichkeit abzuweisen schien. Und das kindliche Herz der jungen Frau fühlte so sehr das Bedürfniß, sich anzuschließen, es hatte einen so reichen Schatz an Liebe, daß sie außer dem Gatten noch Freunde und Freundinen beschenken mochte.

Gewaltige Fortschritte machte übrigens Gräfin Sophie auch unter der Anleitung ihrer Lehrerin nicht; sie merkte das wohl, grämte sich bisweilen ein wenig, ergab sich aber schließlich in das Unabwendbare. Eines Tages hatten Cäcilia und die Gräfin wieder sich redlich abgemüht mit einem schwierigen Satze einer Symphonie, bis endlich Letztere mißmuthig ausrief: „Lassen wir es. Ich kann da fürwahr sagen: Genug des grausamen Spiels, grausam für mich und Sie! Nicht wahr, es muß für Sie eine Qual sein, sich mit einer so ungelehrigen Schülerin, wie ich bin, abmühen zu müssen?“

„Sie sind nicht ungelehrig, Frau Gräfin —!“

„Ei, schmeicheln Sie mir nicht, und weichen Sie meiner Frage nicht aus. Ich denke, für eine Künstlernatur muß das Lehren eine entsetzliche Aufgabe sein. Das Schöne von unbeholfenen Händen verunstalten zu sehen oder zu hören — welche Qual!“

„Es ist ein schwerer Beruf, das Lehren,“ erwiederte Cäcilia „und Künstlernaturen sind überhaupt nicht für Berufspflichten geschaffen!“

„Sie sind aber doch eine Künstlerin!“

„Ich?! Nein! Frau Gräfin, ich bin es nicht!“ Sie hatte dies kurz und schroff hervorgestoßen und dabei auf die Uhr gesehen. Gräfin Sophie war darüber etwas verletzt und erhob sich: „Die Stunde ist um, ich will Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen.“

Die Verstimmung war indessen am nächsten Tage wieder vergessen, die Unlust zum Lernen wuchs jedoch von einem zum andern Mal.

„Moriz wünscht, daß ich diese Sonate einüben soll,“ sagte einmal Gräfin Sophie, indem sie ein neues Werk eines der berühmten Meister vor-

legte, „ich habe es bereits durchgesehen; es ist entsetzlich schwierig und — so unverständlich!"

Cäcilia sah das Titelblatt an: „Unverständlich!" rief sie dann lebhaft aus. „Nein, Frau Gräfin! Es ist eine herrliche Offenbarung, eine Vision, wie sie nur ein von Gott Begnadeter schauen und erfassen kann!"

Sie schlug die Tasten an, spielte die ersten Takte und dann, gleichsam von der eigenen Begeisterung fortgerissen und getragen, die Sonate bis zu Ende. Dabei breitete sich ein verklärender Schimmer über ihr Angesicht, wie Morgenröthe leuchtete es auf und die großen Augen nahmen einen wunderbaren Ausdruck von Klarheit an, als spiegle sich in ihnen das Licht einer fremden Welt wieder.

Gräfin Sophie hatte mit angehaltenem Athem gelauscht; die Verzückung Cäcilia's hatte auch sie in ihren Bann gezogen. „Das war schön —" sagte sie nach einer Weile, wie aus einem Traume erwachend.

„Ja, Sophie, es war schön," sprach eine tiefe Stimme hinter ihr, und als sie sich jäh umwandte, sah sie den Grafen auf der Schwelle stehen, die Blicke unverwandt auf Cäcilia richtend, als sähe er ein Phantom.

Das Fräulein erhob und verbeugte sich vor dem Grafen, der jetzt in den Salon hereinkam. Sie sahen sich zum ersten Male und die Gräfin stellte sie einander vor.

„Und da behauptet sie, — denke Dir, Moriz — sie sei keine Künstlerin!" sagte lächelnd die junge Frau zu dem Gatten.

Der Graf erwiederte nichts, sondern bat durch eine Geberde Cäcilia, ihren Platz an dem Flügel wieder einzunehmen; dann suchte er auf dem Notentischchen ein Heft, rückte einen zweiten Stuhl heran und sagte kurz: „Ich bitte Sie, die erste Stimme zu übernehmen, mein Fräulein."

Sie spielten das Stück durch, und als sie zu Ende waren, klaschte die Gräfin Sophie fröhlich in die Hände: „Herrlich! Herrlich! Sie müssen täglich mit Moriz spielen und ich werde zuhören. Dann sind wir Alle glücklich. Sehen Sie nur, wie Moriz bewegt ist. Das hat Ihr Spiel gethan!"

Der Graf hatte sich erhoben und nichts weiter gesagt als: „Ich danke, mein Fräulein!" Jetzt ging er auf und ab, wirklich bewegt, wie seine Frau es erkannt hatte.

„Nicht wahr, Moriz, Du stimmst meiner Anordnung zu!" fing die Gräfin wieder an, „Fräulein Cäcilia ist Dir ebenbürtig, und ich — sieh', ich kann es nicht ändern — bleibe ewig eine Stümperin."

Er sah sie mit einem seltsamen Blicke an. „Du wünschest es, Sophie? Nun ja, wir werden mitsammen spielen. — Auf Wiedersehen denn, mein Fräulein!" Er grüßte Cäcilia mit einer leichten Verbeugung, streifte flüchtig mit den Lippen die Stirne seiner Frau und verließ das Zimmer. — — —

Matt und abgespannt saß Cäcilia Abends in ihrer bescheidenen Kammer, mit den müden Fingern die Nadel führend. Sie hatte in der stillen Vorstadt sich eine kleine Wohnung gemiethet, nur aus einer Küche und einem Wohnraume bestehend, welche sie allein bewohnte und allein in Ordnung hielt. Sie hatte dies vorgezogen, anstatt sich bei fremden Leuten einzumiethen, um völlig frei und unabhängig zu sein.

Es pochte an der äußeren Thüre und verwundert sah sie auf nach der alten Pendeluhr, die in der Ecke hing. „Sollte er heute so früh kommen?“ sagte sie vor sich hin, als sie aufstand und mit der Lampe zur Thüre ging, um zu öffnen. Ein Herr stand auf dem dunklen Flur und als sie das Licht hoch hielt, erkannte sie den Grafen Moriz.

„Herr Graf?“ sagte sie, halb zweifelnd und halb staunend.

„Ja, ich bin es, mein Fräulein! Darf ich eintreten?“

Sie wich zur Seite und ließ ihn vorbei, dann ging sie mit der Lampe voran in das Gemach.

„Ich muß meinen Besuch und die unschickliche Stunde desselben rechtfertigen,“ begann Graf Moriz, nachdem er den ihm angebotenen Rohrstuhl eingenommen hatte; „— ich konnte aber nicht anders, ich mußte Sie heute noch sprechen. Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie vielleicht — —“ er wollte sagen „compromittire,“ vermied aber doch das Wort, welches erst recht das Unschickliche seines Schrittes hervorgehoben hätte.

„Sie belästigen mich nicht im Geringsten!“ Cäcilia half ihm damit über die verlegene Pause hinweg.

„Ich will kurz mich erklären. — Jetzt noch stehe ich unter dem Eindrucke Ihres Spieles, das mich seltsam ergriff; meine vollste Theilnahme für Sie erweckte. — Wie soll ich es nur ausdrücken — Sie — Ihre Schicksale interessiren mich; ich fühle einen Drang — als hätte ich die Pflicht, Etwas für Sie zu thun.“ — —

„Ich danke Ihnen, Herr Graf! für diese freundliche Theilnahme,“ erwiederte sie ruhig; „indessen bedarf ich keiner — Unterstützung. Meine Arbeit erhält mich!“

„Arbeit!“ rief er jetzt lebhaft aus „Arbeit! Das ist es eben. Sie freveln an der Kunst, indem Sie diese zur Arbeit erniedrigen.“

Sie lächelte: „Ist es meine Schuld?“

Er schwieg eine Weile, dann hob er ruhig wieder an: „Es ist vielleicht unbescheiden, was ich verlange. Indessen — ich möchte Sie bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen.“

„Die ist einfach genug und dürfte kaum Ihr Interesse erregen. Mein Vater war Clavierlehrer, und hatte als solcher guten Ruf. Zu seiner Zeit trug der Beruf leider nicht viel ein, und als er starb, waren wir, meine

Mutter, mein Bruder und ich, angewiesen, uns durch eigene Arbeit fortzubringen. Mein Bruder trat in ein Kaufgeschäft ein, wurde jedoch zum Waffendienst einberufen und fiel im Feldzuge. Meine Mutter, welche mit Stickereien sich ein Weniges erwarb, erkrankte an den Augen und war nun auf mich angewiesen; zum Glück gelang es mir, von einem Freunde meines Vaters einige Empfehlungen für Lehrstunden zu erhalten; und seitdem ertheile ich Unterricht. Das ist die Geschichte meines Lebens!"

„Ihr Vater hat Sie das Spiel gelehrt?"

„Ja, ich hatte keine anderen Lehrer."

„Und sein Urtheil? Hat er niemals Ihnen gesagt, daß die Palme der Künstlerschaft Ihnen winke!"

Sie sah ihn mit ihren ernsten traurigen Augen und sagte dann langsam: „Auf dem Sterbebette rief er mich zu sich. Kind, sprach er, Du wärest berufen — wie ich; ja ja, auch ich glaubte, Etwas werden zu sollen, — aber kein Glück — kein Glück. Ich fürchte, — auch für Dich gibt es keines. Vielleicht ist's besser; wer weiß? Oft ist das Glück ein Unglück. — — Er hatte Recht."

„Sie fühlen in sich den wahren Künstlerberuf! Sie tragen schwer an dem Geschick, das Sie zu einem modernen Sclavendienst zwingt. Ist's nicht so?"

„Ja denn; es ist so!" Und nun brach all' das aufgespeicherte Leid dieser Seele los und ergoß sich in einer leidenschaftlichen Wortflut. „Oh, wer kann diese Qualen ermessen, welche ich diese Jahre hindurch litt! Wie oft lag ich hier auf den Knien und weinte heiße Thränen, bis der Schmerz der entzündeten Augen größer ward, als das seelische Leid. Sie wissen nicht, was das heißt, nach Ruhm, nach dem rauschenden Beifall der Menschen zu dürsten und verdammt zu sein, unbeachtet und ungekannt Kindern Scalen lehren zu müssen!" Sie hielt inne und schöpfte Athem.

„Ah! sie ist nur ehrgeizig!" sagte Graf Moriz zu sich und seine Miene drückte Enttäuschung aus. Sie mochte diesen Gedanken errathen haben, denn sie begann sich zu rechtfertigen.

„Eitelkeit, Ueberhebung werden Sie es vielleicht nennen und sagen, die Kunst selbst muß den Künstler trösten, wenn ihm der äußere Ruhm versagt bleibt. Ich sage, dieser Ruhm ist ihm so nothwendig zu seinem künstlerischen Leben, wie die Luft zum Athmen; das Genie erstickt, wenn es nicht frei hinaustreten darf vor die Welt; es braucht das Licht der Oeffentlichkeit, um sich zu entfalten. Sich mit dem eigenen Bewußtsein begnügen! Wie thöricht; heißt das nicht, sich von dem eigenen Fleische nähren zu sollen! — — — — Mein ganzes Sein," hob sie nach einer Weile ruhiger an, „ging auf in der Kunst. Ich habe ohne Murren Allem entsagen gelernt,

was das Leben den Menschen bieten kann. Ich bin ein Weib — und auch dieses Herz empfand ein stilles Sehnen nach jenem Glücke, welches man „unseren Beruf" nennt. Vielleicht hätte die Liebe mich vergessen machen können, wonach ich so leidenschaftlich rang, — vielleicht? Ich weiß es nicht, denn nie trat sie an mich heran. Und jetzt bin ich nicht mehr fähig, wie Andere zu empfinden, jetzt liege ich im Banne einer wahnwitzigen Sehnsucht, die mich langsam tödtet: — Nur einmal die Süßigkeit des Ruhmes kosten, nur einmal das Rauschen des Beifalls zu hören, zu triumphiren — als Künstlerin, dann mag es ein Ende haben. — Nur einmal!"

Graf Moriz war seltsam berührt durch dieses offene leidenschaftliche Bekenntniß eines Ehrgeizes, den er eher zu tadeln geneigt war, als ihm Berechtigung zuzugestehen. Gerade er stand auf einem anderen Standpunkte, hielt es für eine Entweihung der Kunst, diese Fremden preiszugeben. Und hier trat ihm eine Künstlerin entgegen, welche als das köstlichste Gut, als den Preis ihres Lebens den vergänglichen banalen Beifall der Menge ansah, den er verachtete. Er wurde beinahe irre an dieser Künstlernatur, aber die unmittelbare Wahrheit der Empfindung, welche sich in Cäcilia's Worten kundgab, machte doch einen tiefen Eindruck auf ihn.

Er gestand nicht minder offen wie sie, daß er in Bezug auf den Werth des Ruhmes anderer Ansicht sei, bot aber bereitwillig seine Hilfe an, um ein öffentliches Auftreten in einem Concerte möglich zu machen. Zu seiner Ueberraschung wurde dieses Anerbieten ziemlich kühl aufgenommen. Sie dankte ihm freundlich, bemerkte aber: „Sie dürfen mich nicht mißverstehen, Herr Graf! Nicht das öffentliche Auftreten um jeden Preis ist es, was mein ganzes Sinnen erfüllt — was ich will, ist ein voller Erfolg, und ich weiß nicht, ob ich heute noch die Bürgschaften eines solchen in mir trage. Einer unserer Dichter sagt zwar, das Glück komme nie zu spät, ich meine, es ist gar vielen schon zu spät erschienen."

„Wenn man Sie aber auffordern würde, in einem Concerte mitzuwirken?" fragte der Graf.

„Jetzt vermag ich diese Frage nicht zu beantworten, dazu müßte ich Zeit haben, um ruhig erwägen zu können. — Ich war vorhin wohl sehr aufgeregt?" meinte sie mit einem trüben Lächeln.

„Ja, mein Fräulein, Sie waren sehr erregt, so sehr — daß Sie mir schön erschienen!"

Sie erröthete und sah ihn fragend an: „Ich schön?"

„Gewiß!" erwiederte er ernsthaft. „Ich mußte Sie bewundern — „Indessen" — er sah nach der Uhr und erhob sich — „auch ich will die Sache überdenken. Auf Wiedersehen denn morgen, ich freue mich auf — meine Lehrstunde."

Er grüßte in seiner weltmännischen vornehmen Art, welche weder zurückhaltend noch herablassend, sondern natürlich und herzlich erschien, und ging.

Auf der dunklen Treppe stieß er an einen Herrn, der langsam herauf stieg, und sagte ein entschuldigendes Wort, auf welches der Andere nur mit einem „Ah" erwiederte und ihm dann nachblickte.

Dieser Herr stieg dann weiter hinauf und pochte gleichfalls an die Thüre des Fräuleins Cäcilia Sonndorfer.

Mit einem herzlichen Gruße und einem freundlichen Lächeln wurde er empfangen, worauf er nur mit einem stöhnenden Seufzer antwortete; die steile Treppe hatte ihn athemlos gemacht.

Im Gemache drinnen aber brach er los: „Schöne Geschichten das! Mein Fräulein! Man empfängt Besuche um diese Stunde!"

Sie lächelte: „Meinen Sie sich?"

„Ei was! Sie haben mich als Onkel adoptirt, und als solcher bin ich über jeden Verdacht erhaben. Aber der da — den ich auf der Treppe begegnete!"

„Graf Moriz!"

„War er's also doch! Ich glaubte noch immer, ich hätte mich getäuscht! — Und das Fräulein da sagt so, als ob es das natürlichste Ding von der Welt wäre: Graf Moriz war da. — Es gefällt mir nicht," setzte er halb vor sich hin sprechend, hinzu.

„Sie haben mich ja der Gräfin empfohlen —"

„Der Gräfin, aber nicht dem Grafen!" fiel er eifrig ein. „Uebrigens, mein Kind, ich denke zu hoch von Ihnen, als daß Sie diese Bemerkung für Anderes als einen meiner schlechten Scherze aufnehmen sollten. Und nun erzählen Sie mir, was mein Neffe von meiner Nichte wollte."

Onkel Hermann hatte, nachdem er Cäcilia kennen gelernt hatte, eine wirklich tiefe Zuneigung zu dem Mädchen gefaßt und sich ihr genähert. Es war aufrichtige Freundschaft und wahre Theilnahme, welche ihn beseelten, und ihn zarte Rücksicht üben ließen, die er — nicht immer zu beobachten pflegte. Diesem Verhältnisse lagen in der That alle Hintergedanken ferne und es paßte ganz gut auf dasselbe, als einst Baron Hermann im Scherze vorschlug, Cäcilia solle ihn Onkel nennen. In der That gewöhnten sich allmälig beide an diese vertrauliche Bezeichnung, welche ihrem Verkehre alles Förmliche benahm.

Cäcilia hatte kurz über den Besuch des Grafen berichtet und was sie mit diesem gesprochen hatte.

„Da sollt' ich nicht eifersüchtig werden!" rief Baron Hermann aus. „Da kommt Einer, der sie zum erstenmale sieht, und gleich schüttet sie vor

ihm ihr ganzes Herz aus! Mir natürlich wurde niemals verrathen, daß das Fräulein unglücklich sei, und an gekränktem Künstlerstolze dahin sieche!"

„Ich weiß selbst nicht, wie es kam. Es ging so, als ob er eine geheime Feder berührt hätte, und nun Alles an's Tageslicht mußte. Wenn Sie bei mir waren, habe ich es nie so gefühlt — was Sie gekränkten Künstlerstolz nennen — Sie wußten mich mit Ihrer Heiterkeit, mit Ihren munteren Scherzen so einzulullen, wie ein Kind, daß ich im Augenblicke keines Leides gedachte."

„Also eine Art Seelenkindeswärterin bin ich!"

„Sind Sie mir böse — Onkel?"

„Ursache hätte ich dazu! — Diese Hinterhältigkeit! Habe ich denn kein Anrecht auf Ihr Vertrauen?"

„Ei doch, und gewiß hätte ich auch Ihnen einmal davon gesprochen, — wenn eben ein Anlaß sich geboten hätte. Sie haben mich ja nie gefragt —"

„Ja wohl, mein Kind; ich weiß es. Sieh', ich bin eben auch Einer von den Egoisten, die nicht viel darnach fragen, wie es bei einem Andern da drinnen aussieht. Offen gestanden, ich wünschte nicht, daß Sie in die Oeffentlichkeit kommen — weil — nun weil ich Sie für mich haben wollte. Die lieben, traulichen Abendstunden, welche mir die kleine bescheidene Clavierlehrerin gewährte, würde die große berühmte Künstlerin nicht mehr dem „Onkel" opfern wollen oder können."

Sie sprang auf: „Sie glauben — Sie halten es also für möglich, daß ich eine große berühmte Künstlerin werden könnte — —"!!

„Sie sind es, mein verehrtes Nichtchen! — Darob brauchen Sie mich nicht so wild anzusehen! — Der Künstlerin gilt meine Freundschaft — nicht dem Mädchen, — das offen zu sagen, ist dem Onkel doch wohl gestattet?"

Sie achtete auf die letztere Bemerkung nicht. „Sie wußten also — daß — was ich sein könnte — und — — oh, Sie sind ein abscheulicher — — —"

„Abscheulicher Egoist!" ergänzte er ruhig: „Ganz recht; bin Zeit meines Lebens nie anders gewesen. — — Ein wenig Gefühl für Sie war indessen doch dabei, wenn ich nicht that, was vielleicht ein anderer „Freund" gethan hätte: Sie in die Welt einzuführen. Mir hätte es Leid gethan, zu sehen, wenn Sie eine Enttäuschung erfahren hätten. Ich fürchtete für das schwache, zarte Kind!"

„Oh, ich kann stark sein; ich würde kämpfen — —" murmelte sie.

Er zuckte mit den Schultern: „Moriz hat Hoffnungen erweckt; er hat Sie aufgestört und aufgeregt. Ich bin zu klug, um von Vernunftgründen eine Wirkung erwarten zu können, wenn einmal die Phantasie ins Spiel kam." — — Er stand auf und machte einige Schritte, dann sagte er weich und legte dabei die Hand auf ihre Schulter: „Der getreue Eckart wird Sie nicht verlassen, so lange Sie ihn nicht verstoßen. Gute Nacht: Nichtchen!"

Gräfin Sophie war glücklich. Die Musikstunden brachten ihr keine Qual mehr, nur Genuß: denn die Beiden spielten so schön, „verstanden" sich so gut, wie Onkel Hermann bemerkte, und Graf Moriz war seitdem doppelt liebenswürdig gegen seine kleine Frau. Wie dankbar war diese dafür dem blassen Mädchen, das ihr zur Erlöserin geworden war! Graf Moriz erschien nach diesen Stunden so frohbegeistert, so tiefinnerlich befriedigt, daß die mitfühlende Frau wohl ihre Freude daran haben mußte.

Von dem, worüber Cäcilia damals mit dem Grafen gesprochen hatte, war eine Zeitlang keine Rede mehr gewesen; da erschien dieser plötzlich eines Abends wieder in der Wohnung der Lehrerin. Er habe, — erzählte er — mit einigen Kunstfreunden und maßgebenden Personen gesprochen, um Cäcilien das Auftreten in einem öffentlichen Concerte zu ermöglichen. Man habe ihm Zusagen gemacht, ein Sänger und ein berühmter Violinvirtuose seien bereit, bei einem Concerte Cäcilia's mitzuwirken; auch die Presse würde man gewinnen. damit das Publikum freundlich für die Debutantin gestimmt werde, kurz, man wolle die Sache so gut als möglich in Scene setzen, damit, so viel von äußeren Umständen abhängt, der Erfolg gesichert sei. An ihr sei es nun, ob sie den Versuch wagen wolle?

Sie schwieg, nur die Brust hob und senkte sich langsam. Dann richtete sie den Blick voll auf den Grafen, der sie gespannt betrachtete, und sagte ruhig: „Mit Ihnen, — ja!"

„Mit mir?" stieß er überrascht hervor. „Ich soll mitwirken?"

„Das nicht! Aber mir zur Seite stehen; wörtlich genommen," — sie lächelte dabei — „wenn ich Ihre Nähe fühlen werde, dann wird die Zuversicht mich nicht verlassen."

Als er aufsah, senkte sie langsam den Blick, und ein Schimmer von Röthe stieg vom Halse herauf bis zur Stirne. — — —

„Ich werde Ihnen — zur Seite stehen," hatte Graf Moriz gesagt. —

Man ging nun an die Wahl der Stücke für das Concert; der Graf hatte bereits eine Reihe zusammengestellt, nach dem Rathe erfahrener Kenner des herrschenden Geschmackes; aus diesen war nun die Auswahl zu treffen. Cäcilia sollte diese Piecen dann gründlich einüben, Graf Moriz mit seinem Urtheile das Studium leiten.

Vor dem Concerte sollte dann noch eine Probe vor einem kleinen Kreise Geladener stattfinden, einerseits um die Debutantin an die Oeffentlichkeit zu gewöhnen, anderseits um in den Geladenen Herolde des jungen Ruhmes zu gewinnen. Dazu hatte ein gewiegter Impressario gerathen, welchen der Graf für Cäcilia zu interessiren wünschte.

Graf Moriz erschien nun jeden Abend, um das Einstudiren zu überwachen. Auch Baron Hermann war meistens dabei anwesend; dieser hatte

sich die Ordnung der geschäftlichen Angelegenheiten vorbehalten, von welchen Cäcilia keine Ahnung hatte. Er schoß das Geld vor für Miethe des Locales und all' die andern Ausgaben, welche die Vorbereitung eines Concertes verursacht; besorgte auch die Mittheilungen für die Blätter und die übrigen Einleitungen, wobei ein bekannter Musikalienhändler ihn unterstützen mußte.

Der Eifer, welchen Graf Moriz und Baron Hermann für ihren Schützling zeigten, blieb natürlich nicht unbemerkt, und weckte Mißgunst und Bosheit. Mißgunst bei einigen Künstlern, welche das Auftreten einer Nebenbuhlerin scheel ansahen; Bosheit in den Kreisen, welche den pikanten Klatsch pflegten. Mit besonderem Behagen wurde es besprochen, daß Graf Moriz, dieser sittenstrenge Mann, sich für eine Künstlerin interessire; — „endlich doch," meinte Einer, der die schlimmste Zunge hatte. Auch die Günstlinge des Publikums trösteten sich damit, daß man es hier wohl nur mit einer „gräflichen Passion" zu thun habe, der „neue Stern" werde sich bald als ein sehr bescheidenes Flämmchen erweisen.

Der Tag der Probe kam heran. Von Baron Hermann geleitet, betrat Cäcilia den Concertsaal — der im trüben Nachmittagslichte düster und unheimlich anmuthete. Der Baron stellte sie den anwesenden geladenen Gästen vor, die mit prüfenden, kritischen Blicken das Mädchen musterten, das bei aller äußeren Ruhe, welche sie zur Schau trug, fieberhaft erregt war. Und nun sollte sie Dem und Jenem Rede stehen, liebenswürdige Artigkeiten mit gleicher Münze erwiedern; Einige, auf welche Hermann sie voraus aufmerksam gemacht hatte, durch eine Schmeichelei für sich zu gewinnen trachten. All' die guten Rathschläge, welche ihr die Freunde gegeben hatten, waren vergessen und sie nahm instinctiv als Schild gegen die einstürmenden Eindrücke die ernste Würde vor, welche ihr Wesen auszeichnete. Das gefiel den Einen, mißfiel aber Andern, welche Tugendstolz bei Künstlerinen nicht liebten und Geistreiches hören wollten, nicht ernste, schlichte Antworten.

So war die Stimmung getheilt, als sie sich zu dem Flügel setzte und einige Piecen vortrug. Sie vermochte nicht mit jener wahren Hingebung zu spielen, welche das hervorbringt, was man „seelenvoll" nennt, denn sie empfand ein Unbehagen, welches lähmend und erkältend wirkte; indessen fand ihr Spiel doch Beifall und Anerkennung und Einige, auf deren Urtheil viel ankam, beglückwünschten sie aufrichtig. Aber ihr feines Ohr vernahm auch, wie ein Musikdirector zu einem neben ihm Stehenden sagte: „So lang der Graf die Reclame bezahlt, mag es gehen," und der Andere erwiederte: „Keine Tournüre, kein Chic; und dabei häßlich! Begreifen Sie es?"

Sie wurde bleich darüber und bat Hermann leise, sie hinweg zu führen. So rasch, als es nur anging — man mußte ja für diese Leute

Rücksichten üben — verließ Cäcilia mit Baron Hermann den Saal; Graf Moriz blieb zurück, um noch für sie das Wort zu führen; er hatte versprochen, Abends zur gewohnten Stunde zu kommen.

Baron Hermann hatte Cäcilia nach Hause geleitet. Ihre tiefe Erregung konnte ihm nicht entgehen und er bemühte sich, mit seiner gewohnten scherzhaften Art das Mädchen zu beruhigen. „Es ist gut, daß Sie heute das Kanonenfieber durchmachten, dafür werden Sie morgen, am Schlachttage, um so muthiger sein. Es ging so ganz gut heute; die Auguren sahen gar nicht bedenklich darein. Morgen wird die ganze Garde Ihrer Freunde — die ich Ihnen geworben habe — auf dem Platze sein, üben Sie sich heute noch ein wenig im Knixen, damit Sie recht schön für die Applaussalven danken können.“ So plauderte er noch eine Weile, bis er gehen mußte; er war nämlich zu einem Diner geladen.

Bald darauf brachte man ihr einen großen Korb; er enthielt eine prächtige weiße Robe, ein Geschenk der Gräfin Sophie, die es ihr mit einem Billet sandte, welches in herzlichen Worten den Wunsch aussprach, der morgige Tag möge einen vollen Erfolg bringen.

Cäcilia entfaltete das köstliche Kleid, betrachtete die zierlichen Schleifen und Bänder und Spitzen — dann barg sie ihr Gesicht in den Händen und weinte heiße Thränen.

So lag sie lange auf den Knien vor ihrem Bette, das Gesicht in die Kissen drückend; als sie sich erhob, war es dunkel geworden. Die Stunde war nahe, daß der Graf kommen sollte. Sie zündete alle Lichter an, welche sich in ihrer Wohnung fanden, daß der kleine Raum in ungewohnter Helle strahlte, dann ordnete sie ihr Haar, mit kunstfertigen Fingern es in einen einfachen aber schönen Knoten schlingend, und kleidete sich in die kostbare Robe — das Geschenk der Gräfin. So geschmückt erwartete sie den Grafen, schlug indessen ein Buch auf, die Lieder ihres Lieblingsdichters.

Graf Moriz blieb überrascht unter der Thüre stehen, als ihm in dem hellerleuchteten Gemache Cäcilia entgegentrat, geschmückt wie eine — Braut.

„Sie wundern sich, Herr Graf,“ sagte sie lächelnd mit auffälliger Hast; „nur eine Laune, was weiter? Sie sehen, die Künstlerin zeigt sich schon in — Launen! Nennen wir es Costümprobe; ich möchte wissen, wie ich mich in solcher Toilette bewege, ob mir wirklich — Chic und Tournüre ganz und gar fehlen.“

„Ich erkenne Sie kaum wieder,“ murmelte er leise und strich sich mit der Hand über die Augen. — Er hatte Recht, sie war kaum zu erkennen, ein Glanz fremdartiger Schönheit umfloß sie, jede Bewegung, jede Wendung, jeder Laut erschien rythmisch beschwingt.

„Kommen Sie, Herr Graf, setzen Sie sich hierhin; ich will mir denken, Sie seien das Publikum, dieses vielköpfige Ungeheuer, wie es Einige nennen, und werde spielen, wie ich — fühle."

In seltsam bewegter Stimmung nahm Graf Moriz den ihm angewiesenen Platz ein. Sie wählte nicht die für das Concert bestimmten Stücke, sondern die Mendelssohn'schen Lieder. Nie hatten sie diese miteinander gespielt, nie hatte der Graf erwähnt, daß diese seine Lieblinge seien — sie mußte dies errathen haben.

Wie die Töne ihn nun umschwebten, so hell und klar, da schwoll sein Herz und erfaßte ein süßer Taumel seine Seele, es war ihm, als fände diese ihr verklärtes Ebenbild und es vollziehe sich das Mysterium der Vereinigung.

Er war leise, langsam hinter ihren Stuhl getreten und lauschte, regungslos, mit funkelnden Augen, kaum sich dessen bewußt, wo er sei. — — Sie hatte geendet, leise verklang der letzte Ton. — Sie hob den Kopf und sah empor zu ihm, der sich über sie beugte. Ihre Blicke leuchteten, und — nun neigte er sich und seine Lippen küßten ihre Stirne.

Sie bog sich zurück und schlang ihre Arme um seinen Hals, zog ihn nieder und flüsterte: „Küsse mich noch einmal, geliebter Mann!"

Eine Minute seligen Vergessens, unendlichen Glückes — eine Minute, die ein ganzes Leben werth war.

Cäcilia erwachte zuerst aus der Verzückung; sie löste langsam die verschlungenen Hände, sah noch einmal tief, tief in die Augen des Geliebten, und erhob sich dann, ruhig, majestätisch; nicht demüthig wie ein liebendes Mädchen, sondern stolz wie ein geliebtes Weib, welches das Paradies des Glückes im Herzen trägt und als Königin über ein Herz gebietet.

Ihr Blick sprach: „Gehe Geliebter," und er verstand sie. Ihr Glück durfte kein Schatten einer Schuld trüben.

Noch einmal reichten sie sich die Hände, dann schied er. Cäcilia lauschte, bis der letzte Schritt verhallt war; dann schloß sie die Thüre, die Fenster, und setzte sich zu dem Tische, um einen Brief zu schreiben. Als sie fertig war, ging sie zu dem Nachbar, und rief dessen Knaben, der staunend die schöne Frau in dem prächtigen Kleide ansah, gab ihm ein Geldstück und bat ihn, den Brief zur Post zu tragen. Dann kehrte sie in ihr Zimmer zurück. — — —

Baron Hermann war ein Langschläfer allezeit gewesen; er war es gewohnt, Zeitung und Briefe im Bette zu lesen. Heute fand er unter den letzteren Einen, dessen Adresse ihm auffiel, da die Handschrift ihm fremd war, er erkannte aber doch, daß sie von einer Dame herrühre. Er eröffnete ihn vor den anderen, las ihn, und schellte dann heftig seinem Diener: „Rasch mich ankleiden! Indessen Wagen besorgen! Rasch, rasch."

Der Brief, der ihn in so heftige Aufregung versetzt hatte, kam von Cäcilia.

„Verehrter Onkel! So will ich Sie noch einmal nennen; ich habe ja nicht mehr zu fürchten, daß Sie mich darob schelten werden. Das Concert wird heute nicht stattfinden, weil die Concertgeberin eine große Reise angetreten hat — antreten mußte. — Ja, mußte! Haben Sie Dank für Alles, Alles, was Sie dem armen Mädchen an Liebe und Freundlichkeit gethan. Ihnen verdanke ich, daß ich so glücklich geworden bin, so selig — daß diese Erde diese Seligkeit nicht zu fassen vermag. Gibt es wirklich ein ewiges Glück, dann werde ich es genießen — als Fortsetzung; versinken wir aber in ein Nichts, wenn unser Auge sich schließt, nun so ist es auch recht; ich habe mein Theil an Seligkeit empfunden. Nochmals Dank, Dank, Dank! Und eine Bitte noch; seien Sie der Mittler, der den letzten süßen Gruß dem Grafen Moriz überbringt — meinem Moriz — Ihnen darf ich es wohl sagen, was als Geheimniß mit mir hinübergeht. — Und stehen Sie ihm zur Seite, auf daß er stark bleibe; er hat eine Pflicht zu erfüllen und eine Schuld zu sühnen, eine doppelte, seine und meine. Doch nein! Schuldig sind wir nicht, so wenigstens nicht, wie es die Menschen meinen. Gräfin Sophie, die liebe, gute, möge mir nicht zürnen; ich gebe ihr den Gatten zurück; mehr vermag ich nicht. Leben Sie wohl und gedenken Sie freundlich

Ihrer Cäcilia."

Nach Minuten war die Zeit zu zählen, bis der Baron im Wagen saß und nach Cäcilias Wohnung fuhr. Mit ungestümer Hast stürmte er die Treppen empor, zu der versperrten Thüre. Er lärmte die Nachbarn auf, damit sie ihm helfen, die Thüre zu sprengen; sandte indessen nach Aerzten, falls noch Rettung zu hoffen wäre.

Krachend sprang unter Axtschlägen die Thüre entzwei, ein widriger Qualm warf die Eindringenden zurück. Einer, der muthig genug war, lief hinein, und stieß mit einer Stange das Fenster durch, und nun verzog sich allmählich der betäubende Gifthauch. Ein Becken mit verglühten Kohlen, das in der Mitte des Zimmers stand, erklärte Alles.

Cäcilia ruhte einer Schlummernden gleich im bräutlichen Festgewande auf dem Lager; die kostbare Robe war sorgfältig geordnet, die eine Hand lag auf dem Herzen, die andere hing schlaff herab. Auf dem Tisch war ein Liederbuch aufgeschlagen und Baron Hermann las Anfang und Ende:

O verzweifle nicht am Glücke
— — — — — — — —
Und noch in der Todesstund'
Kann es seinen Kuß dir drücken
Segnend auf den bleichen Mund.

Er sah bewegt auf die Todte. Ja, diesen Mund hatte das Glück geküßt, und damit auf ewig geschlossen!

Einige Stunden später kniete ein tief erschütterter Mensch neben dem Lager, stumm das Antlitz betrachtend, das in seiner friedlichen Ruhe ihm wie verklärt erschien. Da flüsterte ihm Baron Hermann in's Ohr: „Sei stark, sie will es! Und gedenke an Sophie."

Graf Moriz reichte ihm die Hand, erhob sich, küßte die kalte Stirne: „Ruhe im Frieden!" Dann gingen sie.

Gräfin Sophie hatte nie erfahren, wie das Alles gekommen war. Die Aufregung über das bevorstehende Concert habe Cäcilia getödtet, sagte ihr Onkel Hermann, und das wurde auch in der Oeffentlichkeit erzählt. Der Baron und Graf Moriz hatten vorgesorgt, daß die wahre Ursache des Todes verborgen blieb. Letzterer schmückte das Grab mit einem Denkstein und ließ die Worte daraufsetzen: „Sie starb, als sie zu leben begann." Mancher, der das las, schüttelte den Kopf über die räthselhafte Inschrift, Einige mochten den Sinn ahnen, genau wußten ihn nur zwei: Graf Moriz und Baron Hermann.

Gräfin Sophie läßt am Jahrestage das Grab mit Blumen schmücken; sie weiß, daß sie damit ihren Gatten erfreut, der sie so sehr liebt. Er spielt seltener jetzt, und dann meist allein. Einmal bat sie ihn, ihr die Mendelssohn'schen Lieder vorzuspielen, da schloß er den Flügel und sagte fast rauh: „Das ist eine tödtliche Musik." — „Künstlerlaunen" dachte Gräfin Sophie und lächelte.





Vier Jahreszeiten-Lieder.

Von

August Silberstein.

Der Frühling läßt schön grüßen!

Vom Berge springt Jung Felsenquell,
Auf grünem Hut den weißen Flaum,
Er klatschet in die Hände hell
Und jauchzt: Erwacht vom Wintertraum!
Die Lenzluft kommt in Zügen,
Die Vög'lein sind im Fliegen,
Ihr Thäler schließet auf,
Ihr Blümlein kommt herauf,
Der Frühling läßt schön grüßen!

Die Felder und die Wälder all',
Vernehmen kaum die neue Mär,
Und schon beim ersten Lerchenschall
Steh'n frisch geziert sie ringsumher.
Die Finken freudig schlagen,
Die Blümlein duftig ragen,
Und wo ein Sternlein wacht,
Erglänzt's in neuer Pracht,
Der Frühling läßt schön grüßen!

Das Menschenherz in seinem Drang
Erschließt nun seinen Himmel auch —
Es strömen aus und ein Gesang,
Zwei Welten, Einen Lebenshauch!
Klein Flug noch höher schwinget,
Kein Garten so gelinget,
All' überall Schaffenstrieb
Und neue Lust und Lieb,
Der Frühling läßt schön grüßen!

Sommerweise.

Die Rosen sind schon aufgeblüht,
Und in den zitternd warmen Lüften,
Vom Sonnenballe überglüht,
Entschwebt der Linden süßes Düften.

Die Biene trägt den Honigseim,
Und in dem tiefen Laubenschatten,
Da sitzt im traulichen Daheim
Das Brütevöglein mit dem Gatten.

Auf's Kornfeld senkt die Aehre schwer
Das goldbesträhnte Haupt hernieder,
Und es schickt vom Grund die Wachtel her
Schlagfertig kurzgebundene Lieder.

Bei Aehren zeigen Blumen sich,
Bald geht's an's Garbenbinden,
Und, holdes Liebchen, Du und ich,
Wir wollen einen Kranz doch winden!

Des Herbstes Schrecken.

Hörst Du's geh'n auf Stoppelfeldgebreiten,
Auch im braunen Forst, mit Riesenschritt?
Dieses ist des Herbst's urmächtig Schreiten,
Der als Ordner nun die Welt betritt!

Was dem Sommer bei dem üpp'gen Freuen
Lässig fiel aus der Verschwenderhand,
Muß er über alle Welt nun streuen,
Sorglich theilen mit gewalt'ger Hand!

Daß die Scholle, arm und fern der Garbe,
Erdenkrümlein auch im Felsenspalt,
Nimmer an des Sprießens Freude darbe,
Wirft er hin den Keim mit Sturmgewalt!

Daß da Alles, was im faulen Strecken
Seine Zeit verpraßt, mit Kraft sich rühr',
Und das träge Menschenherz die Schrecken
Seines Herrn im tiefsten Innern spür'!

Grell ertönt aus seinem Jägerhorne
Hetzruf jedem Wild, das Raub nicht läßt,
Und die Forstmannsaxt, mit wildem Zorne,
Schlägt er in des dürren Wald's Geäst!

Auch zum Winter muß er schreiten
Ueber Gletscher, bis zur Nordlichtsglut,
Daß er komm' die weiße Decke breiten
Dieser armen Erd', die müde ruht!

Und dem Frühling, der die Lust genießen
Will in einer fernen schönern Welt,
Raunt er, daß für Keimen, Hoffen, Sprießen
Diesseits sorglich Alles vorbestellt!

Gastlicher Winter.

Winter heißt der wack're Mann,
Der das weiße Tischtuch streckt,
Rufet: Menschen kommt heran,
Gastlich ist der Tisch gedeckt!

Was der Küfer Herbst bestellt,
Schaffnerin Frau Sommerszeit,
All' die Vorrathskammer Welt,
Ist euch Gästen nun bereit!

Und der Monde Dienerkraft
Hat von Hürden, Feld und Baum,
Sorglich Vieles beigeschafft,
Hoch dem Geber! zögert kaum.

Tischmusik, nach altem Brauch,
Wohlbestellt sich hören laß' —
Winterlerch', Kreuzschnabel auch,
Und die Raben streichen Baß.

Daß man Armer nicht vergißt,
Lasse ich das Himmelskind
Kommen auch zu dieser Frist
Und es theilet Spenden lind.

Da ein Tänzlein wohl erquickt
Herzlichst die da jung zumal,
Hab' ich sorglich ausgeschickt
Nach dem Meister Karneval.

Lachet, jubelt, singet laut,
Bis zum nächsten Sonnenglanz —
Ruh'n die Alten, scherzt die Braut,
Ros'ger Schimmer — Hochzeitskranz!





Zur Erinnerung an Karl Schröckinger.

Von

K. G. R. v. Leitner.

An der Nordseite der alten gothischen Kirche der Ordenscommende Leech, deren beide, jetzt dem Abbruche verfallene Thürme noch vor Kurzem in den anmuthigen Stadtpark von Graz herüber sahen, ist außen ein einfaches Denkmal aus Gußeisen eingefügt, welches die Studentenschaft der steiermärkischen Hauptstadt einst einem der Ihrigen errichtete, der sich im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts schon in früher Jugend durch vielverheißende Erstlingsproben einer ungewöhnlichen dichterischen Begabung auszeichnete.

Es war dies der Dichterjüngling Karl Schröckinger, dort geboren am 16. November 1798 als der älteste Sohn des k. k. Buchhaltungsbeamten Cajetan Schröckinger *, vermählt mit Therese Widerkehr von Widersbach. Er erhielt 1810 einen Stiftungsplatz im k. k. Convicte seiner Vaterstadt und setzte seine 1807 begonnenen Studien am Gymnasium fort, wo er schon in dessen oberen Classen die Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler dadurch auf sich zog, daß er die Schulaufgaben zur Uebung im deutschen Style sehr oft in gereimten Versen ausarbeitete. Als er dann in die philosophische Facultät des Lyceums aufgestiegen war, erwarb er sich durch sein schönes Dichtertalent bald die besondere Gunst des freisinnigen und selbst poetisch begabten Professors der Geschichte J. F. Schneller, der ihn zur weiteren Pflege desselben lebhaft aneiferte. Es erregte aber selbst im großen Publikum gerechtes Aufsehen, als Schröckinger, noch nicht ganz 18 Jahre

* Hier darf wohl auch erwähnt werden, daß Frau Aglaia von Enderes, die leider uns nun durch den Tod entrissene Verfasserin der ebenso gemüth als sinnreichen „Federzeichnungen aus der Thierwelt“ und jener reizenden Novellen, welche seit einigen Jahren dieses Jahrbuch zieren, Carl Schröckinger's Nichte ward.

alt, mit einer fünfactigen Tragödie „Alix Gräfin von Touluse," welche 1816 mit aufmunterndem Erfolge in Graz über die Bühne ging, als dramatischer Schriftsteller auftrat. Er dichtete nun in fast leidenschaftlicher Hast, wie in der Vorahnung eines frühen Todes, noch weitere sechs Dramen, aus welchen das Trauerspiel „Der Fluch" bei der Darstellung im Jänner 1819 rauschenden Beifall, und in den Tagesblättern so günstige Beurtheilung erntete, daß Karl Goedeke sich bewogen fand, dessen in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (Band III, Seite 382) bei den Schicksalstragödien Erwähnung zu thun.

Außer diesen größeren Werken, welche ungedruckt blieben, verfaßte Schröckinger auch Novellen, zahlreiche lyrische Gedichte und Balladen, welche durch die damals besten Zeitschriften und Taschenbücher schnell die weiteste Verbreitung erhielten, und dem neu auftauchenden jungen Dichter auch in allen gebildeten Kreisen der Residenz die wärmste Antheilnahme erwarben. Dieser günstige Umstand flößte ihm im Herbste 1819 den Muth ein, sich ohne andere Existenzmittel als seine poetische Feder nach Wien zu begeben, um dort an der Universität seine juridischen Studien fortzusetzen, vorzugsweise aber um seine sieben Dramen allmälig zur Aufführung zu bringen.

Er konnte dies auch zuversichtlich hoffen, indem er mehrere damals sehr einflußreiche Persönlichkeiten zu seinen Gönnern oder Freunden zählen durfte, wie den Reichshistoriographen Freiherrn v. Hormayr, den nachmaligen Botschafter Grafen Prokesch-Osten, die Dichter Castelli, Kuffner, Weidmann und andere Schriftsteller, sowie die in Theaterangelegenheiten damals vielvermögenden Redacteure Johann Schickh und Adolf Bäuerle, für deren Zeitschriften er schon längst stets sehr willkommene Beiträge geliefert hatte.

Leider wurden alle diese schönen Hoffnungen schon nach ein paar Monaten seines Aufenthaltes in der Kaiserstadt auf die traurigste Weise für immer vernichtet. Ein schon vor längerer Zeit bemerkbar gewordenes Brustübel des jugendlichen Dichters verschlimmerte sich nämlich plötzlich und machte unaufhaltbar so rasche Fortschritte, daß seine Freunde und er selbst bald jede Hoffnung auf Rettung seines Lebens aufgeben mußten; und so verschied er denn, alle Tröstungen auf Besserung mit heiterem Lächeln zurückweisend, sanft in der Abendstille des 23. Decembers 1819.

Seine irdische Hülle, begleitet von den Tondichtern Franz Schubert und Anselm Hüttenbrenner und anderen Freunden und Jugendgefährten, wurde auf dem Friedhofe in Währing zu Grabe gebracht und die Stätte ihrer Ruhe mit einer Trauerweide bezeichnet. Die Studentenschaft von Graz aber, aufgefordert vom Professor J. F. Schneller, diesem allgemein verehrten, warmherzigen Freunde der studierenden Jugend, widmete dem

allzu früh hingeschiedenen Genossen das bereits erwähnte Gedächtnißmal aus vaterländischem Eisen.

Constantin Ritter von Wurzbach, Fr. Brümmer, J. Kehrein, K. Goedeke und Andere bringen in ihren biographischen und literarhistorischen Werken mehr oder weniger ausführliche Lebensbeschreibungen und Schriftenverzeichnisse von Karl Schröckinger, und die beiden zuletzt Genannten fügen mit wohlwollender Anerkennung bei, „eine Auswahl seiner phantasie- und gemüthvollen Gedichte sei in psychologischer und literarhistorischer Hinsicht wünschenswerth;“ aber obwohl eine solche schon seit Decennien zum Drucke bereit liegt, hat sich dafür, trotz oft und vielseitig wiederholten Anfragen, doch kein Verleger gefunden.

So möge es denn gestattet sein, zur freundlichen Erinnerung an die schnell vorüber geglittene Erscheinung des jungen Dichters einige Klänge seiner längst verstummten Leier, welcher seine Zeitgenossen so gerne lauschten, aus der Vergangenheit in die Gegenwart herüber tönen zu lassen:

Dichterleben.

An dem Bach' im weichen Moose
Saß der Knabe bleich und stier:
„Abgeblättert ist die Rose,
Und verlassen weil' ich hier.“

„Liebe, die mein Herz durchglühte,
Ging nach kurzer Frist zu Grab',
Eine leichte Frühlingsblüte
Fiel sie von dem Leben ab.“

„Und der Freundschaft holde Worte,
Denen ich so gern getraut,
Fremd schon an der Jugend Pforte
Wurde mir ihr frommer Laut.“

„Eile, eile, blaue Welle!
Zieht dich nach dem hohen Meer',
Eilst nach der geliebten Stelle;
Doch mich bannt es fest daher.“

So am Ufer klagt der Junge;
Horch! Da tönt's wie Harfenklang,
Durch die Luft mit leichtem Schwunge
Wogt dahin der munt're Sang.

Und ein Sänger frei und heiter
An der Quelle niederwallt,
Tritt zu ihm, ein treuer Leiter,
Und die Harfe lauter hallt:

„Wohl ein wunderschönes Leben
Ist dem Dichter treu gepaart,
Jedem ist es beigegeben,
Der den Sinn hat fromm bewahrt.“

„Hab' ein Haus, das heilig winkend
Ob mir wölbt sich blau und groß,
Und ein Bett, von Perlen blinkend
Schlingt um mich den grünen Schooß.“

„Wenn die Morgentropfen fallen,
Bet' ich in dem gold'nen Glanz;
Wenn die Sterne heller wallen,
Wein' ich still auf meinen Kranz.“

„Ob die Wesen außen streiten,
In der Brust herzt mich die Braut,
Und in meiner Harfe Saiten
Wohnt der Freundschaft Wunderlaut.“

„Drum wohlauf, du lieber Knabe!
Werde wie der helle Bach;
Aus der Felsen stillem Grabe
Seinem Ahnen zieht er nach.“

„Hast du rein den Sinn erhalten
Und den Willen fest gestellt,
Liebst du schönere Gestalten,
Schaffst du selbst dir deine Welt.“

Die Träume.

Klage nicht um deine Träume,
O du richtest allzu streng!
Ihrer warten ew'ge Räume,
Ihnen ist die Welt zu eng.

Oft drängt einer wohl den andern,
Oft ein trüb ein heitres Bild,
Wie die Sterne wechseln, wandern
Oben im Azurgefild.

Doch das Schöne und das Wahre,
So in deinem Traum geglüht,
Wächst auch mit dem Kranz der Jahre,
Bis es dir entgegen blüht.

Blumen schlagen hell die Augen
Nach dem schönen Lenz empor;
Doch vom Himmel, den sie saugen,
Bricht der wilde Sturm hervor.

Blatt und Same wird zerstreuet
Und die Blüten fallen ab;
Doch sie lächeln bald erneuert
Aus dem hoffnungsgrünen Grab.

Klage nicht um deinen Frieden,
Ach! der blühet anderswo.
Und es wird das Herz hienieden
Nur auf Augenblicke froh.

Klage nicht, wenn Sarg und Bahre
Dich mit Leichenduft umweh'n,
Nicht, wenn um die bleichen Haare
Jammer und Verfolgung steh'n.

Klage nicht, wenn du begraben,
Die die Seele nie vergißt;
Denn du wirst sie wieder haben
Ueber eine kurze Frist.

O die tausend Sorgen, Strafen
Träumst du nur im Fieberwahn,
Du erwachst, hast ausgeschlafen, —
Sieh! und Alles triffst du an.

Ist dein schönster Wunsch zerstoben,
Deiner Hoffnung Bau zerknickt;
Nur den Blick vom Schlaf' erhoben,
Alles steht noch unverrückt.

Trug und arge List gemieden,
Wahrheit selbst auch deinem Feind,
Allen guten Wesen Frieden,
Treue Liebe deinem Freund!

Für der Menschen Glück zu walten,
Großes thun im kleinen Raum,
Ist dir immer aufbehalten,
Und dies ist der schönste Traum.





Langeweile.

Studie

von

Fritz Lemmermayer.

In seinem Hauptwerke, das mir zuweilen eine Sammlung tragischer Axiome zu sein dünkt, sagt Arthur Schopenhauer: das Leben ist ein Pendel, welches ohne Unterlaß zwischen Schmerz und Langeweile schwingt. Es dürfte kaum einen denkenden und fühlenden Menschen geben, der die Wahrheit dieses traurigen Wortes nicht an sich selbst erfahren hätte. Schmerz und Langeweile heißen die Hauptthaltestellen, bei denen wir auf unserer eilenden Fahrt durchs Leben abwechselnd anlangen; was dazwischen liegt, ist der dürftige Boden, wo versteckt ein bescheidenes Pflänzchen des Glückes sprießt, das wir rasch pflücken, ist das enge Gebiet der kleinen, süßen Freuden, die uns eine kurze Weile befriedigen und nur aus dem Grunde geschaffen zu sein scheinen, damit uns der sicher darauf folgende Schmerz, die mit mathematischer Gewißheit heranschleichende Langeweile um so sicherer fühlbar werde und verletze. Uebrigens ist nicht der Schmerz, sondern die Langeweile die im Leben grausam herrschende Despotin. Der Schmerz ist häufig nur eine Folge der Langeweile, ein thränenvolles Kind der schlangenartigen, einförmigen Souveränin.

Die Langeweile ist verschiedener Art und Natur. Ihre Mutter ist die Einsamkeit. Manchmal die Einsamkeit in menschenentrückter, weltabgeschiedener Gegend. Den Wanderer, der allein durch die endlose Haide zieht, durch wüste Steppen, welche in ihrer erschreckenden, melancholischen Stille mit ergreifender Beredsamkeit an die Fülle des Lebens gemahnen, die allenthalben in der Welt der Menschen herrscht — ihn übermannt mit herber Wehmuth das Gefühl gänzlichen Verlassenseins, das beängstigende Bewußtsein völliger Vereinsamung. Der dem Menschen angeborene Trieb zu

geselligem Zusammenleben erwacht mächtig in ihm, eine schwärmerische Sehnsucht nach seines Gleichen erfüllt ihn, er will seine Gedanken ausdrücken, seine Gefühle mittheilen, er will sprechen und von einem vernünftigen Wesen verstanden werden. Aber es findet sich nirgendwo. Wohin er den Blick auch wendet — Oede gähnt ihm entgegen, Leere umgibt ihn. Er empfindet einen Mangel, sein Sehnen bleibt ungestillt, der tückische Languor kriecht an ihn heran und Langeweile nagt an seiner Seele. Aber dieser jammernswerthe Zustand, der die Thräne dem Auge entpreßt und eine Quelle namenlosen Leides ist, währt nicht lange. Mälig wird das an seine Sohlen sich heftende, quälende Gespenst verscheucht von der allgegenwärtigen Allmacht der Natur, welche ihm auf Schritt und Tritt zu schaffen gibt und tausendfältige Objecte zur Bethätigung seines Wollens bietet, indem sie sich bald als menschenfeindliche, grausame, zerstörungsgierige Eumenide offenbart, die ihre schrecklichen Abgründe öffnet, ihn zu verschlingen, ihre Feuer niederschleudert, ihn zu zerschmettern, aus ihren Schleusen Riesenwasserquellen heranschwemmt, ihn zu ertränken, bald als hilfreiche, tröstende und nährende Mutter, die ihn wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn mit Schätzen übergießt, die auf ihrem fruchtbaren Boden Brot wachsen läßt, ihn zu nähren, vom Himmel den milden Sonnenstrahl schickt, ihn zu erwärmen und aus der Wolke Regen spendet, ihn zu laben. Die Größe, die in der Natureinsamkeit liegt, bannt das Gefühl der Langeweile aus der Brust des in ihr lebenden Menschen, redet zu ihm in Lauten, welche er allmälig verstehen lernt und ihm die Sprache seiner Gefährten ersetzen. Und auch er selbst erschließt endlich seinen stummen Mund: er spricht zu den Wolken, und sie nicken ihm zu in sanftem Dahinwogen oder in wilder Flucht, er spricht zu den Pflanzen, welche ihm in ihrer duftigen Sprache antworten, er spricht zu den Vögeln, deren Flug er begegnet, zu allen Thieren, die, jedes nach seiner Art, ihm Rede und Antwort stehen. Und er schaut in den Himmel hinein und begrüßt die Sterne. Nein, die Langeweile, welche den Einsamen in der Natur überkommt, zerstört ihn nicht und drückt ihm nicht das düstere Zeichen des Unglücks auf die Stirn. Der Hirt in den Bergen, der Fakir in der Wüste, der Derwisch am Ganges — sie alle gehören in ihrer Weltabgeschiedenheit zu den glücklichen Menschen. Es findet sich stets irgendwo unter schützendem Laubdach ein grünes Plätzchen, wo es sich träumen läßt; und Träumen, das Fliehen des Geistes aus der realen Welt, ist ein herrliches Mittel gegen das Gefühl der Langeweile. Das weiß der Ungar, der vor seiner Hütte liegt und dem Spiel der Wolken zusieht, die er schmauchend erzeugt; das weiß der Italiener, der sich göttlich unterhält in der Langeweile des dolce far niente. Nein, die Langeweile in der Natur tödtet nicht. Robinson, der traute Freund unserer traumhaft schönen Kindheit, ist ein classischer Beweis.

Er haust mutterseelenallein auf einem Eilande des Weltmeeres inmitten einer erhabenen Natur. Und er bezwingt seine Sehnsucht nach Menschen, er ertödtet die ihn bedräuende Langeweile durch sinnreiche Thätigkeit, durch stets erneute Naturbetrachtung.

Weit verhängnißvoller ist die Langeweile in der Einsamkeit der Weltstadt, in der Einsamkeit inmitten lebenden Lebens, die Langeweile, welche das ewige Alleinsein unter Hunderttausenden erzeugt, das Lebendigbegrabensein in einem jener steinernen, öden Riesengräber, welche man Zinskasernen nennt. Die Langeweile ist schrecklich. Wenn fröhliches, sprühendes Leben eindringt in die verlassene Stube des Vereinsamten, das Rasseln von hundert Wagen, unzähliger lachenden, greinenden und polternden Menschen, das Jubeln der Kinder; wenn ihm eine hämische Stimme unaufhörlich zuruft: Hörst du das tausendfältige Athmen um dich herum, verspürst du den warmen Odem geselliger Geschöpfe, nur du bist ausgestoßen, allein — dann ergreift maßlose Schwermuth den Einsamen, er hört das eintönige Ticktack der Uhr, er gewahrt das langsame Hinschleichen der Minuten, er fühlt die Zeit und empfindet daher Leere, Langeweile; er will die garstige Zeit tödten, ergreift in nervöser Hast allerlei müßige Beschäftigungen, deren keine ihn befriedigt, denn keine stillt sein Sehnen, keine genügt seinem Verlangen, das in ihm sich aufbäumende Wollen zu besänftigen. Ja, diese Langeweile kann mit der Zeit tödten.

Unter Umständen ist die Langeweile das niedrigste und das erhabenste aller Gefühle. Niedrig ist die der individuellen Hohlheit und Indolenz entspringende Langeweile, die Langeweile mäßiger und flacher Frauen und geistloser Alltagsgecken und Bummler, die Langeweile blasirter, vom Genusse ermüdeter und übersättigter Geschöpfe, jene auf einzelne Stunden sich erstreckende Langeweile, welche ein unbedeutendes Ereigniß, ein nichtiges, vages Ungefähr zu verscheuchen vermag, freilich nur, um sie alsbald mit erneuter Heftigkeit wieder auftreten zu lassen. Aber es gibt noch eine andere Art der Langeweile, eine tiefere und gefährlichere. Nur bedeutende Naturen haben durch sie zu leiden. Keine Stadtpromenade befreit von ihr, nicht der Besuch einer Abendgesellschaft oder eines Theaters; sie verfolgt ihren Träger, wohin er sich auch wendet, begleitet ihn auf allen seinen Wegen, verläßt ihn weder, wenn er zwischen seinen vier Wänden eingepfercht ist, noch wenn er im Menschengewühle wandelt: es ist die Langeweile, welche der Beschränkung auf den ausschließlichen Verkehr mit sich selbst entspringt, der völligen Nichtbefriedigung durch die Außenwelt, der Erkenntniß der Nichtigkeit aller Erdendinge und der Unmöglichkeit, irgendwo im Kosmos ein Object zur Bethätigung seines großen Wollens zu finden. Diese Art der Langeweile ist ein erhabenes Gefühl und die häufige Begleiterin des unendlich

wollenden Genies. Sie vermag seinem Leben ein tragisches Gepräge zu verleihen, ja dasselbe bei unausgesetzter Belagerung und stetigen Steigerung zu vernichten. Der große Dichter und Denker Leopardi sagt von ihr: „Mir scheint die Empfindung der Unfähigkeit, durch irgend Etwas auf dieser Erde, ja so zu sagen nicht einmal von der ganzen Erde selbst befriedigt zu werden, die unausmeßbare Weite des Raumes, die Zahl und wunderbare Masse der Weltkörper zu betrachten und Alles gering und klein zu finden im Vergleich zu dem Fassungsvermögen des eigenen Geistes, die unendliche Zahl von Welten und das unendliche Universum sich vorzustellen und zu fühlen, daß unser Geist und unsere Sehnsucht noch nicht ausgefüllt wird von diesem Universum, Alles immer der Unzulänglichkeit und Nichtigkeit zu zeihen und einen Mangel, eine Leere und darum Langeweile zu erleiden, dies Alles scheint mir der stärkste Beweis für die Größe und den Adel der menschlichen Natur. Darum kennen unbedeutende Menschen die Langeweile nur wenig und die Thiere noch weniger oder gar nicht." * Während sich die Langeweile seichter und windiger Menschen leicht und meistens mit geringen, ebenfalls seichten Mitteln zerstreuen läßt, etwa durch ein neues Kleid, durch die momentane Befriedigung irgendeiner Laune, durch eine läppische Kurzweil, durch Luxus, Spiel, Trunk, gibt es für jene andere Art, von der der Philosoph von Recanati spricht, keine oder doch nur eine vorübergehende Heilung. Die vom Languor geschlagene Wunde sitzt tief, und kaum verharrscht, öffnet sie sich bei dem geringsten Anlaß aufs neue, beginnt maßlos zu schwären und vergiftet. Gesellschaftlicher Verkehr vermag dem also gelangweilten Genie nichts zu bieten. Die Menschen eilen fremd an einander vorüber, jeder ist mit seinen eigenen Interessen vollauf beschäftigt, gequält von der tollen Jagd nach den von ihm zu seinem Glück ersehnten Gütern und selbst bei langjährigem Verkehr können sie sich häufig nicht verstehen.

Das Genie, besonders das von der Welt unbefriedigte, steht völlig einsam. Da auch ihm der gesellige Trieb, von welchem der Stagirite spricht, innewohnt, sucht es in seiner verzehrenden Langeweile nach einem erträumten Wesen, das sich nirgends findet. Auf der weiten Erde ist Niemand, dem es sich an die Brust werfen, den es Bruder nennen könnte, Niemand, der die in seinem Innern treibenden und nach Geltung ringenden Gedanken und Gefühle verstände. Ueberall findet es Leere; es bleibt allein unter Hunderttausenden; es vermag den Dämon, der es unwiderstehlich zur Jagd nach gleichgestimmten Seelen, zu Objecten des Willens antreibt, nicht zum Schweigen zu bringen; es wird zum Diogenes, der, von grenzenloser Langeweile erfüllt, angewidert von dem Treiben der um ihn lebenden und ringenden Kreaturen, bei hellem Tage, der alleuchtenden Sonne wie zum Hohn,

* Uebersetzt von Paul Heyse.

mit einem armen Lichte in der Hand durch die Straßen suchend irrt, um einen Menschen zu finden. Die griechische Welt, die uns ja für Alles, was Großes und Bedeutendes ist, sublime Symbole hinterlassen hat, offenbart in Diogenes von Sinope den Typus jener von erhabener Langeweile beängstigten, unbefriedigten, genialen Individuen. Auch die Natur hat für dasselbe keinen Trost, kein Labsal für sein kummervolles Sehnen. Es trägt in seinem Haupte ein Abbild der Natur, welches dieser selbst an Größe gleichkommt, ja sie noch übertrifft; es schafft sich ein Ideal, dem gegenüber die Welt der Phänomene nichtig und zwerghaft erscheint, als ein Monstrum, bewohnt von kleinen, verkümmerten, im Nichtigen erstickenden Geschöpfen. Und kann es keine Brücke finden zwischen realer und erträumter Welt, kann es nicht, wie Sophokles oder Goethe, den an ihm nagenden Schmerz überwinden, vergessen im Schauen, Schaffen oder forschenden Betrachten, erreicht es nicht den vom Weh erlösenden Weg der Resignation, so verzehrt es das seine Brust schwellende Sehnen und Drängen, so geht es zu Grunde unter dem zerstörenden Einflusse jener erhabenen Langeweile. Friedrich Hölderlin und Heinrich von Kleist sind ewig giltige, tragische Beispiele.

Hölderlin, der Zeitgenosse und Freund des gleich seinem apollinischen Bruder Goethe das Weh der Welt sieghaft überwindenden Schiller, gehört zu jenen zugleich begnadeten und verfluchten Menschen, aus deren Leben das Schicksal ein Trauerspiel schafft, dessen Tragik wir in ihrer ganzen vernichtenden Gewalt fühlen, so oft wir uns damit beschäftigen. Aus einem verhängnißvollen Conglomerat tragischer Momente war das Dasein dieser hoheitsvollen Dichternatur zusammengesetzt, und jene Langeweile, von der Leopardi spricht, war es, die ihn schließlich zerstörte. In beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, von Dürftigkeit umgeben, lag in ihm Etwas von dem Göttlichen auf Erden, das wir Genie nennen. Der Zwiespalt zwischen der von ihm erbauten idealen Gedankenwelt und der herrschenden Realität mußte bald das Herz dieser weichen, lyrischen, musikalischen Natur tief verwunden. Empfindsam und reizbar, wie er war, suchte er in qualvoller Erregung nach einem Wesen, einem Willensobjecte, das ihn herausrisse aus dem krankhaften Versunkensein in sein mystisches Ich und aus seinem Geiste bannte den unterminirenden Kobold Langeweile. Er konnte ein solches Wesen nicht finden, denn es hauste nirgendwo in der Welt der Erscheinungen. Die Welt war seinem Geiste zu eng und zu klein, sein Sein erweiterte sich über dieselbe hinaus und konnte sich nimmermehr in sie finden. Darum blieb er stets allein, stets suchend, stets begleitet von dem zerfleischenden, erhabenen Gefühl der Langeweile. Es war vergebens, daß er an die eben hereinbrechende französische Revolution neue Hoffnungen knüpfte, der Proclamation der Menschenrechte begeistert zujauchzte und um den Freiheitsbaum, der auf

dem Tübingen'schen Marktplatze aufgepflanzt wurde, einen jacobinischen Tanz ausführte. Die Begeisterung wich, die Einsamkeit mit ihrer Langeweile blieb seine treue Gefährtin. Aufs neue schmachtete er nach seiner Idealwelt. Aber es war wieder vergebens, daß er sich leidenschaftlich dem Studium der Kant'schen Philosophie hingab. Auch sie vermochte ihn auf die Dauer nicht zu befriedigen. Wieder war er allein, suchend und irrend. Er flüchtete zur Natur, und es hatte den Anschein, als würde sie dem träumerischen, unsicher tastenden Jüngling die ersehnte Ruhe darreichen und seinen Geist befriedigen. Indeß war es abermals Täuschung. Er nährte sich einige Zeit an dem Pantheismus, welchem Spinoza, der genialste Sprößling der Repräsentanten des Weltsinns, den philosophischen und Goethe den dichterischen Ausdruck verliehen hat. Aber er fand die gehoffte Befriedigung nicht. Und er fand sie nicht in der leidenschaftlich schwärmerischen Liebe zu dem schönen Weibe, welche das von ihm erträumte Wesen zu verwirklichen schien und das er in seiner Dichtung „Hyperion" unter dem Namen Diotima verherrlicht hat. Der schöne Traum wurde der rauhen Wirklichkeit zum Raube, und es blieb ihm, von der Welt zurückgestoßen und verwundet, in seiner klagenden Vereinsamung nichts übrig, als gänzliche Weltflucht. Er unternahm sie und fand endlich ein rettendes Asyl in der versunkenen Welt des Hellenenthums, die er im „Hyperion" in dichterisch gehobener Prosa glühend beschreibt. Doch auch hier scheint sich sein Geist nicht dauernd zurecht gefunden zu haben, und seiner Lebensgefährtin, der Langeweile, gelang es endlich, ihn liebkosend zu zerstören. Er verfiel unheilbarem Wahnsinn. So war die Langeweile im Leopardischen Sinne die Vollstreckerin des Schicksals Hölderlin's, dessen Tragik darin besteht, daß er, ewig suchend, auf der Erde keine Heimat fand, und diejenige Heimat, welche sein Geist als die ihm entsprechende erkannte, der historischen Vergangenheit angehörte.

Heinrich von Kleist's Schicksal ist dem Hölderlin's nicht unähnlich und nicht minder tragisch. Leopardi's Langeweile hat auch sein Leben vergiftet. Kleist, der in seinem verzweiflungsvollen Suchen nach Befriedigung seines großen moralischen Lebenstriebes, in seinem dämonischen Drange zu bilden und bessern und in der ihn beseelenden und verzehrenden Kraft der mitleidsvollen Liebe eine Christusnatur besaß, Kleist fand kein Genüge auf der Erde. Auch er wuchs mit seinem genialen Kopf hünenhaft über die materielle Welt hinaus, hinein in die Wolkenregion, wo Gott Phantasus souverän regiert. Aber dennoch mußte er auf der Erde verweilen und ewig einsam bleiben, vom Odem der Langeweile angehaucht. Das war sein Unglück. Nach Bethätigung der Urkraft, die sich titanenhaft in ihm regte, ängstlich ringend, sucht er in seiner ergreifenden Vereinsamung nach Menschen und nach Mittheilung, lechzt er nach einem schützenden Heim. Er findet

es nicht und bleibt allein. Er will „etwas Gutes thun“ und „dabei sterben,“ * und er kann es nicht; auch seinem Wollen fehlt das Object, daher die Langeweile, die ihn zeitlebens verfolgte. Die Wissenschaft befriedigt ihn nicht, die Liebe betrügt ihn, heftige Gemüthsemotionen, stürzen ihn auf das Krankenlager. Er bleibt allein mit seiner erhabenen Langeweile. In unnennbarer Sehnsucht nach innerer Ruhe irrt er unstet und ruhelos, ein moralisches Widerspiel Kains, von Stadt zu Stadt, flieht in wildem Begehren den Dämon Langeweile zu verscheuchen durch die Lande, und findet nicht, was er zerrissenen Herzens sucht. Endlich gewährt ihm der mächtig erwachte Schaffensdrang seines dichterischen Genies einigen Trost, bald aber sieht er sich bitter enttäuscht durch die äußere Erfolglosigkeit seines Wirkens. Von tückischen Zweifeln gequält, wird er abermals in sich zurückgescheucht, abermals ist er allein mit seiner Langeweile. Abermals übernimmt er die Rolle des Ahasverus, aufs neue beginnt er zu schaffen und das Geschaffene zu zerstören, um wieder zu schaffen und wieder zu vernichten. Endlich findet er freudigen Muth in der Erhebung seines deutschen Vaterlandes wider den corsischen Völkerbezwinger und geht in seiner rasenden Erregtheit so weit, den Plan zur Ermordung des wälschen Imperators zu fassen. Und als ihn auch sein Vaterland in der auf dasselbe gesetzten heiligen patriotischen Hoffnung trügt, bleibt ihm nur eins: der Selbstmord. Das ist tragisch!

So ist die Langeweile ein niedriges Gefühl, indem sie der Hohlheit gewöhnlicher und gemeiner Naturen entspringt und sie auf Stunden und Tage quält, und anderseits ein erhabenes, indem sie aus der Leerheit der Welt hervorgeht, das innerlich zerrüttete, wollende und nicht könnende Genie auf allen seinen Wegen begleitet und ihm das Grab gräbt, wenn es nicht, wie glücklichere Naturen, die Kraft der Ueberwindung besitzt. Diese letztere Art ist tragisch, denn sie hat ihre Ursache in dem Kampfe eines maßlos wollenden Wesens mit einer zwar brutalen, aber größeren Macht, in dem Conflicte der Leidenschaft mit der logischen Nothwendigkeit, in der souveränen Selbstüberhebung über die Schranken der Natur, dem stolzen Aufbäumen des eigenen, tiefen Wesens gegen das verstandeswidrige und dem prometheisch sich auflehnenden Trotze einer ganzen Welt gegenüber.

Martervoll und die Melancholie heraufbeschwörend ist die ganze Stufenleiter der Langeweile von der niedrigen bis aufwärts zur erhabenen; und der Grund dieser Marter besteht darin, daß wir, wie Schopenhauer sagt, bei der Langeweile der Zeit inne werden, oder mit anderen Worten unser Dasein fühlen.

* Siehe Kleist's Briefe.



Gedichte aus dem Rumänischen.

Von

A. V. Fischer.

Das Glück.

(Aus A. Sihleanu's „Die Verlobten des Todes.")

Wie die Well' am Meere,
Hat das Glück, das hehre,
Nimmermehr Bestand auf dieser Welt;
Traumhaft seh'n wir's blinken
Und dann rasch versinken,
Einem Stern gleich, der vom Himmel fällt.
Gleich des Blitzes Funkeln
Leuchtet's auf im Dunkeln,
Und der Strahlenhelle folgt die Nacht.
Auch der anmuthsreichen
Blume will es gleichen,
Deren Duft vergeht mit ihrer Pracht.

Wiegenlied.

(Nach Sofie Vlad-Radulescu)

Träume und lache,
Herziger Knabe;
Mutter hält Wache
Am Bettchen dein!
Komm' ohne Säumen,
Englein, und labe
Mit süßen Träumen
Mein Knäbelein!

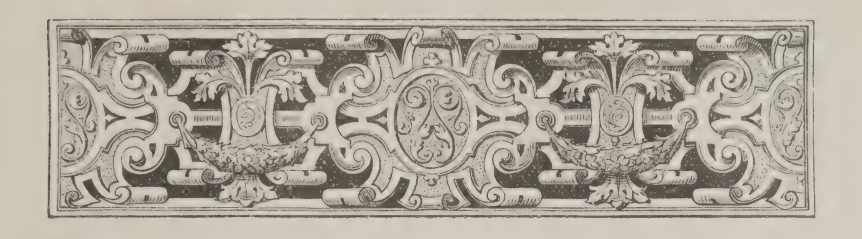
Glück ihm zu bringen,
Weil' in der Nähe;
Wieg's auf den Schwingen
Sanft in der Luft,
Daß ich sein lachend'
Antlitz stets sehe,
Hör', wenn erwachend,
„Mutter" es ruft.

Der Wanderer und die Eiche.

(Nach Anton Pann.)

Einstens hielt ein Wandersmann
Müd' bei einer Eiche an,
Um im Schatten dicht und breit
Auszuruhen kurze Zeit.
Ein Melonenstrauch stand nah',
D'ran er reife Früchte sah,
Deren eine er zerschnitt
Und sie aß mit Appetit;
Sah dabei zum Baum hinan,
Sprach zu sich, indem er sann:
„Welchen Widersinn doch nur
Gott erschuf in der Natur:
Hier die Eiche, stark und groß,
Trägt so kleine Früchte blos;
Welche Größe doch und Wucht
Hat des niedern Strauches Frucht!“ —
Wie er dieses so erwog
Und nach aufwärts blickte, flog
Eine Eichel, gleich dem Blitz,
G'rad auf seiner Nase Spitz;
Heftig nießend sprach sodann
Still für sich der Wandersmann:
„Wie ich doch so dumm nur bin!
Wohl schuf Alles Gottes Sinn:
Wenn's nun keine Eichel wär',
Sondern 'ne Melone schwer,
Die getroffen meinen Kopf,
Wär' ich wohl ein todter Tropf! —





Aus und über Catalonien.*

Von

Ludwig Perry.

Zu den vielfachen Irrthümern, die in deutschen Landen über das heutige Spanien im Schwange sind, gehört auch, daß man sich die ganze Halbinsel jenseits der Pyrenäen als von einem einzigen einheitlichen und einsprachigen Volksstamme bewohnt denkt. Die Ausrottungsedikte, mit denen das fünfzehnte Jahrhundert gegen die letzten Reste der maurischen Bevölkerung vorging, die blutrünstige Verfolgungswuth der Inquisition haben zwar nach dieser Richtung hin das Land gesäubert, das heißt seiner betriebsamsten, auf den Gebieten der Künste, wie der gewerblichen Thätigkeit gleich hervorragenden Insassen beraubt und für Jahrhunderte hinaus den Keim wirthschaftlichen Niederganges gelegt. Allein mochte auch auf diesem Wege das Bollwerk der Glaubenseinheit hoch genug aufgerichtet werden, um allen Andersgläubigen die Möglichkeit und auch die Lust der Einwanderung zu benehmen, die Unterschiede der Abstammung und der Sprache, wie sie unter der autochtonen Bevölkerung bestanden, wurden dadurch nicht aufgehoben noch verwischt. Noch heute repräsentiren — um von den provinciellen Spielarten abzusehen — die Catalanen, die Basken und die Castillaner drei nach Sprache und Abkunft, nach Charakter und Typus grundverschiedene Gruppen, die freilich, man muß dies anerkennen, trotz

* Dieser Aufsatz gelangte an die Redaction der „Dioskuren" mehrere Wochen vor dem in Spanien, und ganz besonders in Catalonien, im August 1883 erfolgten Ausbruche der bekannten politischen Ereignisse.

Die Redaction.

einer nichts weniger denn musterhaften Regierungspolitik, ihr Sondergefühl als Glieder verschiedener Völkerfamilien und als „historisch-politische Individualitäten“ dem einheitlichen Staatsgedanken unterzuordnen wissen und wenn sie sich auch nicht ohne Selbstbewußtsein zu ihrer speciellen Nationalität bekennen, nicht einen Augenblick anstehen, sich als Spanier zu fühlen. Es ist dies eine umso bemerkenswerthere Erscheinung, als diesem Staatsbewußtsein weder der geistige Kitt des dynastischen Gefühles, noch das materielle Interesse an den Segnungen einer mächtigen Centralverwaltung zu Hilfe kommt; das Erstere nicht, weil dieselben Verhältnisse, welche die Brandfackel der Bürgerkriege entzündeten, das heilige Feuer der Liebe zum Herrscherhause ersticken mußten; das Letztere nicht, weil sich die Ausstrahlungen der Regierungsgewalt, ob diese nun absolutistisch oder in constitutionellen Formen geübt wurde, an der Peripherie des Reiches durchaus nicht in einer solchen Weise wahrnehmbar machten, um die Betroffenen mit Genugthuung zu erfüllen. Daß Catalonien unter allen „Königreichen und Ländern“ Spaniens, die heute aber schlechtweg die Bezeichnung von Provinzen führen, am reichsten und bedeutendsten ist, gilt auch in Spanien, wo man die Eifersucht des Provincialismus nur zu sehr kennt, als ausgemacht. So groß die Ausdehnung des administrativen Gebietes auch ist, — von der französischen Pyrenäengrenze bis zur Mündung des Ebro, tief ins Land ragend bis an die Gemarkung des alten Königreiches Aragon, — das Sprachengebiet ist noch viel weiter. Es umfaßt auf der Halbinsel selbst noch das Territorium des einstmaligen Königreiches Valencia, in dessen Orangenhainen das Catalanische ebenso heimisch ist, wie jenseits der französischen Grenze, wo es bis Perpignan die Sprache der untern Volksclassen bildet und zwischen der Langue d'oc im Departement der Hautes Pyrénées und dem eigentlichen Provençalischen des südlichen Frankreich eingezwängt ist, mit welch' Letzterem es bedeutende Familienähnlichkeit aufweist. Man glaube ja nicht, das Catalanische sei nur „so eine Mundart,“ ein Dialekt des Spanischen. Das ist es beileibe nicht. Wenn auch nicht so grundverschieden, ja grundfremd von dem Castilianischen, wie die Sprache der Basken, hat es doch mit demselben, also mit der eigentlichen spanischen Amts- und Schriftsprache kaum mehr als die verwandte romanische Abstammung gemein. Sonst aber würden sich zwei Landeskinder, von denen das Eine castilianisch, das Andere nur catalanisch — 'l catalá, wie es im Volksmunde heißt — spräche, noch viel weniger verständigen, als etwa ein Spanier mit einem Italiener, vorausgesetzt, daß Letzterer sich der lingua toscana bedient. Das Catalanische ist so recht eine Grenzsprache; man findet in demselben etymologische Verschwägerungen, ja förmliche Blutsverwandte mit dem Französischen und dem Hispanischen.

Im Vergleiche zu Letzerem hat es sich vielleicht viel reiner von maurischen Einmischungen erhalten, wie denn auch die maurische Herrschaft auf dem eigentlichen Stammlande der Catalanen nicht so recht festen Fuß fassen konnte. Fühlte sie sich doch da durch die fortwährenden Angriffe der Ritterschaften Aragoniens, Navarra's und der Provençe zu sehr bedroht; Zeugniß dessen die Hunderte von Wachthürmen maurischen Ursprungs, die noch heute die Hügel und Höhenpunkte der Küste und des Gebirgslandes der Provinzen Gerona und Barcelona krönen und die hier wahrhaft nur Luginslande waren, ohne es je zu der Ausdehnung, Pracht und Bedeutung der Alcazars zu bringen, welche in den südlichen Landestheilen die Rolle von Festung und Schloß spielten und deren Herrlichstes die vielbesungene Alhambra ist. Die catalanische Sprache zeichnet sich durch einen ungeheuren Reichthum von Diphthongen und Quetschlauten aus. Das in allen anderen Sprachen so selten gebrauchte x bildet in einem catalanischen Setzkasten einen sehr gesuchten Buchstaben; es wird gleich dem č oder cz im Czechischen, nur noch zischender ausgesprochen und gibt mit seinen verwandten Lauten, wie tch und jg, die ähnlich ausgesprochen werden, und lange nicht so weich und harmonisch klingen, wie das italienische gi und ci vor einem Vocale, der Sprache etwas Schmatzendes, das den Ohren durchaus nicht wohl thut. Dazu kommt eine eigenthümliche Aussprache der Diphthonge in allen möglichen Combinationen, so ou, uo, ue, ui, wobei jeder Vocal für sich zur Geltung kommen soll; endlich ungemein breites Auslauten der letzten Silbe, besonders wenn dieselbe ein Vocal ist, und eine eigenthümliche, fast orientalische Singsangweise, wobei am Schlusse jeder Phrase die Stimme um ein Intervall steigt und der Mund sich weit öffnet. Man müßte lügen, wollte man behaupten, daß dieses Idiom den melodischen Wohlklang irgend einer seiner romanischen Schwestern hat. Aus seinem Wortschatze hat es an unser geliebtes „Wienerisch," in dem sonst so manche Fremdworte tüchtig verarbeitet vorkommen (man denke nur an Rimasuri, Gfrett, Lazzi und dergl.), lediglich ein einziges, allerdings sehr geflügeltes Wort abgegeben, das „fuig," welches „pfutsch" ausgesprochen und immer angewendet wird, wenn man sich mit abweisender Bewegung eines Zudringlichen erwehren will.

Gleichwohl ist der Catalane sehr stolz auf seine Muttersprache. Ohne die geringste Pflege in Schule und Amt zu finden, ist und bleibt sie doch die Sprache, in der das Volk, Hoch und Niedrig, unter einander verkehrt. Die Gräfinen und Marquisen in den Salons von Barcelona, die stolzen Baumwollbarone und die Orangen-Millionäre in Valencia, sie Alle reden im gewöhnlichen Verkehr just so catalanisch, wie das Bäuerlein hinter seinem Pfluge, der Korkzüchter von San Feliú de Puixols, wie der Fischer von Arenys und der Matrose, der auf den prachtvollen Havannafahrern das

Weltmeer durchkreuzt. Es gibt keine Lehrkanzel für catalanische Sprachforschung oder Literatur, in Barcelona so wenig als an einer anderen Universität; die Amtssprache ist allenthalben das Castilianische, in dem der Richter seine Urtheile fällt, die Administration ihre Verordnungen erläßt, die Notare ihre Urkunden ausstellen. Ja nicht einmal im Telegraphenverkehr ist dieses Idiom zugelassen, trotzdem es den spanischen Telegraphenbeamten zur Pflicht gemacht ist, Depeschen in den meisten europäischen Sprachen, von denen sie keine Ahnung haben, zu befördern. Nur von der Kanzel herab, wird das Wort Gottes, wenigstens auf dem flachen Lande, dem Volke in seiner Muttersprache verkündet und hie und da erscheint ein kleines Localblättchen in catalanischer Sprache, während die verbreitetsten Journale, von dem hochconservativen „Diario“ bis zu dem radicalen „Diluvio,“ ausnahmslos der castilianischen, also der Staatssprache, sich bedienen, ohne dabei schlecht zu fahren. Einen viel größeren Antheil hat sich die catalanische Sprache auf der Bühne zu sichern gewußt. Ohne eine eigentliche dramatische Literatur zu besitzen, hat sie doch manche Volksstücke meist heiteren oder vielmehr derben Genre's, die nebst den mannigfachen Bearbeitungen von Stücken des spanischen Repertoirs hinreichen, um dem halben Dutzend größerer Schauspielgesellschaften, die in Barcelona, Tarragona, Gerona, Figueras, Olot, Palma — denn auch auf Mallorca, der größten der balearischen Inseln, ist das Catalanische zu Hause — und anderen Centren catalanischen Gemeinwesens ihren Thespiskarren Halt machen lassen, Stoff zu geben. Doch recrutirt sich das Publikum dieser Bühnen zumeist nur aus den Kreisen des Handwerker- und Arbeiterstandes, dessen Geschmack denn auch gehuldigt werden muß. Natürlich trägt dies nicht zur Verfeinerung der catalanischen dramatischen Literatur bei. Um so fruchtbarer sind die catalanischen Schriftsteller auf den anderen Gebieten der Dichtkunst. Nicht ausgestorben ist in ihnen die Erinnerung an die Troubadours und Mistrels, deren Gesänge einst die Zier der höfischen Feste waren in den Grafenschlössern und Ritterburgen, zur Zeit, da noch die Grafen von Catalonien Herren waren des Stammlandes, das dann an die Krone von Aragon überging als ein stolzes Lehen, dessen Verwaltung fast mehr von den Patriciern abhing, welche den Consell de Cients, den Rath der Hundert, bildeten, als von den Königen, die eidlich geloben mußten, diesem Bürgerrath zu Willen zu sein.

Die nationale Bewegung, welcher die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts das Leben gab, gerieth auch auf diesem Boden in Fluß und knüpfte mit Vorliebe an jene Traditionen der Provence und des Rosillon an. Ein großer literarischer Bund sollte vereinigen, was die Staatsgrenze „streng getheilt“ und für seine Benennung griff man zurück auf die mittelalterliche zünftige Gestaltung des Meistersingerthums, hier das „frohe Wissen“ gay

saber genannt, dessen Lehrlinge im ganzen Lande verbreitet sind, so weit die catalanische Zunge reicht und dessen Meisterschaft — magister en gay saber — zu den Titeln gehört, die man sich mit Stolz beilegt. Just fünfundzwanzig Jahre sind es her, da rief man zudem eine neue Institution in's Leben, neu insofern, als sie seit ihrer ursprünglichen Einführung, die in's 13. Jahrhundert fällt, obsolet geworden war, die juogs florals, Blumenspiele. Da versammelt sich alljährlich im wunderschönen Monat Mai Alles, so in catalanischer Sprache singt und dichtet, bald da, bald dort, und nun geht es an ein poetisches Turnier, bei dem die Versfüße nur so fliegen.

Ein Richtercollegium erkennt die Preise in diesem Wettgesange zu. Der Erste besteht in einer Blume und gibt dem Gewinner zugleich das Recht, die Königin des Festes zu küren, der er die ersungene Blume überreicht. Nicht immer ist es Jugend und Anmuth, welche da zur Herrschaft gelangt, denn es kam erst heuer vor, daß der Gewinner des ersten Preises seinem eigenen Großmütterchen die Rosenkrone aufsetzte.

Auch die Poesien, die bei solchen Anlässen mit großer Wucht sich ergießen, sind oft von einer verblüffenden Naivetät oder mit großer Ungenirtheit „nach empfunden.“ Aber das hindert nicht, daß man sich gegenseitig Bewunderung zollt, und eine stattliche Anzahl von „Accessits“ in Gestalt von allerlei sinnigen Nippes aus Edelmetall sorgt dafür, daß auch die Mitbewerber nicht leer ausgehen.

Die sonst so praktische, nüchterne Bevölkerung steht diesem Sängerkriege nicht ganz theilnahmslos gegenüber. So hat kürzlich der Gemeinderath von Barcelona die in seinen Mauern versammelten Poeten nicht bloß mit allen jenen Ehren empfangen, die sonst nur bischöflichen oder fürstlichen Personen zu Theil werden, sondern auch dem Autor einer Ode auf die Stadt ein Ehrengeschenk votirt und seine Dichtung auf Kosten des Communalsäckels vervielfältigen lassen. Das Gros der Mitglieder dieser Dichtergenossenschaften ohne gegenseitige Haftpflicht ergänzt sich aus Landgeistlichen und Studierenden, doch gehören denselben auch ernste und erprobte Männer, wie der Poet und Führer der Hochschutzzöllner in den Cortes, Victor Balaguer, der Deputirte und Nationalökonom Guell u. A. an.

Die Liebe zur Sprache und die Liebe zum engern Vaterlande sind vielleicht die einzigen idealen Züge im Charakter des Catalanen. Und auch diese hindern ihn nicht, den praktischen Exigenzen Rechnung zu tragen. Es gibt, außer in den untersten Volksschichten, nur wenige Catalanen, die nicht das Castilianische, die officielle Sprache Spaniens, verstünden. Ebenso wenig hindert ihre Anhänglichkeit an die Scholle sie, sich in aller Welt umzusehen, um Glücksgütern nachzujagen. Es ist wahr, die catalanischen Provinzen gehören zu den gesegnetesten der Halbinsel. Auf den Hochplateaus

der nördlichen Districte gedeiht Getreide; Gerona, Palamos und S. Feliu danken der Korkeiche ihren Wohlstand; Valencia's Garten versorgt zwei Welttheile mit Südfrüchten und die Pariser Gourmands mit Primeurs; die Oliven und Mandeln von Tarragona und Reus sind die gesuchtesten auf dem Markte; vor Allem aber ist es die Rebe, deren grüne Ranken das Gestade des Golfes einsäumen und hoch hinanklimmen bis zu den Höhen des Priorado, wo der echte Feuerwein wächst, welche den Reichthum der Bewohner sichert, allerdings nebst deren Betriebsamkeit.

Mit Recht nennt man Catalonien die Werkstätte Spaniens.

Was in diesem Lande die Natur nicht thut, das thun, mit wenigen rühmenswerthen Ausnahmen, die Söhne Cataloniens. Nirgends wie in dieser Provinz begegnet man rauchenden Schlotten, hört man das Hämmern der Maschinenwerkstätten, sieht man ansehnliche Fabriksgebäude. Zu Wasser und zu Lande ist der Catalane der beste Arbeiter; die spanische Marine, die Industrie, die Landwirthschaft dankt diesem Landstrich die tüchtigsten Kräfte. Aber so löblich dieser Fleiß und diese Strebsamkeit auch sind, so entspringen sie nicht der Lust am Schaffen, der Freude an der fortschrittlichen Entwicklung des allgemeinen Wohlstandes. Ihre Triebfedern sind ein schrankenloser Egoismus, eine ungezügelte Gewinnsucht. Beides hervorstechende Eigenschaften im Charakter dieses Volksstammes. Dabei steht die Moral nicht auf der Tagesordnung.

Das anderwärts schon sehr verrufene Axiom: „Alles ist erlaubt, was nicht verboten ist," reicht für die Auffassung der Catalanen nicht aus. Ihr Kriterium ist viel dehnbarer und erinnert schon an jene Spitzbubentheorie, wornach strafbar nur ist, der sich erwischen läßt. Non olet, heißt es bei ihnen vom Gelde und, vorausgesetzt, daß man dessen nur genug besitzt, ist man ein ehrenwerther Mann, gleichgiltig, ob man es durch Schmuggel, Sklavenhandel oder Uebervortheilung des Staatsschatzes erworben hat. Letzteres Mittel sich zu bereichern ist noch das Unverfänglichste, denn den Staat betrügen ist nach Landesbegriffen Bürgerpflicht. Da ist ein Mann, von dem alle Welt weiß, er habe sich sein colossales Vermögen nur dadurch gemacht, daß er die ingeniöse Idee hatte, eine Falschmünzerwerkstätte auf einem Schiffe einzurichten, wo die ganze Manipulation in aller Gemüthsruhe betrieben werden konnte, ohne einen behördlichen Ueberfall befürchten zu müssen. Man beneidet den Cröſus, man bewundert ihn, und Niemand versagt ihm die Achtung, auf die er Anspruch erhebt. Warum auch, in einem Lande, wo die Falschmünzerei so gewöhnlich ist, daß Niemand auch nur einen Sarkasmus darin erblickt, wenn in einem Passionsspiel, wie sie zur österlichen Zeit in den Theatern aufgeführt werden, Judas die dreißig Silberlinge Stück für Stück auf ihren Silbergehalt prüft! Ebenso wenig

scheert sich, wer eine öffentliche Stellung inne hat, um das Wohl der Mitbürger, sobald sein Vortheil in Betracht kommt. Im Gemeinderathe einer ansehnlichen Stadt wird die Anlage eines neuen Friedhofes beschlossen und zugleich der Ankaufspreis einer Grabstätte festgestellt. Am nächsten Tage schon melden sich Personen, die sich auf dem neuen Gottesacker eine Familiengruft sichern wollen. Groß ist ihre Ueberraschung, als sie erfahren, daß alle Plätze bereits vergeben seien. Es ergibt sich, daß noch am Abende nach jener Beschlußfassung eine Anzahl von Stadtvätern sich durch einen Strohmann in den Besitz aller besseren Grabstellen zu setzen wußte, um diese fortan nur um das Doppelte des fixirten Preises weiter zu veräußern. Ein anderes Histörchen aus neuester Zeit. In einer catalonischen Stadt concessionirt man eine Pferdebahnunternehmung, die mit großem Kostenaufwande ihr Schienennetz legt und mit Vortheil functionirt. Da ertheilt dieselbe Municipalvertretung einer anderen Gesellschaft eine Betriebsconcession, die angeblich nur mit gewöhnlichen Omnibussen den Dienst auf denselben Linien, die die Pferdebahn befährt, versehen will und billigere Fahrpreise stellt. Die Unternehmung tritt in's Leben und es stellt sich heraus, daß die Spannweite der Räder ihrer Vehikel genau der Spurweite der Pferdebahngeleise entspricht, so daß die neuen Wägen die bestehenden Geleise benützen können und dies auch in der ausgiebigsten Weise thun. Die also doppelt beeinträchtigte Tramwaygesellschaft beschwert sich zwar, allein derselbe „Zufall," der bei der Congruenz jener Maße mitwirkte, will es, daß der Präsident der competenten Communalbehörde zugleich Vorsitzender des Verwaltungsrathes der neuen Unternehmung ist und die Beschwerde wird hiedurch gegenstandslos, ohne daß sich im Schoße des Vertretungskörpers auch nur Eine Stimme erheben würde.

Solche Vorkommnisse am grünen Holze können es nicht befremdlich erscheinen lassen, wenn auch das Unterholz stark angefressen ist. In der That ist der ganze wirthschaftliche Verkehr und das geschäftliche Leben imprägnirt von diesem Mangel an Treue und Glauben. Das Land ist in Beziehung auf mannigfache Culturmomente weit zurück hinter den Nachbarstaaten — wenigstens diesseits der Meerenge von Gibraltar — allein rücksichtlich des Entwicklungsgrades seines Industrieritterthumes, vom simplen Uhrabzwicker bis zum vollendeten Hochstapler, kann es jedes europäische Staatswesen kühn in die Schranken rufen. Freilich wird das Verdienst dieser ehrenwerthen Gilde wesentlich geschmälert durch die nachsichtsvolle Behandlung, die sie seitens der mit der Pflege der Gerechtigkeit und der Sicherheit betrauten Organe genießt und es fehlt nicht an bösen Zungen, welche zwischen diesen Organen und jenen Feinden fremden Eigenthumes sehr innige Wechselbeziehungen voraussetzen, wodurch diese Schmälerung sich auch auf

den Verdienst erstrecken soll. Talentirt, wie dieser Volksstamm es ist, fehlt es ihm nicht an angesehenen Repräsentanten auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Catalonien stellt zu den zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern Spaniens ein sehr respectables Contingent, und riechen auch die Leistungen der Ersteren stark nach der Lampe, so sind sie doch um so achtenswerther, als sie meist auf dem Wege des Autodidaktismus entstanden sind und nicht einmal an gute Vorbilder sich anzulehnen hatten. Auch ein Mäcenatenthum hat sich in der Provinz selbst ausgebildet, freilich erst ganz neuesten Datums; denn derselbe Fortuny, dem die Provincialdeputation von Barcelona eine Viertelmillion für sein leider unvollendetes Bild „Die Schlacht von Tetuan“ zahlte, hätte als Schüler der dortigen Akademie Hungers sterben können, würde er sich nicht durch Schildermalerei mühselig fortgebracht haben. Zu einer eigenen Schule hat es Catalonien auf dem Kunstgebiete nicht gebracht. In musikalischer Beziehung steht es noch ärmer da, denn selbst die Volksweisen entlehnt es mehr den südlichen Nachbarn, den Andalusiern und Malagueños und es berührt eigenthümlich genug, mitten durch das Klappern der Maschinen, das Schnurren der Spindeln, das Tosen der Eisenhämmer die melancholischen, näselnden Laute eines Gesanges zu vernehmen, der mit seinem schleppenden Rhytmus, seinen endlosen monotonen Mollschnörkeln unzweifelhaft seine maurische Abkunft darthut. Maler und Bildhauer huldigen einem ausgesprochenen Realismus; das Gegentheil würde sie von ihrem Publikum vollständig isoliren, dessen Anforderungen durchaus auf die Kunstfertigkeit und gar nicht auf die Vertiefung gerichtet sind. Das Virtuosenthum, namentlich wenn es von seiner Ziehmutter der Reclame, begleitet auftritt, findet goldenen Boden; die Classicität könnte jämmerlich Hungers sterben.

Thun sich die Catalanen auf ihren praktischen Sinn und ihre Geschäftstüchtigkeit nicht wenig zu Gute, so geben sie selbst — allerdings nur unter vier Augen — zu, daß ihr Volkscharakter etwas roh — algo crudo — ist. Man braucht dieses Geständniß durchaus nicht zu beschönigen. Es gibt vielleicht keinen romanischen Volksstamm, dem der Sinn für feine Sitten, für gesellschaftliche Rücksichten so abginge, wie den Catalanen. Je näher man in Beziehungen zu ihnen tritt, desto mehr lernt man sie nach dieser Richtung hin geringschätzen. Mitten in der dem Spanier entlehnten, excessiven Höflichkeits-Phraseologie hat dieses brutale, ungeschlachte Wesen, das selbst Damen gegenüber sich nicht Gewalt anthun kann, etwas geradezu Verblüffendes für den Fremden, der obendrein unter jenem stillen Ingrimme des Hasses und der Unduldsamkeit zu leiden hat, mit dem man in ganz Spanien jeden Ausländer bedenkt. Man muß nur Acht geben, wie sich die Lippen eines Spaniers verziehen, wenn er das Wort estranjero (Fremder, Ausländer)

ausspricht. In Catalonien gesellt sich zu dieser Empfindung auch noch der Brodneid. Jeder Einwanderer ist ein Eindringling, der den rechtmäßigen Verdienst des Einborenen, dessen Recht auf schrankenlose Ausbeutung des Nebenmenschen schmälern will. Er gilt für vogelfrei; ihm gegenüber ist jeder Angriff, sei er mit noch so unerlaubten Mitteln, mit noch so großer Heimtücke geführt, nur ein Act gesetzlicher Nothwehr. Gastfreundschaft kennt der Catalane nicht, kaum daß ihm das Wort bekannt ist. Jeder sorge für sich und wie im schwarzen Wallfisch zu Ascalon gilt es in ganz Catalonien: „Wer vergnügt da leben will, zahlt baar, was er verzehrt.“ Das Landvolk ist in dieser Hinsicht noch besser, als die „feinen“ Stadtleute, die zwar mitunter eine gastliche Redensart anwenden, aber zu Tode bestürzt und erbittert wären, wofern man sie beim Worte nähme.

Schroff und unangenehm, wie die Umgangsform, ist auch der äußere Typus dieses Volksstammes. Die Catalanen selbst führen ihre Abstammung gerne auf griechischen Ursprung zurück, wie ihn die Bewohner von Marseille, Arles, Tarrascon und anderen Punkten am Golf von Lyon für sich geltend machen können. Indessen sprechen viele Umstände dafür, daß, wenigstens die Bevölkerung der Küstenstriche, phöniciscen Ursprunges ist. Die punische Treue der Catalanen ist ihnen also angeerbt. Diese afrikanischen Ansiedler kreuzten sich im Laufe der Jahrhunderte mit celtischen, vandalischen, aber auch semitischen Rassen, welch’ Letztere im ersten Jahrtausend hier sehr zahlreich waren. Dazu eine Menge beweglicher Volkselemente, wie sie die Beziehungen des Handels und der Schifffahrt, die Wechselfälle der Kriege hieher verschlugen, dann die unmittelbare Nachbarschaft Frankreichs, die Verbindungen mit den amerikanischen Colonien — das Alles führte diesem Volksstamme fortwährend neue Rassenmischung zu und gab demselben schließlich etwas Mestizenhaftes, das sich auch in seiner Erscheinung ausprägt. Gedrungene, kräftige Gestalt, harte Züge, tief liegende, geschlitzte Augen, große Agilität der Bewegung — das sind so die generellen, typischen Eigenschaften; doch finden sich massenhafte Abweichungen von denselben und um nur Eine zu erwähnen sind blonde und rothe Haare, stumpfe Nasen, wulstige Lippen, in Catalonien ebenso häufig, als im übrigen Spanien selten.

Und das schöne Geschlecht? Leider vermag es uns gar nicht mit den Schattenseiten des männlichen Charakters zu versöhnen. Nicht Musen, noch Grazien scheinen an seiner Wiege gestanden zu sein. Die Natur hat den catalanischen Frauen den Liebreiz versagt; nicht Schönheit noch Anmuth machen sie anziehend, Bildung und Geist sind ihnen fremd. Das Mädchen widmet sich ausschließlich der Toilette, die Frau nebstbei noch der Verhätschelung der Kinder bis zu dem Alter, wo dieselben in ein geistliches Colegio gesteckt werden. Zwei bis dreimaliger Kirchengang, Theaterbesuch

und Siesta — das ist das Leben der Damen. Ein Buch in einem weiblichen Boudoir gehört zu den seltensten Erscheinungen; Lesen, Schreiben und Clavierklimpern genügen für die durchschnittliche Bildung und wer diese Stufe überscheitet, gilt als exaltirt, wird als Blaustrumpf ausgeschrieen. Man kennt nur einen Stolz: die schönste, das heißt, die theuerste und auffallendste Toilette zu besitzen und dieselbe möglichst häufig zu wechseln. Man kennt nur ein Vergnügen: viele Besuche machen und empfangen und dabei die alltäglichsten Gemeinplätze auszutauschen. Eine geistvolle Ausländerin, die lange Jahre im Lande lebte, behauptete einst, sie habe mit einem Vocabulär von vierzig Phrasen das Auslangen für allen Bedarf an Conversationswendungen gefunden. Erstaunlich ist die Vorliebe der catalanischen Damen für grelle Farben, excentrische Moden und starke Schminken; erstaunlich auch die Volubilität ihrer Zungen. Wahre velocibouches, sind sie obendrein mit einem gutturalen Stimmorgane ausgestattet, welches die ohnehin wenig melodiösen Laute des Idioms noch unharmonischer zu Gehör bringt. Reden ihrer Mehrere zusammen, so gibt dies mit den krächzenden Stimmen, den fetten, ordinären Tönen, dem Singsang der Betonung, mit den fortwährenden Interjectionen des Cá und des Ay ein wahres Froschconcert. Die Aufgabe des Weibes besteht nach ihrer Auffassung darin, möglichst viel zur Vermehrung des Familienstandes beizutragen. Alles, was die hygienische Pflege und geistige Entwicklung der Kinder betrifft, entzieht sich ihrer intellectuellen Erkenntniß und Befähigung. Stirbt dann so ein kleines Wesen in Folge höchst unrationeller Behandlung, so tröstet man sich mit der Aussicht, dasselbe recht bald zu ersetzen und macht höchstens noch eine Wallfahrt zur „schwarzen Jungfrau von Montserrat,“ oder gar nach Lourdes, oder legt das Gelübde ab, Jahr und Tag einen Gürtel aus grobem Leder zu tragen. All' dies gilt von den Frauen der sogenannten besseren Stände. Das Weib aus dem Volke theilt redlich mit dem Manne die Mühe des Kampfes um das tägliche Brod in Feld und Weinberg; die Weiber der Fischer betreiben ganz in derselben Weise wie unsere Erzgebirgsbewohnerinen die Spitzenklöppelei, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Klima auch der Aermsten gestattet, im Freien zu arbeiten und sich so den Genuß von Luft und Licht zu gönnen, der unseren armen Troglodyten versagt ist.

Die Bevölkerung Cataloniens steht im Rufe demokratischer Gesinnung. In der That wird man selten einer solchen Nivellirung des Ständeunterschiedes begegnen, als in diesen Marken. Der Arbeiter in seiner Blouse, der Bauer mit der rothen phrygischen Mütze, dem Biret, und den Sandalen, fühlt sich just so viel als der feine Stadtherr und der Letztere nimmt gar nicht Anstoß daran, wenn sich im Café oder im Theater ein Mann aus dem

Volke in Hemdärmeln neben ihm niederläßt. Nicht als ob sich Alle als Hidalgos benähmen. Die adelige Abstammung gilt blutwenig in Catalonien, wo es kaum einen adeligen Großbesitz gibt und die wenigen alten Adelsfamilien ganz im Volke aufgegangen sind. Hier wiegt nur Reichthum; wer ihn besitzt, mag sich den Luxus gönnen, sich in Madrid ein Marquisat oder in Rom eine Grafenkrone zu kaufen, er mag sich durch Anschaffung eines Großkreuzes den Titel „Excellentissimo" beilegen, das ist Geschmackssache, gibt aber nicht das mindeste Anrecht auf größeres Ansehen. So steckt also hinter den demokratischen Allüren ein plutokratischer Geist. Aehnlich ist es mit den republikanischen Gesinnungen bestellt, als deren Träger die Catalanen häufig bezeichnet werden. Praktisch und berechnend, wie sie sind, ist ihnen jede Regierungsform genehm, die ihnen gestattet, ihre localen Institutionen zu wahren, ihren geschäftlichen Vortheil zu verfolgen. Thatsächlich hat der Carlismus in Catalonien genau so viel Anhang gefunden, als die Republik; das hing ganz von dem Profit ab, den das Parteigängerthum abwarf. Autoritätsglauben kennt man kaum in diesem Lande, das ist richtig, und aus bloßer Sympathie wird sich der Catalane nie einem System anschließen, sobald sein Interesse nicht im Spiele ist. Und da Letzteres nicht immer parallel läuft mit jenem der übrigen Provinzen, da der Catalane sich eine Art Monopol zumuthet, seine spanischen Mitbürger, denen er allerdings an Arbeitskraft, an Fleiß und Ausdauer, so wie an Genügsamkeit überlegen ist, auszubeuten, so ist es just keine leichte Aufgabe für die Centralgewalt, diese divergirenden Tendenzen zu vereinigen und zu versöhnen. Aber im Großen und Ganzen ist das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit viel zu tief eingedrungen in Mark und Blut der catalanischen Bevölkerung, als daß sie sich nicht Eins fühlen würde mit dem Staate, mit dem sie Jahrhunderte verbunden und verschmolzen haben und dieses Bewußtsein, diese Tradition, welche den Catalanen nie vergessen läßt, daß er Spanier ist, bietet die sicherste Gewähr dafür, daß dieser Volksstamm, trotz aller nationalen Eigenart und Sonderstellung, seine staatliche Zusammengehörigkeit mit dem übrigen Spanien nie verleugnen, nie auf's Spiel setzen wird.





Fiorenza.

Von

Ernst Rauscher.

Auf einer jener dunklen Felsenklippen,
Die, ewig von der salz'gen Fluth bespült,
Verwittert liegen in der Schattenbucht,
Dort an des Strand's entlegenerer Stelle:
Nach vorn' geneigt den schlanken Leib, den Arm
Auf's Knie gestützt, das Kinn auf ihre Hand,
Sitzt eine Maid, hinausgewandt den Blick
Auf's weite Meer, das mit erregten Wellen
Geräuschvoll wogt herüber, und verlangend
Am Fels hinan zu ihren Füßen schmeichelt;
Der Wind, vom Süden wehend, kräuselt lieblich
Um Stirn' und Schläfe ihr das schwarze Haar,
Das turbanähnlich ihr am Hinterhaupte
Ein buntes Tuch zusammenhält. — Sie sitzt
So still und unbeweglich, wie ein Kind,
Ein artiges, dem ruhig hübsch zu bleiben
Die Mutter hat befohlen; manchmal nur
Hebt höher sich ihr Busen, gleich als schwellte
Ein Seufzer ihn, und schlürfend öffnet halb sich
Ihr rother Mund. In ihrer Nähe, so,
Daß er ihr feingeschnittenes Profil
Sich scharf abzeichnen sieht vom blauen Himmel,
Auf einem Steinblock sitzt ein junger Mann:
Die Mappe auf den Knien, in der Rechten
Den Pinsel, ist er emsiglich bemüht,
Der holden Jungfrau Bild so treu als möglich
Auf das Papier zu zaubern, bald erhebend
Den blondgelockten Kopf, und senkend bald,
Und jedesmal, wenn er den Kopf erhebt,
Sein Auge saugt mit Lust die edlen Züge,

Den herben Reiz der knospenden Gestalt,
Und länger, als es nöthig wäre, läßt er's
Verweilen auf dem schönen Mädchen, schier
Vergessend seiner Arbeit, bis er endlich
Sich wiederum besinnt, und weiter malt.
Und schauend, malend spricht er ab und zu
Sie freundlich an, und heischt Bescheid von ihr,
Die, ohne sich zu regen, kurz und ernst,
Doch durchaus nicht unfreundlich Antwort gibt.
Nach ihren Eltern und Geschwistern frägt er,
Nach Sitte, Brauch und Lebensweis' des Ortes,
Nach Land und Leuten, Klima, Wetterzeichen —
Ob sie nicht glaube, daß die grauen Dünste,
Die dort am Horizont empor sich thürmen,
Vorboten wären eines künft'gen Sturm's,
Und all die Barken, die zum nächt'gen Fange
Ausziehend, sich da draußen schaukelten,
Gezwungen würden früher heimzukehren?
Und manches And're frägt er sie — und jetzt
Nachdem er sie mit inn'gem Wohlgefallen
Betrachtet, schweigend eine Weile, plötzlich
Beginnt er: „Nun, Fiorenza, sag' mir — wie?
Hat sich Dein Herzchen von den jungen Schiffern
Noch keinen auserwählt, mit welchem Du
Die Lebensfahrt gemeinsam wagen möchtest?" —
Er spricht es; doch kaum hat er's ausgesprochen,
Bereut er schon das unvorsicht'ge Wort, —
Denn wie nunmehr — da nah dem Untergange
Noch Einmal durch Gewölk die Sonne bricht —
Gebirg und Hügel purpurroth erglühen:
So flammt Fiorenza's bräunliches Gesicht,
Genick und Hals im Purpur jählings auf,
Und ihre Hände g'en den Steinsitz stemmend
Unmuthig will sie sich sofort erheben;
Er aber bittet: „O noch nicht, Fiorenza!
Noch nicht! Nur zwei Minuten halt' noch stille!
Dann bist Du frei. Was dann am Bild noch fehlt
Wohl fertig bring' ich es für mich allein."
So innig bittet er, so flehentlich,
Daß sie den raschen Vorsatz aufgibt, und
Auf's Neue annimmt ihre vor'ge Stellung;
Jedoch, indem sie's thut, blitzt sie den Maler
Mit ernsten Augen flüchtig an, und spricht
Im Tone strenger Warnung: „Gut! Es sei!
Dann aber laßt so lose Reden, Herr!"
Und wieder sitzt sie still und unbeweglich,
Indeß er, ihrer Strenge heimlich lächelnd,
Doch nichts erwidernd, seine Arbeit fördert.

Und nimmer lange währt es, daß er glücklich
Sein Werk vollendet — „Herzlich Dank Fiorenza!“
Aufsteht sie schnell, und sich das krause Haar
Mit beiden Händen aus der Stirne streichend,
Und fester sich das bunte Kopftuch knüpfend
Nickt sie ein „gute Nacht!“ und geht hinweg. —
„So stolz und spröde! — Keine Königin
Kann stolzer sein, und Königin fürwahr
Ist sie ja auch im Reich der Schönheit!“ — Also
Denkt er bei sich, und schaut ihr staunend nach,
Wie sie, den drallen Leib anmuthig regend,
Durch schwarze Felsen, d'raus Agaven starren,
Den schmalen Pfad zur Straße aufwärts steigt,
Bis ihres Kleides Zipfel gar verschwunden.
Dann steht er auf, packt sein Geräth zusammen,
Und wandelt — fahle Dämmerung beginnt
Auf Land und Meer bereits herabzusinken —
In sein Hôtel zurück, das flach're Ufer
Entlang, vorbei an manchem Fischerboot,
Das umgestürzt im Trock'nen liegt, an Netzen,
Weitausgebreiteten, d'ran alte Weiber,
Im feinen Sande kauernd, fleißig flicken;
Ein Schwarm baarfüß'ger, kleiner Jungen läuft,
Umsonst verscheucht, dem Fremdling bettelnd nach,
Und balgt mit aufgestreiften Höschen watend
Sich lärmend um den Soldo, welchen Jener
In's Wasser wirft, das immer heft'ger wallend
Mit weißen Schäumen das Gestade kränzt.

Fiorenza aber schreitet unterdessen
Die Straße fort, das Meer zur Rechten, links
Die hohen, schmalen, flachgedeckten Häuser
Des bergeüberragten Städtchens, das
Zur Stunde öde und wie ausgestorben;
Nur da und dort vor einem Hausthor sitzt
Ein steinalt Mütterchen, und strickt, ein Greis
In rother Zipfelmütze, der bedächtig
Sein thönern Pfeifchen schmaucht. Fiorenza aber —
Nachdenklich geht sie längs der nieder'n Mauer
Am Straßenrand' und jezuweilen bleibt
Sie stehen, und sich lehnend auf die Brüstung,
Und in die Ferne spähend, auf die graue,
Bewegte Wasserwüste, voll Besorgniß,
Aufblitzen sieht sie grimme Wellenkämme,
Und Segel schwanken hin und her im Zwielicht,
Und hört mit banger Ahnung dumpf und schwer
Herauf die Brandung donnern. „Ob auch Pietro
Heut' draußen ist?“ Und siehe! wie sie zagend

Sich's denkt, und sachte sich zum Gehen wendet:
Steht er vor ihr, der gliederschlanke Jüngling,
Entblößten Halses, keck die woll'ne Mütze
Auf das kastanienbraune Haar gestülpt.
Er faßt die Maid an beiden Handgelenken,
Und mit den Feueraugen sie verschlingend
„Woher?“ — beginnt er — „o gewißlich wieder
Von einem Stelldichein mit jenem deutschen,
Verwünschten Farbenkleckser, der die Gegend
Unsicher schon zu lange macht! — Daß ihn ....!
Gesteh' es nur, Fiorenza! Läugn' es nicht!
Ich sah Euch wohl.“ — Vor Ueberaschung pocht
Noch mächtig ihr das Herz; doch sich bezwingend
Erwidert sie gleichgiltig und gelassen:
„Wenn Du's gesehen hast, was frägst Du mich?
Von Jenem komm' ich, ja, ich läugn' es nicht.
Du aber — bin ich etwa Rechenschaft
Dir abzulegen schuldig? oder hab' ich
Mich jemals schon in Worten oder Thaten
Dir gegenüber so betragen, daß Du
Daraus ein Recht ableiten konntest, heimlich
Jedweden meiner Schritte zu belauern?
Und Vorwürf' mir zu machen? — Laß' mich los!“
Er läßt sie los. Ein schmerzlich Zucken spielt
Um seinen Mund: „Weiß Gott, das that'st Du nicht!
Mit holden Worten, freundlichtrauten Blicken
Hast Du mich aufgemuntert nie; vielmehr
Ausweichst Du mir, wo Du nur kannst, indeß
Du stets gefällig Dich dem Fremden zeigst,
Und willig Deine Gunst an ihn verschwendest,
Den Aufdringsamen; aber wart' nur! heute
Verlangt er nur Dein Bild, und morgen wird er
Dich selbst begehren — Ha! und Du ...“ Sie fällt
Ihm in die Rede: „Schweig', Du kennst ihn nicht,
Und Unbekanntes schmäh'n ist Unverstand!
Bescheiden ist er, artig und gesittet
Weit mehr, als Du, und wisse, viel zu klug,
Von mir zu fordern, was von mir ihm ewig
Verweigert würde.“ — „Und auch mir verweigert!“
— Ausruft der Heißentflammte — „gelt, Fiorenza —
Das willst Du sagen doch? O ich verstehe —
Auch mir, der keinen anderen Gedanken
Auf Erden hat, als Dich Fiorenza, mir,
Der alle künftige Himmelsseligkeit
Hingäbe für ein einzig holdes Wort,
Für Einen freundlichtrauten Blick von Dir!
Der sich verzehrt für Dich in Liebe! ...“ „Liebe?“
Versetzt sie kalt, die Arme unterm Busen

Verschränkend, und die Lippen höhnisch ziehend.
„Von Liebe wagst Du mir zu sprechen, Pietro?
Glaubst Du, ich weiß nicht, wie Du eines Tages
Im Kreise der Genossen Dich gebrüstet,
Es könne Dir kein Mädchen widerstehen,
Und — käm's d'rauf an — wär's Dir ein leichtes Spiel
Auch mich in Deinem Netz zu fangen, die
Bisher als unzugänglich Euch gegolten!
Ja, staune nur! Still! Unterbrich mich nicht!
Battista hat mir Alles wohl erzählt —
Und wie Du eine Wette eingegangen,
Daß Du in kurzer Zeit mein Herz erobern,
Und als Dein Liebchen Deinen Freunden mich
Aufführen würdest! Thöricht eitler Knabe!
Sei's Ein für allemal Dir denn gesagt:
Als Gegenstand zu dienen einer Wette,
Dafür bin ich zu gut, und nimmermehr,
— Ob Du nun schmeicheln oder trotzen magst —
Gelingt's Dir meine Neigung zu gewinnen!"
Sie kehrt sich zürnend ab; doch Pietro tritt
Ihr in den Weg, entrüstet erst, dann zärtlich:
„Battista hat Dir das erzählt? Der Schurke!
Der Lügner, der Verräther! — Weil er selber
Für Dich entbrannt, und merkte, daß vergebens
Er sich um Dich bemüht, will eifersüchtig
Und neidisch er Dich keinem Ander'n gönnen,
Und sucht Dich aufzureizen gegen mich
Mit Märchen, d'ran kein wahres Wort. O Himmel!
Wann hätt' ich je im Kreise der Genossen
Solch wind'ger Prahlerei mich unterfangen?
Und was er Dir, Fiorenza, vorgeschwätzt
Von Herz erobern, Wette — glaube mir:
Erfindung ist es, Unsinn! Wahr ist nur,
Daß ich Dich pries als Perle aller Mädchen,
Die weit und breit zu finden, wahr ist auch,
Daß ich geschworen bei mir selbst: wofern
Ich Dich erringe nicht, soll Keine sonst
Mein eigen werden! Ja, und dieses schwör' ich
Fiorenza Dir auch jetzt, — Du meine Seele!
Stern meines Lebens, meiner Sehnsucht Ziel!
Geliebter Schatz!" — Er will voll Ungestüm
Den kühnen Arm um ihre Mitte legen;
Doch wie sie mit abwehrender Geberde,
Noch kaum berührt sich stumm dawider sträubt,
Ergreift und hält er krampfhaft ihre Hände,
Und seine Stimme bebt: „Du traust mir nicht?
Du hassest, Du verachtest mich? Grausame!
Ha! wahrlich, eher, als in Deiner Brust,

Möcht' ich im Felsenriff Gefühl erwecken,
Im fluthumbrausten! Hörst Du, wie die Wogen
Anprallend sieden, der Scirocco stöhnt!
Dem Schiffer wehe, der im kleinen Kahn
Auf hoher See herumtreibt, weh' dem Schiffer,
Der jetzt vom Lande stößt! Ich aber will
Nicht leben ohne Dich, wohlan! so sei
Der Tod willkommen mir, der meine Qualen
Auf ewig löscht! Lebwohl! —"
Von dannen stürzt er
Durch's Dunkel, das kein völlig Dunkel ist,
Und jeden Augenblick mit Helle wechselt,
Wenn aus zerriss'nen windgejagten Wolken
Des Mondes wachsende Gestalt hervortritt,
Und Häuser, Straße, Strand und Meeresweite
Mit silberbleichem Schimmer übergießt —.
Fiorenza steht betäubt, bestürmt im Innern
Von widerstreitenden Empfindungen;
Des Jünglings leidenschaftlich wilde Sprache
Vernahm sie, seine bittere Verzweiflung,
Sie sah ihn fliehen; doch ein Etwas lähmte
Die Zunge ihr, und ach! sie sprach nicht: Bleibe! —
Nun ist's zu spät. „Er wird doch nicht ..." — Vom Boden
Hebt sie den Blick, und läßt ihn seewärts schweifen:
Herumgeworfen zwischen Wellenbergen
Und Wellenthälern — sieh! ein schwarzes Ding
Vom Ufer weg sich kämpfend weit und weiter —
Und in dem schwarzen Ding ein schwarzer Schatten
Sich hin und herbewegend — „Pietro — Pietro!"
Umsonst! Der laute Ruf der Maid verhallt
Ohnmächtig, von des Windes feuchten Schwingen
Davongeweht. Unsicher'n Schrittes wankt sie
Nach vorne dann — „O heilige Madonna!
Sei Du mit Ihm!" Und vor dem alten Steinkreuz
Daran der Gottesmutter Bildniß hängt,
Sinkt sie in's Knie, das Angesicht bedeckend
Mit ihren Händen, und ein Strom von Thränen
Entquillt in heißen Tropfen ihren Augen.

Aus des Hôtels erleuchtetem Salon,
Dem ebenerdigen, allwo die Fremden,
— Herzugereist aus aller Herren Ländern —
Sich jeden Abend zu versammeln pflegen,
Zur selben Stunde tritt der junge Maler,
Die hohe Glasthür öffnend, auf die mondlicht-
Umdämmerte Terrasse, um ein wenig
Im frischen Nachthauch seine Stirn' zu kühlen.

Hier säuseln Palmen und Magnolien regsam
Zu Häupten ihm, die Rosenhecken duften
Im nahen Parke, und gedämpft erschallt,
Und wiegt in süße Träume seine Seele,
Die Symphonie des aufgewühlten Meeres,
Das durch die Bäume glänzt wie flüssig Silber —.
An einen Stamm den Rücken lehnend, steht er,
Und sinnt, und ihrer muß er immer denken,
Fiorenza's, die so höflich ihm gesessen
Zu seinem Landschaftsbilde, und im Geiste
Ausmalt er sich, wie es gar herrlich wäre
— Statt unstet und allein und ruhelos
Zu wandern — in idyllischer Beschränkung
Zu leben an der Seite solches schönen,
Vollkommenen Geschöpf's, und Tag für Tag
An dessen Reizen sich zu weiden, ferne
Vom Weltgetriebe, unberühmt; doch glücklich
Im Schoße einer südlichen Natur! —
„Und keiner sollte noch der schmucken Burschen
Sie auserkoren haben? und sie selbst,
Sie wäre in der That so unempfindlich,
Wie sie sich gibt? O nein, unmöglich ist's!
Die Blume blüht, daß sie gebrochen werde,
Und früher oder später naht der zehnmal
Beneidenswerthe, der auch diese pflückt;
Ich aber geh' dann längst auf ander'n Pfaden
Der Spur der Schönheit nach, und allerorten
Mit ihrem Abbild muß ich mich begnügen,
Besitzentsagend, wie's dem Künstler ziemt.
Wo mag sie jetzt wohl weilen?" — Unwillkürlich
Zum flachen Strande irrt sein Blick hinunter,
Wo es lebendig wird auf Einmal. — Siehe!
Die kleinen, dunklen Menschengruppen alle,
Die da gesondert standen oder gingen,
Zu einer einz'gen, dichten Gruppe drängen
Sie nun von allen Seiten sich zusammen,
Wie wenn sich was Besonderes begäbe. —
Der Maler stellt sich aufrecht, drückt den Hut,
Den breitgekrempten, fester auf die Locken,
Und wandelt an den Strand. — Verworren tönt
Von Weitem schon ein buntes Durcheinander
Von hohen, tiefen Stimmen ihm entgegen,
Und bald — wie er sich nähert — wird ihm auch
Des Aufruhrs Anlaß klar: Herbeigeeilt
Sind Väter, Mütter, Frauen, Schwestern, Brüder,
Die Fischer zu begrüßen, die der Sturm,
Der droh'nde, vor der Zeit nach Hause trieb,
Und alle Zungen, alle Hände sind

In Thätigkeit und eifriger Bewegung.
Geschleudert von den Fluten, gischtumsprüht,
Anlandet Bark' um Barke, hurtig springen
Die Männer aus, die rothbemützten, bergen
Die Ruder, Netze, Segel voller Hast,
Und ziehen rückgestemmt, mit kräft'gen Händen
An Tauen reißend, unter Schub und Ruck
Die bauch'gen Schiffe vollends auf den Sand;
Und Einer steht dem Ander'n hilfreich bei,
Und heis'rer Zuruf schallt aus rauhen Kehlen
Geschäftiglich, und Frag' und Antwort fliegt
Herüber und hinüber. Kleine Kinder
Auf ihren Armen tragend, kreischende,
Die Weiber schnattern unermüdet, häufig
Die größer'n Rangen scheltend, welche stoßend,
Und zerrend, ausgelassen lärmend zwischen
Den Beinen der Erwachsenen sich tummeln.
Und in dies Schreien, Schwätzen, Zanken mischt
Sich endlos grollend ein das Meerestosen,
Und huschend flüchtig durch's Gewölk beglänzt
Der Mond die Scene alle Augenblicke. —

Mit künstlerischem, hingegeb'nem Sinn
Betrachtet aufmerksam der junge Maler
Die prächt'ge Gruppe, und so manch Motiv
Entnimmt er d'raus zu künft'gen Schöpfungen,
Studierend Haltung, Miene und Gebaren
Von Diesem oder Jenem, und sich's treu
In das Gedächtniß prägend. — Aber sieh!
Was soll denn das bedeuten? Durch den Schwarm,
Die Nebenstehenden bei Seite drückend,
Von krausem Haar umflattert, athemlos
Nach vorn' bricht eine Maid sich Bahn: — Fiorenza,
Sie ist es, ja! — Bald rechts, bald links gewandt
— Indeß das Volk zurück verstummend weicht —
Schaut ängstlich forschend sie die Fischer an,
Und stammelt mühsam, scheu und abgebrochen
Mit aufgehob'nen Händen: „Wo ist Pietro?
Seid Ihr dem Pietro nicht begegnet? Sprecht!
O sprecht, um aller Heiligen willen!“ —
„Pietro? —
„Was soll's mit ihm?“ — „Der blieb ja heut' daheim.“
„Und Recht hat er gehabt, für uns auch war's
Die höchste Zeit!“ — „Wir hatten mit uns selber
Genug zu thun.“ — „Ich sah ihn nirgends.“ — *Also*
Kopfschüttelnd, achselzuckend sagt ihr Dieser
Und Jener zur Erwiderung, verwundert
Ob ihrer seltsam ungewohnten Weise;

Fiorenza aber, mit gerung'nen Händen
Am Wogensaume irrt sie auf und nieder,
Und jammert laut: „So ist er denn verloren!
Gewissem Untergange preisgegeben,
Allein auf wilder See, die hoch und höher
Anschwellend zornig, ihn erbarmungslos
Hinabschlingt in die grause, finst're Tiefe!
Und ich bin schuld daran, weh' mir! ich bin's,
Die ihn getrieben in's Verderben! Oh!
Ich Schlechte, Abscheuwürdige, Elende! —
Solang ich lebe, muß ich nun mich selbst
Anklagen, und mein Los ist Reue! — Nein!
Ich trag' es nicht. Was zaudr' ich länger?"
„Halt!
Bist Du von Sinnen?" Jäh, als Erster, springt
Herbei der Maler, packt sie an den Armen,
Und reißt vom weißen Schwall, der gierig schon
Die Füße ihr beleckt, gewaltsam rückwärts
Die Taumelnde. — Beflissen, theilnahmsvoll
Umringen sie die Männer und die Weiber,
Und dringen — ob sie auch nicht ganz begriffen
Der Jungfrau Worte — tröstend und bedauernd,
Gutherzig auf sie ein, und setzen ihr
Auf Einmal Alle so gewaltig zu
Mit hundert Fragen, daß — wofern sie ja
Im Stand' wär', halbbewußtlos wie sie ist,
D'rauf zu entgegnen — Keiner sie verstünde
Im Stimmgewühle. Plötzlich aus der Schaar
Hervor nun gellt es: „Noch ein Boot!" — Fiorenza
Wie eine aus dem Tode Auferweckte,
Rafft bebend in die Höhe sich im Nu,
Entwindet sich dem Knäuel, und die Hände
Auf's Herz gepreßt, das ihr zerspringen will,
Verstört, erwartungsbang starrt sie in's Weite —
Und Aller Augen sind, wie die des Mädchens,
Auf's Meer sofort hinausgerichtet, wo
Ein schwarzes Etwas auf den Wellen tanzt,
Und wie es näher kommt, und deutlicher
Nun wahrzunehmen, — schwirrt's von Mund zu Mund
In aufgeregten, kurzen Wechselreden:
„Ein Boot!" „O seht, wie es mit seinem Kiel
Hinauf sich bäumt!" „Hinunter schießt es jetzt!"
„Verschwunden ist es!" „Nein, da ist es wieder!"
„Ist Jemand drin?" „Versteht sich!" „Alle Wetter!
Das nenn' ich brav gerudert!" „Wack'rer Junge!
Nur immer zu!" „Aus dem wird noch einmal
Ein tücht'ger Schiffer!" Also ruft ermunternd
Mit Wort und Wink dem Ringenden entgegen

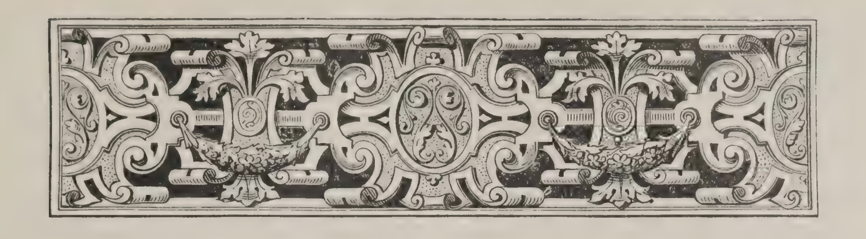
Manch ein ergrauter Meeresveteran,
Und macht, mit jeglicher Secunde wachsend,
Bei Jung und Alt die Spannung nun sich Luft;
Fiorenza nur, hochathmend, schweigend harrt sie
Der wichtigen Entscheidung, flimmernd flirrt's
Vor ihren Augen, unverstand'ne Töne
Umsummen ihr die Ohren, alles Blut
Drängt sich vom Herzen ihr zu Kopfe, zitternd
Ausstreckt sie ihre Arme, und ein Name
Möcht' ihren Lippen sich entringen; doch
Ein schwacher Seufzerhauch nur, stirbt er hin
Auf ihren Lippen. Jetzt — noch Einen Schlag —
Die Barke sitzt. — Begrüßt vom hellen Jubel
Springt Pietro triefend auf den nassen Sand,
Und an die Brust sinkt sprachlos ihm Fiorenza,
Und schluchzt und weint, und hält ihn fest umklammert.

Der nächt'ge Sturm hat ausgewüthet. Siegreich
Der Elemente Kampf beschwichtigend
Sein Herrscherscepter schwingt der gold'ne Morgen,
Und Alles athmet Frieden und Versöhnung.
Im Sonnenlichte funkelnd, unermeßlich
Dehnt sich besänftigt das azurne Meer,
Der Aether drüber in krystall'ner Klarheit,
Und in des Haines immergrünen Büschen
Ihr Morgenständchen singt die Nachtigall.
Doch einen schöner'n Himmel sucht der Jüngling
Im Aug' der Jungfrau, seine Rechte windend
Um ihren Leib, indeß er mit der Linken
An sich drückt ihr verschlung'nes Händepaar,
Und süßer, als der Sang der Nachtigall
Klingt ihr sein Liebeslispeln in die Seele,
„Das also hat's gebraucht —“ so spricht er, während
Sie sich ergehen außerhalb des Ortes
Auf stiller Straße, wo nur manchmal ihnen
Ein Bauer mit dem korbbepackten Esel
Begegnet, der da Kohl und Artischoken
Trägt nach der nahen, großen Hafenstadt, —
„Das also hat's gebraucht, die eis'ge Rinde
Von Deinem Herzen endlich wegzuschmelzen!
Doch denk' nur nicht, daß ich Dich schrecken wollte
Mit eitler Drohung! Nein! Auf Ehre — Liebste,
Es war mir völlig Ernst, entschlossen war ich
Im Wellenschoße meine Gluth zu kühlen;
Doch sieh! Fiorenza, — als ich so verlassen
Und einsam draußen trieb, bereit zu sterben —
Da trat noch Einmal glanzverklärt und leuchtend,
Und lieblicher, denn je, Dein wonnig Bild

Vor meine Seele — ach! — und nur zu denken,
Daß ich Dich nie mehr, nie mehr sehen sollte! —
Mir sank der Muth, ich bracht' es nicht zu Ende.
Erträglicher noch dünkte mich das Los,
Verkannt von Dir und ungeliebt zu athmen
In Einem Lichte wenigstens mit Dir,
Als in der Nacht des Selbstvergessens ewig
Auf Deinen holden Anblick zu verzichten.
Und zur Madonna flehte ich voll Inbrunst,
Und alle meine Kräfte strengt' ich an,
Die Küste zu erreichen."

„Und gepriesen
Sei die Madonna" — spricht Fiorenza, inniger
Im Gehen sich an seine Seite schmiegend —
„Daß sie errettet Dich aus der Gefahr,
Und gnädig hörte Dein Gebet — und meines!
Denn, Pietro, weißt: ich bin Dir längst ja gut,
Und eben d'rum hat's mich so tief geschmerzt,
Daß ich Dich fähig hätte halten sollen
So niedriger, verletzender Gesinnung,
Wie's der Verleumder von Dir ausgesagt;
Und als Du gestern Dich vor mir vertheidigt,
Da zweifelte ich nicht, daß Du die Wahrheit
Gesprochen; aber Trotz und blöde Scham
Versiegelten die Lippen mir, ich ließ
Dich ziehen — ach! verdiente Strafe ward mir
Die Todesangst, die ich um Dich gelitten!
Doch das ist nun vorüber, und in Zukunft
Soll uns kein Dritter trennen!"

„Ja, und nimmer
Soll meine Eifersucht Dich quälen! O
Fiorenza, theure Braut! Wie bin ich selig!
Umarmen könnt' ich jeden Menschen, der
Des Weges kommt, bei meiner Treu'! — und wär's
Battista selbst!" — Aufschauen hier die Beiden:
Ein leicht Gefährt, in raschem Trab gezogen
Von einem Pferd', an dessen Halse lustig
Die Schellen klingeln, rasselt hinter ihnen
Einher, und vor, und sich vom Sitz erhebend,
Zurückgewandt das Antlitz, lächelnd grüßt,
Den breitgekrempten Hut in Eile schwenkend,
Ein blondgelockter, junger Mann das Paar,
Das freundlich wiedergrüßt. Und wie der Wagen
Nunmehr um einen Hügelvorsprung biegt,
Ein Wölkchen Staub aufwirbelnd, und verschwindet —
Schließt Pietro die Geliebte an sein Herz,
Und küßt sie mit dem Kuß der ersten Liebe.





Zwei Witwen.

Erzählung

von

Adalbert Stifter.

Mitgetheilt und eingeleitet von Hermine C. Proschko.

Im schönen Obderennserland, nahe an der böhmischen Grenze, an der Nordseite der freundlichen Donaustadt Linz, breitet sich ein liebliches Fleckchen Erde aus, welches der Haselgraben genannt wird. Ueppiges Grün deckt den Boden dieses romantischen Thalkessels, dichte Waldungen umfrieden ihn, Laubholz und Nadelgewälde. Wohl ragen dort auch Hügel und Berge empor, aber nicht solche auf denen es Edelweiß und Alpenrosen gibt; auch setzt die flüchtige Gemse ihren Fuß nicht dahin, wohl aber das kluge Reh und statt der Alpenflora entfaltet sich dort ein solcher Reichthum von Wald- und Wiesenblumen, wie man ihn nur selten wieder irgendwo antrifft. Es ist etwas Wunderbares um den Anblick der unabsehbaren Wiesengründe in jener Gegend, wenn sie im Brachmonde mit Millionen von Löwenzahn, Maaßliebchen, Steinnelken und Ackerwinden besät sind und aus den üppigen Kornfeldern die blauen Cyanen und der rothe Mohn hervorblinken. Der Lockruf des Edelhirschen, der schrille Pfiff der Gemse, das Glucken des Birkhahnes ist freilich dort nicht zu hören; aber das süße Gezwitscher des kleinen Waldsängers, der traute Kuckucksruf, das Girren der wilden Turteltaube, das Blöcken der Lämmer am grünen Wiesenplan ist so angenehm, daß es dem Bewohner jener Gegend die Alpenlandschaft leicht ersetzt. Entzückend sind auch die Wanderungen im Tannengrün jener

reizenden Gegend. Hoch ragen die schlanken immergrünen Bäume, wie treue Wächter eines Heiligthumes, in die klare blaue Luft empor und wie geheimnißvolle Musik klingt es, wenn der Wind mit ihren Wipfeln spielt.

Dort am Waldesrain steht eine einsame Tanne, als wäre sie aus dem Kreise ihrer Schwestern herausgetreten, um neugierig das Thal zu überblicken. Anfangs hatte es ihr wohl bekommen; der Sonnenstrahl erwärmte sie und entlockte ihr einen herrlichen Wohlgeruch; die emsigen Bienen umschwärmten sie, Falter und Vögel küßten sie; als aber die Menschen kamen, da gab es wohl anfangs Bewunderung über den stattlichen schattenspendenden Baum, unter welchem sich ein angenehmes Ruheplätzchen ausbreitete, dann aber kam ihnen der Gedanke, ihre Namen in seine Rinde zu schneiden und das mochte dem Baume, wenn es wahr ist, daß Pflanzen Empfindung haben, wohl nicht behagen.

Bald ging fast kein Wanderer, insbesondere aber kein Liebespaar an der einsamen Tanne vorüber, ohne die Anfangsbuchstaben seiner Namen in ihre Rinde zu schneiden, so daß der Stamm der Tanne bald einer mit Hieroglyphen bemalten egyptischen Säule nicht unähnlich sah. Da war das ganze Alphabet zu lesen, da waren Herzen und Kreuze und in diesem Labyrinthe auch zwei besonders zierlich ausgeführte Buchstaben, ein großes lateinisches A und ein eben solches S zu sehen, von denen wohl fast Niemand wußte, wer sie in die Baumrinde eingeschnitten hatte. Vielleicht hatten auch nur Wenige den schlicht aussehenden, freundlich lächelnden Mann gesehen, der diese Buchstaben in die Rinde schrieb, wenn er mit einem braunen Farbenkästchen auf dem Schoße, mit Pinsel und Palette in der Hand auf einem Baumstrunk im Schatten der einsamen Tanne ruhte und die anmuthigen Landschaftsbilder dieser Gegend der Leinwand überlieferte, oder wenn er seine kleine Ledermappe ausbreitete, von Zeit zu Zeit den Kiel in das Tintenfläschchen tauchte, welches er sich am weichen Moosteppich zurechtgestellt hatte, und das niederschrieb, was in schönen und erhebenden Bildern eben durch seine Seele zog.

Mein Vater hat ihn hier manchmal belauscht, den einsamen Maler und Dichter, der ihm ja ein aufrichtiger Freund war und dessen gefeierter Name Adalbert Stifter immer genannt werden wird, als einer der ersten unter den deutschen Poeten, dessen Werke immer in gleicher Frische und Anmuth fortleben werden wie das immer frische Tannengrün, unter welchem der gemüthreiche Dichter, der edle Mann und Kinderfreund stets mit besonderer Vorliebe weilte und seinen Naturstudien oblag. Für ihn war ja jedes Gräschen, jeder Halm, jede Blume von Bedeutung, er sah, wie er selbst wiederholt zu sagen pflegte, bei seinen so oftmaligen Gängen durch die frischen Lüfte des Hochwaldes die Bäume wachsen, er liebte sie, er sprach zu

ihnen, als ob sie lebende Gestalten gewesen wären, er zählte die Ringe an ihrer Rinde und maß mit seinen Blicken die Höhe ihrer in die blaue Luft ausgestreckten Wipfel; er schlürfte mit Entzücken den würzigen Duft der üppigen Waldregion, welche sich hier in tausend Blättern und Blüthen entfaltet. Er freute sich immer herzlich, wenn er das im Haselgraben so reichlich wuchernde Tausendguldenkraut fand, welches, wie er scherzhaft bemerkte, wohl in diesem Felsenthale, nicht aber in seinem Haushalte, so üppig blühe.

Auf solchen Wanderungen durch die Wälder des Haselgrabens mag auch manche gediegene Arbeit Stifters entworfen worden sein. Die Umgebung dieser Waldlandschaft und vielleicht auch die einzelnen Persönlichkeiten in derselben regten ihn hiezu an. Die traurige Geschichte vom „schönen Enkel“ und seiner Schwester, dem „schönen Engel,“ wie die Leute jener Gegend vor langer Zeit ein blühend Geschwisterpaar nannten, welches in ihrem Thale bei seinen beiden Großmüttern lebte, ging dem warmfühlenden Dichter zu Gemüthe. Ein alter Kräutersammler fand nämlich eines Tages tief drinnen im Tannengrün, wo eine klare Quelle schäumt, den entseelten Leichnam eines jungen Mannes, schön von Gestalt und Antlitz. In der erstarrten Hand hielt derselbe eine Pistole, mit welcher er sich selbst den Tod gegeben hatte. Dämon Leichtsinn hatten den, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten jungen Mann ins Verderben gestürzt, ihm das Roth seiner Wangen, Vermögen, Ehre, den Glauben, aber zugleich auch die Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit geraubt, so daß er der Hand des Allmächtigen vorgriff und seinem Leben ein Ziel setzte. Aber das schmerzliche, fast sanfte Lächeln auf den bleichen Lippen des Entseelten verrieth, daß ihn im letzten Augenblicke Reue über seine That erfaßt haben mochte, und der alte Kräutersammler ließ es sich nicht nehmen, daß er eine weiße Taube über der Leiche hatte schweben gesehen — ein Zeichen, daß der Todte bei Gott Gnade gefunden habe, was wohl die engelsgute Schwester des Verblichenen, die den Bruder gar lieb hatte, erbeten haben dürfte.

Diese traurige Begebenheit aus längst vergangenen Tagen, schien den gefeierten Dichter des Hochwaldes zu nachfolgender gemüthreichen Erzählung angeregt zu haben, deren von Stifter eigenhändig, wie er selbst bemerkte, im Tannengrün geschriebenes Original er meinem Vater zum Geschenke machte, welcher dieses Manuscript noch jetzt als ein theures Andenken an den geschiedenen Dichter und Freund aufbewahrt.

Hier folgt nun der interessante Wortlaut der erwähnten Erzählung Adalbert Stifters. Wie schon oben angegeben, führt sie den Titel: Zwei Witwen.

„Es ist eine sehr einfache Geschichte, welche ich hier erzähle und sie mag sich recht oft ereignet haben; aber ihre Folgen mögen nicht immer gewesen sein wie hier.

Im Waldlande lebten zwei Witwen. Beide waren noch nicht alt, die eine noch nicht vierzig, die andere etwas über vierzig Jahre. Beide waren noch schöne Frauen, beide waren so wohlhabend, daß sie in der einfachen Waldgegend sehr anständig leben konnten, beide hatten ihr Vermögen nicht in liegenden Gründen, sondern in einer netten wohlangelegten Geldsumme, so daß sie nicht Gesinde und Arbeitsleute brauchten, sondern in einer reinlichen Wohnung ihren selbstgewählten Beschäftigungen, von einer einzigen Magd unterstützt, nachgehen konnten, beide hatten nur ein einziges Kind, beide hatten Männer gehabt, die dieses Kind gut erzogen und beide waren sehr eingezogene und gewissenhafte Frauen. Nun hören aber die Aehnlichkeiten auf. Die erste Ungleichheit war, daß die eine Ludmilla, die andere Crescentia hieß, die fernere, daß die ältere Ludmilla einen Sohn von sechsundzwanzig, die jüngere Crescentia eine Tochter von zwanzig Jahren hatte, dann, daß jede ihr Kind für weit schöner und besser hielt als das der Andern, und endlich, daß sie sich immer wenn sie zusammen kamen widersprachen. Eine Gleichheit war wieder darin, daß ihre Kinder wirklich sehr schön waren, daß sie einander liebten und Mann und Weib werden wollten. Und hierin widersprachen sich die beiden Witwen zum erstenmale nicht, da sie es aus Liebe zu ihren Kindern zugaben. Ludmillas Sohn hatte ein Zimmermannsgewerke aufgerichtet, das in guten Schwung kam und Crescentias Tochter waltete als Hausfrau belebend in dem Gewerke; des Glückes war umsomehr die größte Fülle, als beide junge Leute sehr heftige Herzen hatten, die die Gefühle der Zuneigung ungemein mehr erfaßten als andere Menschen.

Noch höher wuchs die Freude, als nach dem ersten Jahre der Ehe ein Söhnlein und nach dem zweiten ein Töchterlein geboren wurde, welche so schön waren wie kaum Engel sein können. Nun aber endete für die Eltern das Glück; denn als der Knabe zwei Jahre, das Mädchen ein Jahr alt war, starben die Eltern in kurzer Frist nacheinander an einer hitzigen Krankheit, die eines dem andern mitgetheilt hatte. Das Zimmermannsgewerke fiel auseinander und die Kindlein waren hilflos da. Jede der Witwen wollte nun beide Enkel haben, bis der Pfarrer und die Nachbarn den Vergleich zu Stande brachten, daß Ludmilla den Knaben, Crescentia das Mädchen zur Erziehung erhielt. Ja, die beiden guten und sehr achtbaren Großmütter gelobten sich bei dieser Gelegenheit, daß sie nicht nur ihre Enkel sehr lieben wollten, was ohnehin der Fall war, sondern daß sie in Einigkeit und Friedseligkeit einander unterstützen wollen, das zeitliche und ewige Glück der armen Geschöpfe zu gründen.

So war das Beste im Willen und in der Aussicht.

Der Knabe Otto war in die reinliche Wohnung Ludmilla's gebracht worden, in welcher er ein schönes Kämmerlein und in demselben ein schönes Bettlein und niedliches Gewand und Spielzeug erhielt. Ludmilla hütete ihn mehr als den Apfel ihres Auges. Sie wurde durch ihre Magd bedient; der Knabe aber erhielt seine Pflege durch sie selber. Er liebte die Großmutter in Kurzem so, daß er alle Augenblicke seine kleinen Aermlein mit Heftigkeit um ihren alternden Nacken schlang.

Das Mädchen Clara erhielt in Crescentia's Wohn- und Schlafstube ein Bettlein, es enthielt alles Nothwendige, daß sein Körperchen warm und reinlich war und es wurde von der Großmutter gepflegt und ernährt. Wenn das kleine Ding ein Bedürfniß hatte, wurde darauf geachtet und dasselbe gestillt; wenn es aber gesättiget war, in frischen und warmen Röckchen und Deckchen stack und dennoch aus langer Weile oder einer andern Ursache mit Geschrei unbekannte Dinge verlangte, oder um des Schreiens Willen schrie, legte Crescentia das Ding auf den Boden ihrer Stube, wandte ihm den Rücken zu, setzte sich nieder und ließ es liegen und schreien. Es schrie noch heftiger und furchtbarer, wurde aber dann verdutzt und schwieg endlich. Wenn es nach längerem Schweigen wieder aufgehoben wurde, lächelte es dankbar, weil es sich in seiner Hilflosigkeit erleichtert fühlte.

Ludmilla sagte, das sei hart, man müsse den Kindern nur Liebe zeigen, bis sie vernünftiger würden, und eine gute Lehre einsähen. Crescentia aber sagte, das sei nicht wahr. Clara gewöhnte sich an, nichts mehr zu verlangen, was die Großmutter verweigert hatte, weil das Verlangen doch fruchtlos blieb. Als Clara reden konnte, erzählte ihr die Großmutter schöne Dinge und lehrte sie kleine Arbeiten. Sie führte sie viel in die freie Luft, daß sie sehr ermüdet wurde, gab dem Körper was er brauchte, suchte ihm kleine Vergnügen zu bereiten, verlangte aber auch Arbeit und beugte sich nie vor Trotz.

Als Otto reden und gehen konnte, wurde er vor bösen Buben bewahrt, und schier immer zu Hause gehalten. Weil er, wie seine Eltern, heftig war, wurde er geschont, daß ihm der Zorn nicht schade. Er hatte die schönsten Kleider und Spielsachen, und die Wohnung der Großmutter war sein Bereich. Er liebte sie immer mehr, zeigte es ihr und wußte sich oft vor Empfindung nicht zu fassen. Aber er folgte doch seinem Willen, nicht dem ihrigen. Wenn er zu dem Schwesterlein kam, herzte er es, oder schlug es.

Als die Kinder in die Schule gingen, erhielten sie die Schulgeräthe, Clara ein schwarzes ledernes Täschchen, in welchem ihre Sachen waren. Otto eine rothe Tasche mit einer gestickten Blume, unter welcher seine Schuldinge bewahrt wurden. Clara hatte ein nettes Röckchen zum Schutz und zur

Wärme, Otto die schönsten Kleider unter den Schulkindern. Clara bekam nichts zum Essen mit in die Schule, weil sie zu Hause aß, Otto erhielt jeden Tag ein Stück Geld, um sich etwas zu kaufen. Clara ging allein nach Hause, Otto wurde jedesmal von der Magd geholt. Clara fürchtete den Lehrer und machte ihre Schulaufgaben sehr ängstlich und genau, so gut sie es konnte. Otto liebte den Lehrer, antwortete oft sehr gut, aber nicht immer und machte zuweilen seine Aufgaben nicht. Der Lehrer fing nach und nach an, gegen die Großmutter zu klagen und als es die Großmutter Otto sagte, versprach er Besserung. Da aber die Klagen des Lehrers immer mehr wurden und die Großmutter in Otto drang, nahm er sie um den Hals, küßte sie, weinte, und strich sich dann die Locken von dem wunderschönen Angesichte, richtete die blauen Augen auf sie und sagte, wie sehr er ringe, er kann sich nicht helfen, er könne nicht alle die Dinge so thun, wie sie der Lehrer verlange.

Als die beiden Kinder zur Firmung gingen, war Clara mit einer Muhme ihrer Großmutter in einem weißen Kleidchen mit einer weißen Rose in der Kirche; Otto mit dem ältesten Sohne des Richters in einem Gewande, welches das schönste in der Gegend war.

Als die Schulzeiten vorüber waren, kam Clara in eine Arbeitschule, in welcher sie nähen, stricken und andere häusliche Dinge in größerer Vollkommenheit lernte. In der Zwischenzeit mußte sie zu Hause arbeiten und sich sogar im Garten beschäftigen. Otto lernte zeichnen und rechnen, er kam mit vielen Freunden zusammen, sie zeigten ihm Spiele, er ging auf die Kegelbahnen, sie tanzten mit Mädchen in Gartensälen oder andern Orten, er kaufte sich Pfeifen, Spazierstäbe, Karten und verabsäumte seine Lernstunden, und da ihn die Großmutter dieser Dinge wegen durch Hunger strafen wollte, schlug er auf sie. Clara hörte er nicht an, wenn sie ihn bat anders zu sein.

Er kam zu einem Baumeister, dann in ein Zimmermannsgewerke, dann in ein Eisengewerke, dann wieder zu einem Baumeister, und blieb nirgends lange. Er lernte geistige Getränke trinken, er lernte wetten und spielen, er suchte Tänze und Lustbarkeiten auf, und liebte die Gesellschaft seiner Freunde und die Scherze loser schöner Mädchen. Da ihm die Großmutter Vorstellungen machte, da sie einmal im Jammer ihm zu Füßen fiel und ihn bat, von seinem Treiben zu lassen, so flammte sein schönes Angesicht, er sagte, er könne sich selber vor Wuth zerreißen, daß er diesen Dingen nicht ausweiche; aber er komme alle Male wieder hinein.

Und als er achtzehn Jahre alt geworden war, als ihm die Großmutter, welche immer seine Schulden gezahlt hatte und welche sich in eine einfache arme Kammer hatte ziehen müssen, nichts mehr geben konnte, gesellte er sich zu einem alten Weiblein, welches über das Gebirge ging, schlug das alte

Weiblein an einer einsamen Stelle des Gebirges nieder, daß es als todt da lag und raubte ihm vierzehn Guldenstücke, die es in einem Säcklein eingenäht hatte.

Die That wurde bekannt, Otto kam in die Gerichte und von ihnen in das Strafgefängniß. Clara lag in Thränen und Schmerzergüssen vor dem Bilde der gebenedeiten schmerzhaften Mutter Maria in der Kirche, und flehte um Rettung und Besserung ihres Bruders. Ludmilla verkaufte ihre letzten besseren Kleider und ihre letzte sonstige Habe, um den Erlös dem alten Weiblein, das am Leben erhalten worden war, zu geben, und demselben überhaupt eine Erleichterung zu gewähren. Sie war dadurch selber eine Bettlerin geworden; aber Crescentia und Clara ließen sie nicht betteln gehen, sondern gaben ihr, was sie brauchte.

Ludmilla war das Augenmerk des ganzen Kirchspieles geworden, wenn sie abgemagert und in ihrer einfachen Kleidung täglich in die Kirche ging, dort die Messen hörte und auch fast den ganzen Vormittag da blieb bis die Kirche gesperrt wurde.

Indessen war langsam und allgemach, aber endlich doch ganz die Zeit vergangen, die Otto in der Strafe hatte zubringen müssen. Als er zurückgekehrt war, als ihm Crescentia die Mittel anbot, in ferner Gegend zu leben, und sich zu einem anderen Wandel zu schwingen, als er seine Großmutter sah, als er das Weiblein sah, das er niedergeschlagen hatte, als er die Spottblicke und das Hohnlächeln seiner Freunde und das Abwenden der Augen anderer Leute sah, kaufte er sich von dem Gelde, welches ihm Crescentia zur Anschaffung der ersten Bedürfnisse gegeben hatte, eine Pistole, und schoß sich auf dem Felde eine Kugel durch das Gehirn.

Ludmilla fiel in eine Krankheit, sie hielt während derselben unausgesetzt die nackten abgemagerten runzelvollen und vor Jammer fast bleigrau gewordenen Arme und Hände gegen den Himmel, und flehte, daß ihr Enkel von Gott doch nicht ganz verdammt werden möge, und so fuhr sie in die Grube. Crescentia ließ sie wohl bestatten, und fast alle Bewohner des Kirchspieles geleiteten sie zur Ruhe.

Crescentia und Clara widmeten ihre Zeit der Arbeit und dem brünstigen Gebete für alle ihre Dahingeschiedenen.

Clara zog sich ganz zurück, weil das Geschehene wie eine dunkle Wolke in ihrem Gemüthe lag. Sie suchte Buße zu thun für die Schulden, die begangen worden waren. Alle Menschen liebten sie und der Schatten des Schmerzes wurde allgemach lichter. Ein wohlhabender, gelassener und edler Mann kam eines Tages in ihre Einsamkeit und bat sie demüthig, seine Gattin werden zu wollen. Sie willigte ein, sie lebten glücklich mit einander, hatten zahlreiche Kinder, und Clara erzog sie mit Hilfe ihres Mannes so,

wie sie selber von Crescentia erzogen worden war, und sie geriethen in größerem und kleinerem Maße alle.

Crescentia starb im höchsten Alter mit Lächeln, und umgeben von ihrer Enkelin und deren Gatten und von ihren Urenkeln, den Kindern der beiden."

* * *

„Möchten doch nicht oft," schließt Stifter seine Erzählung, „ähnliche Geschichten erzählt werden können; ist das Ende nicht immer fürchterlich, so ist es doch nie erfreulich."





Bianca Collalto.

Von

Theodor Elze.

Wer jemals von dem tragischen Geschick der holden Desdemona erfahren hat, der ist auch im tiefsten Innern von unwiderstehlicher Rührung, Theilnahme und Schauder ergriffen worden. Doch das ist eine alte Geschichte und unser mit Dampfeseile vorwärts jagendes, nur den Augenblick erhaschendes Geschlecht hat keine Zeit, noch an dergleichen zu denken. Aber so gewaltig ist die Macht des dichterischen Genius, daß seine Gebilde auch ohne unser Wissen und Wollen von Zeit zu Zeit lebendig vor unsere Seele treten. So lebt auch Desdemona's Bild hie und da vor einem Menschenherzen wieder auf, ohne daß etwa Rossini's halbvergessene Oper dieses daran erinnert, ja ohne daß es sich selbst von dem Grunde und der Veranlassung dazu Rechenschaft zu geben vermag.

„Was in der Welt hat Desdemona mit Bianca Collalto zu thun?"

In der alten Trevisaner Mark, einige Stunden nördlich von Treviso, liegt an den Vorbergen der venetianischen Alpen der Ort Collalto. In entzückender Lage erhebt sich auf einem malerischen Hügel über der Lierza und dem zur Piave hinabrauschenden Flüßchen Soligo das alte Schloß dieses Namens. Theils der steile Abhang des Schloßberges, theils künstliche Schutzwerke gewährten ihm im Mittelalter hinreichende Sicherheit. An festen Mauern und Thoren, an Graben und Zugbrücke, an Thurm, Bastei und Festung fehlte es nicht. Von den Zinnen des Schlosses und von den benachbarten Höhen genießt man einen köstlichen Blick in das reizende Thal von Pieve di Soligo, auf die grünen Waldberge und weiter hinaus ostwärts über die fruchtbare Ebene bis zum adriatischen Meer, westwärts bis zu den Schneespitzen der höheren Alpenkette. Hier sitzt seit einem Jahrtausend das Grafengeschlecht der Collalto, welches vermuthlich einst mit den Longobarden

über die Alpen hieher gekommen ist. Wenigstens überließen Rambaldo Collalto und seine Gemalin Mathilde im Jahre 1091 nach longobardischem Recht gewisse Besitzungen in der Umgegend der unter ihrem Patronate stehenden, am Fuße des prachtvollen Montello-Waldes gelegenen Abtei Nervesa. Rambaldo VIII. Collalto, welcher 1306 in den venetianischen Ehrenadel aufgenommen wurde, erbaute sich einige Stunden weiter gegen Conegliano hin bei Susignana oberhalb der weinreichen Hügel dieser Gegend noch ein anderes, herrlich gelegenes Schloß, S. Salvatore, das noch jetzt seinen Nachkommen als Wohnsitz dient.

Die Genealogisten leiten gewöhnlich den Ursprung dieser Familie geradezu von den Longobarden her, allein sie selbst rühmt sich ein in der Longobardenzeit nach Italien gekommener Zweig der Hohenzollern zu sein. Schon die Namen „Collalto" und „Hohenzollern" werden zusammengestellt; beide sind ein kriegerisches, tapferes Geschlecht; wie diese führen auch jene von Altersher das gleiche vierfeldige, von Schwarz und Silber geschachte Wappen, und mit diesen theilen jene auch die Familiensage von der „weißen Frau." Allerdings findet diese hier einen Anknüpfungspunkt, den sie in der deutschen Heimat nicht kennt. In der Zeit der Kreuzzüge, so erzählen die Umwohner, lebte auf Schloß Collalto ein Graf Rambaldo mit seiner Gemalin Bianca, er ein tapferer ritterlicher Mann, sie eine treffliche Burgherrin nach den Begriffen jener Zeit. Die Gräfin hatte eine überaus schöne Dienerin, welche der Graf leider noch schöner und reizender, als seine eigene Gattin fand. Als er aber einmal in einem Kriege längere Zeit von seiner Burg abwesend war, benützte Gräfin Bianca diese Gelegenheit, um sich der verhaßten Nebenbuhlerin zu entledigen, indem sie dieselbe lebendig einmauern ließ. Nun aber zur Strafe ihrer Unthat muß „Donna Bianca" als „weiße Frau" umgehen, wie ihr Name schon sie als solche bezeichnet.

Tief im Grunde der Menschenseele leben Erinnerungen, Gedanken und Vorstellungen ein traumhaftes Dasein; unbegreiflich tauchen sie bisweilen empor und knüpfen sich an Gegenwärtiges. Wie kam es doch, daß mir bei dieser Erzählung die unglückliche Charlotte Fundauer, die in der Rolle der Desdemona wirklich ermordete Schauspielerin eines deutschen Hoftheaters einfiel, von welcher Hauff in seiner Novelle „Othello" erzählt? So oft dieses Stück auf jenem Theater gegeben wurde, erschien die Fundauer einem Mitgliede der fürstlichen Familie, welches dann acht Tage nachher verschied. In meinen Gedanken verwoben sich die „weiße Frau" und „Charlotte Fundauer" mit einander, und aus den Nebelbildern weit entfernter Orte und längstvergangener Zeiten trat mir die Gestalt der lieblichen Desdemona, des schuldlosen Opfers der Verläumdung und der Eifersucht, lebendig entgegen.

In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lebte auf Schloß Collalto wieder ein Graf Rambaldo mit seiner Gemalin Miranda aus dem Geschlecht der Grafen Caodivacca. Den Siebzigjährigen umblühten zwei tüchtige Söhne, Alfonso und Antonio und eine reizende Tochter, Bianca Maria. Gräfin Bianca war des greisen Vaters herzliche Freude und zugleich sein bitterer Kummer. Letzteres darum, weil sie ihren Vetter Graf Annibale Collalto von Val de Maria (bei Ceneda) von ganzem Herzen liebte, während ihr Vater von dieser Verbindung nichts wissen wollte. Graf Annibale war ein tapferer Soldat, hatte aber bereits die Mitte des Lebens überschritten; er stand im vierzigsten Lebensjahre. Sein Vater, Graf Scipione, war mit seiner Mutter Leonore Gonzaga — einer Tochter des Grafen Pietro Gonzaga Herrn von Novellara und seiner Gemalin Catterina Gräfin Torelli — zu dem ihm verschwägerten Herzog Federico Gonzaga nach Mantua gegangen und war in dessen Dienste getreten. Die venetianische Regierung, welche keinem ihrer Angehörigen gestattete, den Dienst eines fremden Fürsten anzunehmen, hatte ihn deßhalb auf ewig aus ihrem Gebiete verbannt. Sei nun dieses, sei etwas anderes der Grund gewesen, der alte Graf Rambaldo verweigerte trotz mehrjähriger Werbung des tapferen Vetters unerbittlich seine Einwilligung und Zustimmung zu dessen Heirat mit seiner Tochter. In dieser aussichtslosen Lage erklärte Donna Bianca den Schleier nehmen zu wollen und erhielt endlich auch von ihren Eltern die Erlaubniß zu einer zweijährigen Probe in einem Kloster. Ihre Mutter Gräfin Miranda und ihr Bruder Graf Antonio mit seiner jungen Gemalin Giulia Gräfin Torelli von Monte chirugolo führten sie selbst ihrem Wunsche gemäß nach Padua in das reiche Kloster der Benedictinerinnen von S. Stefano. Traurig kehrte die Mutter nach Schloß Collalto zurück, traurig blieb die Tochter in ihrer selbstgewählten Abgeschlossenheit zu Padua. Allein die junge Novize schien nicht in der rechten Seelenstimmung zu ihrem Vorhaben zu sein und ließ sich zu nichts weniger als zu einem frommen Klosterleben an. Sie hatte ihre schönsten Juwelen und Schmucksachen mit ins Kloster gebracht und unterhielt sich hier damit, sich mit Goldketten, Perlen und Edelsteinen zu schmücken. Dabei aber war sie einer unbezwinglichen Traurigkeit verfallen. Seit dem ersten Tage ihres Eintrittes in das Kloster weinte sie unablässig, so daß ihre Gesundheit darunter litt. Da sie endlich einer bedenklichen Krankheit entgegenzugehen in Gefahr stand, sah sich die Aebtissin des Klosters veranlaßt, ihren Eltern davon Kenntniß zu geben. Allein der alte Graf Rambaldo war selbst erkrankt und so konnte Gräfin Miranda ihren Gatten nicht verlassen, um nach der Tochter zu sehen. Da kam am 10. August 1575 Bianca's Cousine Lucia, Gemalin Annibale Serego's in Padua, ins Kloster, um die leidende Verwandte zu besuchen. Diese hatte sich eben ihre schönsten

Schmucksachen angelegt, aber ihre hellen Thränen rannen auf die Perlen der Halsschnur hinab. Wenige Augenblicke nach Donna Lucia erschienen unerwartet auch Graf Guido Brandolin von Valmarin, welcher fünf Jahre früher Bianca's Cousine Violante geheiratet hatte und — Graf Annibale Collalto im Kloster. Die Beiden wandten sich an die Aebtissin, wiesen der vor Ueberraschung erstarrten Oberin die zur Heirat Bianca's nöthigen, von Rom gekommenen kirchlichen Documente vor, und führten Donna Lucia und Donna Bianca mit sich aus dem Kloster. Geradenwegs ging es in die nahe gelegene Kirche S. Lorenzo, wo schon der Pfarrer bereit stand und die Liebenden traute. Diese begaben sich hierauf in das Haus der Cousine Serego und reisten am folgenden Morgen ins Val de Maria ab. In dies prächtige, stille Alpenthal, wo aus den Waldschluchten des Monte Grassura und des Monte Croce bianca der Cismon herabrauscht, an den schönen See von Lago führte der ritterliche Annibale seine schwer errungene Bianca.

Aber nicht so bald hatte der alte Graf Rambaldo von dem Vorgefallenen Kenntniß erhalten, als er sich sofort mit einem heftigen Klageschreiben gegen den Entführer und Gatten seiner Tochter an den Rath der Zehn in Venedig wandte. Er scheute sich nicht darin ohne weiters seine Tochter anzuklagen, daß sie ihm auf Anstiften des Grafen Annibale mittelst Zaubereien und Giften („stregherie et veleni") nach dem Leben getrachtet habe; da dieser Anschlag jedoch nicht gelungen sei, habe Graf Annibale sie aus dem Kloster geraubt; er bitte daher um strenges Einschreiten, damit er nicht genöthigt sei, mit seinen Söhnen sein Leben und Fleisch, seine Ehre und Habe noch in seinem Alter eigenhändig gegen seinen Widersacher zu vertheidigen.

Vermuthlich dürfte dem Grafen Rambaldo seine Klage wenig genützt haben. Man kann sich leicht denken, wie die Antwort des Rathes der Zehn gelautet haben mag: „Behauptung ist noch kein Beweis; die vorgebrachten Meinungen sind nur fadenscheinige Gründe; nehmt, was versehen ward, von der besten Seite; wo nichts mehr hilft, kann auch der Gram nichts nützen; ein Uebel zu betrauern, das vergangen, macht leicht zu neuem Uebel uns gelangen; verliert man, was man nicht zu halten wußte, macht die Geduld ein Nichts aus dem Verluste." Freilich half solcher Bescheid und Trost gar wenig. Der alte Graf Rambaldo starb bald darauf am 6. April 1576, gerade wie — der greise Senator Brabantio bald nach der Entführung der schönen blondlockigen Desdemona (Othello V, 2).

Aber da steht sie ja aus alten Documenten und Chroniken leibhaftig vor uns, die geistreiche, hochgebildete Patrizierstochter, die holde Taube aus dem gothischen Palast am Canal Grande, ganz so wie Shakespeare im ersten Act seines „Othello" sie uns vorgeführt hat. Und dieser Act allein, der die Exposition der Tragödie enthält, sowie die Angabe von Brabantio's Tod

sind des Dichters Erfindung, während er alles Uebrige der Erzählung entnommen hat, die sich in Giov. Batt. Giraldi: Hecatomithi overo Cento Novelle (Monteregale 1565; Venezia 1574, 80, 84, 1608; in französischer Uebersetzung 1584) in der siebenten Novelle der dritten Decade findet. Bei Bianca wie bei Desdemona haben wir einen kriegerischen Bewerber — den Unterschied der Jahre („in spite of years"), — die Entführung der einzigen Tochter eines greisen Edelmannes, — eilige, geheime Trauung und Ehe, — Angabe des Hauses, wohin sich die Neuvermälten nach der Trauung begeben, — Abreise des jungen Paares am Morgen nach der Hochzeit, — den aufbrausenden Zorn des alten Vaters, — seine Absicht mit dem Entführer seiner Tochter zu kämpfen, — seine Anklage bei der venetianischen Regierung wegen Anwendung von Zaubermittel und Tränklein („witchcraft, spells, dram, drugs, mixtures, medicines, bought of mountebanks"), — endlich seinen bald darauf erfolgenden Tod.

Aehnliches läßt sich unschwer erfinden; aber warum hat es Niemand vor Shakespeare erfunden? Aehnliches mag sich auch an anderen Orten und zu anderen Zeiten begeben; aber hier dünkt uns die Aehnlichkeit so übergroß, daß sie zur Uebereinstimmung wird. Sollte Shakespeare, der mit den localen und socialen Verhältnissen Padua's und Venedig's so vertraut ist, von dieser Familiengeschichte der Collalto Kenntniß gehabt haben? Gewiß machte diese in beiden Städten Aufsehen genug. Und dort wie hier lebten Landsleute des Dichters, theils zum Studium auf der Universität, theils wegen des Handelsverkehrs, theils als Reisende, welche die Tour durch Italien oder in den Orient machten. Kann Shakespeare nicht durch einen oder den anderen derselben davon gehört haben? Und zu allem Erzählten kommt noch hinzu, nicht nur daß mehrere der von Shakespeare verwendeten seltenen Eigennamen, wie Claudio und Claudia, Andriana, Bianca, Lucia, Miranda, Violante, damals in der Familie Collalto geführt wurden, sondern auch daß Shakespeare, nicht Giraldi, dem Mohren den Namen „Othello" gibt, während ein Giov. Batt. Otello 1573 in Venedig vor der Inquisition in Untersuchung stand. Wer aber überhaupt einen Mohren sich nicht als General in venetianischen Diensten denken kann, und mit dem Vater der Desdemona noch viel weniger, daß eine vornehme und hochgebildete Venetianerin sich in einen solchen verlieben könne, der muß das zunächst mit Giraldi, nicht mit Shakespeare ausmachen. Er muß dabei aber auch in Erwägung ziehen, daß Michele Amatore, der am 8. Juni 1883 in Rosignano bei Verona gestorbene, in den italienischen Unabhängigkeitskriegen seit 1848 vielgenannte „Capitano Moro" ein ebenholzfarbiger Mohr Namens „Quetto" aus Commi im Sudan und Gemal einer schönen und liebenswürdigen Mailänderin war.



Weihnachten.

Von

Karl Fiedler.

Ich hatte einen Freund verloren. —
„Die Freundschaft gilt nicht unter Thoren,
Und Thor ist, wer auf Freundschaft baut!“
So rief's in mir. Mein schöner Glaube,
Der stolz gethront, er ward zum Raube
Von einem Nichts, von einem Laute,
Der arglos leicht dem Mund entschlüpfte
Und — unheilvoll zum Freunde hüpfte.

„Ein Wort läßt Du so schwer mich büßen?
Steht Freundschaft auf so schwachen Füßen?“
November war es; Weihnacht naht.
Natur ruht aus nach langem Schaffen;
Doch ihre Kraft kann nie erschlaffen —
Im Winter träumte sie die That,
Die einst, dem Frühling gleich, entzückte
Und nach und nach die Welt beglückte.

Still legte sie in eine Krippe
Das Jesuskind, ergriff die Hippe
Und mäht dann langsam — Nichts besteht!
Die alten Götter mäht sie nieder;
Die Völker singen Weihnachtslieder,
Ein frischer Hauch die Welt durchweht:
„Heut' ist der Heiland uns geboren!“
Die alte Gottheit war verloren.

Und Tempel, die seit tausend Jahren
Voll Poesie, voll Leben waren —
Sie barsten, stürzten über Nacht:
„Vergebt, so wird auch Euch vergeben!"
Das war des neuen Glaubens Leben;
Nicht Rache mehr, nicht Götter-Pracht,
Das schlichte Wort nur, statt Orakel.
O, wär's geblieben ohne Makel! —

Gar Manches ward der Zeit zur Beute —
Die Weihnachtsfeier ist noch heute
Des Glaubens schönste Poesie;
Sie hebt das Herz im Gotteshause,
Doch höher noch in stiller Klause,
Wo frommer Hirten Melodie
Beim Christbaum tönt, und bunte Lichter
Verklären fröhliche Gesichter.

Wo Alt und Jung die Brust fühlt weiter —
Es ist, als ob die Himmelsleiter
Zum bessern Selbst der Menschheit führt!
Und Jene, die sich meiden, hassen —
Sie fühlen hier den Groll verblassen,
Das starrste Herz wird hier gerührt,
„Vergebt, so wird auch Euch vergeben!"
Das ist des Glaubens heilig Leben.

So stand auch ich in hellem Raume
Und sah, wie unter'm Weihnachtsbaume
Der Friedensengel leise schlief;
Ich sah — daneben zwei Gestalten
Sich lange fest umschlungen halten;
Ich sah — nichts mehr, doch fühlt' ich tief:
Ich hatte einen Freund verloren —
Die Weihnacht hat ihn neu geboren!





Wenn des Unglücks wilder Zecher . . .

Von

Julius Lothar.

Wenn des Unglücks wilder Zecher
Aufschreit wider sein Geschick,
Dann, betäubt, vom Sorgenbecher
Müde senkt den stieren Blick,

Rasch darauf zusammenschauert
Vor des Kummers Wetternacht,
Sich in einen Winkel kauert,
Stillem Wahnsinn nahgebracht,

Und es trifft mit süßen Lauten
Plötzlich ihn, gleich Engelssang,
Einer theuren wohlvertrauten
Stimme rührend sanfter Klang:

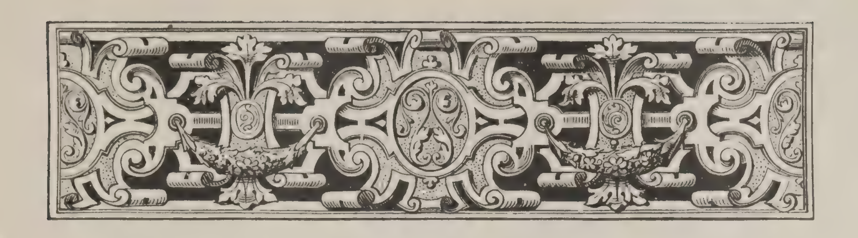
Wie erquickt der Theilnahm' milder
Zauber sein erhitztes Blut,
Und entfaltet heit're Bilder
Dem gesunk'nen Lebensmuth!

In das fried- und liebvoll weiche
Angesicht vor ihm vertieft,
Er sich eine segensreiche,
Schöne Zukunft wähnt verbrieft.

Weiß er doch ein Herz sich schlagen
Warm und treu, und will, ein Held,
Unter diesem Zeichen wagen
Jeden Kampf noch mit der Welt.

Einmal nach der Müh'n Beschwerde
Muß ja Frieden ihm ersteh'n;
Ob nun auf, ob in der Erde —
Nimmer kann er ihm entgeh'n.





Benvenuto Cellini.

Fragment eines dramatischen Gedichtes.

Von

Ferdinand von Saar.

P e r s o n e n:

Benvenuto Cellini.	Ascanio, sein Geselle und Schüler.
Scozzona, seine Nichte.	Doctor Varchi, Cellini's Arzt.

Ort der Handlung: Florenz.

Erster Act.

(Die Werkstätte Cellini's. Reiche Drapirung. Ringsherum Formen, Abgüsse, Rüstungen und Waffen. An der linken Wand ein großer Tisch, mit Arbeiten der Goldschmiedkunst belegt. Offener Eingang in der Mitte; hinter demselben ein Vorraum, in welchem, auf hohem Sockel und nach rückwärts gekehrt, die Erzbüste des Herzogs Cosimo steht. An der Wand rechts, ziemlich im Vordergrund, auf Walzen ruhend und von verschiebbaren Vorhängen umschlossen, die Statue des Perseus. Im Vordergrund links eine Thür, die zu den Wohngemächern führt.)

Erste Scene.

(A s c a n i o und S c o z z o n a, beide in Festkleidern. Sie sind beschäftigt, einige Gegenstände zurecht zu rücken und zu ordnen.)

A s c a n i o.

Sieh' nur, Scozzona, auf der Rüstung dort
Liegt noch der Staub. Feg' mit dem Tuch ihn weg;
Indessen will ich diesen Faltenwurf
In Ordnung bringen —
So, das wär' gethan.
Und jetzt des Herzogs Büste rasch bekränzt,

Daß ihm das eigne Bild im Lorbeerschmuck
Bei seinem Eintritt stolz entgegen blicke.
(Geht in den Vorraum, bekränzt die Büste und kommt wieder herein. Umherblickend:)
Nun, denk' ich, ist es gut, und kann der Meister,
Wenn er sich zeigt, zufrieden sein. Doch halt!
Hilf mir den Torso in die Ecke rücken,
Er steht im Wege. So, und jetzt —

Scozzona.

Was noch?

Ascanio.

Jetzt einen Kuß — noch einen — und noch einen!

Scozzona.

Laß' mich! Wenn uns Cellini überraschte —

Ascanio.

Ei was! Den hält ja Doctor Varchi fest —
Und wenn er uns auch sähe, spräch' er lachend:
Laßt Euch nicht stören, Kinder, küßt nur zu!
Denn seit sein Groll verraucht, seit er uns wieder
Aus freiem Antrieb bei sich aufgenommen:
Ist er im tiefsten Herzen auch versöhnt
Und freut sich unsres Glückes wie wir selbst.

Scozzona.

Ja, ja, so ist's. Und doch, wenn ich bedenke,
Wie er an jenem Abend vor uns stand —

Ascanio.

So wie Gott Vater einst im Paradiese
Vor'm sünd'gen Menschenpaar —

Scozzona.

Und uns verstieß —

Ascanio.

Weil er Dich, braune Schelmin, selbst geliebt —

Scozzona.

Scheint mir ein Traumbild fast die rasche Wandlung.

Ascanio.

Er ist nun so! Mißtrauisch, leicht gereizt,
Stößt er in seines Wesens Heftigkeit
Gleich Alles, rauh verwerfend, von sich fort,
Was seiner Neigung ihm nicht würdig scheint.

Doch bald regt sich sein bess'res Selbst. Er wägt
Und prüft — und geht dann im Verzeih'n so weit,
Daß er zur eig'nen Schuld die fremde macht.
Die fremde Schuld, Scozzona! Wußt' ich nicht,
Als ich als lernbegier'ger Schüler nahte,
Daß in der Schwester hold erblüh'ndem Kind
Er schon die künft'ge Gattin sah? Es sprach
Ja ganz Florenz davon. Und Du — hast Du
Vielleicht nicht selber mit geheimem Stolz
Dich als des Meisters Hausfrau schon geseh'n?
Ihm nicht vielleicht, bezwungen von der Gluth
Des reifen Mannes, manchmal gar gestattet,
Daß er die widerspänst'gen Locken Dir —
Und vorschnell auch den rothen Mund geküßt?

Scozzona.

Ach geh'!

Ascanio.

Nun freilich — sieh', Du läugnest nicht!
So war's! So war's! Und nur natürlich dann,
Daß er betrogen sich, verrathen wähnte.
Was hätt' ein Anderer an seiner Stelle
Gethan? Mich hätt' er aus dem Haus gestoßen —
Und Dich gezwungen in's verhaßte Joch.
Er aber suchte nach drei Tagen schon
Mit mildem Wort uns auf: er säh' es ein,
Daß Alles kommen mußte, wie es kam.

Scozzona.

Der Gute! Edle!

Ascanio.

Ja: der Edle! — Ach,
Wie sehr verkennen ihn doch all' Diejen'gen,
Die ihn hochmüthig schelten und behaupten,
Er überschätze weitaus seine Kraft —
Und wolle sich allein nur gelten lassen.
Wahr ist's: er fühlt sich und zerschmettert gern
Mit wucht'gem Tadel, was ihm nichtig scheint,
Ob es sich auch zu falscher Größe bläht;
Denn nur das Aechte gilt ihm in der Kunst.
Doch weiß er auch, wie Keiner, fremden Werth
In tiefster Seele freudig zu empfinden,
Sich gern und willig größ'rem Können neigend.
Wie oft, wenn wir in San Lorenzo weilten
Still vor den Hochgestalten, die der Meißel
Des allgewalt'gen Buonarotti schuf,

Von kleinem Neide kleinlich stets bemäkelt:
Hört' ich ihn seufzen und voll Demuth sagen:
Ich bin doch nur ein Goldschmied, weiter nichts.
Ich bitte Dich! Und hätt' er nichts geschaffen
Als jene Büste: wär' es doch genug,
Den Ruhm des Meisters ihm auch hier zu sichern.
Möglich, gewiß sogar, daß weit erhab'ner
Der Göttliche in Rom des Herzogs Bildniß
Erfaßt, entworfen hätte — sprechender
Und lebenswahrer, glaub' mir, nimmermehr. —
Und dann sein letztes, großes Werk: sein Perseus,
Der nun nach langen Müh'n vollendet steht!
Anbetend sinken möcht' ich in die Kniee,
So oft ich's seh' — und oft genug nicht kann
Ich's sehn, wie Donatello's herbe Kraft
Sich da vereint erweis't mit jener Anmuth,
Mit jener hohen Feinheit, die Cellini
So reizvoll Allem zu verleihen weiß,
Was unter seiner Künstlerhand entsteht.

(Er hat während der letzten Worte Scozzona der verhüllten Statue zugelenkt und zieht nun einen Seitenvorhang weg.)

Da sieh' nur hin! O welche Pracht und Fülle
Der Jugend in des Halbgotts Wohlgestalt —
Wie fußt sie sicher — schwebend doch zugleich!
Und des Medusenhauptes schmerzlich ernste
Und tiefe Todesschönheit — — O nun sollen
Verstummen schamroth alle seine Feinde,
Die das Gelingen bis zur Möglichkeit
Des Gusses selbst hartnäckig angezweifelt!

(Zieht den Vorhang wieder zu.)

Scozzona.

Das hoff' ich nicht. Vielmehr erfaßt mich Angst,
Daß sie ihn jetzt nur grimmer hassen werden.
So schön die Statue sein mag: besser schien' mir's,
Wenn sie sofort in ihrer ersten Form
Aus Wachs für immerdar zerflossen wäre.
Wie viele Sorgen, welchen Gram und Aerger,
Wie viele Kämpfe bracht' ihm diese Arbeit,
Die unser ganzes Zinngeschirr verschlang.
Sie hat ihn krank gemacht.

Ascanio.

Ach, laß nur sein!
Sobald das Erzbild, jedes Zweifels spottend,
Ein glanzvoll Zeugniß seiner Künstlerkraft,
Vom Volk umjubelt, aufgerichtet steht
Im gold'nen Himmelslichte von Florenz:

Hat er auch rasch des Schaffens Qual vergessen
Und ist gesund! — Doch horch', er kommt.

Scozzona.

Ich muß
Noch in den Garten, frische Rosen pflücken,
Die ich dem Herzog überreichen soll.

Ascanio.

Nimmst Du mich mit?

Scozzona.

Nun, wenn Du willst. Du langst
Ja höher zum Gerank' empor, als ich.
(Beide ab durch die Mitte.)

Zweite Scene.

(Benvenuto Cellini, im Festkleide, tritt mit dem Doctor Varchi aus der Thür links.)

Cellini.

Ihr habt gut reden, lieber Doctor: „Nehmt
Euch vor Gemüthsbewegungen in Acht."
Gemüthsbewegungen! Als ob man die
So ohne weit'res in der Macht nur hätte!
Sagt Einem, daß er sich gewisser Speisen
Enthalten soll, des Weins — der Lieb' mein'twegen,
Doch fordert nicht, daß er gleichmüthig bleibe,
Wenn ihm die Niederträchtigkeit der Welt
Das Eingeweide schüttelt.

Varchi.

Bester Freund,
Ihr seid auch gar zu reizbar, zu empfindlich
Und nehmt das Leben viel zu ernst und schwer.

Cellini.

Ein Jeder nimmt es, wie es sich ihm zeigt.
Wohl dem, der Alles rosig sieht! Er muß
Seit je ein Glücklicher gewesen sein.
Mir blieb die dunkle Seite zugekehrt
Von meiner früh'sten Jugend an bis jetzt.
Was And'ren in den Schooß fällt ganz von selbst,
Mußt' ich mit schwerer Mühe mir erwerben,
Und selbst der kleinste Preis, der in der Kunst
Mich lohnte, war erkämpft mit meinem Herzblut,
Indeß ich um mich her die höchsten sah
Erhascht, erlistet — oder zugeworfen
Von der gemeinen Gunst des Augenblicks.
Und was ich da an Undank, an Verleumdung

Und von der Ungerechtigkeit der Mächt'gen
Erdulden mußte, brauch' ich nicht zu sagen.
Denkt meiner Leiden in der Engelsburg,
Wo ich gefangen saß ob falscher Anklag'.
Bedenkt, wie ich aus Frankreich flüchten mußte
Vor Neiderhaß und schnöden Weiberränken:
So werdet Ihr begreifen, daß die Galle
Mir leichter überläuft als jedem Andern.

Varchi.

Nun ja; Euch ist viel Uebles widerfahren;
Doch seid Ihr jetzt bei Hofe wohl gelitten.

Cellini.

Gelitten ja; das ist das rechte Wort —
Nicht mehr, nicht weniger. Ihr seht mich an
Und haltet mich für undankbar, weil ich
So rede, da mir doch dies schöne Haus
Mit Werkstatt, Hof und Garten, wie es ist,
Geworden durch des Herzogs hohe Gnade?
Die Gnade gab's — und wenn's die Ungnad' nimmt,
So sitz' ich auf der Straße.

Varchi.

Nun das wird
Ja nicht gescheh'n — so bald nicht wenigstens;
Der Herzog schätzt Euch sehr.

Cellini.

Wen schätzt er nicht?
Da kann er mich wohl auch dazwischen schätzen.
Die Sach' ist die: es wird jetzt Niemand mehr
Geschätzt wie er's verdient. Das mag Euch nur
Das Schicksal Michelangelo's beweisen
Den man zu Rom im Dienst des filz'gen Papstes
Versäuern läßt, statt ihm in seiner Heimat
Ein gold'nes Alter würdig zu bereiten.
Ja, solche Geister übersieht man jetzt
Und Speichellecker, tück'sche Achselträger,
Wie Baudinelli, werden großgezogen —
Und wind'ge Kerle wie der Ammanato.
Glaubt Ihr, daß man mein volles Können achtet,
Mein höchstes Streben? Nein, mein Freund: den Goldschmied,
Der edle Steine wohl zu fassen weiß
Und unermüdlich zierliches Geschmeide
Der Laune uns'rer Herzogin ersinnt,
Den kann man brauchen und den hält man auch.

Cellini doch, den Bildner, ließe man
Getrost verhungern, wo und wann er wollte.

Varchi.

Ihr übertreibt.

Cellini.

Ich übertreibe nicht;
Die Zeit in ihrem Laufe wird's erweisen.
Ich sag' Euch nur: ich hab' hier nichts als Feinde.

Varchi.

Die Ihr Euch selber macht! Habt Ihr nicht letzthin
Des Herzogs Haushofmeister abgekanzelt
Wie einen armen Sünder?

Cellini.

Weil der Narr
In seinem Hochmuth sich geberdete,
Als wär' er selbst der Herr.

Varchi.

Den Bernardone,
Den Juwelier der herzoglichen Kammer,
Habt einen Schurken Ihr genannt und Dieb.

Cellini.

Weil er's verdient! Er hat geringe Perlen
Zu dreifach hohem Werthe angesetzt.
Man hat um meine Meinung mich gefragt
Und ausgesprochen hab' ich, was ich dachte.
Ihr aber meint: ich solle lügen, heucheln,
Sammtpfötchen machen — und zuletzt noch gar,
Damit ich bei der Herzogin gewönne,
Des Bandinelli klotz'ge Marmorfratzen
Den Werken Phidias' an die Seite stellen.
Nein, nie und nimmer! Aber tröstet Euch:
Ich seh' es ein, die Welt ist nicht zu ändern;
Des unfruchtbaren Haders bin ich selbst
Schon gründlich satt — und säß' am liebsten
Als Mönch in Valombrosa — oder besser
Als Eremit still in Camaldoli.
Nun, warum lacht Ihr?

Varchi.

Weil ich lachen muß,
Wenn ich Euch mir so in der Kutte denke.
Fürwahr, Ihr taugtet zum Anachoreten —

Mit Eu'ren heft'gen Lebenstrieben! Laßt
Doch solche Possen; folgt vielmehr dem Rath,
Den ich schon öfter gab — und nehmt ein Weib.
Die wird die düst'ren Grillen Euch vertreiben.

Cellini.

Glaubt Ihr? Da käm' ich aus dem Regen nur
Unter die Traufe. Jeder weiß das Seine.
Ich heiße Benvenuto und ich bin's
Vielleicht auch Manchem schon gewesen — doch
Den Weibern war ich stets ein Malvenuto.
Indessen glaubt mir: jene Lebenstriebe,
Die ihr so heftig nanntet, lassen nach;
Nicht bloß in diesem Sinne, wohl verstanden:
Vielmehr im höchsten und im edelsten.
Die Feindin aller Kraft, die Ueberlegung,
Beginnt bereits an meinem Mark zu zehren.
Ich blick' weit öfter schon zurück in die
Vergangenheit, als vorwärts in die Zukunft —
Ein sich'res Zeichen, daß man älter wird.
Und ich — ich bin mit meiner Zeit gealtert.
Seht in Florenz Euch um! Was findet Ihr?
Der wache Freiheitssinn, die Bürgertugend,
Die uns so groß gemacht, durchweg im Schwinden.
Die Medici, obzwar Tyrannen stets,
Sie waren Eins doch mit der Republik —
Und stolz und unabhängig so wie diese.
Heut' sind sie Fürsten — kleine Fürsten eben,
Die sich erhalten durch der größ'ren Gunst.
Und was die Kunst betrifft — die liegt im Sterben.

Varchi.

Wie könnt Ihr nur so reden! Jetzt, wo Ihr
Doch selbst ein großes Werk vollendet habt —

Cellini.

Vollendet? Nun, wenn Ihr vollendet nennt,
Was endlich dasteht übel oder wohl!
Ich aber weiß, was Alles daran fehlt
Und fühle, daß ich mich zu hoch vermessen.
Nun hab' ich meinen Lohn dahin. Der Herzog,
Rückhältig, wie er ist, wird kühl mir sagen:
Du hast ein löblich Werk vollbracht, Cellini.
Die Dummheit, stets bereit zu lautem Tadel,
Wird Fehler finden dort, wo sie nicht sind,
Indeß mit scharfem Auge Neid und Mißgunst

Die wirklichen sofort erkennen werden,
Durch dumpfes Schweigen richtend — und vernichtend.
(Nach einer Pause.)
Wollt Ihr den Perseus sehn?

Varchi.

Ja, wenn Ihr mich
Als Ersten würdigt — doch ich sag' es gleich:
Mir sind nicht fremd des Menschen Bau und Glieder —
Allein die Formen einer Statue — —

Cellini.

Nun, eben deshalb. Ihr seid nicht vom Handwerk;
Auch kennt noch Euer Auge keine Vorschrift,
Was ihm gefallen soll, was nicht. Ihr stellt
Die Unbefangenen mir dar, das Volk,
Auf dessen Beifall ich noch hoffen kann.
(Er zieht die Vorhänge weg, so daß die Statue von allen Seiten frei erscheint. Lange Pause, während welcher Varchi betrachtend steht.)
Nun, sagt doch endlich Etwas!

Varchi.

Schön! Sehr schön!
Mir wenigstens gefällt das Ganze besser,
Weit besser als vor'm Staatspalast der David,
In dem ich doch — bei aller Achtung vor
Dem Meister, der ihn schuf — nichts And'res seh'n kann,
Als einen Riesenkerl mit ausgedrehten
Und überlangen Beinen.

Cellini (lachend).

Ja, das meint
Der gift'ge Neidhardt Bandinelli auch.
Und Etwas ist daran. — Ich aber sag' Euch:
Wenn nur ein Zug, ein Hauch der hehren Größe,
Die sich in jenem Jugendwerk des alten
Buonarotti überwält'gend kundgibt,
In meinem Perseus lebte: wär' ich glücklich
Und lächelte dem Urtheil dieser Welt. —
Doch seh' ich jetzt: Ihr seid wie alle And'ren.
Die Menschen können immer nur *vergleichen*,
G'radhin erkennen und bewundern nichts!

Varchi.

Verzeiht, mein Freund — und nehmt es mir nicht übel;
Ich sagt' Euch doch —

Cellini.

Schon gut, schon gut. Ich meint'
Es auch nicht schlimm. Wir bleiben stets die Alten —

Ich weiß ja, daß Ihr ehrlich seid. Und nun
Gehabt Euch wohl. Der Herzog wird gleich da sein.

Varchi.

Lebt wohl; und noch einmal —

Cellini (herzlich und aufrichtig).

Behüt' Euch Gott!

(Er geleitet den abgehenden Varchi ein paar Schritte und kommt dann gedankenvoll zurück.)

So ist's! So ist's! Die Schatten nimmt man wahr,
Vergessend, daß sie nur das Licht uns zeigt.
Was man aus seiner tiefsten Tiefe fördert,
Wird kaum beachtet — niemals ganz erfaßt,
Da Jeder nur zuletzt sich selbst versteht.
Und wenn es so — warum auch schafft man noch?
Nun, weil man eben schaffen muß.

(Gegen die Statue.)

Auch du,
Du Schmerzenssohn, den meine Seel' empfangen
Und still aus sich herausgestaltet — lebe!
Sei da für Augen, die dich sehn'! Was dir
An jener Kraft und Schönheit auch gebricht,
In der die höchsten Meisterwerke strahlen:
Zu schämen wirst du dich nicht haben. Wo
Der Herkules des Bandinelli steht,
Kann auch der Perseus des Cellini stehn,
Und wenn das stolz=demüthige Gefühl,
Das meine Brust durchschauert, mich nicht trügt:
Erkennt vielleicht die Nachwelt einst in dir
Ein letztes Denkmal florentin'scher Kunst!





Gedichte

von

Josef Tandler.

Die letzte Mänade.

Mit tiefen Schatten deckt Vergangenheit
Die wirren Pfade, die der Wahn getreten,
Zu Trümmern führend zu den grau'numwehten,
Zu Malen aus der wüsten Mythenzeit.
Mit ihrem Götterspiel ist sie versunken,
Verglommen sind die letzten Opferfunken
Vor üpp'gen Götzenbildern, hochgeschürzt;
Verwelkt die Kränze, die sie einst umwunden,
Ihr trügerischer Zauber ist verschwunden,
Ein neu' Geschlecht hat sie in Staub gestürzt. —
O Mädchen! Du, in Deiner Schönheit Mai!
Ist nur an Dich kein mahnend Wort ergangen?
Du suchst sie noch, die einst den Tyrsus schwangen,
Verhallt ist längst ihr heisrer Evoeschrei.
Was treibt Dich, öde Stätten zu umschreiten,
Mit Glutverlangen Deinen Arm zu breiten
Nach eines bösen Traumes Schattenbild?
Wie Schemen, die verwehte Nebel ballten,
Entgleiten die entgötterten Gestalten
Und einsam irrst Du johlend durch's Gefild.
Dein kreischend Lied, den Nüchternen ein Schrecken,
Es soll den weinbetäubten Schläfer wecken,
Der still im Schoße Pan's die Zeit verträumt;
Du rufst herbei den lächelnden Verjünger,
Des Donn'rers Sohn, den trunknen Freudebringer,
Ihn rufst Du, der zu kommen ewig säumt.
Digonos, glaubst Du, darf nicht untergehn.
Nicht konnten selbst Titanen ihn verderben;

Der lebenweckende, wie konnt' er sterben,
Aus seinem Herzen muß er neu erstehn.*
Leicht läßt Dich irrgegangne Schwärmerei
In einem Sterblichen den Gott vermuthen;
Ihm weihst Du arglos Deiner Liebe Gluten,
Doch bald enttäuscht erfaßt Dich Raserei.
Durch Deinen Wahnsinn geht ein tiefer Schmerz,
Verzweifelnd sinkst Du an den Reben nieder.
O öffne nimmer Deine Augenlider —
Nie barg die Menschenbrust ein Götterherz!

Vor einem Meteorsteine.

„Daß einst Gold die Wolken thauten,
Wer verlacht es nicht als Fabel?
Eisenkeile aber sausen
Nieder auf das sünd'ge Babel.

Splitter morscher Himmelskörper,
Aus der Wesen Zahl verschwunden,
Funken großer Weltenbrände,
Die zu uns den Weg gefunden.

Schwört' nicht bei den ew'gen Sternen,
Die Geschossen gleich in Scherben
Hingeschleudert euch zu Füßen,
Kläglich in der Gosse sterben. —"

Doch warum so herbe Worte
Diesem stummen Aetherboten,
Dieser Sonnenkindesleiche?
Milde Regung weiht dem Todten.

Denn vielleicht hat diesen Trümmern
Auch ein liebend' Aug' geleuchtet,
Und die Fläche dieses Steines
Eine Thräne einst befeuchtet.

Sprüche.

Wer selbst zur eig'nen Bude locken will,
Dem tönt des Nachbars Trommel immer schrill.

Je überragender, je höher,
Bist Du verlassen um so eher.

Ein Hirn, das thörig ist und schlau,
Aus einem Munde kalt und lau,
Aus einem Herzen bös' und gut —
O Mensch, das dämpft den Uebermuth!

* Bakchos wurde von den Titanen zerfleischt, nur sein Herz blieb unverletzt, aus welchem ihn Zeus wieder neu erstehen ließ.

Zwei Bäume sind's, die an den Gräbern steh'n,
O würde nie ihr Sinn vergessen!
Die Weide neigt sich tief in Erdenweh'n,
Zum Himmel zeigen die Cypressen.

Wachsen uns auch Schwingen hier auf Erden,
Zagen wir doch meist uns zu erheben:
Soll der Aar dem Licht' entgegenschweben
Muß er aus dem Nest gestoßen werden.

Der Wind, der in der Jugend Tagen
Das leichte Segel Dir geschwellt,
Er wird Dich durch die Meere jagen,
So lange bis Dein Kahn zerschellt.

Wo zwei an einem Kranze wanden,
An ihrer Liebe Rosenbanden,
Weiß selten Einer wessen Hand
Mehr Dornen zu den Blüthen band.

Durch ein Geheimniß fremder dunkler That
Bist Du an eine Leiche festgebunden;
Nie wirst Du Rettung suchen im Verrath,
Und doch wird nie der Ekel überwunden.

Eine viel zu grobe Maske
Nennt die allzu schlaue Welt
Jenen Spiegel, den die Wahrheit
Prüfend vor ihr Antlitz hält.

Die Ziele ahnen,
Die Richtung halten,
Die Wege bahnen
Und Gott wird walten!





Eine Vertraute.

Causerie

von

E. Wahlheim.

In tausenderlei Gestalten wandelt Mephisto durch's Leben, und eben da, wo wir es am Wenigsten vermuthen, schleicht er sich in der Maske ergebener Freundschaft und Dienstfertigkeit an uns heran, sitzt mit uns an unserem Tische, ißt aus unserer Schüssel, und bricht unser Brod als ein gerngesehener Gast unseres Hauses.

Es gibt nicht leicht eine Familie, die nicht einen gewissen Anhang von Schmarotzern um sich versammelt sähe. Neben den fröhlichen, harmlosen, die für den geringen Schaden, den sie vielleicht unserer Cassa zufügen, uns den angenehmen Gefühlsluxus großmüthiger Handlungsweise verschaffen, gibt es aber auch eine giftige Abart, die — freilich nur dann, wenn sie von unvorsichtiger Hand großgezogen wird — ihre Wurzeln bis zum tiefsten Kern des Familienlebens hinabsenkt, und mit räuberischen Polypenarmen häusliche Ruhe und Zufriedenheit, ja nur zu häufig unsere persönliche Freiheit erfaßt und zermalmt.

Klatschbasen, die alle Vorgänge unseres inneren und äußeren Lebens in die Oeffentlichkeit tragen, Erbschleicher, die uns um eine, uns nach dem Rechte zufallende Erbschaft prellen, sind lange nicht so gefährlich, als die dunkle Species, von der wir heute reden wollen, und die in listiger oder plumper Weise, je nach den Jahren und dem Charakter des auserlesenen Opfers unser Vertrauen erschleicht, um uns später durch unsere Geheimnisse zu beherrschen. Laß' Dir meinen Schattenriß nicht zu schwarz erscheinen

lieber Leser, ich zeichne nach der Wirklichkeit. Die Originale jener Erscheinungen, deren eine ich Dir vorführen will, rekrutiren sich zumeist aus untergeordneten Existenzen. Fast an jedes Haus schließen sich ein oder mehrere alleinstehende Frauen an, bald sind es aus besserer Familie stammende, nun aber in Armut und Dürftigkeit dahinvegetirende alte Mädchen, die nie die Lippen am Becher vollen Lebensgenusses netzen durften, und in der Folge ewig heimlich danach lechzen, bald wieder Frauen, die, einst bestrickend schön, denselben bis auf die Neige leerten, und trotzdem ein krankhaftes Verlangen nach immer neuen Erregungen in's Alter hinübernahmen.

Da haben wir z. B. „Fräulein Nina."

Jeder wundert sich, wovon das alte Fräulein eigentlich lebt, denn sie hat keinen Heller sicheres Einkommen, und der Verdienst mit der Nadel, auf den sie im intimeren Kreise hinweist, würde kaum ihre Miethe decken; indessen sie weiß sich den meisten Frauen ihrer Bekanntschaft so unentbehrlich zu machen, und sie erweckt in ihrer hilflosen Lage, die sie stets durch die Folie stolzer Erinnerungen aus einer besseren Vergangenheit noch rührender erscheinen zu lassen weiß, selbst da, wo man ihre Gegenwart als eine Last empfindet, so viel Mitleid, daß sie gerne überall geduldet wird. Ihre Haupteigenheit besteht darin, daß sie Jedermann ihre Dienste aufdrängt. So bietet sie sich der Regierungsräthin N. an, deren Töchter auf die Promenade zu begleiten, der alten Frau X., die nicht besonders gut zu Fuße ist, besorgt sie — die Gute mag wollen oder nicht — alle ihre Commissionen; suchst Du einen Diener, so wird sie Dir sicher einen ihrer Wahl octroyiren, ebenso wird sie Dir mit geradezu zudringlichem Eifer ihren Schneider und Tapezierer, den Kaufmann, dem sie ihre kleinen Vorräthe abnimmt, die Putzmacherin, von welcher sie ihre Hüte bezieht, empfehlen, und nicht eher ruhen, als bis sie wenigstens Einem oder dem Anderen der oberwähnten Geschäftsleute Deine Kundschaft zugeführt hat. Erst nach längerer Bekanntschaft dämmert Deinem harmlosen Gemüthe eine Ahnung des wahren Sachverhaltes auf, und Du begreifst, daß, was Dir früher unbegreifliche Geschäftigthuerei schien, denn doch seinen guten praktischen Grund habe, wenn Du siehst, mit welcher besonderen Berücksichtigung ihrer kleinen Gewohnheiten die Dir von ihr recommandirte Zofe Fräulein Nina bei ihrem mehrwöchentlichen Sommeraufenthalte in Deinem Hause, behandelt, und zu welchen spottbilligen Preisen die Gewerbsleute für sie arbeiten. Daß sich Nina auch bei Krankheitsfällen, Wohnungswechsel, Wochenbetten, Badereisen, kurz bei jeder Gelegenheit, wo die Hausfrau dessen unfähig, zur Führung des Haushaltes und Ueberwachung der Kinder herbeidrängt, ist bekannt.

Mit einem Worte, Fräulein Nina wählt die Maske jener selbstlosen, ewig hilfbereiten Wesen, die wir so häufig unter alleinstehenden, älteren

Mädchen finden, um sich in unser Haus, und wo möglich, Herz einzuschleichen. In vielen Fällen, und besonders bei gutmüthigen Menschen, gelingt ihr dies nun ziemlich leicht. Die Regierungsräthin N. z. B. legt eigentlich gar keinen Werth darauf, ihre Töchter von Fräulein Nina begleitet zu sehen, da man sie aber nicht geradezu beleidigen will, so wird ihr Antrag angenommen, und sie bringt nun drei Tage wöchentlich im Hause des Regierungsrathes zu, um Nachmittags durch etwa zwei Stunden mit den Töchtern spazieren zu gehen. Daß Nina überall ihren Besuch macht, wo sie auch nur im Vorübergehen dazu aufgefordert wurde, oder selbst eine Veranlassung dazu vom Zaune zu brechen weiß, ist selbstverständlich. Auf diese Art kennt sie die ganze Stadt. Sie weiß am Morgen nach einem Balle genau wie viele Touren der Rittmeister Z. mit Fräulein Emilie getanzt hat, wie angelegentlich die Beiden miteinander in einer Fensternische geflüstert haben, und als theilnahmsvolle Warnerin eilt sie noch am selben Vormittage beflügelten Schrittes zuerst zu Regierungsrath's, wo der Rittmeister seit längerer Zeit der einen Tochter in auffälliger Weise huldigte, dann zu der schönen Baronin Clotilde, von der die böse Welt behauptet, sie hege ein zärtliches Interesse für den schmucken Offizier und bringt mit wachsenden Zusätzen die Nachricht von des Rittmeisters „empörender Treulosigkeit" an. Da ihre Angaben zumeist doch auf einem Körnchen Wahrheit beruhen, sie Jedermann kennt oder zu kennen vorgibt, und oft mit ganz verblüffendem Scharfsinn die verborgensten Verhältnisse ausspürt, stattfindende Ereignisse schon gleichsam im Vorhinein wittert, so bewundern ihre Bekannten das Genie eines geheimen Agenten an ihr, ohne sich jedoch in den meisten Fällen ihrer Gefährlichkeit bewußt zu werden.

Ein geradezu fabelhaft treues Gedächtniß besitzt Nina in Bezug auf Reise-, Jugend- und Schulbekanntschaften, für die Letzteren selbstverständlich nur dann, wenn ihre contemporaines sich durch vortheilhafte Heiraten zu angesehener Stellung emporgeschwungen haben.

Die Generalin F. ist mit ihr in ein und demselben Städtchen aufgewachsen, sie besuchten zusammen die Stickereischule, da aber die jetzige Generalin nur die Tochter eines kleinen Beamten war, Nina's Vater aber einen höheren Posten bei der Regierungsbehörde einnahm, wollte nie eine rechte Intimität oder das vertrauliche „Du" zwischen den beiden Mädchen aufkommen. Ebenso blieben sie einander fern, da sie Beide Waisen, in eine unsichere Zukunft blickten, und in der Großstadt, auf dem Markte des Lebens, um ein kleines, selbstständiges Plätzchen rangen. Kaum aber ist Nina's einstige Schulgenossin durch einen unerwarteten Glücksfall die Gattin eines wohlhabenden Officiers geworden, so eilt Nina, sie zu besuchen. Sie beglückwünscht die „Freundin" und beklagt ihr eigenes hartes Los in einem Athem.

Mit feinem Tacte betont sie dann, wie gut und lieb die Freundin immer gewesen und wie sehr sie ihr Glück verdiene, endlich behauptet sie, sie seien schon in der Schule die Unzertrennlichen genannt worden, und mit einem Schwall von Jugendreminiscenzen fließt das schwesterliche „Du“ wie Honig von ihren Lippen.

Obwohl sich nun die jungverheiratete Frau recht gut erinnert, daß von alledem nicht die Hälfte wahr, ist sie doch in ihrem Glücke viel zu wohlwollend gestimmt, um Nina abweisend zu behandeln; sie ladet sie daher recht freundlich zu längerem, wiederholtem Besuche ein, und ehe einige Jährchen in's Land gehen, hat diese sich zu einer Art Factotum im Hause des Generals emporgearbeitet. Sie spielt dort nacheinander Erzieherin, Geschäftsträgerin und dame d'honneur und genießt dabei alle Prärogative einer gerngesehenen Hausfreundin; damit ist sie aber noch lange nicht zufrieden, denn sie liebt es, die Herzensvertraute und unentbehrliche Beratherin aller Frauen zu werden, mit denen sie umgeht. Hier regt sich neben dem schmutzigsten Eigennutze ein anderer, psychologisch tiefliegender Beweggrund. Nina hat einen dämonischen Hang zur Intrigue, eine verzehrende Sucht nach verbotenen Früchten, von denen selbst zu naschen ihr Alter und ihre Erscheinung ihr gleich unmöglich machen; so gewährt es ihr denn einen eigenthümlichen, pikanten, an längstvergangene Zeiten mahnenden Reiz, zum Mindesten als Vertraute in aufregende Liebeshändel verwickelt zu sein, und sie späht und beobachtet mit falkenscharfen Augen die Geheimnisse jedes Frauenherzens aus.

Daß ihre Bemühungen nicht erfolglos sind, vermögen wir leider nicht zu leugnen, denn wie die Engländer sagen: „every house has a skeleton in a closet,“ so könnte man mit fast noch größerer Berechtigung behaupten: jede Frau hat ihr Geheimniß. Wir verwahren uns ausdrücklich dagegen, als wollten wir sagen, ein fatales, sündiges Geheimniß. In neun unter zehn Fällen sind diese Geheimnisse keineswegs schuldvolle und das ängstliche Verbergen derselben nur eine Folge des übertriebenen weiblichen Zartgefühls. Bei der Einen ist es eine raschüberwundene Schwärmerei vor der Ehe, die dem späteren Gatten gegenüber zu erwähnen, eine leichtbegreifliche Scheu sie abhielt, eine Andere hat die leidenschaftlichen Annäherungen eines Freundes zurückgewiesen, dem Gatten jedoch, vielleicht aus Zartgefühl, vielleicht um seine Eifersucht nicht zu erwecken, die ganze Angelegenheit verschwiegen. Solche und ähnliche, im gewöhnlichen Leben nur zu oft vorkommende Verhältnisse, weiß aber Fräulein Nina vortrefflich für ihre Zwecke auszunützen. Wie eine Spinne die Fliege in ihrem Netze, so weiß sie durch tausend Fäden und Fädchen diejenige festzuhalten, die unvorsichtig genug ist, sich ihr zu ergeben. Wir schweigen hier ganz von wirklich leichtsinnigen Frauen, denen sie in jeder Weise bei ihren Intriguen Vorschub leistet, um

sich dann mit der Unbarmherzigkeit und Ausdauer der Erynnien an ihre Fersen zu heften. Ihre beklagenswerthesten, weil unerfahrensten Opfer sind unstreitig junge Mädchen. Sehen wir, wie Fräulein Nina sich auch im Hause des Generals F. zu thun, zu schaffen weiß. Die älteste Tochter hat nun das 17. Jahr erreicht, und Nina ist sich längst darüber klar geworden, daß dieselbe eine heimliche Liebe im Herzen trägt. Nun lenkt sie in Abwesenheit der Mutter das Gespräch mit dem jungen Wesen immer auf ihre Jugend und ihre erste Liebe zurück. „Die lieben 17 Jahre!“ seufzt sie mit sentimentalem Augenaufschlage, „auch ich war einmal jung, auch ich habe geliebt!“ und nun folgt eine rührende Geschichte, halb Fiction, halb Wahrheit. Sie unterläßt es dabei nicht, eine gewisse romantische Heimlichkeit als unerläßliche, völlig unschuldige Beigabe der ersten Liebe hinzustellen.

Das junge Mädchen hat in der That schon einige Briefe von dem Geliebten empfangen, dieselben vor der Mutter verborgen und fühlt sich seither wie eine Verbrecherin. Bei Nina's schmeichelnden Worten athmet sie auf. Sie hat ja nicht mehr gethan, als jede Andere. Nina ist so gut, Nina kennt sie seit ihrer frühesten Kindheit, warum sollte sie sich ihr nicht anvertrauen? Nun ist Nina so recht eigentlich in ihrem Elemente. Das junge Mädchen gesteht mit brennenden Wangen, daß der Geliebte wenig Aussicht auf ihre Hand habe, oder daß er selbst sich noch nicht ausdrücklich darum beworben. Nina findet tausend Beschönigungen, und behauptet, gerade so verhalte es sich immer bei der heißesten Liebe. Sie erweist sich unerschöpflich in Vorschlägen und Anerbietungen, um die Liebenden einander näher zu bringen, aber man wünscht und verlangt vorderhand nichts, als die Bestellung einiger kindisch-zärtlichen, nichtssagenden Briefchen. Wenn es irgend möglich, so weiß nämlich Nina diese Briefe, die sie hin und her trägt, vor der Uebergabe an den Adressaten in kunstvoller Weise zu öffnen und zu lesen. So correspondiren die jungen Leute vielleicht ein halbes Jährchen. Es ist nicht Nina's Schaden. Das junge Mädchen hat sie der Mutter als Begleiterin bei ihrer mehrwöchentlichen Gebirgstour vorgeschlagen, der junge Mann ihr mehrere Schmuckgegenstände verehrt, die entsprechend verwerthet, eine nicht zu verachtende Summe abwarfen. Nina interessirt sich immer wärmer für die Liebe des jungen Paares.

Wiederholt bietet sie dem jungen Mädchen ihre Wohnung zu Zusammenkünften mit dem Freunde an; ob dieses nun den Antrag annimmt oder entrüstet ablehnt, es beginnen ihm die Augen über die einst als mütterliche Freundin betrachtete Person aufzugehen. Indessen gelingt es nicht so leicht, sich von Nina loszumachen. Nimmt früher oder später die Liebesangelegenheit der jungen Leute eine glückbringende Wendung und ihr Bund erhält die Weihe vor dem Altare, so rühmt sich Nina nachträglich dessen überall laut,

wie sie einst die zarte Flamme des liebenden Paares behütet und beschützt, nicht ohne hinzuzufügen, wie beseeligend sie dabei die Erinnerungen an die eigene Jugend umschwebt hätten. Es versteht sich von selbst, daß sie dann für die Zeit ihres Lebens die vertrauteste Hausfreundin der jungen ménage bleibt, und wenn die junge Frau je einmal den schüchternen Versuch wagt, sich von ihrer fast unleidlichen Vormundschaft zu befreien, so bekommt sie halbunterdrückte Seufzer, Klagen über die Undankbarkeit der Menschen, die vergangene, aufopfernde Dienste nur zu schnell vergäßen, u. dgl. m. zu hören. Im entgegengesetzten Falle jedoch — und es ist dies der bei weitem häufigere, nämlich wo die jugendliche Leidenschaft wie ein schöner flüchtiger Maientraum resultatlos verrauscht, wird Nina zur wahren Peinigerin ihres Opfers. Sie ist nicht nur zudringlich, sondern mehr als selbstbewußt in ihrem Auftreten gegen die ganze Familie, versichert das junge Mädchen wohl auch noch im salbungsvollem Tone, wie sie ja von Anfang an gegen das „hoffnungslose Getändel" gewesen sei, endlich ist sie unerschöpflich in mehr oder minder unverblümten Anforderungen an die Cassa ihres Schützlings. Sie benützt auch diesen Stand der Dinge, um dem jungen Mädchen in süßlichem Tone zu rathen, nicht länger an den „Ungetreuen" zu denken, und erinnert an einen anderen „braven, wohlhabenden Jungen", der schon lange für das Fräulein schmachte, und ihr (Nina) längst seine Schwärmerei eingestanden, ja um ihre Vermittlung und Befürwortung seiner schüchternen Verehrung gebeten habe. Immer und immer wieder kommt sie auf dies Thema zurück, spricht mit immer glühenderer Beredsamkeit von der Leidenschaft des dem Mädchen völlig fremden Mannes, und bittet schließlich, einen Ort und eine Stunde zum Stelldichein zu bestimmen, oder aber, sie weiß ein solches auch ohne Vorwissen der jungen Dame einzuleiten. Jetzt erst erkennt diese Nina's wahres Wesen. Der Pferdefuß lugt zu deutlich hervor. Wehe ihr, wenn sie nun, endlich auf's Tiefste gereizt, ihrer Empörung Worte leiht. Sobald sich ihr Opfer aufbäumt, kennt Nina keine Rücksicht mehr. Der Augenblick ist gekommen, wo sie mit lächelnder Frechheit betont, daß die Ehre und der gute Ruf des jungen Mädchens in ihrer Hand lägen, daß sie Briefe besitze, welche dasselbe vor der Welt und den eigenen Aeltern zu compromittiren vermöchten. Gewöhnlich ist sich die also Bedrängte sehr wohl bewußt, daß ihre flüchtige Liebescorrespondenz keine Schuld zu nennen sei, daß aber Nina gerne alles gethan hätte, eine solche herbeizuführen, dennoch wagt sie es zumeist nicht, das schmähliche Joch energisch abzuschütteln. Sie zögert, hält Nina hin, während diese immer unverschämter, immer agressiver wird. Als völlige Tyrannin ihres Opfers aber zeigt sich Nina, wenn das junge Mädchen sich später etwa verlobt. Freilich kommt die Braut oder junge Frau schließlich zu der Einsicht, daß sie die Augen frei aufschlagen dürfe, aber es ist ein eigen

Ding um langverschwiegene Herzensangelegenheiten, so ein Geheimniß, das anfangs nur einem Schneekörnlein gleicht, wächst schließlich zur unheildrohenden Lawine an. Erst wenn Nina's Uebergriffe, Anforderungen und Drohungen unerträglich werden, entschließt sich die junge Frau, vielleicht sich dem Gatten anzuvertrauen. Vielleicht. — Vielleicht auch schleppt sie die Tyrannei der ewig unzufriedenen, ewig unersättlichen „Hausfreundin," die sich in alles mischt, und die ganze Wirthschaft nach ihrem Sinne geleitet sehen will, heimlich seufzend weiter. Die ehemalige „Vertraute" ist nicht nur eine Herrin, der sie sclavisch gehorchen muß, sie ist auch ihre gefährlichste Feindin geworden.

Ich habe das mildeste Beispiel aus Nina's demoralisirender Thätigkeit zu meiner Darstellung gewählt. Ich wollte sie nicht zeigen, wie sie den Ehebruch begünstigt, oder wie es ihr gelingt, ihr Opfer in einen Abgrund sittlicher Verderbniß hinabzustoßen. Um ein Bischen pecuniäres Wohlsein ist Nina zu Allem zu haben. Nina ist eine nahe Verwandte jener feilen Fürstendiener, die ihre Gebieter durch deren Leidenschaften beherrschen. — Ist sie eine gewöhnliche Gelegenheitsmacherin? Bewahre! Schon vor dem Worte allein bekreuzt sie sich, und niemals geräth sie in Conflict mit den Gerichten, denn wann würden ihre Opfer es wagen, sich über ihre schmählichen Erpressungen zu beklagen? Aufrecht und ehrbar schreitet sie einher. Du begegnest sie, vielleicht das Gebetbuch im Arme beim Kirchgange, oder redliche Redensarten auf den Lippen in den besten Kreisen, denn eben die vornehmere Gesellschaft ist es, von deren Herzblut sich dieser Vampyr nährt. Ich habe sie gesehen, wie sie schmeichelt, kriecht, und dann die gierigen Krallen in's Fleisch ihres Opfers schlägt.





Im Nadelwalde.

Lyrischer Cyclus

von

Faust Pachler.

Am Wasserfall.

Eilender Wellen mächtiger Schwall
Stürzt sich im Bogen bei donnerndem Hall
Stürmisch herunter mit spritzendem Prall,
Jegliche Woge für sich schon ein Wasserfall.

Farnkraut, das auf dem Ufer sich zeigt,
Zitternde Sträucher, tiefgeneigt,
Alternder Baumwuchs, dunkel verzweigt,
Der in die Höhe fast schwindelnd aufwärts steigt —

Trümmer von Felsen, wie Schild auf Schild
Ueber einander wirr und wild,
Blumen dazwischen hold und mild —
Welch' ein entzückend prachtvolles Landschaftsbild!

Plötzlich verschwunden unter'm Gestein,
Gänzlich verloren dem Sonnenschein,
Rauschet der Bach in die Schlucht hinein,
Nimmer zu sehen und nur zu hören allein.

Aber dort unten wieder bricht
Seine Krystallflut an's Tageslicht,
Funkelt und schimmert — so glänzt es nicht,
Wenn um Demanten die Kette von Perlen sich flicht.

Heiter im heitern Sonnenstrahl
Grünt dort das Ufer, grünet das Thal,
Schweben dort Falter ohne Zahl
Ueber die Wiese, sich sammelnd in fröhlicher Wahl.

Bald am Waldrand, bald zwischen Gehäg',
Lieblich sich schlängelnd von Steg zu Steg,
Führet den Wandrer der einsame Weg
Bis zum Gehöfte, wo menschliches Leben reg'.

Dennoch zurück von Spiel und Geschwatz
Sehnt das Gemüth sich nach jenem Platz,
Wo das Gewässer in jedem Satz
Jubelt: Wie schön ist Natur und wie reich ihr Schatz!

Im Dunkel des Waldes.

Wenn ich durch des Waldes
Dunkel geh,
Denk' ich meiner Mutter,
Mehr als je.
Dies geheimnißvolle
Dämmerlicht,
Das der Tag mit seiner
Heitern Helle
Nur an seltner Stelle
Unterbricht —
Dieses sanfte Zittern
In den Zweigen,
Während doch den Stämmen
Starrheit eigen —
Diese warme, schwere
Sommerluft
Und dabei der würzig
Feinste Duft —
Dieser tiefen Stille
Zaubermacht,
Die zu träumen scheinet
Und doch wacht,
Die zu schweigen scheinet,
Wie umdüstert,
Und doch heil'ge Weisen
Lieblich flüstert,
Die mit tiefgeheimer
Wunderkraft
Jeden Reiz erhöhet,
Den sie schafft;
Reiz, den vor der Welt sie
Stolz verschließt,
Den allein die Seele
Voll genießt,
Eine Seele, die sich
Allezeit
Nur dem Höchsten, Besten,
Schönsten weiht — —

Meiner Mutter denk' ich
Mehr als je,
Wenn ich durch des Waldes
Dunkel geh'.

Der Obstbaum im Tann.

Einsam im Walde steht ein Obstbaum
Mitten unter den Tannen und Buchen,
Reich beladen mit reifenden Früchten.

Wie er dahin kam, Niemand weiß es;
Zufall, der ihn gedeihen ließ,
Läßt ihn auch finden, und staunend frag' ich
Vor dem plötzlich entdeckten Schatze:
„Thörichter Baum, wozu denn Früchte?

„Früchte! — Wozu, wenn Keiner sie sammelt,
Keinen ihr köstlicher Duft erfreut,
Keinen ihr schwellender Saft erquickt?

„Thörichter Baum! In der Tage Brand
Trocknen die Früchte, Niemanden labend,
Unter des Regens strömenden Güssen
Faulen sie hin und fallen zur Erde.

„Thörichter Baum! Wozu denn Früchte!

„Langst du mit deinen beladenen Armen
Hoch in den leuchtenden Himmel empor,
Bloß um wandernde Vögel zu füttern?

„Vögel, die vielleicht nur kosten
Während ihrer flüchtigen Rast,
Die vielleicht mit dem scharfen Schnabel
Achtlos die zarte Haut verletzen?

„Trägst du so stolz die rauschende Krone,
Weil bisweilen darunter ein Mensch
Müde von Arbeit zum Schlaf sich hinlegt?

„Thörichter Baum! Wozu denn Früchte,
Selbst nur Blüthen, nur Laub? Verdorre!
Diene der Magd bei den Flammen des Herdes,
Wirble verbrannt im Rauche dahin,
Dünge mit deinem Moder den Waldgrund,
Werde der Schwielenhand zum Gehilfen,
Feinen Fingern des Künstlers zum Stoffe,
Sei wie anderes Holz, sei nützlich!
Oder steh' mit den lockenden Aepfeln
Vorn an der breiten, gewöhnlichen Straße,
Aber nicht abseits, fern im Verborgnen.
Fall' in die Augen, damit dich der Wandrer
Sehe, mit lauter Stimme dich preise.
Daß er dem Volke dann laut zurufe:
„„Kommet und freut euch! Genießet mit mir!““
Bis um deinen Besitz sich die Menge
Streitet und so dir den Werth gibt,
Den du hast und den sie erkennt.

Aber an einsam sonniger Stelle
Lieblich blühen und Früchte tragen —
Thörichter Baum! Du machst mich traurig.
Nur die Sonne, die dich umstrahlt,
Macht mir die trüben Augen wieder
Hell und wieder heiter die Seele!

Harzduft.

Fichten, strotzend noch von Saft,
Frisch gefällt in voller Kraft,
Liegen hier auf meinem Gang,
Und von jedem ihrer Scheiter
Folgt mir Harzduft als Begleiter,
Folgt mir weiter, immer weiter,
Fort, den ganzen Weg entlang.

Mancher, der einst geistvoll schrieb,
Starb; doch was er schrieb, das blieb
Und durch's ganze Erdenleben
Wird es bis zur stillen Gruft
Mit der Schönheit Balsamduft
In geheimnißvollem Weben
Reich begnadend uns umgeben.

Stumm ist wohl auch mancher Mund,
Der ein edles Wort uns sagte
Und er gäbe nichts mehr kund,
Wenn man noch so stürmisch fragte.
Aber während wir's beklagen
Bringt aus den vergangnen Tagen
Uns das Jetzt in klarer Luft
Jenes Wortes Zauberduft
Als ein aufbewahrtes Glück
Treulich in's Gemüth zurück
Und es grüßt uns leis und lind
Wie aus eines Buches Schoße
Grüßet die gepreßte Rose,
Wie die Mutter einst das Kind,
Wenn sie küssend es belehrte,
Wenn sie's mahnte und ihm wehrte,
Ihm mit wahrem Opfermuth
Des Gewissens Schatz vermehrte,
Der in Jedem, bös, ob gut,
Schon von der Geburt an ruht.

Also bleibt uns im Gedächtniß
Schöner Verse mehr als Einer,
Und aus unsrer Mütter Worten
Grüßt ein heiliges Vermächtniß
Euch von eurer, mich von meiner,
Mahnt und wehrt noch aller Orten,
Folgt uns nach, weit, immer weiter,
Wie der Harzduft dieser Scheiter.

Abendgang im Walde.

Die Sonne sinkt, sinkt hinter den Hügel
Und sendet auf feuerrothem Flügel
Zu dieses Thales blühendem Glück
Den letzten Blick und Gruß zurück.
Ein leuchtender Duft durchwallt die Räume
Und wandelt in Gold das Grün der Bäume;
Ich aber, ich träume.

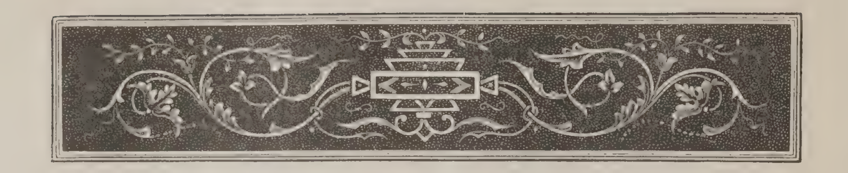
Wovon? Ich kann es selbst nicht verstehen.
Bei diesem in Glanz und Gluten Sehen
Führt mich der Geist mit leisem Wort
In unbestimmte Fernen fort.
Ich kann in des Buschwerks scheinbarem Brennen
Von Neuem nur meinen Gott erkennen,
Und darf ihn nicht nennen.

Doch kurz nur genieß' ich dies Flammen und Funkeln;
Schon wird es Nacht, und ich bin im Dunkeln.
Der richtige Pfad zwar liegt schon vor mir,
Doch find' ich mich nicht zurecht im Revier;
Denn trunken vom goldenen Strahlenweine,
Ach, stolpre ich fort mit schmerzendem Beine
Von Steine zu Steine.

Mir fehlt der Führer, mir fehlt die Laterne
Des Mondes sowohl wie die der Sterne;
Nur mühsam tapp' ich mich waldaus,
Fast nur durch Zufall find' ich nach Haus.
Doch sieh, da umfängt mich auf meinem Zimmer
Des Nachgenusses verklärender Schimmer
Entzückend wie immer.

Was kümmert diesen die späte Stunde?
Er bringt mir vom Schönsten die schönste Kunde,
Er leuchtet der höchsten, seligsten Lust
Wohl bis in die tiefsten Tiefen der Brust,
Mir ist, als ob er des Herzens Räume
Mit Feuer durchwalle, mit Licht durchschäume,
Und ich — ich träume!





Johann Jacob Froberger,

kaiserlicher Kammerorganist in Wien.

Skizze

von

Edmund Schebeck.

Obwohl von den Werken dieses Tonmeisters nur wenig, und darunter schwerlich das Hervorragendste, bekannt ist, nimmt man doch keinen Anstand, ihn für eine der bedeutendsten musikalischen Erscheinungen seiner Epoche in Deutschland, wenn nicht für die bedeutendste von allen, zu erklären. Man hält sich dabei eben vorzugsweise nur an das Urtheil seiner Zeitgenossen, die von ihm eine sehr hohe Meinung hatten. Ob dieses Urtheil gerechtfertigt, wäre allein der Untersuchung werth. Dazu kommt noch, daß er an der Ausbildung des Clavierspiels einen wesentlichen Antheil genommen und wohl als der erste berufsmäßig reisende Claviervirtuos, sowie als Begründer der Programm-Musik angesehen werden darf. Ueberdies weben seine wechselvollen und abenteuerlichen Lebensschicksale um seine Person eine gewisse Romantik. An Interesse fehlt es somit nicht, sich mit ihm zu beschäftigen, insbesondere in Oesterreich, dessen vaterländischen Tondichtern er mit einigem Rechte beigezählt werden kann, weil er die Jahre der Vollkraft seines Schaffens zumeist in Wien als kaiserlicher Kammerorganist verlebte.

Bis zum Jahre 1874, wo ich zwei Briefe der Herzogin Sibylla von Württemberg aus dem Jahre 1667, begleitet von einigen bereits in Vergessenheit gerathenen Mittheilungen Matthesons über ihn, unter dem Titel: „Zwei Briefe über Johann Jacob Froberger, kaiserlicher Kammerorganist in Wien“ veröffentlichte, ruhte seine Lebensgeschichte auf sehr unsicheren Grundlagen. In Kürze erzählte sie Folgendes:

Zu Halle 1635 geboren, kam er auf die Empfehlung eines schwedischen Gesandten in die Capelle Kaiser Ferdinand III., welcher ihn zur weiteren Ausbildung nach Rom zu Frescobaldi schickte. Allda soll sich sein Religionswechsel vollzogen haben. Von Rom ist er nach Paris gereist, wo er sich mit der Lautenmanier von Galot und Gantier bekannt machte, die er dann auf's Clavier übertrug. In Wien wurde er dann zum Hoforganisten ernannt. Nach einem Besuche zu Dresden, wo er sich in einem Wettspiele mit dem dortigen Hoforganisten Weckmann vor dem Kurfürsten hören ließ, erwachte bald wieder in ihm die Wanderlust. Auf dieser neuen Kunstreise, die ihn bis nach England führte, hatte er aber das Unglück, in Frankreich von Straßenräubern und bei der Fahrt über den Canal von Seeräubern ausgeplündert zu werden, so daß er von Mitteln fast entblößt in London ankam und sich veranlaßt fand, vorerst unbekannterweise bei dem Hoforganisten als Balgentreter Dienste zu nehmen. In Ausübung derselben trieb er bei einer Hoffestlichkeit den Schöpfbalg zu hoch und zog sich dadurch die thätliche Zurechtweisung des erzürnten Hoforganisten zu. Frohberger ließ sie sich jedoch ruhig gefallen und setzte sich, als die Musiker in einem anderen Zimmer Erfrischungen zu sich nahmen, selbst an die Orgel, in welche er in einer Weise eingriff, daß es die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft erregte. Da eine zufällig bei Hofe anwesende ausländische Dame, die ehemals bei ihm gelernt, augenblicklich seine eigenthümliche Spielweise erkannte, so wurde er zum König gerufen und mußte seine Kunst vor demselben produciren, womit sein Ruf in der englischen Hauptstadt sogleich begründet war. Ob er dann seinen Urlaub über die Gebühr verlängert, oder ob aus anderen Ursachen, genug, er traf, wie weiter erzählt wird, bei seiner Rückkunft in Wien die Sachen sehr verändert an, und zog sich daher „wegen kaiserlicher Ungnade" nach Mainz zurück, wo er 1695 gestorben sein soll. Das war, kurz zusammengefaßt, der Lebensgang, wie ihn, bald mehr, bald minder durch Zuthaten ausgeschmückt, die Lexikographen bis auf Fétis schilderten. Da brachte ein einziges Factum das ganze Gefüge ins Wanken. Ritter von Köchel hatte nämlich aus den Hofstaatsrechnungen herausgefunden, daß Froberger schon im Jahre 1637 die Stelle eines Hoforganisten bekleidete. Es war mithin nicht möglich, daß er erst zwei Jahre vorher das Licht der Welt erblickt hätte. Man nahm ferner an, daß sein Lehrer Frescobaldi bereits in den ersten Vierziger-Jahren des XVII. Jahrhunderts gestorben sei, weil von da an die Nachrichten über ihn sich verlieren. Ueber diese Schwierigkeit half sich aber Fétis durch den Schluß hinweg: weil Froberger bis 1654 bei Frescobaldi gelernt, müsse Letzterer bis zu diesem Jahre noch gelebt haben. Verwunderlich blieb es endlich, wie ein Gesandter von Schweden noch während des Krieges dieser Macht mit dem Kaiser dazu

gekommen sein sollte, dem schon tief in der katholischen Gegenreformation begriffenen Kaiser Ferdinand III. einen protestantischen Singknaben vorzuführen.

Durch die Briefe der Herzogin Sibylla, welche wir zur besseren Klarstellung der Sachlage unten folgen lassen,* wird nun der Todestag Froberger's genau auf den 7. Mai 1667, also um 28 Jahre früher festgestellt, als es bis dahin gang und gäbe war. Verlegt man in Folge dessen auch seinen Geburtstag entsprechend zurück, so lassen sich die oben aufgeworfenen Widersprüche leicht lösen. Froberger konnte dann immerhin durch Vermittelung eines schwedischen Gesandten, vielleicht sogar noch zu Lebzeiten des Kaisers Mathias II., die Aufnahme in die kaiserliche Capelle erlangt, den Unterricht bei Frescobaldi genossen und 1637 die Stelle eines Hoforganisten innegehabt haben.

* A Monsieur Monsieur Huygens chevalier, Signeur Zuylichem, Zelheim, Monnichclaud, premier (L. S.) Conseiller de Mons. le Prince d'Orenge à la Haye.

Monsieur!

Ich habe mich allezeit erfreuet, in tapfern Ingeniis und qualificirten Personen, welche Liebhaber der edlen Musik sein, unter welche Zahl ich vornehmlich den Herrn auch setze, weil er seine Zeit hierin wohl zuzubringen weiß und auch schöne Harmonia's an den Tag gibt, wie ich von meinem Lehrmeister und auch aus diesem letzten Schreiben vom 9. Juni vernommen. Deßhalben ich Ursach habe um Verzeihung zu bitten, weil ich selbes geöffnet. Denn ich mir die Gedanken gemacht, meinen Gruß oder Angedenken darin zu finden; deßwegen ich mich denn gar schön zu bedanken thue und wünsche, solcher noch besser meritirt zu sein.

Allein verbleibe ich, leider Gott erbarm's!, nur eine geringe hinterlassene Scholarin meines lieben, ehrlichen, getreuen und fleißigen Lehrmeisters, sel. Herr Joh. Jacob Froberger, kais. Maj. Kammer-Organist, welcher heut sieben Wochen Abends, nach fünf Uhr, unter währenddem seinem Vespergebet von dem lieben Gott mit einem starken Schlagfluß angegriffen worden, nur noch etlich Mal starken Athem geholt und hernach ohne Bewegung eines Glied's, so sanft und, wie ich zu dem lieben Gott hoffe, selig verschieden. Dann er noch die Gnad von Gott gehabt, daß er niedergekniet laut gesagt: Jesus, Jesus, sei mir gnädig! und somit zurückgeschlagen Verstand und Alles (sic) hin. Liefen Alle zu, was im Schlosse waren, konnt aber Niemand helfen; war selbst auch dabei.

Nun der liebe Gott erwecke ihn mit Freuden und gebe, daß wir einander im himmlischen und englischen Musenchor wieder antreffen mögen! Hat mir noch den Tag vor seinem End ein Goldstück gebracht, welches er verpetschirt und darauf geschrieben, daß man es nach seinem Tod dem Pfarrherr liefern solle, wo er sich ein Grab erwählet, und mich gebeten, solches ja fleißig zu überliefern und ihn zu Bavilliers in die Kirch begraben lassen, auch dorten den Armen, in die Kirch gehörig, ein Almosen zu geben und meinen geringen Bedienten im Schloß und wo er logiert gewesen, auch einem jeden was verordnet und mich drum gebeten.

Und weil ich ihm versprochen und leider der Fall sich so begeben, bin ich ihm in Allem nachkommen und begehre auch dabei zu verbleiben. Und habe vor billig gehalten, weil er in der Fremde, und keinen Menschen hat, so ihm angehet, und auch nur meinetwegen allein da ist, mich zu informiren, und bis in sein End mein getreuer und fleißiger Lehrmeister gewesen, schon manchen weiten Weg zu Lieb gethan und sich keine Mühe dauern lassen, ob er schon nit viel Gewinn bei mir hatte, sich vielmehr gedulden mußte, und wenig Lust ist einer solchen Person, unter solchen Leuten oder Ort zu sein, wo man nichts weiß von Eines Virtou, außer daß ich Lust dazu hatte und selbige alle Zeit vor eine meiner größten Ergötzlichkeiten gehalten und herzlich gern mich noch weiters hätte mögen unterweisen lassen und die Sach' besser verstehen lernen, aber leider nun gegangen, das nicht zu ändern, ihm zu schuldigen Dank eine ehrliche Leichbegräbniß anzustellen, so gut es hat sein können, welche geschehen ♀ den 10. Maji. Waren auch auf meines H. Schwagers Erlaubniß von seinen vornehmsten Bedienten und andere noch seine guten Freund von Montbelliard da, denn ihn die Leut wegen seines guten Humors geliebet haben, ob sie eben seine Kunst nit verstanden.

Adversarii aber bleiben auch nicht aus und meinen, es sei der Sachen zu viel gethan und nit recht, weil er nit mehr unserer Religion gewesen und was noch mehr allerlei so reden und judiciren sein mag. Doch reut es mich nit, ich höre gleich was ich wolle; denn seine rare Virtou und der Herr, bei dem er in Dinsten gewesen, meritiren noch wohl eine ehrliche Begleitung zu Letzte. Ohne was ich noch vor meiner Person, wie vor gedacht, Gutes von ihm empfangen habe, so ist er ja doch auch noch ein Christ und guten Lebens gewesen. Ist mir gewiß sauer genug ankommen und bin kein lachender Erb'; möchte mir noch als Herz und Augen übergehen, wenn ich bedenke, was mir mit ihm abgestorben.

Weiß, es wird dem Herrn Chevalier auch leid sein, denn er auch einen guten Freund an ihm gehabt und, so viel ich aus demselben Schreiben vernommen, ist er auch von dem Herrn in Ehren und Werth

Wie die Briefe der Herzogin so eine feste Unterlage für die Biographie des Meisters schufen, so boten sie auch sonst Neues und Anziehendes. Wir erfahren aus denselben, daß er große Scheu trug, seine Werke, insbesondere die späteren, in Hände von Personen zu bringen, die sie nicht in seinem Geiste auszuführen im Stande waren, daher wohl auch die Seltenheit dieser Werke. Sein Freundschaftsverhältniß zu dem bedeutenden Manne von welchem gleich mehr die Rede sein wird, wird bereits berührt. Wir lernen ferner seinen Charakter, zugleich aber auch in der Schreiberin eine edle kunstgeübte und kunstbegeisterte deutsche Fürstin kennen und schätzen, die für ihren Lehrer die innigste Verehrung hegte. Das Asyl, welches ihm in seinen alten Tagen an ihrem Hofe zu Héricourt zu Theil wird, verleiht zudem seiner Künstlerlaufbahn einen romantischen Abschluß. Durch Köchel, Nottehohm und Musiol wurde dann noch Manches ergänzt und berichtigt.

gehalten worden; deßwegen ich mich dann unterstanden, dieses Schreiben an Ihn abgehen zu lassen und ausführlich zu berichten seinen Abschied aus dieser Welt. Hoffe und bitte mir es nit in Ungutem aufzunehmen, weil ich eben auch eine Liebhaberin der edlen Musik und den Herrn Chevalier wie Patron derselben halte und ihm dessen jederzeit wohl affectionirt verbleibe.

Sibylla, H. Z. W.

Héricourt ♂ den 25. Junii 1667.

Monsieur!

Von desselben Schreiben, welches mir sehr angenehm, habe ich vernommen, wie hoch er mit mir beklagt den Verlust meines lieben und allerehrenwerthesten Lehrmeisters seligen Todt, welchen ich noch täglich herzlich betrauere, wenn ich bedenke, was Kunst und Geschicklichkeit mit ihm ausgestorben und seiner weiteren Unterrichtung, welche mein größte Ergötzlichkeit gewesen, ich nit mehr genießen kann, und mir seither schon so viel Sachen unter Gesicht und Handen kommen, daß ich seines herrlichen, sinnreichen Geistes und getreuer Lernung wohl von Nöthen hätte und weiteren Berichts bedürfte und gegen ihm nur wie ein unmündiges Kind oder Conterfait gegen dem lebendigen Original zu rechnen.

Seine edle Compositiones habe ich so lieb und werth, daß ich sie, so lange ich lebe, nit kann oder begehre aus Handen zu lassen. Denn ich's ihm auch so oft und viel auf sein Begehren versprochen, Niemanden nichts zu geben, oder wenn ich ja Jemanden was geben wollte, möchte ich von den zwei ersten oper. was zukommen lassen; das Andere sollt ich vor mich behalten. Weiß zwar wohl, daß er den Chevalier herzlich geliebet und nit gerne was versaget hat; also will ich auch noch gerne was von seinen Composition: abcopiren und ihm zukommen lassen, wenn ich nur wüßte, was er schon von seinen Sachen bei Handen hätte oder nit aber doch mit dieser Condition, daß man sie nit ließe gemein werden. Denn er mir oft gesagt, daß Viel von seiner Composition vor ihre Composition ausgeben, und doch nit wüßten mit umzugehen, sondern selbige nur verdorben und also nit möge, daß seine Sachen unter anderer Leut Hände kommen thäten. Wollte ihm also nit gerne unterm Boden noch was zu Leid thun. Weil er mir bis in sein End mein getreuer Lehrmeister verblieben, habe ihm noch zur Gedächtnuß lassen einen Grabstein machen; ist nit unfein.

Wollte Gott, ich wäre so glückselig, einmal bei dem H. Chevalier zu sein, denn ich Niemands um oder bei mir habe, so edle Kunst verstehet. Wollte gern das Memento mori Froberger bei ihm schlagen, so gut mir möglich wäre. Der Organist zu Cöln, Caspar Grieffgens, schlagt selbiges Stück auch und hat es von seiner Hand gelernt — Griff vor Griff. Ist schwer aus den Noten zu finden. Habe es mit sondern Fleiß darum betracht, wiewohl es deutlich geschrieben, und bleibe auch des Herrn Grieffgens seiner Meinung, daß wer die Sachen nit von ihm, Herrn Froberger sel. gelernet, unmöglich mit rechter Discretion zu schlagen, wie er sie geschlagen hat.

Der liebe Gott gebe, daß wir alle Musikliebhabende uns bei ihm im himmlischen Musenchor ergötzen mögen. Amen! Zu diesem Ende ich dann dem Herrn Chevalier bestermaßen befehlen thue, dem lieben Gott als Geber und Erhalter aller guten Gaben, Verstands, Weisheit, Kunst und Geschicklichkeit, daß er noch viel Jahr und Zeit möchte in allem Wohlstand und ruhiger Leibesgesundheit sein Leben zubringen und derenmals einst alles Leids ergötzet werden. Verbleibe also hiemit dem Herrn Chevalier alle Ehr' und Gefallen zu erweisen wohl geneigt

Sibylla, H. Z. W. W.

Héricourt den 23. Octobris 1667.

Signora Anna Bergeroti ist mir wegen ihrer Virtou wohl bekannt, wie auch ihre Schwester Catharina, von welcher Hand ich des Herrn Frescobaldi sel. Conterfait in meinem Museo habe. So ich dem Herrn Chevalier was zuschicken werde, darf er es selbiger wohl communiciren, aber mit voriger Condition.

Wie viel des Dunkeln in seinem Leben bleibt aber noch aufzuhellen! Jede weitere Nachricht darf daher mit Freude begrüßt werden.

Eine neue willkommene Bereicherung der Biographie Froberger's und einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Musik im XVII. Jahrhunderte überhaupt, bringt nun das unlängst unter den Auspicien der Société pour l'histoire musicale des Pays-bas zu Leyden bei E. J. Brill in kostbarer Ausstattung erschienene Werk: „Musique et musiciens au XVIIe siècle. — Correspondance et oeuvres musicales de Constantin Huygens, publiées par W. J. A. Jonckbloet et J. P. N. Land".

Constantin Huygens, Rath und Secretär des Statthalters von Holland, war nicht bloß Staatsmann und Diplomat, sondern nebstbei auch Dichter, Gelehrter und Freund der Künste. Insbesondere liebte er die Musik, die er sowohl selbst schaffend als ausübend pflegte. Die Zahl seiner, freilich meist wohl kleinen und einfachen Compositionen belief sich auf etwa 800, von welchen ein Theil (Psalmen, italienische und französische Arien) in seiner 1647 zu Paris erschienenen und in dem genannten Werke wieder abgedruckten „Pathodia" veröffentlicht wurde. Außerdem gab er ein Werk über Musik in holländischer Sprache heraus. Sein Lieblingsinstrument war die Laute; er spielte aber auch Theorbe, Viola da Gamba, Clavier, Orgel und in seinen späten Tagen auch Guitarre. Seine Stellung, die Vielseitigkeit seiner Bildung und sein angenehmes Wesen brachten ihn in persönlichen und brieflichen Verkehr mit vielen ausgezeichneten Personen seiner Epoche und so wurde er während eines langen Zeitraumes — er war 1596 geboren und starb 1687 — zu einem Mittelpunkte des geistigen Lebens. Auch unser Froberger kam mit ihm in persönliche Berührung, wie es aus den in der Sammlung der Herren Professoren Jonckbloet und Land enthaltenen zwei Briefen von Huygens an die Herzogin, welche sich auf die beiden Briefe der Letzteren beziehen, hervorgeht, zu welcher Verbindung muthmaßlich das gleichfalls in der Sammlung enthaltene Schreiben des Chevalier William Swann die Veranlassung gegeben haben mag.

Derselbe, ein Anhänger der Stuarts, welcher in Angelegenheiten des Königs eine Mission zum Kaiser übernommen, schreibt:

Wien, 15. September 1649 — bei Friedrich Plaet.

„Seine Majestät der Kaiser ertheilte mir vier Tage nach meiner Ankunft in dieser Stadt Audienz. . . . Ich hörte seine Musik am selben Tage und fand sehr gute Stimmen. Da ich jedoch aus Mangel an Zeit noch mit keinem seiner Musiker Bekanntschaft gemacht, so konnte ich Ihnen für diesmal nichts Anderes einschicken, als diese Stücke, die mir ein gewisser Froberger gab, welcher ein sehr seltener Mensch auf dem Spinette ist. . . .

PS. . . . . Ich versprach diesem Meister einige von Chambonier's Stücken, welche ich ihm zu senden bitte. Ich habe darüber meiner Frau geschrieben; das sind die besten, welche er hat."

(Original französisch; PS. englisch.)

Leider liegt der Brief von Huygens an Froberger vom 9. Juni 1667, dessen die Herzogin gedenkt, nicht vor. Die zwei Briefe von Huygens an Letztere geben wir jedoch so vollständig, als sie die Sammlung enthält, nach dem französischen Originale wieder.

29. August 1667.

„. . . . Der Verlust dieses großen Mannes, unseres würdigen und theueren Freundes. . . . . Wenn wir zu dieser großen Rechtschaffenheit, die ihn bei Jedermann beliebt machte, das Verdienst seines seltenen Geistes und dieser wunderbaren Kunst (science), welcher kaum etwas auf der Welt zu vergleichen ist, hinzufügen, wie könnte man einem Körper zu viel Ehre erweisen, welcher die Wohnstätte davon gewesen ist. . . . . E. H. sind wenigstens die Erbin, fast die Universalerbin der ganzen Meisterschaft des Verblichenen, wie er mir denn oft erklärt hat, daß, wer E. H. nicht sah, seine Stücke spielen, nicht zu unterscheiden gewußt hätte, ob Sie oder er es seien, der sie schlage. . . . . Es erübriget mir nur Sie, Madame, unterthänigst zu bitten, es möge Ihnen belieben, wenn Sie welche dieser ausgezeichneten Compositionen besitzen, die wir nicht gesehen haben, uns deren Mittheilung zum Frommen der hiesigen Virtuosen (vertueux), welche Alles, was aus dieser illustren Hand hervorgegangen, gleich Goldeswerth schätzen, nicht vorzuenthalten. Wenn es dort an Copisten mangelt, so haben wir deren hier, und ich stehe gut für die sorgfältigste Rückstellung der Originale. . . . . Die illustre Signora Anna, eine Römerin, die beim allerchristlichsten König ist, und besser als irgend Jemand den seeligen Herrn Froberger verstanden und sein tiefes Wissen gewürdigt (gousté), vereinigt diesfalls ihre Bitte mit der meinigen. . . . ."

Haag, 4. August 1668.

Madame!

„Ich bitte E. H. unterthänigst, nicht zu glauben, daß ich Deroselben zu antworten zögere, aus Mißstimmung darüber, daß mir dieselben einige Stücke des guten seligen Herrn Froberger abschlagen könnten. Das liegt mir sehr ferne, denn meine Absicht ging nur dahin, Ihnen, Madame, die Mühe zu ersparen, mir in einer Angelegenheit zu oft zu schreiben, die nur mein Interesse betrifft. Denn was die Schöpfungen dieses ausgezeichneten Autors anbelangt, so bin ich so reichlich damit versehen, daß viel Papier nöthig wäre, um nur mit wenigen Tacten alle Stücke zu notiren, welche ich

besitze, abgesehen davon, daß wir wenig Hände hier haben, die fähig wären, diese Compositionen auszuführen. Wie E. H. sehr richtig bemerken, sollten sie eigentlich nur nach der eigenen Anweisung des Autors geschlagen werden, weßhalb sie nicht besser hinterlegt werden konnten, als in Ihre Hände. E. H. hat sich nach dem Zeugnisse des Verblichenen besser in seinen wahren Geist hineingelebt, als irgend ein Schüler, den er jemals herangebildet. Uebrigens entledigen sich Madame mit Pünktlichkeit des Versprechens, welches er E. H. entrissen, seine Stücke Niemanden mitzutheilen. Das ist gewissenhaft. Ich meinestheils jedoch weiß nicht, ob ich das thun könnte und ob ich nicht glauben würde, mich ein wenig an dem Andenken eines so großen Mannes zu versündigen, wenn ich sein Licht unter den Scheffel stellte, welches die ganze Erde erleuchten und seinen schönen Namen der verdienten Unsterblichkeit theilhaftig machen sollte und könnte. Darf man Virgil und so vielen anderen großen Männern glauben, die auf dem Sterbebette anordneten, ihre Werke zu verbrennen, was so viel heißt, als sie begraben? Die Welt sähe sich beraubt so vieler schöner Werke, und welches Unrecht hätte man nicht mitgeholfen, diesen großen Männern anzuthun! Ich sage es unumwunden, Madame, daß ich als treuer Freund zu handeln glaubte, wenn ich so viele seltene Werke, anstatt sie zu begraben, selbst durch den Druck der ganzen musikalischen Welt mittheilte. Doch E. H. sind zu weise, um meiner Rathschläge zu bedürfen, und ich unterwerfe mich willig Dero besseren Einsichten.

Vergangene Tage besuchte mich ein Virtuose Namens Francesco, ein Deutscher von Geburt, aber in der Kunst zu Rom ausgebildet. Abgesehen davon, daß er ein schönes Talent besitzt, nach italienischer Weise zu singen, und seinen Gesang mit viel Verständniß und mit den heute in Italien so beliebten Dissonanzen auf dem Clavier zu begleiten, war er mir um so willkommener, als er sich einen vertrauten Kameraden (frère) des Sr. Froberger nannte, mit welchem er lange zusammen am Kaiserhofe gedient. Von dort ist er nach Dänemark berufen worden. Die schlechte Bezahlung, die er daselbst, wie er sagt, empfangen, scheint ihn genöthigt zu haben, eine bessere Stellung zu suchen; ich habe ihm einige Adressen nach Antwerpen gegeben, in der Meinung, daß er in diesem Lande reussiren könnte, wenn der Prinz Don Juan, ein Musiker von ganzer Seele, dahin kommt, wie man es erwartet. Dieser Mann bewies, daß er von dem Umgange des Sr. Froberger, in dessen Methode und Vortragsweise er sich sehr hineingelebt, viel profitirt habe, indem er eines seiner Stücke im höchsten Style, welcher mir noch vorgekommen, spielte. Ich fürchte E. H. mit diesen Bagatellen allzusehr zu behelligen. Ich küsse Deroselben die Hände und bitte mich ferner mit dem Vertrauen zu beehren 2c.

Diese Briefe sind vornehmlich wegen der hohen Meinung von Interesse, welche Huygens von Froberger hatte. Weiters verdient bemerkt zu werden, daß er ihn persönlich kennen gelernt hatte, und daß seine Werke, wie von ihm, so auch von den holländischen Musikern sehr geschätzt wurden, was darauf schließen läßt, daß Froberger auch in Holland concertirt haben mag. Die „illustre" Sängerin Anna Bergerotti am Hofe Ludwig XIV. zählte ebenfalls zu den Verehrern, zugleich aber den besten Kennern der Froberger'schen Tonmuse. Den im Briefe vom 4. August 1668 erwähnten Francesco hält Professor Jonckbloet für den Franz Francke, dessen Mattheson gedenkt. Derselbe tritt uns jedoch hier als langjähriger vertrauter Collega des Meisters vom Wiener Hofe her um so näher.

Wünschenswerther noch, als die äußeren Lebensschicksale des merkwürdigen Mannes zu erfahren, wäre eine vollständige Kenntniß und genaue Würdigung seiner Werke. Doch wo seine späteren Compositionen, die allem Vermuthen nach auch die bedeutenderen sind, auftreiben? Von der Sammlung der Herzogin von Württemberg ist ebensowenig, als von jener Mattheson's eine Spur mehr vorhanden und die Hoffnung auf jene von Constantin Huygens muß man ebenfalls aufgeben, denn er vermachte, wie wir aus Jonckbloet's Einleitung zu seinem Briefwechsel entnehmen, die fremden (handschriftlichen) Compositionen aus seinem Besitze dem Sohne Christian, dem großen Astronomen, dessen Testament jedoch davon gänzlich schweigt. Die Kenntniß der Tonwerke Froberger's wäre nicht bloß zur Beurtheilung der Stellung, welche ihm in der Musikgeschichte gebührt, von Wichtigkeit, sondern würde möglicherweise noch über manche Episoden seines Lebens Aufschluß geben, da er es liebte, solche musikalisch zu schildern, wie denn Mattheson aus den Aufschriften in dem „Plainte faite à Londres pour passer la mélancolie" bezeichneten Stücke das oben kurz angedeutete englische Abenteuer Froberger's, und aus der „Allemande, faite en passant le Rhin dans une barque en grand péril" die von ihm mit einem Grafen von Thurn, dessen Hofmeister, zwei Herren von Alefeldt und einem von Bodeck unternommene Rheinreise abgelesen hat.

Es dürfte demnach jedem wahren Musikfreunde der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, die Compositionen Froberger's, nicht bloß insoweit selbe im Drucke erschienen sind, sondern vor Allem die handschriftlichen Werke, welche Mattheson besaß, sowie das „Memento mori" und die übrigen Compositionen, deren die Herzogin gedenkt, zu besitzen und näher beurtheilen zu können. Schon das historische Interesse würde deren Aufsuchung und Sammlung empfehlen.

Selbst wenn man darin nichts mehr fände, dem wir, denen sich, von Johann Sebastian Bach an, eine ganze Fülle der herrlichsten Schöpfungen

im Gebiete der Instrumentalmusik erschlossen hat, noch besonderen Geschmack abgewinnen könnten, würden wir gewiß Alle, die den Zusammenhang der Kunstbestrebungen zu erfassen suchen, uns erfreuen, einen Mann, welcher die nachfolgende große Periode in hervorragender Weise vorbereiten half, in seinen eigenen Werken kennen zu lernen.

An seiner zweiten Vaterstadt Wien wäre es nun zunächst, eine Sammlung seiner Werke anzulegen, beziehungsweise die bestehenden zu ergänzen, wozu wohl auch die k. k. Hofbibliothek manches Materiale liefern würde.





Gedichte

von

Theodor Meynert.

In das Stammbuch einer Schwester.

(1851.)

Zu einer Fahrt, wir nennen sie das Leben,
Wird allen denen, die am Ufer steh'n,
Wie's eben kommt, ein Fahrzeug mitgegeben,
Mit Steurern und Begleitern wohl verseh'n,
Zu denen sich bei'm Rudern durch die Wellen
Noch mehr und andere hinzugesellen.

Der Raum wird eng'. Die Gäste zu empfangen
Wird zugerückt zuerst, dann heißt es: fort!
Von den Begleitern, die mit ausgegangen,
Fliegt mancher gar als Ballast über Bord;
Ja selbst die Steurer müssen sich bequemen,
Zu guterletzt im Schlepptau Platz zu nehmen.

Die aufgenomm'nen Gäste aber lenken
Bei Zither und Gesang das Ruder keck,
Und bei den ersten besten Felsenbänken
Bekommt das stolze Fahrzeug seinen Leck.
Wenn dann die Ausgestiegenen nicht winken,
So muß das Schiff mit Mann und Maus versinken.

Noch sitz' ich mit an Deines Schiffes Rande,
Noch rückt' ich nicht. Doch sollt' ich selbst hinaus,
Sei unbesorgt, ob auch die Woge brande,
Ob auch im Sturme schwankt Dein schwimmend Haus,
Treu rudert dir durch Sturm und Ungemach
Im Rettungsboot die Bruderliebe nach.

Einigung.

(1852.)

Wie viele Zeit ist hingeschwunden,
Wie vieles Oel ist schon verzehrt,
Und zählest du des Lebens Stunden,
Wie wenig' waren lebenswerth.

Kannst du die Hoffnung von dir reißen?
Du träumtest manche süße Nacht.
Der falsche Mond hat dir verheißen
Was keine Sonne hat gebracht.

Und hat Natur zum ew'gen Rütteln
Die Männerseele hingestellt,
Gibt's keine Geister, zu vermitteln
Den Flug der Sehnsucht mit der Welt?

Sie sind euch nah', sie sind euch ferne,
Beherrschen und sind unterthan; —
Dem Weibe leuchten seine Sterne
Auf einer still'ren, sich'ren Bahn.

Und seligen, verklärten Blickes
Schaut sie um sich und blickt empor,
Wenn von den Schäfchen ihres Glückes
Kein's von der Weide sich verlor.

So schuf Natur uns zur Ergänzung:
Der Zukunft Drang ist manneswerth,
D'rum hat das Weib sie die Begränzung
Und beide süßen Bund gelehrt.

Jugendausgang.

(1857.)

Die Sonnen zieh'n schon träger,
Schon reifender herauf,
Nicht halten Netz und Jäger
Das Flieh'n der Jugend auf.

Was hat mit Groll und Thränen
Die Tolle nicht begehrt;
Nach allem fliegt ihr Sehnen —
Sie selbst nur ist es werth.

Den lock'ren Mund zum Schweigen
Verhing der Bart genug.
Die Muskeln schwellend zeigen,
Daß Handelns Stunde schlug.

Daß Deines Daseins Stätte,
Die Du durchirrt, durchras't,
Ein Denkmal Deiner hätte,
Wann litt es Deine Hast?

Wie spieltest Du die Trümpfe
Der Kraft verwegen aus,
Wie stehen rings nur Sümpfe
Und kein gedecktes Haus.

D'rum mit verhängten Mienen
Die Fläche Du siehst an;
Es scheinen Dir Ruinen
Die Marken Deiner Bahn. —

Getrost, noch darfst ob allen
Erheben Du den Sinn,
Noch ist es kein Zerfallen,
Es ist erst der Beginn.

Im Werden und Vergehen
Liegt Unvollkommenheit.
Auf einem Bau bestehen
Wirst Du noch, der gedeiht.

Vom Gipfel seiner Hallen
Gern schau'st Du sinnend dann,
Was, nun bemoos't, zerfallen,
Verfrühte Kraft begann.

Lass' dann den Jugendtagen,
Daß Dich die Kraft der Zeit
Nicht halb so hoch getragen,
Als ihre Spiele weit.





Gedichte*

von

Marie Haustein.

Markgraf Iron von Brandenburg.

Jung Iron ritt zu Wald um die neunte Stund,
Jung Iron ritt zu Wald mit Habicht und Hund,
Ein fein Wild wollt er jagen.

Sein gülden Haar schien wie's Abendroth,
Davon sollt er kommen zu Tod;
Wer will dich schöner Jäger erschlagen?

Herzog Hache, der streicht in den Tann
Nun hüt' Dich, hurt'ger Jägersmann!
Ein fein Wild mögtest du jagen.

Herzog Hache, der sucht ihn im Wald,
Erkannt ist Iron, der Falsche, bald
Am Haar wie aus Golde geschlagen.

Seinen Silberhut er feste band,
Herr Hache nahm sein Schwert an die Hand:
„Wer hieß in meinem Geheg dich jagen?

Das büßt mir dein Haupt mit der Locken Schein,
Daß du stelltest nach der Hirschin mein!“
Einen Schlag ihm thät er schlagen.

Einen Schlag ihm schlug er aus Haupt gar schnell,
Helm und Halsberg erklangen hell,
Jung Iron vergaß das Jagen.

Jung Iron lag im Grase, Herr Hache ritt ferne,
Jung Iron lag im Grase; euch klag ich's, ihr Sterne,
Frau Minne hat ihn erschlagen!

---

* Aus dem Nachlasse der geschätzten Mitarbeiterin der „Dioskuren.“

Die Redaction.

Die Riesen von Altenhüßen.

(Westfälisch.)

Sie nahmen die Ränzen, die Wanderstäbe,
Sie schau'n wohl in den grünen Grund.
„Ach, daß es wo ein Thal noch gäbe,
D'rin nicht die Mühle ging alle Stund!"
Sie schauten von der Duttenhöh,
Dem Volk der Dutten war so weh.

„Ach, daß man wo noch fänd' ein Gründchen
Darin des Bauers Stier nicht sang',
Hielt Ries' und Riesin Mittagsstündchen,
Vom Feld nicht Stahl, noch Sichel kläng'!"
Sie schlossen die Kammern auf Duttenhöh,
Dem Volk der Dutten war so weh.

„Nun wohnten wir Jahr' hier sieben und tausend,
Daß man nur hörte den Adler schrein,
Den Fels sich schütteln, das Windhorn sausen,
Die Wolfschaar rennen durchs Feld von Stein."
Ries' und Riesin die weinten lang,
Es weinte das Volk der Riesen so bang.

„Die Wölfe rannen durch's Feld am Dorne,
Wo nun die Heerde grast, am Rain,
Der Bauer steht im gold'nen Korne
Und lacht herauf: „Der Sieg ist mein!"
Sie stiegen von der Duttenhöh,
O weh, wie thut das Scheiden weh!

Sie stiegen aus Sachsen herüber in Hessen,
Zwei Schritt und drei, die thaten sie gern.
Ach weh, auch hier ist's längst vergessen,
Daß wir im Land einst war'n die Herrn!" —
Sie packen die Ränzen, setzen den Stab:
„Uns bleibt wohl nur ein stilles Grab."

Sie steigen aus Hessen nach Bayern, nach Schwaben,
Ein Sprung von hier nur war's zum Rhein,
Wohin die Dutten gewandt sich haben,
Wollt ihnen nirgend wohl mehr sein.
„Genug des Wanderns ist hier bald,
Wer weist zum Himmel den Weg vom Wald?"

Sie fuhren und suchten wohl hin und wieder,
Sie kamen zuletzt an's blaue Meer,
Da legten sie fröhlich die Ränzen nieder,
„Gefunden den Weg zum Himmel — daher!“
Sie gingen unter die kühle See.
War Keinem nichts mehr vom Scheidensweh!

Der Erde Klage.

Was saust mit hellem Flügelschlag
Vom Mittnachthügel her?
Der Sturmaar peitscht den Fichtenwald
Und jagt der Wellen Heer.

Wer hat in seiner Eiskluft ihn
Noch einmal aufgeweckt?
Daß er die zarten Blumen mir
Im kurzen Schlummer schreckt?

Schick südher ihm entgegen Niörd
Die mild beschwingte Schaar!
Vertreib den Thurs, so bring ich dir
All meine Düfte dar!

Schlag, holde Sunna, endlich doch
Den Schleier ganz zurück:
Mit tausend Blumen lohn ich dir
Den ersten Lebensblick.





Aus Bosnien und der Herzegowina.

Von

Johann v. Asbóth.

Im Sommer 1882.

Serajevo.

Wenn nach gethaner Arbeit gegen Abend nicht irgend ein starker Spaziergang ins Gebirge, zu den sechzig Quellen der Bosna oder zur Wildniß der Ziegenbrücke unternommen wird, oder auch nach solch einem herzerfrischenden Ausfluge, ist der Blick aus den Fenstern hinaus über Serajevo immer wieder unseres hiesigen Aufenthaltes höchster, unerschöpflicher Genuß, seine wahre Poesie. Welcher auch der Standpunkt sei, welche die Tageszeit, bei glänzendem Sonnenlichte wie bei wolkig-dunstiger Beleuchtung, — der Ausblick zeigt immer ein farben- und formenprächtiges Bild. Gegen Osten schließt ein Kranz schroffer Höhen das enge Thal ab, in welchem die Stadt liegt. Bastionen, Citadellen, Befestigungswerke aller Art krönen diesen sonst kahlen Höhenzug, und auf und nieder ziehende Mauern verbinden die vier Gipfel, zu denen er sich erhebt. Man sieht, daß die Festung viel weniger zum Schutz der Stadt, als vielmehr gegen sie selbst und ihre unruhige Bevölkerung erbaut wurde, und zwar sozusagen von Fall zu Fall, bald durch türkische Machthaber, dann auch wieder durch aufrührerische mächtige Begs, die den Gouverneur verjagt hatten, bald hier, bald da ergänzt und geändert, so recht nach orientalischer Art, ohne Methode, hier ein Neues begonnen, dort ein Altes dem Verfalle überlassen. Auf einer der Anhöhen erhebt sich aus den altehrwürdigen, schon ruinenhaften Bastionen eine Riesenkaserne, bereits durch uns erbaut. Leider ist in

der Landschaft die Architektur erst dann schön, wenn die Natur schon Besitz von ihr ergriffen hat; diese aber ist funkelnagelneu.

Zwischen den wilden Rissen und Abgründen dieses Hintergrundes windet sich im weiten Bogen das Bergwasser der Miljatschka, der „Lieblichen“ herab, um dann unten die ganze Stadt zu durchschneiden, hier freilich schon in bedächtigerem Tempo unter ihren neun Brücken, eng zwischen, ja unter den Häusern fließend, deren großer Theil auf Piloten schwebt. Diese Häuser, freilich meist nur Häuserzwerge, kriechen an manchen Stellen hinauf bis zu den Befestigungen, immer zwischen laubigen Gärten und zahlreichen türkischen Friedhöfen, denn neben jeder Moschee findet sich, kleiner oder größer, solch' ein Friedhof. An anderen Stellen wieder, wo die Lehne gar zu steil ist, bleiben die Gebäude unten zurück und nackt ragen über ihnen die zerrissenen, ausgewaschenen, todten Abhänge und Schlünde, an welchen nur hie und da dunkelgrünes Dickicht die Stelle einstigen Waldes weist.

An die befestigten Höhen des Hintergrundes anschließend bildet mit ihnen zusammen der südliche und der nördliche Rücken ein nur nach Westen offenes Amphitheater; und wie dort im Hintergrunde, sendet die Stadt auch hier, an ihren beiden langgestreckten Seiten, ihre Häuser- und Hüttenvorposten überall hinaus und hinauf, in ungeordneten Haufen bald hoch hinanstrebend, bald zurückbleibend, in zerstreuter Gefechtsart, en debandade, gleichsam im Sturme, bald unterstützt, bald zurückgeworfen durch den mannigfaltigen Wechsel der Bodengestaltung selbst. Hie und da blickt von Weitem ein größeres weißes Gebäude herab, ein commandirender Officier unter den übrigen. Dort an der Seite des südlichen Rückens, hoch über der unteren Stadt, ist es ein wahrhaftiger General, der eine wichtige Position besetzt hält: auf einer von den Massen des Rückens abgetrennten Spitze erhebt sich ein weißes Minaret aus dem tiefdunkeln Laube der Bäume, die die ganze Anhöhe bedecken.

Der schönste Ausblick gibt sich aber doch aus der provisorischen Ministerwohnung im Hause des R a g h i b E f f e n d i T s c h u r t s c h i t s c h. Es liegt oben an der Lehne des nördlichen Rückens. Freilich blicken die Fenster nur nach Süden und Westen, man sieht also nichts von der Festung: aber nach Süden liegt die ganze Stadt in ihrer vollen Breite da, und ihr schönster Theil dazu, derjenige, in welchem es die wenigsten modernen Häuser und die meisten Gärten und hohen Pappelbäume gibt. In weichem Bogen senkt sich vor uns der Wirrwarr der Gebäude bis zur Miljatschka, um jenseits derselben an der anderen Lehne wieder emporzustreben, hinauf bis zu dem dichten grünen Walde, über dem wieder drohend vieltausend Fuß hohe Felsenwände schweben. Hier sind die Massen der Häuser nicht so wie „in Europa“ durch Cirkel und Lineal, westliche Dressur und Ueberalleinmischung

beherrscht; es waltet orientalische Freiheit, die keine Eintönigkeit aufkommen läßt, Alles belebt und Allem unendliche Mannigfaltigkeit verleiht. Diesseits des Wassers, rechter Hand, zeigen sich die schweren Massen der griechischen Cathedrale, jenseits, gerade uns gegenüber, die des Konaks. Der wahre Zauber des Bildes liegt aber in den Minarets, die sich zahllos schlank und weiß erheben. Auf den Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang verkündet, erscheint in schwindelnder Höhe auf den Galerien dieser Minarets überall der Muezzin und ruft die Gläubigen zum Gebete, Gläubigen und Ungläubigen in langgezogenen, fast wehklagenden Tönen verkündend: „La illah' il Allah, Mohammed rasul Allah.“ Zu eigenthümlichem Chore vereinigen sich die klagenden Laute, in die sich immer neue und neue mengen. Endlich verstummt auch der letzte, aber die Galerien aller Minarete — es ist eben Ramazan — erhellen sich plötzlich und in zwei-, dreifachem Lichterkranze glänzen sie hinaus in die stille Nacht . . . . . .

Denn es herrscht die tiefste Ruhe. Wagengerassel gibt es in den orientalischen Städten nicht. Jenes unbestimmte Summen aber, das von der lebendigen Masse ins Weite hinausdringt, das stört die Ruhe nicht, macht sie nur um so fühlbarer. Zu Tausenden flammen die Lichter der Häuser auf. Farbige Lampions regen sich hin und her in den gewundenen Gäßchen. Die Mohammedaner haben den ganzen Tag über gefastet und jetzt eilt Alles zum frohen Schmause.

Noch raubt die Dämmerung dem Bilde seine Farben nicht, sie vertieft sie nur. In der reinen staubfreien Luft erheben sich scharf aus der Bäume Dunkelgrün die weißen Häuser und Moscheen. Tiefblau ist der Himmel, die Felsenwände und Klippen des jenseitigen Gebirges aber beginnen allmälig im zitternden Silber des Mondes zu erglänzen.

Gegen Westen, weit hinaus über den Dächern, so mannigfach in Form und Farbe, schieben sich vor- und ineinander gleich den Coulissen die hohen Gebirgszüge, welche die üppige Ebene der Serajevski polje abschließen, und hoch über diesen phantastischen Gestaltungen, die je nach der Entfernung in den verschiedensten Farbenabschattungen dämmern, leuchten allmälig auch die Lichter des gestirnten Firmamentes auf.

Von Serajevo nach Gorazda.

Serajevo war noch in jener halbfertigen Morgentoilette, die gerade den größeren, belebteren Städten eine ganz eigenthümliche Physiognomie verleiht. Stückweise beginnt die Stadt nach der Nachtruhe zu erwachen; halb schläfrig, halb eilig gehen die aus den Häusern tretenden Menschen an die neue Arbeit. Schlaf und frisches Leben mengen sich. Alles ist unfertig, Alles macht sich

fertig. Mit seinem weit hinaus klingenden, melancholischen Gesange hat der Muezzin bereits die Gläubigen erweckt. Manche derselben nehmen schon die vor dem Gebete üblichen Waschungen an den öffentlichen Brunnen vor. In der engen und steilen Bazarstraße ist vor den nischenartigen Läden hie und da schon der Bretterverschlag herabgelassen, der sie nachtsüber verschließt, und friedlich seinen Tschibuk schmauchend, hat der Händler seinen gewohnten Platz auf demselben eingenommen; am Nachbarladen werden eben jetzt die Schlösser abgelegt, anderwärts ist noch Alles in seiner nächtlichen Verfassung. Es fehlt noch die heiße Regsamkeit des Tages, allerwärts aber zeigt sich die der Morgenfrische. Faulenzer sieht man keine — sie schlafen noch. Von Europäern zeigen sich — nicht die elegantesten, wohl aber die arbeitsamsten — die ungarischen Juden und die Krainer Arbeiter in kleinen Gruppen. Dichte Massen gibt es noch nicht, aber es gibt schon genug der Zuseher, um die glänzenden und strammen Hußaren zu bewundern, die die Wagen umgeben, in denen der Minister und seine Begleitung sich auf die Reise machen, um vor Allem jene Bezirke zu besuchen, in welchen sich noch Reste der Insurrection zeigen.

Unser Weg führt unter den Mauern, die sich an der Citadelle und den kahlen Höhen lange hinziehen, anfangs gerade aus gegen Sonnenaufgang, mitten durch jenen ungeheuren Felsspalt, der hier den einzigen Ausweg aus dem Amphitheater der Berge bildet, die die Stadt von drei Seiten umschließen. Die reiche Ebene, die sich nach Westen erstreckt, bleibt hinter uns zurück, hinter uns die hundert Minarete. Rasch erhebt sich der in den Felsen gesprengte Weg. Unten schäumt das grüne Wasser der Miljatschka in seinem gelblichrothen Felsenbette, kühn erheben sich jenseits des Wassers zerrissene Wände, colossale Säulen und Thürme, Alles lauterer Fels, immer wieder neue und neue phantastische Gestalten nach jeder Wendung. Alsbald wirft die Ziegenbrücke — ein kleines Bijou der türkischen Brückenbaukunst — in einem einzigen kühnen Bogen den Weg auf das andere Ufer des Abgrundes hinüber und kaum eine halbe Stunde weit von der belebten Stadt sind wir in so einsam stiller Wildniß, daß nur noch die durch unsere Soldaten erbaute Straße an menschliche Gesittung und menschlichen Verkehr gemahnt. Wir sehen nur den Bach, den Fels und niedrig hinkriechendes Gestrüpp. In rasch sich folgenden Wendungen streben wir langsam hinan.

Bei den dunklen Hütten von Ljubogosta überbrückt der Weg zum zweiten Male die Miljatschka. Wir verlassen den Bach, der von den westlichen Abhängen der wilden Romanja planina fast senkrecht herabstürzt. Der Weg wendet sich nach Süden. Das Gestrüpp erhebt sich allmälig zu hohem, schattig-kühlem Walde, denn hier haben die beiden großen Feinde des Baumes noch nicht gehaust: der Mensch, der ihn schlägt, und die Ziege, die

ihn nicht aufkommen läßt. Die Landschaft breitet sich aus. Von Zeit zu Zeit tauchen aus den bewaldeten Thälern einzelne Holzhäuser der auf Meilen hin zerstreuten Gemeinden einsam auf, hie und da zeigt sich ein kleines Mais- oder Hirsefeld. Von rechts blickt der finstere Kogel des Trebwitsch herab; links die weißen Felsenbastionen der Südseite der Romanja planina, die sich hoch über dichtem Walde erheben.

Und hier fehlt es auch nicht mehr an Leben. Eine treffliche Staffage zur wilden Landschaft geben die bosnischen Pferdetreiber mit ihren rothen Turbanen und ihren kleinen Pferden, mit Fässern, Kisten, Brettern, ja Balken beladen, bedächtigen Schrittes in langen Reihen marschirend. Ueberall tauchen sie auf, wo ihre kaum gangbaren Wege die große Straße kreuzen. Diese benützen sie nicht. Sie brauchen sie auch gar nicht, denn das Fuhrwerk ist hier unbekannt, die kleinen Bosniakenpferde schleppen Alles auf ihren Rücken und die Saumpfade, wenn auch steiler, sind doch schattiger und, was die Hauptsache, kürzer als die Militärstraße.

Heimlicher als diese Gestalten, die vielleicht gestern noch Räuber waren und morgen wieder zu Räubern werden können, erscheinen uns unsere Soldaten, die wir immer häufiger begegnen. Ein wahres Lagerleben; man sieht, daß wir in kriegerisch bewegtem Lande sind. Feldwachen auf dem Wege, Posten auf den Anhöhen treffen wir überall; aber fast von allen Nebenwegen, ja aus jedem Gebüsche dringen nun unsere Infanteristen hervor, in ihre Heimat zurückkehrende Urlauber. Obwohl noch nicht alle Spuren der Insurrection verwischt sind, ja gerade in diesen Bezirken noch organisirte Banden ihr Unwesen treiben — das Geld muß geschont, die Truppen möglichst reducirt werden.

Doch nicht nur solchen kriegerischen, auch ganz idyllischen Scenen kann man begegnen. Eine kleine Gruppe tief unten am Bache: eine reisende mohammedanische Dame tränkt im kühlen Schatten ihr Pferd. Sie selbst sitzt ganz eingehüllt im schneeweißen Mantel nach Männerart auf dem Pferde, neben ihr steht ihr Begleiter. Die Frau hält, sobald sie uns erblickt, ihre Reisemaske vor das Angesicht. Während des beschwerlichen Weges wäre die hierzulande übliche strenge Verschleierung allzu unbequem und beklemmend. Zum Ersatze hat die reisende Frau eine Maske zur Hand, welche sie sich vorhält, sobald ihr Fremde begegnen, gerade wie einst die venetianischen Signora's.

So erreichen wir unsere Mittagsstation Pratscha. Während man unsere Pferde wechselt, stärken wir uns vor den Militärbaracken an einem aus Eiern und Conserven bestehenden einfachen Mahle.

In engem Thale in einer Höhe von 706 Metern am Wasser der Pratscha steht hier heute eine kleine Gruppe von 15 Häusern, durch ein

kleines Militärlager belebt und vergrößert. Einst aber, heißt es, soll hier eine große Stadt von 60.000 Einwohnern gestanden haben. Jedenfalls ist die Ortschaft alt, denn schon in einem Documente des 13. Jahrhunderts ist sie als Bischofsitz erwähnt und vor dem Orte findet man uralte Grabsteine mit Sculpturen und Inschriften; eine Viertelstunde weiter aber stehen auf den steil sich erhebenden Felsenhöhen links vom Wasser der Pratscha und vom Wege die Reste einer Burgruine, die kaum mehr von den abenteuerlichen Gestaltungen des Felsens selbst zu unterscheiden sind.

Eine Weile geht es nunmehr entlang des Wassers abwärts zwischen fruchtbaren Grundstücken, dann aber verlassen wir die Pratscha, die sich geradeaus nach Osten zwischen hoch gethürmten Felsenmassen und dichten Wäldern ihren Weg zur Drina bricht. Unsere Straße wendet sich scharf nach Süden, hebt sich rasch in immer einsamerer und wilderer Umgebung, kühne Serpentinen winden sich die Wasserscheide hinan und weder Menschen noch Häuser sehen wir mehr, bis wir bei der Ranjen Karaula die Paßhöhe erreichen.

Ranjen Karaula, das „Wachthaus der Verwundeten," führt mit Recht seinen Namen. Jeder Fußbreit dieses Bodens ist von Blut getränkt.

Die große Heerstraße von Serajevo nach Novi Bazar führt durch dieses enge Thor der Hochgebirgswildniß. Von Alters her lagen Räuber und Junaken hier im Hinterhalte. Auch der jüngste Aufstand hatte hier eines seiner Vorspiele. Von Gorazda herauf zog unter militärischer Bedeckung ein Maulthiertransport. Kaum in das enge Thor des Passes eingetreten, empfängt ihn ein Kreuzfeuer aus den dichtbelaubten, verwachsenen Hügeln, die gleichsam die Seitenwände des Thores bilden. Seither liegt hier ein starker Posten, der im vorigen Winter manch harten Kampf zu bestehen hatte. Noch vor wenigen Tagen hatte kaum einige Stunden von der Karaula ein Theil der Garnison, der auf Räuberpatrouille ausgegangen war, ein kleines Gefecht zu bestehen.

Südlich vom Sattel der Ranjen Karaula eröffnet sich eine der großartigsten Aussichten, die man sich vorstellen kann, und leichter vielleicht läßt sie sich vorstellen, als beschreiben. Eine neue Welt dehnt sich aus, sobald wir die Paßhöhe überschreiten. Ueber ein Meer von Gebirgen schweift das Auge weg, über Montenegro bis ins Albanesische.

Wahrhaftig wie ein Meer vom Sturme aufgewühlt, so erheben sich unter uns in mächtigen Wellen die waldigen Gebirgszüge, auf denen Felsen den weißen Kamm der Welle bilden. So fällt rasch und tief von einer Terrasse zur anderen das Terrain ab und tief unten windet sich im weiten Thale das glänzende Silberband eines breiten, stillen, spiegelgatten Flusses hin. Das ist das Wasser der Drina, die an der montenegrinischen Grenze

aus dem Zusammenflusse der Tara und Piva entstehend, gleich als großer Fluß in dieses Land tritt. Jenseits des Flusses aber erheben sich einer hinter und über dem andern acht verschiedene Gebirgszüge in kühnen und wilden Umrissen, je nach der Entfernung jeder in anderer Färbung und Beleuchtung, im Dunkelgrün schattiger Wälder, in sonnverbrannten Felsenmassen, im blauen Dämmern hin bis zu der allerweitesten, höchsten Kette, die sich nur hie und da über die vor ihr liegenden erhebt, gleichsam nur hingehaucht, so daß es kaum zu unterscheiden ist, ob es blanker Fels, ob es Schnee sein mag, was so weiß aus den Nebelgestalten herüberblinckt? Diese letzte Reihe steht schon an der albanesischen Grenze. Am imposantesten erscheinen aber die unmittelbar vor ihr sich drohend schwarz erhebenden montenegrinischen Berge, unter diesen ganz rechts ein wahrhaftiges, scharf viereckiges Thor im Gebirgsrücken; dort bricht sich die Piva ihren Weg, und daneben erhebt sich 9.000 Fuß hoch der Durmitor, der Fürst der montenegrinischen Berge, 70 Kilometer weit von unserem Standpunkte.

Auf den Bänken vor dem Wachthause sitzend, bewunderten wir diese Aussicht bei schwarzem Kaffee, mit dem sich uns ein emeritirter Räuber, derzeit im Dienste der Garnison, angenehm zu machen suchte. Ringsum die lieblichste Umgebung. Auf weichem Rasen zwischen frischen Quellen führt ein schmaler Steg den Hügel hinan ins Dichte der Buchen. Man könnte meinen in einem englischen Parke zu sein, wüßte man nicht, daß es nur ein Räuberweg ist.

Nach kurzer Rast machen wir uns wieder auf. In weitem Bogen befahren wir den ganzen Bergrücken, um uns dann in langen Serpentinen hinabzulassen. Erst bei der letzten Wendung erblickt man nach eilfstündiger Fahrt Gorazda am grünen Wasser der Drina.

Gorazda ist jetzt eine kleine arme Ortschaft, selbst seine Moscheen sind nur aus Holz erbaut und nur durch die weit ausgedehnten Militärbaracken gewinnt es eine gewisse Bedeutung.

Wenn aber auch Gorazda an sich durchaus nichts Interessantes bietet, bot sich uns doch hier eine der interessantesten Episoden unserer Reise. Kaum war der amtliche Empfang überstanden und kaum wurden die Audienzen begonnen, als die Meldung eintraf, Ferhad Beg Herenda, der bekannte Insurgentenführer, stehe vor dem Dorfe und habe seinen Sohn hereingesandt, um freies Geleite für sich zu erbitten, da er mit dem Minister zu sprechen wünsche.

Ferhad Beg erhielt seinen salvus conductus und wie wir in der Officiersbaracke beim trefflichen Mahle sitzen, wird auch schon gemeldet, daß er eingetroffen sei. Der Minister begibt sich in den Konak, — worunter

übrigens nur ein gemeines türkisches Holzhaus zu verstehen ist, mit drei kleinen Gemächern im ersten Stockwerke.

Hier erwarten wir Ferhad Beg, der Minister, der Kreisvorstand von Serajevo, der Bezirksvorstand von Tschajnitza und meine Wenigkeit.

Abd' Aga, ein biederer mohammedanischer Bosniake, der in Gorazda als Expositurleiter fungirt, führt ihn herein. Ferhad Beg Herenda hat, wie es der Anstand gebietet, seine Schuhe abgelegt und tritt baarfuß ein, eine hohe elastische Gestalt, den rothen Turban über dem tiefbraunen Antlitz mit den dunklen Augen und dem langen schwarzen Schnurrbarte. Fast alle Eingebornen mit Ausnahme einiger höherer Begs und Kadi's pflegen vor dem Minister zitternd zu stehen, zagend zu sprechen; dieser nicht. Weder herausfordernd, noch unterthänig oder furchtsam tritt er vor. Auf die Frage des Ministers, was er wolle, erzählt er ruhiger Seele, die Montenegriner hätten ihn mit allerlei Vorspiegelungen irre geführt; er wisse aber nunmehr, daß er nur dem Erbfeinde seiner Race dient; deßhalb sei er gekommen, um sich zu unterwerfen und zu ergeben, und werde er in Gnaden aufgenommen, so verbürge er sich, der treueste Unterthan des Kaisers Franz Josef zu werden.

Nun sprach der Minister zu seinem mohammedanischen Herzen; er setzte ihm auseinander, daß in diesem Lande gerade die Mohammedaner unmöglich geworden wären, wären wir nicht gekommen, und erklärt ihm endlich, daß, woferne kein gemeines Verbrechen ihn belastet, Seine Majestät, „dessen Macht ihr nunmehr kennt, und dessen Güte ihr auch kennen lernen sollt," ihn begnadige. Er möge aber mit Handschlag und auf seinen festen Glauben Treue geloben, denn sollte er noch einmal Etwas gegen Seine Majestät unternehmen, dann kann ihm nicht mehr verziehen werden.

Und Ferhad Beg tritt hin zum Minister, erhebt sein Haupt, erhebt langsam und hoch seine Rechte, und mit eigenthümlich rascher Bewegung gibt er seinen Handschlag und gelobt es laut und vernehmlich „auf seinen allerfestesten Glauben," daß er treu und gehorsam sein werde Seiner Majestät und ihren Beamten. „Živio, živio, živio!"

Hierauf forderte ihn der Minister noch auf, seine Waffen zu übergeben.

Ferhad Beg entfernte sich und brachte bald darauf seine und seines Sohnes Waffen mit einem Tuche zusammengebunden, — ein Wynchester- und ein Snydergewehr, Handschar und 2 Paar Pistolen, — in mein Zimmer, wo wir ihn mit dem Kreisvorstand und Abd' Aga erwarteten. Sogleich unterbreitete er aber auch seine Bitte, man möge ihm seine Waffen belassen, „denn," sagte er, „ich war zwar gut Freund mit Kovatschevitsch und Tungus, jetzt ist es aber möglich, daß sie mich überfallen, wenn ich zu

Hause sein werde." Er gab sich indessen mit der Erklärung des Vorstandes zufrieden, er möge nur seine Waffen vorläufig hier lassen, später wenn er sie zur eigenen Vertheidigung brauchen sollte, werde er sie schon wieder bekommen. Und dann rauchten wir die Friedens-Cigarrette.

Fotscha.

Ein wild hinaustönender Ruf schreckt mich aus dem Schlafe. Es ist noch stockfinster. Der Ruf ist so wild, so kriegerisch, entquillt so sehr dem Herzen, und ist mir so nahe, daß ich im ersten Augenblicke nicht weiß, was ich daraus machen soll. Nun verstehe ich ihn: . . . . . Es sind nicht Insurgenten; es ist nur der Muezzin, der die frommen Seelen zum Morgengebete ruft. Aber das hölzerne Minaret der kleinen Dorf-Moschee von Gorazda ist so niedrig und steht so nahe an dem auch nur aus Holz erbauten Konak, und der hiesige Muezzin mengt in die melancholischen, chromatischen Moll- und Nasenlaute einen so herausfordernden und energischen Ton, daß mir die bekannten Laute fast fremd geworden waren.

Eine Stunde nachher sitzen wir schon zu Pferde. Nach Fotscha führt noch keine Fahrstraße. Erst jetzt wird sie durch das Militär am linken Ufer der Drina gebaut und wir wurden durch den Bau zuweilen derart an den Rand des Abgrundes gedrängt, daß Pferde und Menschen nur einzelweis marschiren konnten. Es war in der That eine wildromantische Reise. Wildromantisch ist die Gegend, die Situation, die Umgebung. Hußaren eröffnen den langen Zug. Eine Abtheilung des Szekler Regiments mit den grünen Aufschlägen marschirt nach allen Regeln des Felddienstes, wir Civilisten sind in der Mitte. So marschirt sich's alsbald hoch über dem Bette der Drina, an manchen Stellen am Rande eines wahren Abgrundes, zwischen Felsen und Gestrüpp, welches sich nur hie und da zu einer mächtigen Baumgruppe erhebt. Der steile Bergrücken rechter Hand ist dicht bewachsen, linker Hand, unter uns, ist die plötzlich abfallende Lehne fast ganz kahl, die Bäume die hier gestanden, liegen entweder schon am Boden, oder können sich, weit nach vorne überhängend, kaum noch mit ihren weitverzweigten Wurzeln halten. Phantastisch gezacktes Farrenkraut wuchert zwischen ihnen, und einsam steht auf den nackten Stellen die hohe Staude der wilden Malve mit ihren gelben Blumen. Tief unten fließt still die Drina. Nicht als ob sie in weichem, flachem Bette fließen würde. Ihr Bett ist nicht Thon, nicht Sand, nicht Schotter; es ist der lautere Fels. An den Rändern des Gewässers sieht man die ausgewaschenen, ausgeschliffenen, zerrissenen Klippen durchscheinen, die durch ihre Farbe, Gestalt und Tiefe dem Wasser selbst die verschiedensten Farben verleihen. Es rauscht denn auch das Wasser an diesen

Rändern und wirft seinen weißen Schaum empor. Von den Ufern abwärts aber fallen die Felsen immer tiefer ab, bald sind sie kaum mehr sichtlich und endlich verschwinden sie vollständig, und hier in seinem breiten Mittelbette ist der Fluß klar, grün und blank, wie der Smaragd; denn ist das Bett auch ein Felsenbett, es ist tief und die tiefen Wasser sind still.

Jenseits des Flusses wechselt die Landschaft. Dort erhebt sie sich nur langsamer und gibt dem Ufer entlang überall wohlgepflegten und gehegten Mais- und Weizenfeldern Raum; erst jenseits dieser erheben sich die waldigen Höhen, durch tiefe Risse und Wildbäche von einander geschieden. Auch drüben marschirt eine Abtheilung Infanterie, man sagt zur Sicherung des Feldtelegraphen; vielleicht zu unserer eigenen Sicherheit.

In dieser Gegend ist die Insurrection noch nicht beendet; noch im August wurde hier gefochten, Raubanfälle kommen auch heute noch vor und den Behörden sind 5 bis 6 Banden, halb Räuber, halb Insurgenten bekannt, und wenn die Bedeckung, unter welcher wir reisen, eine ernste sein soll, muß auch das andere Ufer besetzt sein; wenn man von dort herüberschießen würde, wäre von unserer Seite weder eine Verfolgung, noch eine Verjagung möglich.

Frische Morgenluft; Alles glänzt in Thau und Sonnenschein. Unsere Szekler singen ungarische Lieder. Wo sich das Terrain etwas ausweitet, treffen wir einzelne Häuser oder auch ganze Häusergruppen, wenn sonst nichts, ein verfallenes Haus, wenn nicht einmal das, wenigstens ein landesübliches Kaffeehaus, das heißt eine Laubhütte in der Wildniß, in welcher der Caffedschi von der Hochstraße an etwas Glut rasch sein erfrischendes Getränk zu bereiten versteht. Und so gute Geschäfte wurden schon lange nicht gemacht. Jeder bekommt einige Gulden. Alle diese Kaffeestationen werden von Bettlern und Bittstellern benützt, um ohne Umstände eine Audienz zu erhalten. Eine sonderbar bunte Gesellschaft. Nichts aber ist kunterbunter, als die sogenannten Panduren, denen wir zuweilen begegnen. Bewaffnete Einheimische, die in Begleitung einiger Soldaten oder Gendarmen ebenfalls am Sicherheitsdienste theilnehmen. Ihre Bewaffnung ist eine militärische, ihre Bekleidung aber die volksthümliche. Manche haben an der Seite des Turbans das alte Abzeichen der Pascha's aufgesteckt, einen Flügel aus Blech. Aus solchen Panduren ist ein Theil der Insurgentenchefs entstanden. Es ist aber ein Zeichen der zurückkehrenden Beruhigung, daß sich die Eingebornen wieder zum Sicherheitsdienst verwenden lassen.

Ganz ein anderes Aussehen hat schon die Reitergruppe, die von ihren Pferden abgestiegen uns dort erwartet, wo das Wasser der Osanitza Rjeka aus einem schmalen Bergspalte sich in die Drina ergießt. Von Weitem erkennen wir D e r w i s ch Beg T s ch e n g i t s ch, ein stämmiger, trotz seines vorgerückten Alters noch immer elastischer Mann mit scharf geschnittener

Adlernase, tiefliegenden ernsten Augen voll dunklem Feuer, einem lang sich herabwindenden Schnurrbart, der niemals grau werden darf. Man könnte sich kein schöneres Ahnenbild wünschen. Schon in Serajevo hatte er den Minister besucht und offenbar hatten beide an einander Gefallen gefunden. „Ich brauche von Dir nichts, bin aber gekommen, um Dir zu sagen, daß man das und das thun muß; denn das wird gut sein. Wenn man es aber nicht thut, wird es schlecht sein.“ Dann sprach er von seiner 500jährigen Familie, welche aus Tschengeri in Kleinasien gekommen war und im Verlaufe der Zeiten 30 Pascha's und Veziere zählte. Zum Schluß aber gab er seiner Freude Ausdruck, daß der Kaiser ihnen endlich einen Mann geschickt habe, der die Sprache des Volkes zu sprechen weiß und mit dem das Volk freimüthig sprechen kann.

Derwisch Beg Tschengitsch ist zwar nicht der Chef seines Hauses, denn das ist ein noch viel älterer Herr, der sich indessen nie aus seinem einsamen Castelle rührt. Er ist aber in seiner Familie die bewegende Seele und so erwartet er auch hier den Minister mit neun anderen Tschengitsch. Denn dieser Bezirk und insbesondere die Zagorie ist das Nest der Tschengitsch. Zu hundert Familien wohnen sie hier und in ihrer Hand ist fast der ganze Grundbesitz. Allen sieht man es an, daß sie Herren sind, und man sieht es, daß dieser Empfang kein amtlich organisirter ist. Nach freundschaftlichen Begrüßungen stellen sich die Tschengitsche mit ihrem Gefolge an die Spitze unseres Zuges und so ziehen wir gegen 11 Uhr in Ustikolina ein, dessen weiße Moschee uns schon von Weitem winkte.

Während die Fähre die vielen Pferde über's Wasser führt, sind wir die Gäste der Garnison und erfreuen uns in kühler Laubhütte des guten Frühstückes, mit dem man uns erwartete, dann setzten auch wir über die Drina. Auch am rechten Ufer lagert eine Abtheilung Militär in Zelten. Unsere Soldaten haben hier die Wachsamkeit so weit geführt, daß sie eine Telephon-Verbindung mit Fotscha besitzen.

Die Sonne brannte heiß, ich hatte des Schrittreitens genug, spornte mein Roß nach vorwärts, und ritt in lebhafterem Tempo allein entlang der Lehne, zwischen gut bearbeiteten Feldern, hie und da im Schatten mächtiger Nußbäume und Buchen. An der Hälfte Weges traf ich General Obadics, der mit seinen Officieren dem Minister entgegenritt. Auf einzelnen Grundstücken waren Eingeborne mit der Feldarbeit beschäftigt, aus einsamen geflochtenen Hütten blickten neugierige Augen aus wildem Haar- und Bartwuchs scheu nach mir heraus. Es war gegen 1 Uhr, als ich in Fotscha eintraf, wo die Beamtenschaft und die Behörden, die Lehrer mit der Schuljugend schon ausgezogen waren und die Einwohner in bunten Gruppen unter den Pflaumenbäumen lagerten, alle um den Minister zu erwarten.

Fotscha ist allseitig von waldigen Höhen umgeben und kann sich einer der schönsten Lagen rühmen. Hier vereint sich das frische Wasser der Tschehotina mit der Drina; es ist also kein Mangel an Wasser, diesem Hauptelemente landschaftlicher Poesie. Zwei hölzerne Brücken führen an das linke Ufer der Tschehotina, wo die Hauptgruppe der Stadt liegt. Einzelne abgesonderte Flügel und Gruppen ziehen sich am rechten Ufer die Berge hinan. Hier sind die ältesten Moscheen des Landes zu finden und da sie aus der Glanzepoche der Osmanen stammen, überbieten sie auch an Schönheit die übrigen. Nicht äußere Zier, sondern die Vertheilung der Massen, die monumentalen Mauern aus behauenem Stein, die imposanten Kuppeln, deren Bleibedachung insbesondere bei Mondenscheine gleich dem Silber glänzt, und die Dimensionen der hohen Minarete verleihen mancher dieser altgeheiligten Bauten einen wahren Zauber. Vielleicht ist es die Einwirkung dieser schönen Gebäude, daß sich hier länger, als anderwärts der orientalische Kunstgeschmack unverdorben erhält. Fotscha besitzt eine bedeutende Kunstindustrie, die die sorgfältigste Pflege verdient. Wenn das Land einmal dem großen Verkehre eröffnet sein wird, kann eine Quelle des Reichthums aus dieser Industrie entstehen, die sonst schon fast überall durch die fabriksmäßige Dutzend-Arbeit erdrückt wurde. Nachmittags besuchte ich den Bazar. Die Silber-Filigran-Industrie und die Fotscha'er Handschars sind berühmt im ganzen Orient, und neben anderen Kleinigkeiten werden hier auch noch Messer angefertigt, deren messingeingelegte Stiele in farbigem Fischzahn besonders geschätzt sind.

Der Bezirk von Fotscha ist zwischen dem Sandschak von Novi Bazar und Montenegro eingekeilt. Hier war der Grenzkrieg ein fast ununterbrochener, geführt, wenn nicht durch die Länder und Regierungen, durch die Begs und Woiwoden auf eigene Faust. Hier ist der Schauplatz zahlreicher Volkslieder und Balladen, auch jener berühmten Tschengitsch-Ballade, die durch Mazuramich, den ehemaligen Banus, in die croatische Mundart übersetzt wurde. Unsere kleine Garnison, überrascht durch die Ereignisse, kaum aus 200 Mann bestehend, hatte hier am Beginn der Insurrection schwere Kämpfe zu bestehen, als zuweilen von allen Bergen der Umgebung die Wachfeuer der Aufständischen loderten. Heute noch ist diese Gegend die gefährlichste; gerade am Tage unserer Ankunft wurden Thiere im Werthe von mehreren tausend Gulden durch Räuber weggetrieben.

Diese kriegerischen Traditionen waren es, die auch die hiesige Waffen- und Messer-Industrie in fortwährender Blüthe erhielten. Es ist zu wünschen, daß mit den kriegerischen Gewohnheiten, die nunmehr aufhören sollen, nicht auch diese Industrie verschwinde.

Wie überall, ertheilte der Minister auch hier sogleich Audienzen und wie überall drängten sich die Leute auch hier in hellen Haufen an den einen Jeglichen anhörenden „Muschir."

Freilich konnten nicht alle Wünsche erfüllt werden. Ein junger Bursche verlangt mit finster abgewendetem Blicke einen Reisepaß. „Mein Vater und mein Großvater und alle meine Vorväter seit dreihundert Jahren, alle waren ehrliche Männer. Sie sind auf der großen Straße gewandelt und nicht auf Nebenwegen. Gib mir einen Paß, denn auch ich will auf der großen Straße gehen und nicht auf Nebenwegen fliehen. In diesem Lande aber bleibe ich nicht." Der Minister erkundigte sich nach seinen Verhältnissen. Er hatte eine Mutter und fünf Geschwister und will Alles verlassen, „denn," wie er sagt, „mein Gesetz erlaubt es nicht zu bleiben." „Aber die größten Hodscha's und Mufti's bleiben und sie kennen das Gesetz doch besser, als Du; weßhalb könntest Du also nicht bleiben?" Alle Gründe waren vergebens. „Ich bleibe nicht, ich gehe." Da er jedoch noch im militärpflichtigen Alter stand, konnte ihm die Auswanderungsbewilligung nicht ertheilt werden. Andere, die mit der gleichen Bitte gekommen waren, vermochte der Minister zu überreden, ihr Vaterland nicht zu verlassen. Neben solchen Erscheinungen müssen aber auch die zahlreichen Gesuche um die Bewilligung zur Rückkehr und auch jene 400 Flüchtlinge erwähnt werden, die gerade zur Zeit, als der Minister eintraf, aus Montenegro zurückgekommen waren.

Unter jenen, die zurückkehren wollen, befinden sich viele der einflußreichsten Männer und nicht nur gewesene Insurgenten, sondern noch mehr solche, die eben vor der Insurrection geflohen waren, nachdem sie die Behörden aufmerksam gemacht hatten, daß der Aufstand ausbrechen werde, und gleichzeitig um militärische Bedeckung ansuchten. Als sie diese nicht erhalten konnten, wurden sie flüchtig, um nicht zur Theilnahme an der Insurrection gezwungen zu werden.

In Fotscha ist auch eine schöne aus Stein erbaute serbische Schule, die der Minister ebenfalls besuchte. Zu den hiesigen interessanten Erlebnissen zählte auch das Mittagmahl, zu welchem wir durch Avd' Aga, den Bürgermeister eingeladen wurden.

Selbst das vornehmste bosniakische Haus ist aus Holz oder Lehmziegeln gebaut, selbst am ärmlichsten ist aber der Schönheitssinn des Orientalen und die Einwirkung orientalischer Phantasie nicht zu verkennen. Deßhalb sind alle diese bosniakischen Ortschaften so malerisch. Wie verkommen auch in der Nähe und im Innern diese Häuser erscheinen mögen, aus der Ferne machen sie mehr oder weniger alle den Eindruck eleganter Villen. Selbst das kleinste Haus ist stockhoch, und die besseren Räumlichkeiten,

freilich meist nur zwei Zimmer, sind im oberen Stockwerke. Entweder die Mitte oder die beiden Flügel dieses Stockwerkes treten ein gutes Stück über das Erdgeschoß hinaus. Im Harem hat diese Gewohnheit ihren Ursprung. Man will den Frauen, die sich aus den ohnehin eng vergitterten Fenstern nicht hinausneigen dürfen, durch die Seitenfenster der vorspringenden Theile einen Blick auf die ganze Straße gönnen, was eine ihrer Hauptzerstreuungen ist. Die Hofseite des Stockwerkes hat immer eine aus Brettern gezimmerte Terrasse, die einen weiten und meist malerischen Ausblick bietet. Eine Seite des Zimmers ist stets durch eine leichte Bretterwand abgetrennt, die nach rechts und links Wandschränke, zuweilen eine kleine Dampfbad-Einrichtung bildet, während aus der Mittelöffnung der Bretterwand der große Kachelofen herausblickt, ein viereckiger, weißer oder gelber Obelisk mit grün glasirten tellerartigen Vertiefungen. Diese Bretterwand und überhaupt alle Holztheile des Hauses, sowohl von außen, als von innen, sind mehr oder weniger reich, wenn auch roh, aber doch im guten orientalischen Geschmacke geschnitzt. Die Fenster sind bogenförmig, die Oeffnungen der Terrasse mit Spitzbogen abgeschlossen. Auch das allerschlechteste Haus ist wenigstens malerisch, besonders wenn die Zeit die Holztheile schon geschwärzt hat. Jene Häuser aber, die so gut und reinlich gehalten sind, wie auch das des Avd' Aga, sind nicht nur malerisch, sondern auch wohnlich mit ihren den Mauern und Gängen entlang überall angebrachten Menderliks, und den vielen bunten Teppichen, unter denen, wie überall im Orient, auch hier wahre Prachtexemplare zu sehen sind. In den vornehmen Häusern sind die inneren Wände nicht geweißt, sondern es sind die Seitenmauern mit weißem, der Plafond mit blauem oder grauem Lack oder Oelfarbe angestrichen, so daß sie fast an Marmor erinnern.

Avd' Aga hatte zahlreiche Gäste gerufen, unter diesen Derwisch Beg und fünf andere Tschengitsche. Alle diese aber umgaben uns stehend und dienend, nur wir europäischen Gäste saßen um den niedrigen, runden Tisch herum, gerade so, wie einst bei einem meiner arabischen Freunde, bei dem ich in Oberägypten dinirte. Wer sich mit dem Hammelfleische zu befreunden vermag, der wird die bessere türkische Küche nicht nur gut, sondern er wird wahre Delicatessen finden, Gemüse, die in Europa unbekannt sind, vortrefflich gebratenes Fleisch und vorzügliches Gebäck. Am meisten wäre zu bemängeln, daß Alles halb kalt, halb warm aufgetischt wird. Bei dem Mahle des Avd' Aga war die Pièce de résistance ein herrlich gebratenes Lamm, welches in seiner ganzen wahren Gestalt auf den Tisch kam, mit Reis, gehacktem Fleisch, allerlei Gewürzen und Rosinen gefüllt. Zum Schlusse des Mahles setzten sich die eingebornen Herrschaften auf Teppichen, die auf den Boden gebreitet wurden, zu uns, und bei trefflichem türkischen Kaffee und

dem Rauche der Tschibuks entwickelte sich die Conversation, die nach Tische selbst bei den Orientalen immer eine lebhafte wird. Nach der Gasterei, die, orientalischer Sitte entsprechend, bei Sonnenuntergang begann und stundenlang dauerte, saß ich noch lange draußen auf der Terrasse unserer Wohnung und betrachtete das stille Wasser der Drina, die stillen Bleikuppeln der Moscheen, wie sie im Lichte des 15tägigen Mondes glänzten.

Rogatica und die Romanja planina.

Früh Morgens von Fotscha abmarschirt, kamen wir nach siebenstündigem Ritt nach Gorazda zurück, wo uns der Expositursleiter Abd' Aga mit einem türkischen Mahle erwartete. Mit großer Zuvorkommenheit und tiefster Ehrfurcht machte er den Hausherrn, wenn er auch den Minister nie anders als mit „Servus excellencia“ begrüßte. Er hatte es eben von unseren Officieren so gelernt, daß „Servus“ der Gruß der Europäer ist.

Nach Tische setzten wir unsere Reise fort, um nach weiteren sechs bis sieben Stunden nach Rogatica zu gelangen. Eine Weile ging es wieder dieselben Serpentinen hinan, die wir von der Ranjen Karaula herabgekommen waren. Lange winkt uns anscheinend ganz nahe ein kleines Dorf herüber, lange können wir es aber nicht erreichen, denn wir müssen den weitgestreckten Bergrücken umkreisen. Es ist ein alt berühmtes Räubernest, Karovitsch. Wie wir uns unmittelbar über demselben befinden, haben wir einen guten Einblick in das Feudalschloß des Begs. Mächtige Basteithürme, hohe Seitenmauern mit engem Thore umgeben die steil bedachten Gebäude. Jenseits des nunmehr tief unten liegenden Drinathales erhebt sich wieder das erschreckend wüste und großartige Panorama der Gebirge Montenegro's. Unser Weg, der sich noch immer auf demselben breiten Bergrücken hinanwindet, trennt sich endlich von jenem, der zur Ranjen Karaula führt. Heiß werden die Sonnenstrahlen durch die Felsen zurückgeschlagen, in welche der Weg gebrochen ist. Plötzlich aber, mit einem Schlag ändert sich Alles. Wir haben den Rücken erreicht, rasch wendet sich der Weg, wir biegen nach abwärts.

Das montenegrinische Panorama ist verschwunden, verschwunden das üppige Thal der Drina, aber auch die drückende Hitze. Ein frischer Luftzug, das geheimnißvolle Rauschen des Waldes umweht uns, wir sind im tiefen Schatten hochgewachsener Buchen.

Und alsbald ein neuer Wechsel der Decoration. Hundert Opern ließen sich mit den fortwährend wechselnden Landschaften dieser Gebiete ausstatten.

Wenn einmal diese Länder der Civilisation und mit ihr dem Touristenstrome erschlossen sein werden, kann dieser allein ein Factor des Wohl-

standes in diesem Lande werden. Außer der Schweiz und den Pyrenäen gibt es keine schöneren Landschaftsbilder in Europa. Der dichte Wald erweitert sich. Wir blicken in tiefe Thäler hinab. Zwischen den Gruppen der Buchen lungern colossale Felswürfel, mancher groß wie ein vierstöckiges Gebäude. Brausend bricht sich zwischen diesen auseinandergeworfenen Felswürfeln das Wasser der Pratscha hindurch, von der Höhe des Gebirges hinab in den Schoß der Drina eilend. Friedlich wuchert dort, wo das Wasser die Felsen wäscht, im Schatten der mächtigen Buchen das weiche Moos und das zierliche Farrenkraut.

Auch hier steht ein Wachthaus in der Wildniß. Die kleine Besatzung erwartet lebhaft bewegt unseren Zug. Geschieht es doch so selten, daß sie ein menschlich Wesen erblicken, und selbst dann sind es meistens nur Räuber, die auf sie feuern, um rasch wieder in diesem Labyrinthe der Felsen zu verschwinden. Einige Officiere und Beamte, die schon aus Rogatica dem Minister entgegenkommen, spornen ihre Pferde und umringen unsere Wägen, so daß wir von hier an inmitten einer wirklich glänzenden, kriegerischen Begleitung reisen, in welcher mit unseren Hußaren alle Arten von Uniformen, orientalischen und occidentalen Costümen vertreten sind.

Steil geht es abwärts. Tief unten führt eine große Holzbrücke über das nun schon ruhigere Wasser der Pratscha; jenseits erwartet uns der Caffedschi in seiner Hütte mit dem erfrischenden Getränke und frischen Forellen, die das Stück zu zehn Kreuzern feilgeboten werden. Weiterhin treffen wir auch schon einzelne Gruppen der Einwohner von Rogatica, großentheils Bittsteller. Jeden Augenblick hält der Wagen und der ganze Zug; der Minister nimmt die Bittschriften entgegen und bestellt die Bittsteller zum Konak. So halten wir auch vor einem zerfetzten Zigeuner, der in tiefster Demuth sein Gesuch überreicht. Kaum setzen wir uns aber in Bewegung, als auch schon wieder Halt gerufen wird. Das Gesuch wurde auseinandergefaltet, von vorne und rückwärts betrachtet, aber außer zwei Stempelmarken in einer Ecke war absolut nichts darauf ersichtlich. Ein blankes, leeres Stück Papier, kein einziger Buchstabe, nicht einmal der Name des Bittstellers. Diesen wenigstens muß man erfragen. Augenscheinlich sind die Bosniaken wenigstens vom Stempelgesetze bereits tief durchdrungen. Was sich der Zigeuner wohl gedacht haben mag? „Wozu soll ich mich mit dem Schreiben plagen, da ich nun doch nicht schreiben kann? Der Muschir ist der Erste nach dem Kaiser, der wird es ohnehin besser wissen, als ich, was mir Noth thut. Den Stempel aber, den darf ich nicht vergessen, denn ohne Stempel kann man mit dem Schwaba nicht sprechen.“ Oder mochte er sich auch gedacht haben: „Ich werde meine Sache schon mit dem lebendigen Worte richten, es soll nur der Stempel auf dem Papiere sein.“ Erst seit der

Herabkunft des Ministers erhielten die mit dem Volke verkehrenden Organe die Weisung, möglichst Alles mündlich oder mittelst eines kurzen Protokolls zu erledigen und sich und das Volk mit der Vielschreiberei und dem Stempelwesen zu verschonen.

Endlich breitet sich vor uns von hohen Bergen umgeben, die freundliche Ebene von Rogatica aus, ein buntes Bild des blühenden Lebens, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet. Die Rakitniza rjeka, der Krebsbach, bewässert ihre üppigen Gärten, Wiesen und Ackerfelder. Zu mächtigen Schobern ist schon die Frucht zusammengetragen und hoch wehen die langen grünen Blätter der Kukuruzstaude. Die Stadt selbst mit ihren weißen Häusern ist ein lachendes Bild des Wohlstandes. Zahlreich sitzen hier die reichen Begfamilien, unter ihnen die heute noch mächtige Familie Sokolovich, die dem Osmanenreiche einen seiner ruhmvollsten Großveziere gab. Die Stadt mit ihren 2.000 Einwohnern ist aber nicht nur gefällig und reich, sondern es ist auch eine altberühmte heilige Stadt. Nicht ohne Bedeutung winken uns so zahlreich die schlanken Minarets entgegen. Rogatica hat einen guten Namen im Islam. Auch der jetzige Mufti, einer der Ersten übrigens, die dem Minister ihre Aufwartung machen, ein Mann von wirklich vornehmer Art, ist eine Leuchte der heiligen Wissenschaften. Er weiß es aber auch, wer und was er ist, und als er mit seinem goldgestickten weißen Turban, dem lichtblauen Kaftan mit goldenem Kragen vor dem Minister stand, schien sein ganzes Wesen zu sagen: „Du bist der Minister, ein mächtiger Vezier, ich aber bin der Mufti von Rogatica und das ist auch etwas.“ War ja doch der vorige Scheikh ul Islam ein Rogaticaer Kind.

Die Begs von Rogatica stehen im Rufe des Fanatismus und großer Intoleranz; was wir gesehen, bestätigte diesen Ruf keineswegs. Nachdem der Minister schon den nächsten Tag in aller Frühe weiter nach Serajevo reisen wollte, empfing er gleich nach dem Abendessen, welches in der gastlichen Officiersmenage eingenommen wurde, vorerst die Behörden und dann wie überall alle Jene, die mit ihm zu sprechen wünschten. Die vornehmen Mohammedaner erschienen gleichzeitig mit den Vorstehern der orthodoxen Gemeinde. Nachdem die Ersteren die Gabe, die Namens Seiner Majestät ihren Religionszwecken gewidmet war, übernommen und sich für dieselbe bedankt hatten, überreichte der Minister auch den Vorstehern der Orthodoxen eine gleiche Summe zum Ausbau ihrer Kirche; und für diese dankten nicht nur die Empfänger, sondern es erhob sich nach ihnen von seinem Sitze ein junger Beg, trat vor den Minister, und bedankte sich in gewählten Worten auch im Namen der Mohammedaner für die der Christenkirche gespendete Gabe. Allerdings, es war etwas in diesem Danke, wie wenn der Herr es für

geziemend erachtete, auch seinerseits den Dank für die Wohlthat auszusprechen, die seinen Leuten erwiesen wird.

Des anderen Tages reisten wir vom frühen Morgen bis zum späten Abend eine wahre Wildniß hindurch. Kaum die Spur von Menschen und menschlicher Gesittung während der ganzen Strecke, auf welcher schon durch unser Militär, ausschließlich aus militärischen und Sicherheitsgründen, die Fahrstraße von Rogatica nach Sarajevo ausgebaut wurde. In der Nähe von Rogatica geht es noch immer zwischen Häusergruppen und üppigen Gärten hin. Dann aber winden wir uns den nordwestlichen Bergrücken hinan, werfen bei Han Kovich einen letzten Blick auf die 500 Meter unter uns liegende Ebene und gelangen dann hinauf zur Ivan polje, ein trauriges Hochplateau ungefähr 1.000 Meter über dem Meere, eine baumlose mit Steinen und Felsenstücken besäte, magere Alpenweide. Nach einigen Stunden erhebt sich bei Han Romanja noch mehr das Terrain. Wir gelangen auf ein noch höher liegendes Plateau, dieses aber, wenn auch noch wilder, ist doch nicht so wüst, wie die Ivan polje. Einzelne verwaiste Nadelhölzer bemühen sich auf dem felsigen Plateau zu leben. Nach und nach thun sie sich zu Gruppen zusammen, werden immer höher und höher, bald erheben sich ganze Nadelwälder vor uns, über diesen aber zieht sich hoch und weit eine lange, weiße Felsenwand, die gleich einer ungeheuren Säge ihre Zähne dem Himmel weist. Wir sind auf dem berüchtigten Hochplateau der Romanje planina. Auch jetzt haust hier eine Räuberbande und gerade gestern wurde von hier aus in Rogatica ein größerer Raubanfall gemeldet. Gerades Weges geht es gegen die unübersteigbar scheinende Felswand, die die Grenze der Planina bildet. Dank eines Meisterstückes der Straßenbaukunst kommen wir durch ihre Zähne durch.

Auf der Höhe des Passes steht die Franz Josefs-Karaula, 1.400 Meter über dem Meere, mit einer starken militärischen Besatzung, die hier während des Aufstandes schwere Tage verlebte. Von hier an geht es rasch und steil in Schlangenwindungen abwärts zwischen Felsen, mächtigen Buchen und Eichen hinunter zu dem tief unter uns liegenden Mokro, berühmt durch seine reizende Lage, berüchtigt durch seinen Ruf. Raub ist die Industrie seiner Bewohner; hier rekrutiren sich die Helden der Planina. Jetzt liegt auch in Mokro eine starke Garnison mit einer Gebirgsbatterie, deren Geschütze wir schon von Weitem erblicken.

Jenseits Mokro's erheben wir uns wieder, kommen auf die Berge von Serajevo hinauf und entlang einer hoch und kühn geführten türkischen Wasserleitung treffen wir endlich nach zwölfstündiger Fahrt in gießendem Regen in der Citadelle von Serajevo ein.

Die Narenta.

Bei Blažui zweigt die Mostarer Straße von jener ab, die von Serajevo nach Zenitza und Brood führt. An einem Han vorbei, der noch zu Blažui gehört, wenden wir uns nach links in das Thal der Žujevina. Der kleine Bach fließt von Südwesten her gegen die Serajevski polje, wo er sich bald mit der Bosna vereint. Das Thal dehnt sich zwischen waldigen Hügeln bis zur Breite einer halben Stunde. Bald erreichen wir rechts von der Straße die weit zerstreute Gemeinde Malatina, während links, jenseits der Straße und jenseits des Wassers eine einsame Kula, das malerische Castell der Familie Uzinich, herüberblickt. Außer unserer eigenen militärischen Bedeckung begegnen wir häufig einzelnen Feldwachen. Die Gegend von Mostar wurde eben in den letzten Tagen neuerdings von größeren Insurgenten- und Räuberbanden beunruhigt. Bei der verlassenen Czardake Hadžich übersetzen wir vom linken auf das rechte Ufer der Žujevina und bleiben auf dem letzteren bis Dubovac. Einst blühte hier eine bedeutende Flinteninduſtrie, die Wynchester und Snydergewehre aber haben noch lange vor der Occupation diese Industrie zu Grunde gerichtet.

Ueber Dubovac hinaus beginnt das Thal sich rasch zu erheben und zusammenzudrängen, fast schon ein Engpaß, der links vom Dubovagebirge, rechts vom Gradac gebildet wird, dieser ein schon in herzegowinischen Conturen sich kühn erhebender Felsberg, reich an Höhlen und zerrissenen Klippen. Die Ortschaft desselben Namens ist rechts von der Straße in einen engen Winkel gedrückt. Eine halbe Stunde später erweitert sich das Thal wieder, ein anderer Bach, der Krupec, mündet, von Südosten kommend, in die Žujevina und nach einer kurzen Wendung dehnt sich vor uns, umgeben von malerischen Bergen, der Kessel von Pasaritsch aus, an dessen Westrande inmitten von Ackerfeldern die Ortschaft Pasaritsch selbst steht. Dräuend erhebt sich im Hintergrunde 6.200 Meter hoch die kahle Masse der Hranizana planina, ein durch seine großartige Aussicht berühmter Berg. Das Thal wird durch einen Bergrücken, den Vilovac, abgeschlossen und über diesen hinüber führt, die Žujevina verlassend, unsere Straße, jenseits des Rückens hinab nach Tartschin, wo wir zum ersten Male die Pferde wechseln. Bei Tartschin übersetzen wir wieder einen kleineren Bach, der von Süden geradeaus nach Norden fließt. Links sehen wir fortwährend die Hranizana planina. Unsere Straße führt nach Südwesten, die Ivan planina hinan.

Die zahllosen Quellen dieses Hochplateaus bereiteten dem Straßenbau lange Zeit die größten Schwierigkeiten und selbst nachdem die Pforte mit großen Kosten durch englische Ingenieure den Weg über Tartschin hinausführen ließ, mußte derselbe immer wieder umgelegt werden; erst unsere

Soldaten stellten ihn in einer Weise her, daß er nunmehr Allem trotzt. Bei dem aus einem Han und ungefähr aus 20 Häusern bestehenden Bradina erreichen wir den Paß, der die Wasserscheide zwischen den Gebieten der Save und der Narenta bildet. Jenseits von Bradina kommen wir an einen Wildbach, der sich tief in den Abgrund hinabstürzt und vereint mit einem zweiten, von links kommenden, den Tersanitzabach bildet. Rechts und links mächtige Eichen-, Buchen- und Lindenwälder. Hoch am Rande des Abgrundes, all' seinen Windungen folgend, senkt sich die Straße zwei Stunden hindurch gegen das Thal der Narenta, welches sich schon von der Hälfte des Weges an in der ganzen Großartigkeit seiner überraschenden Naturschönheiten vor uns aufthut. Mächtige Kastaniengruppen über den Kalkfelsen zeigen es, daß wir in eine andere, eine südlichere Vegetation gelangen. Unten am Tersanitzabache klappern kleine Löffelmühlen primitiver Construction, wie sie schon zu Römerzeiten bestanden. Zweimal übersetzen wir noch den Bach und erreichen dann Konjitza, an beiden Ufern der Narenta gelegen. Die Narenta, oder wie sie die Eingebornen slavisch nennen, Neretva, entspringt in der südöstlichen Herzegowina am Flusse des Tschemerna-Gebirges, fließt gegen Nordwesten im engen Felsbette bis Konjitza und hier wendet sie sich plötzlich und scharf nach Westen, um später wieder geradeaus nach Süden bis über Mostar hinaus zu fließen, bis sie endlich gegen Südwesten gewendet bei Metkovitsch schon auf dalmatinischem Boden sich in die Adria ergießt. Ein wilder Gebirgsfluß bis Konjitza, wird sie erst hier, wenn auch nur für flache Boote schiffbar. Der rechtsseitige Stadttheil, jener, den wir zuerst erreichen, führt ebenfalls den Namen Neretva; zum linksseitigen, dem eigentlichen Konjitza, führt eine schöne alte steinerne Brücke, auch hier, wie überall im Lande, eines der schönsten, malerischsten Objecte der Stadt. König Chvalimir wird als Erbauer genannt, so daß sie im zehnten Jahrhunderte entstanden wäre, immerhin kann aber angenommen werden, daß wenigstens der gegenwärtige Bau das Werk der ersten türkischen Sultane, dieser großen Brückenbauer ist.

Konjitza ist übrigens jedenfalls ein alt-historischer Ort. Schon die Militärstraße der Römer führte hier vorüber aus Dalmatien nach Pannonien. Einzelne Forscher nehmen an, daß hier das römische Brindia gestanden war. Der Landtag von 1446 wurde durch den bosnischen König Tomašovitch hieher einberufen. Schon früher war die Stadt berühmt durch das große Kloster der Franciskaner, welches 1534 durch die Türken niedergebrochen wurde. Noch vor einigen Jahrzehnten erfreute sich Konjitza eines bedeutenden Handels, heute führt es nur mehr seine Pferdedecken und sein treffliches Obst in jenen flachen Booten bis Mostar hinunter. Auch seine Einwohnerschaft ist auf ungefähr 1.500 Seelen zusammengeschmolzen, meist Türken und kaum 50 Katholiken und auch an den Gebäuden sieht man den Verfall,

besonders am linken Ufer, im eigentlichen türkischen Stadttheil. Eisen- und Kohlengruben gibt es in der Nähe, ja auch Silber und Gold soll in dem benachbarten Zlatar zu finden sein, was übrigens schon der Name sagt: Zlato, Zlatina, Zalatna ist Alles „Gold.“ All' das aber ist fast gänzlich verlassen. Nur ihrer malerischen Berge konnte die Stadt weder Zeit, noch Ungunst der Verhältnisse berauben und selbst in ihrem Verfalle bietet sie einen prächtigen Anblick mit ihrem breiten Flusse im Felsenbette, der alterthümlichen Brücke, den zahlreichen Minarets und Kuppeln, der üppigen, fast schon südlichen Vegetation am Fuße nackter Felsberge. Vielleicht wird sich die Stadt wieder erheben, wenn einmal die Eisenbahn von Sarajevo nach Mostar bis an's Meer hier durchführen wird.

Die neue Kunststraße bleibt nun eine Zeit lang am linken Ufer der Narenta im engen Felsthale des Flusses und führt mit diesem zusammen gegen Westen. Drei Viertel Stunden weit liegt Tschelebitsch, eine Stunde weiter eine einsame griechische Kirche mit der mohammedanischen Ortschaft Lisischitsch gegenüber, dann Ostraschatz und endlich Papraschka, drei Stunden von Konjitza. Hier muß die Narenta das Prenj-Gebirge umgehen, um nach einer Wendung im rechten Winkel weiterhin gegen Süden zu strömen. Das Gebirge drückt sich derart an den Fluß, daß die Straße nicht dem Wasser zu folgen vermag, sondern über die Anhöhe hinüber muß. Jenseits derselben fällt wieder ein breiter Felsenriß links von der unter Weingärten führenden Straße herab, so daß diese auf der neuen Brücke an das rechte Ufer der Narenta hinüber geht. Von hier, wo Gornja- (Ober-) Jablanitza liegt, erreichen wir alsbald Donja- (Unter-) Jablanitza, die erste rein und ganz herzegowinische Stadt.

Wir sind inmitten des Karstes. Verschwunden sind Baum und Wald, fast wüstenhaft ist die Felsenwelt, die uns umgibt. Selbst die schroff abfallenden Narenta-Ufer sind nur von niederem Dickicht bewachsen, sonst hält sich nur in einzelnen Mulden des Felsenterrains die fruchtbare Erde, dort, wo sie vom Wasser nicht weggewaschen werden kann und nur hier grünt, freilich in üppiger Weise der Pflanzenwuchs. Während im Bosnischen selbst die Wände hauptsächlich aus Holz erbaut sind, gibt es hier an den Gebäuden fast keine Holztheile mehr, jedenfalls sind sie auf das Nothwendigste beschränkt. Die Häuser von Jablanitza sind großentheils aus schwarzweißen Schlacken erbaut und mit den Platten jenes Thonschiefers gedeckt, der neben dem Jurakalk in dieser Felsengegend das herrschende Gestein bildet und mit seinen phantastischen Gestaltungen und Schichtungen das enge Defilé, in welchem tief unten das Wasser der Narenta rauscht, fast so erscheinen läßt, als ob es von menschlichen oder vielmehr übermenschlichen Händen künstlich erbaut worden wäre.

All' das, die schweren, soliden, fast befestigungsartigen Häuser, ebenso wie die Gegend selbst, gibt der ganzen Landschaft einen trotzigen, drohenden Charakter, der sich bis auf die Einwohner selbst erstreckt. Trotzige, stolze, mächtige Männer mit entschieden südlichen Zügen, fast alle brünett, während in Bosnien viel blondes Haar zu sehen ist. Die Volkstracht steht hier schon näher der montenegrinischen, als der türkischen, die in Bosnien die herrschende ist. Auch die Weiber stehen über den Bosniakinnen. Auch diesen Letzteren fehlt es keineswegs an Schönheit, ja man findet in Bosnien auffallend viele edle Gestalten und Physiognomien, die dortigen Frauen aber sind meist flachbrüstig, während die hiesigen mächtig entwickelt sind. Ob nun in Folge des zähen, trotzigen Charakters der Eingebornen oder in Folge der auffallenden Schönheit ihrer Frauen oder in Folge beider Umstände, haben die hiesigen Frauen, obwohl sich ganz Jablanitza zum Mohammedanismus bekehrte, den Schleier nie angenommen und während er im benachbarten Bosnien strenger getragen wird, als wo immer sonst im Oriente, gehen die hiesigen Weiber und Mädchen offenen Antlitzes auf Straßen und Feldern einher.

Jenseits Jablanitza's beginnt einer der großartigsten Engpässe der Welt. Hart wird links von der Prenj planina, rechts von den Kalk- und Schieferfelsen der Plasa planina die Narenta zusammengedrängt, die sich tief unten durch Klippen ihren Weg bricht. Die Straße zieht sich anfangs hoch oben an der rechten Felswand, eine der merkwürdigsten Kunststraßen Europa's, noch 1870 von der türkischen Regierung begonnen. In den Spalten der Felsen eine südliche Vegetation: größere und kleinere Wasserfälle einer nach dem andern. Ungefähr eine halbe Stunde weit von Jablanitza bricht unmittelbar über der Straße eine dunkle, schwarze Wassermasse aus der Felswand heraus und dröhnt in die Narenta hinab. Eine Brücke führt den Weg über diesen Wassersturz. Bei einem einsamen Wachthaus übersetzt die Straße bald den Fluß; eine schöne Eisenbrücke führt an's linke Ufer, die Landschaft aber bleibt dieselbe. Aus allen Rissen der Felsenwände stürzen Wildbäche und Wasserfälle herab, und vor der kleinen Gemeinde Sjenitze durchbricht die Straße selbst den Fels in einem kurzen Tunnel. Vier Stunden währt dieses Defilé, dann dehnt sich jenseits des Bjelabaches das Thal breit und plötzlich aus und bildet die Ebene Bjelo polje rechts mit dem Flusse, links mit den gigantischen Höhen der wilden Purin planina. Fast in ihrer Mitte zieht sich diese Ebene wieder zusammen, gedrängt durch ein Vorgebirge, welches die Veles planina gegen den Fluß hinabsendet. Das ganze Gebirge, besonders diese pyramidenförmige, verwaiste Anhöhe, ist nahezu aschgrau, und erinnert sowohl in Farbe, wie in Gestalt und in ihrer nackten Kahlheit an Theile eines ausgebrannten wüsten lava- und aschebedeckten Vulkans.

In der Ebene aber folgen auf steinige, unfruchtbare Flecken reiche Oasen mit üppiger, südlicher Vegetation. Dort endlich, wo die Veles planina wieder an den Fluß heranrückt und die Straße wieder zum Defilé wird, erheben sich Zeltlager und Pulverthürme, mit starker, militärischer Bedeckung, Alles fortwährend fertig zum Gefecht; und endlich dort, wo der Veles und der jenseitige Hum die Narenta wieder ganz zusammendrängen, rollen unsere Wagen in die Mostarer Hauptstraße ein und überraschten Blickes sehen wir die fast schon italienischen Bauten der Stadt mit ihren Gärten voll Feigen- und Granatbäumen.

Mostar.

Halb orientalisch, halb italienisch und ganz herzegowinisch, pittoresk und monumental. Schutz und Trutz ruft jeder Stein. Keine Stadt der Welt verkündet es so laut, wie diese, daß sie sich selbst, ihren Ursprung, ihr Dasein dem Kampfe, dem Kriege, dem Schutz und mächtigen Trutz verdankt.

Viele lange Meilen weit fließt in seinem tiefen Felsenbette rauschend und brausend, kämpfend und schäumend das Wasser der Narenta, anfangs nach Norden, dann nach Westen, endlich nach Süden in einem ungeheueren Bogen durch die Felsenwildniß der Herzegowina. Ueberall ist sie gezwängt und gedrängt durch Felsenberge, die ihre wüthenden Wildbäche auf sie hinabspeien. Erst knapp vor Mostar eröffnet sich am linken Ufer des Wassers eine längere und wenigstens verhältnißmäßig weitere Ebene. Die aschgrauen Ausläufer der rauhen Wildniß des Purin und des Veles ziehen sich vom Flusse zurück, fast als wollten sie die Stellung achtungsvoll der Hauptstadt des Landes einräumen. Nur am jenseitigen Ufer fallen auch hier die Kalk- und Schieferwände steil ab. Eine üppige, südliche Vegetation, blühende Tabakfelder bedecken die schmale Ebene, vergebens aber sucht das Auge die Stadt. Weßhalb wurde sie nicht hieher gebaut? Weßhalb verschmähten ihre Begründer die breit und bequem sich anbietende Stelle? Erst dort, wo sich die Ebene wieder schließt, wo der Podveles sich wieder ganz an die Narenta herandrängt und mit dem Pyramidenberge des jenseitigen Hum fast zusammenschlagen will, erst dort gelangen wir durch eine schmale, lange, einzige Gasse hinein nach Mostar. Weßhalb? deßhalb, weil die Herzegowiner immer Soldaten waren, selbst dann, als sie noch nicht einmal Herzegowzen waren, und Gott weiß welche Racen in vorhistorischen Zeiten diesen Boden bewohnten und den ersten Stein zu einer menschlichen Behausung legten. Soldaten waren sie, große Taktiker und Strategen, die sich nicht in der Ebene ansiedelten, sondern den Engpaß besetzten, geradeso, wie die Gründer und Bewohner des kleinen Vranduk im Bosna-Thale, nur daß

hier ein viel wichtigerer Punkt besetzt wurde. Durch diese hohle Gasse muß Jeder kommen, der vom Meere ins Land hinein will, er wollte denn auf unwegsamen Felsensteigen irren, und der Kaufmann, mit Waaren beladen, der Eroberer mit der Waffe in der Hand, kann sich gar keinen anderen Weg bahnen. Dieses Felsenthor zwischen Podveles und Hum, durch welches brausend die Narenta bricht, ist vom Meere her das einzige Thor des Landes und deßhalb entstand hier die Hauptstadt auf diesem Fleck zu Schutz und Trutz. So kann sie sich denn auch keineswegs bequem ausbreiten. Eine lange Strecke hin, geradezu nur eine einzige Straße zwischen dem Podveles und der Narenta. Die eine Häuserreihe ist mit den Felsen verwachsen, die senkrecht aus dem Wasser emporsteigen, die andere Reihe lehnt ihren Rücken schon an den Berg. Die Häuser wie überall in der holzarmen Herzegowina sind ganz aus Steinen erbaut, mit Schieferplatten bedeckt. Auf die Straße hinaus gibt es im Erdgeschosse fast gar keine, auch im Stockwerke nur wenige, kleine und schmale Fenster. Man will eben das Hinausschießen leichter machen, als das Hineinschießen, oder gar das Hineindringen. Aber die flachen Dächer, die guten Dimensionen, der Schmuck hier eines Erkers, dort eines Fensters oder einer Thüre weisen schon auf italienischen Geschmack und zeigen, daß schon die Grafen von Chelm ebenso, wie später die türkischen Sultane von den Ufern der Adria häufig italienische Baumeister hieher beriefen. Weiterhin, wo der Podveles weniger steil ansteigt, schließen sich Genossen an die einzige Straße und die Häuser kriechen den Bergrücken hinan bis dorthin, wo jetzt hoch oben die schweren, fast befestigungsartigen Massen der orthodoxen Kathedrale im Laube hoher Bäume stehen. Unten, dicht am Wasser erheben sich uralte Thürme und Bastionen, auf den Felsengrundlagen des Ufers, um durch ihre Kraft das zu ersetzen, was der Engpaß dadurch verliert, daß er hier schon weiter, der Bergrücken gangbarer ist. Von hier an öffnet sich die Gegend immer mehr, weitet sich wieder zu einer kleinen Ebene aus, die sich weiter bis zum Wasser der Buna erstreckt; hier hat aber auch die Stadt schon ihr Ende. In jenen Thürmen und Bastionen wohnten einst die türkischen Pascha's und hier mögen zu ihrer Zeit auch die Grafen und Herzoge von Chelm gewohnt haben. Ihre noch ältere Burg erhebt sich dort am Ende der zweiten Ebene, bei den Quellen der Buna, die kühnen, kahlen Ruinen von Stepanograd.

Dort, wo ungefähr in der Mitte der Stadt jene Basteithürme mit ihrem mächtigen, uralten Mauerwerk und den in den lebenden Fels gegrabenen unterirdischen Gängen sich aus der Narenta erheben, dort wirft sich in einem einzigen mächtigen Bogen die weitberühmte Brücke von Mostar über das Wasser, um die Stadt mit dem unter dem Hum liegenden kleineren und ärmeren katholischen Theile zu verbinden. Höher zwar, gegen

das Nordende der Stadt, wo wir hereingekommen waren, erheben sich die Felsen so zahlreich aus dem Bette des Flusses, daß man bei niederem Wasserstande auch von Fels zu Fels schreitend und springend den Fluß übersetzen kann, obwohl sein Wasser auch dann noch zwischen den einzelnen Blöcken tief genug ist. Eine derartige Communication kann aber freilich weder den Bedürfnissen des regelmäßigen Verkehres, noch den militärischen Transporten entsprechen. Nachdem durch natürliche Hindernisse der Verkehr mit dem Meere bis zur Zeit der neuesten Straßenbauten von Mostar aufwärts an schon an das jenseitige Ufer gewiesen war, haben sicherlich schon die Römer hier eine Brücke gebaut; führte doch ihre Straße nach Pannonien hier durch und schwere Kämpfe hatten sie in diesem Theile Illyriens, der noch zum römischen Dalmatien gehörte, lange Zeit nicht nur während der Eroberung, sondern auch noch später zu bestehen. Die Ureinwohner der heutigen Herzegowina verursachten ihnen mit ihren endlosen Aufständen eben so viele Wirren und Verlegenheiten, als die Nachkommen den späteren Eroberern, ja nach den römischen Aufzeichnungen war die Art der Aufstände und der Kriegführung schon fast dieselbe wie heute. Manche wollen denn auch die Brücke von Mostar als römisches Werk betrachtet wissen. Möglich daß einzelne Theile, die Fundamente, römischen Ursprungs sind, die heutige Brücke ist aber unzweifelhaft ein Werk der türkischen Epoche und dalmatinisch-italienischer Baumeister. Sowohl an der Brücke selbst, wie in ihrer Umgebung gibt es keine Spur einer römischen Inschrift oder Sculptur, und die einzigen Schriftzeichen, welche nahe zum Wasserspiegel in zwei Steine der Widerlager geschnitten sind, sind unzweifelhaft türkisch, wenn auch schwer leserlich; Arabische Ziffern lassen auf das neunte Jahrhundert der Hedschra schließen und nachdem sowohl die Drina-Brücke von Prisrend als auch die Tschupria Kosina über die Miljatschka bei Serajevo, wenn auch bedeutend kleiner, sonst aber ganz in derselben Art gebaut ist, und das erwähnte Datum mit jener Zeit übereinstimmt, in welcher 1483 der Begler Beg von Bosnien, Mustapha Beg Jurevich, dem Sultan Bajazid II. die Herzegowina eroberte, kann füglich angenommen werden, daß auch diese Brücke von den Sultanen, wenn auch durch die Hand dalmatinischer und italienischer Meister erbaut wurde. Die Brücke selbst bildet von einem Ufer zum anderen einen einzigen, hohen, flachen Spitzbogen und gibt sich in der auch sonst pittoresken Umgebung mit der warmen Ockerfarbe ihres alten Gesteins ungemein imposant. Die lichte Weite des Bogens ist 17·85 Meter, ihre Höhe ist sammt der Brustwehr 19 Meter, die Höhe des Bogens von einem Wiederlager zum anderen ist 27·34 Meter, die Breite des Bettes 38·50 Meter, die Breite der Brücke 4·56 Meter und diese Dimensionen sind es, die der colossalen Construction ihre graziöse Leichtigkeit

verleihen. Wenn man auf der Mitte und Höhe der Brücke steht, erschließen sich dem Blicke, wohin er sich auch wenden mag, Bilder überraschender Schönheit, und da der Verkehr ein lebhafter und der Orientale ohnehin der Ansicht ist, daß die Eile vom Teufel, die Geduld von Gott kommt, und mehr das Weilen, als das Eilen liebt, und auch ein großer Schwärmer für Natur ist, fehlt es hier nie an bunten Gestalten, Männer in herzegowinischer und türkischer Tracht, Weiber im kecken Fez und weitgefalteten Beinkleidern, oder in Schleier und weiten Mantel gehüllt, die sich träumerisch in den Anblick dieser Umgebung versenken. Unter uns windet und schlängelt sich die Narenta durch Felsenmassen, so daß sie besonders an den Ufern gezwungen ist, ihre schäumenden Gewässer durch wahre Felslabyrinthe durchzudrängen. Am linken Ufer scheinen die Bastionen und großen Steingebäude mit dem Felsen selbst verwachsen unmittelbar aus dem Wasser sich zu erheben. Hoch blickt auf sie hinunter die Gruppe der Kathedrale und das kahle Haupt des Podveles. Am rechten Ufer, zum Theil noch auf den Felsen des Flußbettes selbst, Mühlen, Hütten, verfallenes Häusergerümpel in engem Gedränge, in unglaublichen, unbeschreiblichen, nur im Oriente möglichen Formen und Zuständen. Granaten- und Feigenbäume wiegen ihr schweres, südliches Laub. Zwischen diesem Hüttenwerk hindurch ergießt sich in die Narenta der Bach Radoboj am Fuße des aschgrauen Hum. Ein einziges größeres Gebäude steht an diesem Ufer, aber schon weit weg vom Flusse, die katholische Kirche, ein schöner, großer Bau mit geräumigem Hofe.

Wenn aber dieser Stadttheil Mostars auch ärmer an Bauten ist, wird das Auge reichlich entschädigt durch die üppige Vegetation, die vielen blumenreichen Gärten, Wein- und Obstculturen, ein erfrischender Anblick am Fuße dieser kahlen und wüsten Felsenberge.

In welche Zeit der Ursprung Mostars fällt, was sein Name im Alterthume war, ist heute noch eine dunkle Frage. Manche suchen hier das alte Andetrium und Bistuae; neue Forschungen haben diese Städte des Alterthums weiter nach Westen hin verlegt. Andere bringen ihren Namen mit dem slavischen „most,“ die Stadt selbst mit pons vetus in Verbindung. In alten italienischen Schriften wird sie erwähnt als Umove i. e. Mosaro und als Mosarum. Umove hängt mit der Grafschaft Chelm zusammen. Neben dem südöstlichen Theile der Herzegowina, der alten Zachlumia, deren Name noch heute in der alten Burg Zalumpalanka aufrecht erhalten ist, und wo das slavische „za“ das Rückwärtige bedeutet, hieß der westliche Theil des Landes einfach Chlum und Chelm, in lateinischen Urkunden Ochlumia, terra Cholim. Chlum, Hlum und Hum, auch heute der Name des Mostarer Berges, sind aber identisch.

Zu Ende der Siebziger-Jahre hatte die Stadt 2.200 mohammedanische, 500 orthodoxe, 400 römisch-katholische, 100 Zigeuner- und 20 Judenfamilien. Alles in Allem etwa 14—15.000 Einwohner, 30 Moscheen, 2 griechische und 1 katholische Schule. Große und schöne Kirchen hat sowohl der orthodoxe Metropolit, als der katholische Bischof, die in Mostar residiren.

Kaum könnte man einen vortheilhafteren, belebteren Eindruck von der Stadt gewinnen, als wir ihn hatten, als nach langer Wagenfahrt an einem herrlichen Septembernachmittage der Minister hier seinen Einzug hielt. Bei Jablanitza, an der Grenze seines Kreises, erwartete uns der Mutesarif, Hauptmann Sauerwald, vor Mostar der Metropolit Ignatios, der katholische Bischof und die Generalität. Von weitem wurde auf den Höhen der Berge unser Kommen signalisirt und durch Pöllerschüsse verkündet; an Triumphbogen war auch hier kein Mangel, am interessantesten aber war die lebhaft bewegte Menge, die nicht nur die Hauptstraße, sondern auch die flachen Dächer der Häuser besetzt hielt. Aus den Vorstädten — Mahala, Palanka — drängte sich Alles, was es nur thun konnte, in die Stadt, — Varosch — und auch das Landvolk der Umgebung vermehrte die Menge bunter Gestalten. Dieselben hohen, elastischen, kraftstrotzenden Erscheinungen, wie in Bosnien, dieselben abgehärteten Gesichter voll männlicher Schönheit, dieselbe bewußte Würde, selbst in den zerfetztesten Anzügen. Und doch ist ein gewaltiger Unterschied in die Augen fallend. Südlicher sind diese Menschen, südlicher das träumerische Auge, das glänzend schwarze dichte Haar, die gerundeteren Formen und Bewegungen. Die mohammedanische Bevölkerung, Männer und Frauen, unterscheidet sich in ihrer Tracht nicht von der in Bosnien, nur das Antlitz der Frauen ist wo möglich noch mehr verborgen, der Schirm, der selbst das Auge bedeckt, ist hier nicht aus dem weichen Stoffe des Schleiers, er ist ein festes Schild, häufig mit Sammt überzogen. Bei den Christen aber, insbesonders den Orthodoxen, steht die Tracht schon viel näher der montenegrinischen, so daß auch schon äußerlich die enge Verbindung mit der Czerna gora auffällig ist. Und noch ein auffälliger Unterschied. Auch die bosnischen Weiber sind schön mit ihrer schlanken, elastischen Figur, ihrem edel geschnittenen Antlitz; wenn aber die männliche Linie scharf und eckig, die weibliche wellig sein soll, dann übertrifft die Herzegowinerin entschieden die Bosniakin, denn bei ihr läßt die wellenförmige Entwicklung in keiner Richtung etwas zu wünschen übrig, ja sie kann selbst den höchsten Anforderungen genügen.

Und noch ein Unterschied. In Mostar begegneten wir europäischer Civilisation. Unser Hausherr und seine reizende italienische Dame bewirtheten uns mit europäischem Comfort, ja Glanz, in ihrem schönen, zwei Stockwerke hohen Hause, daß es uns nach den vielfachen Entbehrungen unserer Reise

ein kleines Paradies erschien. Unter unseren Fenstern spielte die Militärmusik und lange wogte die bunte Menge in der warmen wollüstigen Luft des von der See herüber wehenden leichten Siroco. Auf dem gegen den Hof geneigten flachen Dache des Nachbarhauses lungerten halb orientalisch verkrochen, halb südländisch herausfordernd neugierige Mädchen, die sich der Illumination, der Flaggen und der Musik und überhaupt des Lebens freuten.

In all' Das schlug plötzlich wie eine Bombe die Nachricht, daß das Feldlager vor der Stadt von den Insurgenten angegriffen sei. Es war aber nur blinder Lärm. Allerdings kamen Insurgenten, kriegerische mächtige Gestalten, doch nur um sich zu unterwerfen und ihre Begnadigung zu erwirken.

Die Quellen der Buna.

Wie es Leute gibt, die ihre Eltern schlecht gewählt haben, haben auch die Quellen der Buna die Wahl ihres Ursprungs entschieden verfehlt. In der Schweiz, in den Pyrenäen, dort mit einem Worte, wo jene Liebhaber der Natur, die ihre Lust und ihre Reize ohne Gefahr und ohne Bemühen genießen wollen, zu Hunderten und Tausenden reisen, dort wären die Quellen der Buna zu einem der hochberühmtesten Orte geworden, sie wären in zahllosen Reisebeschreibungen immer wieder aufs Neue beschrieben, in Tausenden von Exemplaren photographirt, lithographirt, gravirt und auf allen Kunstausstellungen würden sie immer wieder aufs Neue zu sehen sein, gleich den Grotten von Capri, denen diese Hallen in ihrer bläulichen Dämmerung und erhabenen Stille ohnehin so ähnlich sind; mit dem Unterschiede freilich, daß sie statt inmitten des Meeres von Neapel, in dem mächtiger bewegten Felsenmeere der Herzegowina stehen. Kein Fluß bietet jene Fülle wildester Romantik, wie die Narenta von Konjitza bis Mostar. Bei der Brücke von Mostar glaubt man den Höhepunkt all' dieser Reize erreicht zu haben. Aber als ob Natur und Geschichte sich verbündet hätten, um uns all' diese Reize noch einmal zusammengefaßt und erhöht zu bieten, die Umarmung drohender Majestät und süßester Anmuth, so erschließt uns die gigantische Felsenhalle von Blagai ihre gähnende Höhlung mit jenem regungslos glatten Wasserspiegel, aus dem frisch und lebendig das selbst im heißesten Sommer kalte Wasser der Buna abfließt. Dereinst, wenn die wilde Herzegowina bezähmt sein und vielleicht eine Eisenbahn von Ragusa nach Mostar führen wird, mag wohl auch diese Stelle zu einem Wallfahrtsorte der Naturfreunde werden.

Gleichwie unmittelbar vor der herzegowinischen Hauptstadt, so breitet sich auch jenseits Mostars eine Strecke entlang die Felsenenge der Narenta

aus. Der Podveles, der die Häuser der Stadt dicht an die Narenta drängt, schwenkt von den letzten Häusern an nach halb links, und während der Fluß geradeaus gegen Süden hin schäumt, zieht sich das nackte Felsgebirge mit seinen immer schroffer und schroffer aufsteigenden weißen Wänden immer mehr nach Osten bis zur kleinen Ortschaft Blagaj. Von hier wieder zieht sich eine andere Felswand in fast senkrechter Linie bis zur Ortschaft Buna an die Narenta, die Bastionen der Dubrava planina, und dieser zweiten Wand entlang läuft, aus den Felsenhöhlen von Blagai entspringend, der Bunabach, bis er unter einer Brücke von 14 Bogen in die Narenta mündet. Es ist das also im Meere der Felsen eine kleine dreieckige Ebene, bedeckt mit Häusergruppen, einsamen Gebäuden und üppigen Tabakfeldern, dem freien Auge von allen ihren Punkten aus ganz übersehbar. Ihre Nordecke ist Mostar, die östliche Blagaj, die westliche Buna. Die eine Seite bildet die brausende Narenta, die anderen beiden die steilen, schroffen, grauweißen Wände des Podveles und der Dubrava planina. Die Mostarer Hauptstraße führt immerfort eng an der Narenta weiter bis Metkovich und bis zum Meere. Nach der halben Strecke des Weges zwischen Mostar und Buna, sechs Kilometer etwa von der Stadt, zweigt eine zweite Straße ab gegen Blagaj und den Winkel zwischen den beiden Felsenwänden, über diesen Winkel und die Felsenwände hinaus nach Nevesinje führend. Schon bei der Abzweigung des Weges erblicken wir die weit zerstreuten Häuser von Blagaj und hoch über diesem auf einer 800 Fuß hinansteigenden Felswand, der letzten Spitze des Podveles, die Ruinen von Stepanograd, eines weit ausgedehnten hochgethürmten Fürstenschlosses, erbaut vor vielen Jahrhunderten, zur Zeit, als die hier herrschenden Grafen von Chelm ihre glänzendsten Tage lebten. Aus dem Gestein dieser Felsberge selbst erbaut, übergegangen seither, auch schon vor langen Jahrhunderten, aus der Hand des Menschen in die der Natur, ist diese weite Felsenburg in Gestalt, Gestein und Farbe so sehr wieder Eines mit ihrer Felsengrundlage geworden, daß es von hier unten aus kaum noch zu unterscheiden ist, wo eigentlich das Menschenwerk anfängt, wo es aufhört. Als Bastei und Thurm gibt sich der gediegene Fels, als Steinhaufe und Klippe der eingestürzte Wachtthurm, die kühn erhobene Mauer. Rauh und wüst und todt erscheint die einst von fürstlicher Pracht belebte hohe Burg, gleich der sonnverbrannten zerrissenen kahlen Höhe selbst, die sie krönt; gleich dem Gebirge selbst, steht sie aber auch noch in ihren Ruinen in breiter Größe, stolz und trotzig, in unnahbar schwindelnder Höhe da.

Und von dieser Burg fällt die Felswand senkrecht ab, in scharfer Ecke mit jener anderen, die hier mit ihr zusammentrifft. Aus der senkrechten Felswand ragen mächtige Blöcke weit hinaus in's Freie und drohen gleichsam den Verwegenen, der hier wandelt, zu zerschmettern. Und daß es keine leere

Drohung ist, dafür zeugen die Trümmer und Blöcke und Moränen, die den Boden weithin überall bedecken und den strömenden Bach fortwährend zu neuen Krümmungen und Windungen zwingen. Dafür zeugt aber auch die in den engen Winkel hineingebaute einsame Moschee, die durch solche herabstürzende Blöcke zertrümmert in Ruinen liegt. Und in diesen moosbewachsenen weit vorspringenden Felsblöcken nisten Adler, und Adler schwimmen hoch oben in der Luft, die Wachen von Stepanograd. Und von den herausspringenden Felsen hängen lange Streifen phantastischer Tropfsteingebilde herab, wahre Stalaktitornamente, gleichwie an einem maurischen Baue.

Neben der zertrümmerten Moschee aber öffnet sich eine ungeheure Halle in der Felswand, außen und innen reichlich mit jenen Tropfsteingebilden bedeckt, und wenn man von einem Bretterbalkon der Moschee aus in diese Halle hineinblickt, dämmert es darin in mystisch-feenhaft-bläulichem Lichte; den Boden aber, groß genug zu einem Ballsaale, bildet ein stiller tiefer Wasserspiegel, blank, blau und regungslos wie der Stahl, und aus diesem stillen Wasserspiegel entspringt der lebendige Bunabach, voll roth-silberner Forellen, und wenn man einen Stein in die Höhle hineinwirft, fliegen Schaaren von Tauben auf, ängstlich flatternd und fliehend vor den Adlern, die in der Höhe kreisen.

Ist das nicht wie das Märchen vom verzauberten Schlosse? Wenn man so in tiefer Stille, in der Gesellschaft einsilbiger Musulmanen vom Erker herabblickt, glaubt man nicht, daß sich jetzt und jetzt die aschgraue Felswüste grün beleben wird, daß die Adler von Stepanograd plötzlich zu gepanzerten Rittern verwandelt von der wieder in alter Pracht erglänzenden Burg herabziehen, die ängstlichen Tauben der Krystallhöhle zu feenhaft schönen Jungfrauen werden, und aus dem Gotteshause, das sich aus den Ruinen wieder erhebt, zur Ehre des Herrn feierlicher Gesang ertönt? . . . .

Nein, nein . . . . Nimmer erstehen mehr die Grafen von Chelm, selbst ihre Gräber wurden in dem langen Kampfe der Jahrhunderte zerstört, ihre Asche selbst hat lange schon der Wind verweht. Nicht einmal „der großmächtige Stepan, Herzog von St. Sava," wie ihn die Artikel des Landtags von Konjitza nennen, selbst er wird nimmer erstehen, der Erbauer dieses stolzen Schlosses, der vor vierthalb Jahrhunderten mit Kühnheit und Gewandtheit den König von Bosnien, den Papst, den König von Ungarn, den Sultan und den römischen Kaiser Friedrich in gleicher Weise ausnützend und überlistend, sich selbst zum Herzoge, die Grafschaft Chelm zur fast unabhängigen Herzegowina erhob . . . . . Bald aber folgt dem kurzen Glanze der lange Fluch. Seine Söhne selbst stoßen ihn vom Throne, und kaum 40 Jahre nach der Begründung des Fürstenthums, 20 Jahre nachdem Stefan Tomaschovics König von Bosnien bei Kljutsch gefangen und lebendig

geschunden wurde, fliehen sie, 1483, in Ungarn und Ragusa Hilfe suchend, während Mustapha, Begler-Beg von Bosnien, ihre Burg Stepanograd niederbricht.

Noch einmal ersteht im Schatten dieser Ruinen ein fast unabhängiges Fürstenthum. Ali Beg Risvan Begovics, das Haupt einer der mächtigsten der alten Renegatenfamilien, erklärt sich für den Sultan, als 1831 die Begs gegen den Großherrn aufgestanden waren. Nach der Niederwerfung des Aufstandes herrscht er im Namen des Sultans fast schrankenlos über die Herzegowina. 1000 Pfähle mit abgeschnittenen Köpfen verkünden rings um den Konak seine Macht. 1850 aber stellt er sich selbst an die Spitze eines neuen Aufstandes, 1851 wird er in seinem Sommerpalais in Buna durch Omar Pascha gefangen und erschossen.

Seither sind andere Risvan-Begovics im Namen des Sultans fechtend bei der Erstürmung von Stolaz gefallen.

Nicht unglaublich scheint es bei so vielen Blutthaten, wenn das Volk erzählt, daß an dieser fluchbeladenen Stelle, in der Höhle der Bunaquellen, nicht nur Tauben und Forellen, sondern zuweilen auch Leichen ohne Köpfe erscheinen. Irgendwo bei Nevesinje in's Wasser geworfen, verschwinden sie mit diesem in den Löchern des Karst und tauchen viele Meilen weit mit dem Wasser plötzlich wieder auf.

Kein Zauber, nur dauernde mühevolle Sorge und Arbeit werden den Fluch dieses Jahrhunderte währenden Blutvergießens brechen, das milde Lächeln des Wohlstandes dieser blutgetränkten Wildniß zurückgeben, und inmitten dieses Wohlstandes, inmitten der Freuden friedlicher Arbeit wird das Bild der Bunaquellen mit den Schauern seiner Schönheit nur mehr an eine weite Vergangenheit erinnern.





Slavische Lieder.

Uebersetzt von

Albert Weiß.

I.

Nach dem Polnischen des J. Roger.

Hatt' einst einen Kranz.

Hatt' einst einen Kranz:
War von Rautengrün,
Und von Blümlein bunt
Aus dem Feld;
Thät im Winter mir,
Wie im Sommer blüh'n: —
Anders mir erscheint
Jetzt die Welt,
Da versagten Dich
Deine Eltern mir,
Und ich nicht einmal
Reden darf mit Dir —
O, das bracht' uns tiefes Herzeleid,
Daß sie trennten uns für alle Zeit!

Wenn ich denke nach
An die Plätzchen all',
Ach! darauf es uns
So behagt;
Wenn ich denke nach
An die Wörtchen all',
Ach! die kosend wir
Uns gesagt —
Jede Fiber zuckt,
Und die Brust sich hebt,
Und das Herze tief
Sehnsuchtsbang erbebt —
O, das bracht' uns schweres Herzeleid,
Daß sie trennten uns für alle Zeit.

Gott, alltäglich ist
Dein Erbarmen neu:
Sage Du mir, was
Soll ich thun?
Da die holde Maid,
Die ich liebe treu,
Lassen ewiglich
Soll ich nun!
Da versagten sie
Ihre Eltern mir,
Und ich nicht einmal
Reden darf mit ihr? —
O, das bracht' uns großes Herzeleid,
Daß sie trennten uns für alle Zeit!

Untergeht die Sonne.

Untergeht die Sonne
Hinter dem Wald —
Nichts hier kann mich trösten
Wieder so bald:
Find' ich anderswo vielleicht,
Was mir einst zum Trost gereicht! —

— Magst wo anders trösten
Du dich im Schmerz,
Nur vergiß mich nimmer,
Trautestes Herz:
Such Dir Eine erst vorher,
Sag' nur nicht: — Mag' Dich nicht mehr!

Stunde, o du bange
Stunde voll Pein,
Ach, was soll ich, Aermste,
Hier noch allein?
Bin verwaist, zu Tode matt,
Seit er mich verlassen hat.

Gott im Himmel droben
Hoch auf dem Thron,
Sandest treuer Liebe
Strafe, statt Lohn —
Ach! Getrennt für alle Zeit,
Solche Liebe bringt nur Leid.

Als die wilden Gänse . . .

Als die wilden Gänse
Kamen angeflogen,
Fragt' er zärtlich: Kleine,
Bist Du mir gewogen? —

— Nähm' Dich — sagt' ich — gerne,
Dürft' ich es nur wagen,
Meine Eltern aber
Würden es versagen.

Mutter würd's nicht leiden,
Vater würde schelten;
Mir wird angst und bange,
Wie er's würd' entgelten! —

Als die wilden Gänse
In die Ferne flogen,
Ließ mein Schatz mich grüßen,
— Bleib' Dir stets gewogen! —

Ach! Was half mein Mahnen
An der Nächte Dunkel,
Da mein Licht nur seiner
Aeuglein Sterngefunkel!

Als die wilden Gänse
Ueber's Meer gezogen,
Mußt' ich selbst mir sagen:
Ach! die Sterne trogen! —

Krakauer Brückenweg.

Krakauer Brückenweg,
Wie wankest Du!
Grashalm, dort wie gemäht,
Wie schwankest Du!

Posten oft in der Nacht,
Dort mußt' ich stehn;
Trat ich mir einen Steg
Tief aus zum Gehn! —

Als das Geleite Dir
Gegeben ich,
Pflanzt' eine Lilie
Daneben ich.

Seit auf den Armen Du
Getragen mich,
Schwer mußtest, Mütterlein,
Du plagen Dich!

Kriegsrüstung, Helm und Schwert
Schwer trägt Dein Sohn,
Ward er doch ein Soldat
Als Knabe schon.

O, Du spiegelglatte Fluth!

O, Du spiegelglatte Fluth,
Birgst doch wilder Wogen Gier —
O, Du Kranz von Rauten,
Mahnst mich an den Trauten,
Warum welkst Du? sage mir!

Ach! Wie sollt' ich welken nicht!
Sieh doch, wie zerzaust ich bin:
Herbstwind tobt im Haine,
Veilchen längst am Raine
Neigten sich und welkten hin.

O, so spalt' Dich, Felsgestein,
Lind're meines Herzens Noth:
Spalt' Dich in zwei Theile,
Daß mein Herze heile,
Das betrübt bis in den Tod!

Ach! Dein kleines banges Herz,
Du verlaß'nes Mägdelein,
Ob ich mich zertheilte,
Nimmer doch ich heilte —
Nimmer wird es fröhlich sein!

Ach! Mein Schatz, so treu von Dir
Heut' im Garten träumte mir:
Frei von allem Jammer,
In der Mutter Kammer
Plauderten und kosten wir!

Warst du nicht zu Haus?

— Warst Du nicht zu Haus,
Als ich schickte nach Dir aus?
Hattest Du kein Pferd?
Hat man Dir's gewehrt? —

— Hatte wohl ein Pferd!
Niemand mir es wehrt' —
In den Weg mir nur
Trat auf jener Flur
Meine — erste Liebe!

II.

Nach dem Serbischen des Radiczewicz.

Als ich gestern Abend ging.

Als ich gestern Abend ging,
Wasser schöpfen aus dem Spring,
Schmuck auf flinkem Roß heran,
Sprengt ein junger Reitersmann.

Höflich grüßt' er, bat mich fein:
— Einen Trunk nur, Mägdelein. —
Seiner Stimme Klang im Nu
Raubte Frieden mir und Ruh.

Mich erhebend, wollt' ich schnell
Wasser schöpfen aus dem Quell,
Strauchelt' aber und — zerschlug
In der Hand den neuen Krug.

Heute noch so liegt er da —
Könnt' ich Ihn, um den's geschah,
Einmal nur noch wiederseh'n,
Krüge noch — zerschlüg' ich zehn!

Stille Nacht.

Wenn die Sonne ging zu Rüste,
Wie verschämt erglüht die Luft,
Nebel hüllen Meer und Küste,
Wald und Wiese hauchen Duft:
Nah'st Du sacht,
Sternbekränzte,
Mondumglänzte,
Stille Nacht.

Wenn der Mond aus wetterfahlen
Wolkenhöh'n herniederblickt,
Seinen Gruß in Silberstrahlen
Träumerisch zur Erde schickt:
Wiegst Du sacht
Alle Räume
Süß in Träume,
Stille Nacht!

Wenn im Herzen mir Gefühle
Toben ungezähmter Lust,
Weht Dein reiner Hauch mir Kühle
In die Flammengluth der Brust?
Weht er sacht',
Gram und Kummer
Mir in Schlummer,
Stille Nacht? —

Nein! Ach! Wär' es mir beschieden,
Auf der Heimat Strom und Au'n
Deinen Zauber, Deinen Frieden
In des Mondes Glanz zu schau'n —
Würd' ich sacht
All' mein Denken
In Dich senken,
Stille Nacht!





Ton und Sprache.

Von

Henriette Kühne-Harkort.

Im thierischen Organismus strömt der Athem durch Lunge, Luftröhre und Kehlkopf ein und aus; er erzeugt in einer länglichen Spalte, Stimmritze genannt, hörbare Schwingungen, Töne, welche der Willkür unterworfen sind und eines jeden Individuums besondere Stimme abgeben. Die menschliche Stimme besitzt die höchste Vollkommenheit des Tones, und nur im Bemühen, den Klang derselben nachzuahmen, erfand man nach und nach die musikalischen Instrumente, deren Zusammenwirkung uns heutzutage erfreut. Dasjenige Instrument wird als das vortrefflichste zu bezeichnen sein, dessen Töne der menschlichen Stimme am meisten ähneln.

Der Drang, sich mitzutheilen, liegt so unabweisbar in jedem Menschen, daß schon die ersten Erdenbewohner ihm nachgaben. Anfangs machte man sich nur durch sichtbare Zeichen einander verständlich; doch gar bald wollte man auch von einander hören und so entstanden die ersten Sprechversuche. Dazu mußte man die Stimme modificiren und die Muskeln des Schlundes, des Nasenkanals und der Mundhöhle, Zunge und Lippen in Thätigkeit versetzen. Die ersten Sprachübungen mögen nur Ausdruck der Empfindung gewesen sein und sich auf Interjectionen beschränkt haben: O! Ach! I! Fi! Hu! Der Ton, mit welchem man diese Ausrufe hervorstieß, konnte ja schon hinreichend das Gefühl darthun, welches ihnen zu Grunde lag. Einen Schritt weiter that man mit: Halt! Marsch! Fort! Weh! und anderen Einsilbern. Noch heute sollen sich in Hochasien, dem ersten Sitz der Menschen=

bildung, Reste der frühesten Redeweise in einsilbigen Sprachen erhalten haben. Die höheren Thierclassen stehen gewissermaßen mit den ersten Menschen auf gleicher Stufe, daß sie sich durch Töne mit Geschöpfen derselben Gattung verständlich machen können, so weit es Empfindungen betrifft. Bei einigen Insecten muß man sogar annehmen, daß sie Mittel haben, sich ihre Absichten mitzutheilen, vielleicht durch eine unseren Augen und Ohren unvernehmbare Sprache, sei es durch Geberden, sei es durch Töne. Oft genug hat man beobachtet, daß Insecten, die einzeln mit einer Arbeit nicht zu Stande kommen, sich ihre Genossen zur Hülfe herbeiholen und dann mit diesen gemeinschaftlich das Werk vollführen. Sie müssen sich demnach ihnen verständlich machen können. Das Küchlein begreift, es sei Gefahr nahe, wenn die Henne ängstlich gluckt. Ob der Spatz Verständniß für die Gefühle der Lerche hat, wenn sie laut jubelnd zum Himmel steigt, ist freilich zweifelhaft und schwer zu ergründen. Dagegen läßt sich wohl annehmen, daß bei Thieren verschiedener Gattung der Instinct der Selbsterhaltung den Sprachmeister abgibt. Das Brüllen des hungerigen Löwen oder das Heulen des Schakals wird jedes Thier in die Flucht jagen; beim Krächzen der Krähe duckt sich jeder kleinere Vogel unter das schützende Blätterdach und die Maus, hört sie die Katze miauen, wagt sich nicht aus ihrem Loche. Von dem lauten aber ungefährlichen Ya! des Esels wird sich kein Thier verkriechen. Das größte Bedürfniß zur Mittheilung und die mannigfaltigste Ausdrucksweise im Ton hat ohne Zweifel der Hund. Aus der Art seines Bellens kann man deutlich entnehmen, ob er froh, ungeduldig, mißgestimmt, zornig ist. Naturforscher haben sogar das Bellen des Hundes als ersten Sprachversuch eines Thieres bezeichnet; unzweifelhaft aber ist dieser Versuch mißglückt, denn so innig sich Mensch und Hund befreunden, so klug letzterer die Wünsche seines Herrn versteht, so ist es ihm doch unmöglich, auch nur das einfachste menschliche Wort nachzuahmen. Man hat noch kein Säugethier zum Sprechen gebracht, wohl aber, wenigstens mechanisch, unter den Vögeln: Papagei, Staar und Elster. Die Ausgiebigkeit seines Tones verdankt indessen der Hund dem Verkehr mit dem sprechenden Menschen; hat man doch bemerkt, daß europäische Hunde, die auf einsamen Inseln ausgesetzt wurden, das Bellen verlernten, und ihre Nachkommen völlig verstummten.

Die Menschen blieben in ihrer Ausdrucksweise nicht lange bei der Einsilbigkeit stehen; zunächst freilich mag man sich — wie die Stammwörter jeder Sprache beweisen — bemüht haben, Nachbildungen des Schalles zu geben: brüllen, heulen, kreischen, schrillen, zischen, sprudeln, gurgeln, rollen, kollern 2c. Machen doch auch Kinder in ihren ersten Sprachversuchen einen von ihnen gehörten Schall nach, zumeist Thierlaute: Wau! wau! Muh! muh! Piep, piep!, Miehz! hiez! Naturlaute charakteristisch nachzuahmen, gilt sogar als

besondere dichterische Virtuosität. Unter den griechischen Dichtern war, wie man uns sagt, Aristophanes besonders darin gewandt, bei den Deutschen Bürger, z. B. in seiner Lenore:

„Und außen, horch! ging's trap, trap, trap,
Als wie von Roßeshufen,
Und klirrend stieg ein Reiter ab
An des Geländers Stufen,
Und horch! und horch! Der Pfortenring
Ganz lose, leise, klinglingling — rc.,
— — — — — —
Und hurre, hurre, hopp, hopp, hopp!
Ging's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben." rc.

Auch Voß in den Versen, welche das Zurückstürzen des Steines, den Sisyphus hinaufzuwälzen verdammt war, so vortrefflich nachbilden:

„Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor."

Die Kunst des Sprechens sollte viel ernster getrieben werden, als es gemeiniglich geschieht, denn nichts verräth so sehr den Grad der Bildung, als die Ausdrucksweise. An öffentlichen Orten, auf Promenaden, im Theater und im Concertsaal sehen wir oft in neuester Mode, in gewähltester Toilette gekleidete Gestalten; wir meinen, sie müßten zu den höheren Classen der Gesellschaft gehören: da dringen einige im gemeinsten Jargon gesprochene Sätze an unser Ohr und es wird uns klar, daß hier der höhere Grad der Bildung noch weit ab liegt.

Die Musik kann nur Empfindungen wiederspiegeln, die Sprache vermittelt zugleich die Kundgebung der Gedanken und Erkenntnisse. Je geistig erregter und mittheilsamer ein Mensch ist, desto größer wird sein Sprachreichthum werden. Ein Mann von Durchschnittsbildung hat — so berechnete Kleinpaul in seiner Zeitschrift für Sprachkenntniß — über 3000 bis 4000 verschiedene Wörter zu verfügen, einem großen Redner steht ein Schatz von 10.000 zu Gebote. Wie viel könnte man wohl bei Rückert, diesem unserem sprachgewandtesten Dichter, zusammenzählen? Die Engländer rühmen sich eines Schatzes von 100.000 Wörtern, was befremden muß, da man sie bekanntlich nicht zu den redseligen Nationen rechnet. Indessen kann sich der Gebildete, selbst bei Tacitischer Kürze in der Rede, eines größeren Wörterschatzes bedienen als ein schwatzhafter Staar, der ohne Wahl im kleinen Kreise seiner Gedanken immer dieselbe Ausdrucksweise anwendet.

Daß die französische Sprache unter den europäischen die ärmste ist, wird dadurch bewiesen, daß häufig ein und dasselbe Wort zur Bezeichnung verschiedener Begriffe dienen muß, wodurch dann freilich bei dem esprit der

Franzosen der Witz in Blüthe tritt, auch die so beliebten Wortspiele (calembourgs). Bei uns behilft sich der gemeine Mann mit 300 bis 500 Worten und sucht durch Gesten zu ersetzen, was ihm an Sprachgewandtheit abgeht. Auf niedriger Stufe stehende wilde Völker bedienen sich zur gegenseitigen Verständigung mehr der Geberden als der Reden. Seefahrern, die an fremden entlegenen Küsten landen, gelingt es stets, sich den Eingebornen durch Zeichen wenigstens insofern begreiflich zu machen, um die nöthigsten Lebensmittel von ihnen zu erhalten.

Erlernung fremder Sprachen ist gewiß sehr nützlich, doch sollte man vor Allem die heimische insoweit künstlerisch betreiben, als zu gebildetem Ausdrucke der Gedanken nöthig ist. Unseren jungen Mädchen fehlt es selten an Zungengeläufigkeit; es werden ihrer viele in Kaffee- und Theekränzchen im Stande sein, die Wahrheit der Berechnung zu belegen, daß man 1500 Buchstaben im Zeitraume einer Minute deutlich aussprechen kann; ob sie aber vermögen, den Inhalt eines Buches, eines Theaterstückes in fließender Rede wiederzugeben, oder ein ernstes Gespräch mit vernünftigen Männern zu führen, ist oft sehr fraglich; eben so zweifelhaft bleibt, ob sie, da sich ihre Mittheilungen nicht gerade über weltumfassende Themata auszubreiten pflegen, über einen großen Wörterschatz verfügen.

Die Kunst, gut zu sprechen, besteht nicht allein in vollkommener Beherrschung eines reichen Wörterschatzes, sondern auch in der Deutlichkeit der Aussprache. Leider wird dieser Punkt häufig auch von bedeutenden Rednern vernachlässigt; im Bewußtsein, Wichtiges mitzutheilen, vergessen sie oft, daß sie nicht daheim im kleinen Zimmer, sondern im großen Saale vor einem zahlreichen Publicum stehen, von dem der in hinterster Reihe Sitzende ebenso berechtigt ist zu hören, wie die Bevorzugten der ersten. Es gibt Redner (die von der Kanzel nicht ausgeschlossen), welche mit voller, ohrbetäubender Stimme ihre Sätze anfangen und dann decrescendo bis zum pianissimo den Ton fallen lassen, so daß der Zuhörer oft das Wichtigste sich selbst ergänzen muß. Der Vortrag anderer Sprecher kommt von vornherein gar nicht aus der Cravate heraus, und es heißt dann: „Er soll sehr geistreich sein, nur Schade, daß man ihn nicht versteht.“ Wieder Andere verwechseln die Consonanten; man ist oft in Zweifel, meinen sie packen oder backen, rauben oder Raupen, Griechen oder kriechen, Pater oder Bader, Dante oder Tante; sie verschlucken auch Endsylben, so daß es fraglich bleibt, ob Leben oder Lehm, Raben oder Rahm gemeint ist. Das Wort muß nicht vom S c h l u n d e, sondern von den L i p p e n aus dem Redner entströmen, dann erst wird es vernehmbar zu des Hörers Ohr dringen, sitze er nah oder fern.

Diese Sprachkunst zu erreichen, dazu bedarf es technischer Uebungen, denen jeder Gebildete sich unterziehen sollte. Kein guter Gesanglehrer

erspart seinem Schüler diese freilich etwas langweiligen Studien, denn schon beim Gesang ist Deutlichkeit der Aussprache von hoher Bedeutung; um wie viel mehr sollte der Sprachlehrer darauf halten! Nicht allein für den öffentlichen Sprecher, auch für die Vorleserin im Familienkreise ist es wichtig, ob sie rein vocalisirt, das R gut ausspricht, mit dem Athem zu ökonomisiren versteht. Wie selten finden wir bei unseren jungen Leuten diese Kunst ausgebildet. Wenn man nur den vierten Theil der Zeit auf das Studium der Sprache verwendete, wie auf Erlernung der Musik, würde für manche Familie, deren Mitglieder sich leicht zerstreuen, ein neues Band gefunden sein zu behaglicher Gemeinsamkeit, wenn bei langweiligen Hausarbeiten ein gutes Buch den geistigen Stoff lieferte.

In der Musik gibt es unendlich viel unterscheidbare Töne, man verwendet sie indessen nicht alle, und hat sich auf nur sechs Octaven, jede von zwölf verschiedenen Tönen, beschränkt. Eine noch weit größere Verschiedenheit besitzt die menschliche Stimme, und das Schicksal pflegt dafür zu sorgen, daß durch die wechselvollen Situationen, in welche es die Erden-Söhne und Töchter bringt, diese die Gelegenheit erhalten, sämmtliche Töne in Anwendung zu bringen. Wer hätte, bevor er am Ende seines Lebens anlangte, nicht hinreichend Veranlassung gehabt, neben den molligen Tonarten des Behagens und Wohlbefindens die ganze Scala in Dur von Enttäuschung, Schmerz, Jammer, Verzweiflung, auf und ab zu laufen.

Wie jedes Instrument eine gewisse eigenthümliche Klangfarbe hat, so besitzt auch jeder Mensch eine ihm besondere Art und Weise, sich in seinen Gefühlen und Gedanken kundzugeben. Damit das Zusammenwirken verschiedener Instrumente das Ohr angenehm berühre, harmonisch ineinanderfließe, stellte sich das Bedürfniß eines festen, bestimmenden Normaltones heraus, der keinerlei Wechsel unterworfen und deßhalb geeignet ist, den Mitwirkenden als Richtschnur zu dienen. Man erfand die Stimmgabel, die bekanntlich beim Aufschlagen einen Ton angibt, der sich stets gleich bleibt. Der vorgeschriebene Laut bietet dann die zweite Richtschnur und ordnet den Rhythmus an, in welchem ein Tonstück zur Ausführung kommen soll. Dadurch wird es möglich, daß sich in der musikalischen Welt die verschiedenartigsten Instrumente, von der sanften Flöte, der lustigen Violine, dem schmachtenden Cello an, bis zur anmaßenden Pauke in holdem Einklange vereinigen. Leider ist es in der Menschenwelt viel schwieriger eine harmonische Zusammenwirkung zu erreichen, und die Stimmgabel, um die verschiedenen Klangfarben von Groß und Klein, Alt und Jung zu vereinigen, ist noch nicht erfunden. Im häuslichen Concert sollten billig Vater und Mutter den maßgebenden Ton anschlagen, nach welchem sich die übrigen Familienglieder zu richten hätten; doch auch bei ihnen treten oft genug Schwankungen in der Stimmung

ein, welche die Sicherheit der Richtschnur fraglich machen. Der Hausherr ist vielleicht verstimmt, weil sein Vorgesetzter ihm aufgespielt hat; die Hausfrau hat entdeckt, daß sie von ihrem Dienstpersonal betrogen wurde und nimmt sich vor, von jetzt an in „ganz anderer Tonart“ mit ihnen zu reden, „ganz neue Saiten“ aufzuziehen. Was Wunder, daß an solchen Tagen auch bei den Kindern nicht die richtigen Klangschwingungen eintreten, sondern Klänge, die mit dem Grundtone in schreiendem Widerspruche stehen. Ja, auf den Ton in welchem ein Wort gesprochen wird, kommt, wo nicht Alles, doch viel an und der einfache „Guten Morgen!“ den ich jemand biete, kann fühlen lassen, in welchem Verhältniß ich zu ihm stehe, ob höhere oder niedere Stellung einnehmend, ihm befreundet oder fremd, wohl oder übel gesinnt bin. Sagt ein junger Mann einer Dame eine Schmeichelei und sie erwidert nur die zwei Worte: „Mein Herr!“ so kann er aus deren Ton mit Sicherheit entnehmen, ob sie coquett erfreut, mädchenhaft verlegen oder verletzt darüber ist, sie seine Huldigung annimmt oder verächtlich abweist. Die Marquise von Crequy, die französische Muster-Aristokratin des 18. Jahrhunderts, erzählt in ihren Memoiren, daß sich zu damaliger Zeit an der verschiedenen Betonung des Wortes Monseigneur erkennen ließ, ob man einen Bischof oder einen Prinzen von Geblüt anredete.

Reicht man dem Bettler eine Gabe in mürrischem ärgerlichen Tone, so wird man ihn bitterer verletzen, als durch sanftes Verweigern. Zurechtweisung, Tadel, Scheltworte, ob wir sie hinnehmen mit demüthiger Einsicht, Beschämung und Reue, oder ob sie Widerspruch, Empörung und Trotz in uns erregen: die Klangfarbe, in der man sie uns ertheilt, entscheidet. „Eine gelinde Antwort stillet den Zorn, aber ein hart Wort richtet Grimm an!“ So lautet ein Spruch Salomos. In Lessings „Emilia Galotti,“ Aufzug 3, Auftritt 8, in der Scene zwischen Claudia und Marinelli heißt es:

Claudia.

Der Name Marinelli war das letzte Wort des sterbenden Grafen, mit einem Tone gesprochen, mit einem Tone! Ich höre ihn noch! Wo waren meine Sinne, daß sie diesen Ton nicht sogleich verstanden? Ich kann ihn nicht nachmachen, aber er enthielt alles! alles!

Marinelli.

Mit einem Tone? Ist es erhört, auf einen Ton, in einem Augenblicke des Schreckens vernommen, die Anklage eines rechtschaffenen Mannes zu gründen?

Claudia.

Ha, könnt' ich ihn nur vor Gericht stellen, diesen Ton!

Im Verkehr mit Menschen stets die richtige Klangfarbe zu treffen, ist so schwierig, daß wir mit Fug und Recht auch hiebei von einer Ton-Kunst reden können, bei der es sich ebenfalls um Noten handelt, denn „nach Noten“ werden wir zurechtgewiesen, wenn wir nicht rein intoniren,

und gerathen dadurch in arge Nöthe. Wehe dem subalternen Beamten, der dem höherstehenden gegenüber einen falschen Ton anschlägt! Er kann dadurch um seine Stellung kommen. Ein Drama kann völlig seine Wirkung verlieren, wenn der Darsteller des Hauptcharakters sich im Tone vergreift.

Im geselligen Leben ist der Ton, ebenso wie die Kleidung, der Mode unterworfen; wir hören oft den Ausdruck: „Dies und das ist heutzutage nicht mehr guter Ton." In Kreisen, in denen Alles auf Aeußerlichkeiten gestellt ist, gibt die Mode lediglich den Ton an und entscheidet ebenso über Geschmack und Sitte; das Absurdeste, wenn es Mode ist, wird für geschmackvoll, sittsam und von bestem Ton erklärt. Der Arzt im 18. Jahrhundert erschien im Krankenzimmer in schneeweiß gepuderter, dreizipfeliger Allongeperrücke, in goldgesticktem Scharlachrocke mit Jabot und breiten Spitzenmanschetten, weißen oder schwarzen Seidenstrümpfen mit blitzenden Knie- und Schuhschnallen, den kleinen schwarzseidenen Chapeaubas unter dem Arm und einen mächtigen Rohrstock in der Hand. Die Marquise von Crequy erzählt von einer Coiffure, 1785, in welcher ein vollständiges Hemd (es war freilich von Batist) der Balldame verwendet war. Eine Frisur à la jardinière wurde ausgeführt mit einer rothgestreiften Serviette, in welcher eine Artischocke, ein Kopf Blumenkohl, eine gelbe Möhre und einige kleine Rüben angebracht waren. Das fand man sehr hübsch, viel einfacher und natürlicher wie Blumen. Das Einfache und Natürliche war damals gerade guter Ton geworden. Man setzte sich nach Gutdünken zu Tische, man langte zu, wo gerade etwas vor Einem stand und verbrannte sich oft die Finger, da man, statt sich der Messer und Gabeln zu bedienen, sehr einfach die Finger gebrauchte. Auch Salat und Compot mischte man mit den Händen. Zu Ende desselben Jahrhunderts wurden plötzlich Stelzschuh, Reifrock und gepuderte Chignonfrisur verbannt und die Mode schlug in das grelle Gegentheil um, in die antikisirende Tracht, in welcher das faltenreiche Gewand schlicht herabfloß und dicht unter dem Busen gegürtet wurde. Es darf uns kaum beikommen, darüber zu lächeln, da wir vor nicht allzu langer Zeit einen gleich raschen Wechsel der Mode mitmachten.

In gewissen Kreisen gehört Blasirtheit zum guten Ton; man darf bei Leibe an nichts Gefallen, muß Alles langweilig finden. „Alles schon dagewesen!" ist das mit unterdrücktem Gähnen begleitete Losungswort, als habe man die Weisheit, die Einem just aufgetischt werden soll, längst schon mit Löffeln verspeist. In anderen Kreisen will man um jeden Preis sich amusiren und lachen. Munterkeit ist im geselligen wie im häuslichen Leben sehr angenehm, ein Scherz, ein Witz verschönt und belebt das Antlitz. Wem der Schelm im Nacken sitzt, bei dem werden in den Wangen Grübchen sichtbar, die Augen leuchten und die Stirne glänzt wie Sonnenschein. Die

Thorheiten der Menschen bieten auch Stoff genug zum Lachen; doch hüte man sich, statt der Thorheit den Thoren zu belachen. Vorbei ist's dann mit der Harmlosigkeit, die Pfeile des Witzes werden geschärft und schließlich gar in das Gift der Bosheit getaucht, das tödtlich verwundet. Gesinnungslose Ironie, beißender Spott kommen auf die Tagesordnung, Jedes und Jeder wird erbarmungslos durchgehechelt.

In einigen Kreisen ist es Sitte, wie im Krankenzimmer nur einen Flüsterton anzuschlagen, in anderen äußert Jeder laut polternd seine Meinung, Alles schreit durcheinander, daß Einem Hören und Sehen vergehen möchte. Wer aus Kreisen, wo besserer Ton herrscht, unversehens da hinein geräth, ist übel daran; er weiß oft nicht, soll er sozusagen mit den Wölfen heulen, oder opponiren. Beides ist nicht räthlich: durch Ersteres würde man sich zum Mitschuldigen machen an der Sünde wider den guten Geschmack, durch Letzteres wenig Dank ernten, denn der Reformator ist selten beliebt; der beste Ausweg ist: die Zeit, welche man gezwungen ist auszuhalten, als Uebungsstunde anzusehen in der Fertigkeit, angenehm zu plaudern, ohne etwas von Bedeutung zu sagen.

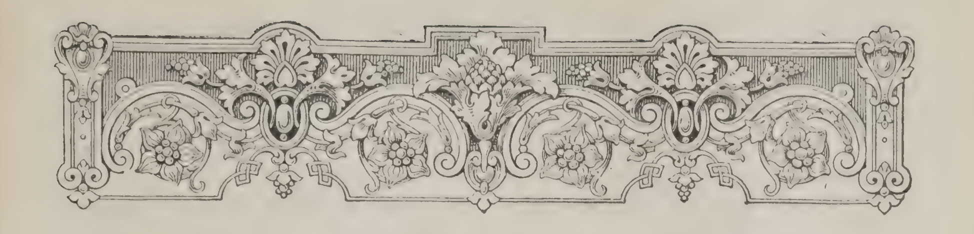
Am sorgfältigsten sollte man die Ton-Kunst, die ich hier meine, am häuslichen Herde pflegen. Leider hält man aber Familiengliedern gegenüber Selbstbeherrschung um so mehr für überflüssig, je mehr man sich derselben im Gesellschafts- und Geschäftsverkehr befleißigen muß. Und doch kann schlechter Ton in der Familie deren Behagen und Gedeihen völlig untergraben. Der böse Nebel, der die Gemüther befällt, lagert sich wolkenartig auf die Gesichter; man kann am Mienenspiel erkennen, ob guter oder schlechter Ton im Hause herrscht. Die Hausfrau und Mutter ist dafür zumeist verantwortlich. „Aber ihre Stimme sei stets sanft, zärtlich und mild, ein köstlich Ding bei Frauen!" sagt Shakespeare. Eine Hausfrau, welche ihre Anordnungen in rauhem oder gellendem Tone gibt, macht nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Untergebenen häßlich. Herabgezogene Mundwinkel, trotzig aufgeworfene Lippen, Runzeln auf der Stirn, gelbgrüne Gesichtsfarbe, trübe oder unheimlich funkelnde Augen sind die Wirkungen schlechten Tones, und ist dieser einmal angeschlagen, dann wird leider das ganze Hausconcert darin abgespielt. Keift die Frau, so werden die Mägde impertinent, die Kinder widersetzlich, vorlaut und frech. Dem Hausherrn wird im allgemeinen Unbehagen nichts Anderes übrig bleiben, als seine vier Pfähle, die ihm doch die liebste Einfriedigung auf Erden sein sollten, zu meiden und sich auswärts Erholung zu suchen, oder, will er sich behaupten, sich zum Haustyrannen aufzuwerfen, mag ihm auch zehnmal ein weiser Salomo zurufen: „Sei nicht ein Löwe in deinem Hause und nicht ein Wütherich gegen dein Gesinde!"

Wie anders sieht es in der Familie aus, wo guter Ton herrscht, wo jeder unfeine Ausdruck verbannt ist, selbst Zurechtweisung und Tadel mit Freundlichkeit und Milde ertheilt wird. Fanny Lewald erzählt in ihren Memoiren, daß es in ihrem elterlichen Hause Sitte, ja Gebot gewesen, jeder Neigung, einen unwirschen Ton anzuschlagen, dadurch die Spitze abzubrechen, daß sich die Familienglieder — das Dienstpersonal eingerechnet — stets mit „Liebe“ oder „Lieber“ anredeten. Wahrlich ein vortreffliches Mittel! denn wer könnte der Anrede „Lieber Adolph,“ ein: „du bist ein alberner Junge!“ oder „Liebe Marie,“ „Sie sind eine Gans!“ folgen lassen!

„Die Narren haben ihr Herz im Munde, aber die Weisen haben ihren Mund im Herzen!“ So heißt es in der Bibel. Ja, das Herz muß die Stimmgabel sein, die den Normalton angibt, dann wird aus dem Munde nur wohllautende Sprache erklingen, die aus dem Herzen kommend auch zum Herzen dringt.

Mit dem herzlichen Wunsche, daß alle unsere verehrten Leser und besonders Leserinnen in entscheidenden Momenten zu ihrem und der Ihrigen Wohle den richtigen Ton stets finden mögen, wollen wir von Ihnen für diesmal Abschied nehmen.





Der erste allgemeine Beamten-Verein

der

österreichisch-ungarischen Monarchie,

seine Entwickelung und Thätigkeit im Jahre 1882.

Von

Dr. Rudolf Schwingenschlögl.

Das Jahr 1882, das achtzehnte Geschäftsjahr des Vereines, ist — wie der Bericht seiner Verwaltung an die letzte Generalversammlung bemerkt — jenen Geschäftsperioden beizuzählen, in welchen die Vereinsleitung ihre ganze Kraft und Aufmerksamkeit der Weiterverbreitung des Vereines und der gedeihlichen Entwicklung seiner geschäftlichen Thätigkeit zuwenden konnte. Diese Bestrebungen hatten auch ein höchst erfreuliches Resultat zur Folge, welches den geehrten Lesern des Jahrbuches durch die nachfolgenden Ausführungen in Kürze dargestellt werden soll.

Der Form nach schließt sich die vorliegende chronologische Schilderung jener des Jahres 1881 an und soll dieser Vorgang auch in der Folge beobachtet werden.

I. Allgemeine Angelegenheiten.

Am Schlusse des Jahres 1881 waren 67.478
Mitglieder ausgewiesen. Zu diesen kamen im Laufe des Jahres 1882 3.421
neu Eintretende hinzu, so daß sich die Zahl derjenigen Standesgenossen,
welche bis Ende des Jahres 1882 dem Vereine beitraten, auf . . . 70.899
beläuft.

Die Zahl der Localausschüsse betrug Ende 1881 105
und sank Ende 1882 auf 100,
da nämlich die Localausschüsse in Arad, Gaya, Groß-Becskerek, Steyr (Bedienstete der Rudolf-Bahn) und Verovitica wegen bedauerlicher Auflösung der betreffenden Mitgliedergruppen ihre geschäftliche Thätigkeit einstellen mußten.

Die Zahl der Vereinsbevollmächtigten und Agenten reducirte sich
von . . . . 1.152 des Jahres 1881
auf . . . . 1.148 Ende 1882,
während die Zahl der Vereinsärzte von . . . . 1.245 des Jahres 1881
auf . . . . 1.373 im Jahre 1882
gestiegen ist.

Bezüglich der Vereinsthätigkeit auf humanitärem Gebiete sind es wieder der allgemeine und der Unterrichtsfond, welche in erster Linie unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Der allgemeine Fond des Vereines stieg mit Ende des Jahres 1882
auf . . . . 351.491 fl. 83 kr.,
während er Ende 1881 nur . . . . 328.475 „ 01 „
betrug, hat mithin im Jahre 1882 um . . . . 23.016 fl. 82 kr.
zugenommen.

Sein Vermögen bestand Ende 1882 bilanzmäßig aus:

a)	der außerordentlichen Reserve der Lebensversicherungs-abtheilung per	91.151 fl.	91 kr.
b)	dem Specialvermögen des allgemeinen Fondes per .	45.299 „	54 „
c)	der Cursgewinnreserve dieses Fondes per	12.763 „	— „
d)	dem Garantiefonde für belehnte Antheilseinlagen per	963 „	10 „
e)	dem Fonde für Witwen- und Waisenhäuser per . .	132.868 „	33 „
f)	dem Pensions- und Altersversorgungsfonde für die definitiv Angestellten des Vereines per	68.445 „	95 „
	zusammen obige .	351.491 fl.	83 kr.

Die aus dem allgemeinen Fonde im Jahre 1882 ertheilten Unterstützungen an bedürftige Beamte und deren Angehörige umfaßten 610 Einzelposten und betrugen zusammen 8.435 fl. 82 kr. In dieser Summe ist auch ein Betrag von 800 fl. inbegriffen, welcher an durch Hochwasser geschädigte Standesgenossen in Tirol und Kärnten zur Vertheilung gelangte.

An dieser Stelle ist auch eines vom Verwaltungsrathe des Vereines am 19. December 1882 gefaßten, ebenfalls dessen humanitären Aufgaben Rechnung tragenden Beschlusses zu gedenken. Da nämlich von den in Folge des speciellen Berufes erkrankten Standesgenossen Viele entweder gar nicht oder nicht ausreichend über die Mittel verfügen, um zur rechten Zeit eine angemessene Cur gebrauchen, die Gesundheit wieder erlangen und sich dem Dienste und der Familie erhalten zu können, da ferner die in verschiedenen Curorten dem Vereine für seine Mitglieder concedirten höchst wohlthätigen Begünstigungen doch nicht immer genügen, den betreffenden Beamten die nothwendige Cur zugänglich zu machen, so beschloß der Verwaltungsrath, aus den Zinsen des allgemeinen Fondes einen Betrag zur Verleihung von Stipendien an mittellose kranke Vereinsmitglieder für den Curgebrauch zu verwenden, und votirte zu diesem Behufe 3.000 fl. für das Jahr 1883. Dieser Beschluß hatte sich sofort nach seiner Publicirung des ungetheilten Beifalles der Vereinsmitglieder zu erfreuen.

Bezüglich des im letzten Bande der „Dioskuren" erwähnten Beamtenwitwen- und Waisenhauses in Graz ist zu erwähnen, daß die Grundsteinlegung zum Baue desselben am 8. August und schon am 13. October 1882 das Gleichenfest, und zwar in sehr feierlicher Weise stattfand. Die hohe Staatsver-

waltung war bei dem erstbemerkten Acte durch den k. k. Hofrath der steiermärkischen Statthalterei Herrn Grafen Enzenberg vertreten; das Gleichenfest war durch die Anwesenheit Seiner Excellenz des Herrn Statthalters Freiherrn v. Kübeck und Seiner Excellenz des Herrn Feldmarschalllieutenants v. Hermann ausgezeichnet und gab insbesondere Seine Excellenz der Statthalter seinen Sympathien für den Bau und dessen Zwecke, seiner Achtung vor der Arbeit in herzlicher Rede warmen Ausdruck.

Die Witwen- und Waisenhäuser dürfen gewiß als eine sehr wohlthätige humanitäre Einrichtung des Vereines bezeichnet werden. Der Vortheil für die in einem solchen Hause Wohnenden liegt sowohl in der Billigkeit der Wohnungen, als auch darin, daß keiner Miethpartei ohne deren Verschulden die Wohnung gekündigt wird. In dem Hause zu Wien (respective im Vororte Währing) bestehen 22, in jenem zu Budapest 17 und in jenem zu Graz auch 17 Wohnungen. Die jährlichen Miethzinse stellen sich derzeit für zwei bis vier Piecen in dem Wiener Hause auf 60 fl. bis 200 fl., in dem Budapester Hause auf 45 fl. bis 130 fl., in Graz auf 75 fl. bis 150 fl. Das Haus in Graz wird im October 1883 der Benützung übergeben werden.

Das im März des Jahres 1881 festgesetzte Reglement für Herstellung von Familienhäusern wurde zum ersten Male im April 1882 praktisch angewendet, indem der Verwaltungsrath dem Directionscomité die Ermächtigung ertheilte, die mit drei Vereinsmitgliedern als Hauswerbern angeknüpften Verhandlungen weiterzuführen und eventuell an die Erbauung der als Muster dienenden drei Familienhäuser zu schreiten. Die bezüglichen Transactionen führten auch zum befriedigenden Abschlusse, es wurde im Herbste 1882 mit dem Bau der drei Häuser — in der Karl Ludwigstraße der Cottageanlage zu Währing bei Wien — begonnen, und sind bereits diese drei ersten vom Vereine erbauten Familienhäuser, welche wegen ihrer eleganten Ausführung, ihrer höchst zweckmäßigen Eintheilung, den ungetheilten Beifall der zahlreichen Besucher fanden, von ihren Eigenthümern bezogen.

Der Unterrichtsfond betrug mit Ende des Jahres 1881 30.564 fl. 19 kr. und ist im Jahre 1882 durch die von der XVII. ordentlichen Generalversammlung beschlossene Zuweisung von 10.000 fl. aus dem Gebarungsüberschusse des Jahres 1881, sowie durch anderweitige Zuflüsse auf 43.768 fl. 15 kr. angewachsen. Diese Zuflüsse bestehen vorzugsweise in Beiträgen der Vereinsconsortien, und sind aus dem Jahre 1882 insbesondere die Wiener Consortien: „Gegenseitigkeit“ mit 500 fl. Rente im Courswerthe von 389 fl. 16 kr. (aus Anlaß seines vollendeten ersten Decenniums), das „Erste Wiener“ und „Wieden“ mit je 200 fl., „Landstraße“ mit 100 fl., bei diesen Beiträgen betheiligt. Leider wird der, der Erfüllung einer hohen ethischen Aufgabe gewidmete Unterrichtsfond von so vielen Consortien und selbst von solchen, welche über große Mittel gebieten und leicht ihr Schärflein zur Stärkung des Fondes beitragen könnten, total ignorirt!

Im Jahre 1882 wurden aus den Mitteln des Unterrichtsfondes 95 Unterrichts- und Lehrmittelbeiträge per 2.232 fl. 50 kr. gewährt.

Was die Wahrung und Vertretung der socialen und materiellen Standesinteressen betrifft, so war es vorzugsweise das Gesetz über die Pfändbarkeit der Gehalte und Ruhegenüsse von Staatsbeamten

und deren Hinterbliebenen, welches die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Vereinsleitung in hohem Grade in Anspruch nahm.

Am 7. September 1882 wurde das im März 1882 vom Parlamente beschlossene, demselben vor mehr als einem Jahre vorgelegte, vom 21. April 1882 datirte Gesetz im Reichsgesetzblatte publicirt und trat am 22. October 1882 in Wirksamkeit.

Leider trägt das Gesetz nicht vollständig jenen Principien Rechnung, welche die Vereinsleitung in dieser Frage stets als die maßgebenden bezeichnete. Das Abgeordnetenhaus hat an dem Gesetze, wie es von der Regierung vorgelegt und von dem Herrenhause beschlossen wurde, eine tief einschneidende Aenderung, insbesondere in Bezug auf das „Existenzminimum“ vorgenommen. Regierung und Herrenhaus hatten nämlich letzteres Minimum, d. h. jenen Theil des Gehaltes oder der Pension, welcher der Execution nicht ausgesetzt sein soll, mit 600 fl. für active Beamte und mit 350 fl. für Pensionisten festgesetzt. Das Abgeordnetenhaus erhöhte diese Ziffern auf 800 fl. und 500 fl., was dann auch vom Herrenhause genehmigt wurde. Dadurch ist aber gerade die Creditfähigkeit des kleinen, weniger als 800 fl., beziehungsweise weniger als 500 fl. beziehenden Beamten sehr beschränkt worden, während nach den vom Beamtenvereine vertretenen Anschauungen durchgehends ein Drittel der Bezüge pfändbar hätte sein sollen.

Andererseits ergaben sich aus dem Wortlaute des Gesetzes mannigfache Zweifel, worunter besonders über die Einbringung von Forderungen auf administrativem Wege.

Endlich erschienen durch dieses Gesetz die Privatbeamten gegenüber den Staatsbeamten in einer viel ungünstigeren Position, weil den Privatbeamten der gesammte Bezug mit Ausschluß von 600 fl. gepfändet werden kann.

Da sich zudem — von allem Vorerwähnten abgesehen — in den öffentlichen Blättern Stimmen aus der Beamtenschaft in Bezug auf das Gesetz geltend zu machen versuchten, welche constatirten, daß sowohl das dem Gesetze principiell zu Grunde liegende Motiv, sowie einzelne seiner Bestimmungen total verkannt und mißverstanden wurden, erachtete es der Verwaltungsrath für geboten, die Frage der Pfändbarkeit der Gehalte von öffentlichen und Privatbeamten im Allgemeinen und das Gesetz vom 21. April 1882 insbesondere in einer öffentlichen Versammlung der Vereinsmitglieder zu discutiren, und lud letztere zu einer Besprechung im Festsaale der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer für den Abend des 9. December 1882 ein. Die an diesem Tage begonnene Discussion wurde am 16. December 1882 fortgesetzt und beendet. Beide Versammlungen waren zahlreich besucht und es stellte sich schließlich im Großen und Ganzen die volle Uebereinstimmung der Beamtenschaft mit dem Vorgehen des Verwaltungsrathes heraus.

Letzterer wurde ersucht, bei den legislatorischen Factoren im Petitionswege um die Gleichstellung der Privatbeamten mit den Staatsbeamten in Betreff der Pfändbarkeit der Beamtengehalte und um weitere Verbesserungen des gesetzlichen Zustandes, ferners neuerlich um die Erhöhung der Ruhegenüsse der Staatsbeamten und ihrer Hinterbliebenen, sowie um die Erlassung einer Dienstespragmatik für die Staatsbeamten einzuschreiten. Die vom Verwaltungsrathe aufgestellten wesentlichen Punkte für den Inhalt der betreffenden Petition in Bezug auf die Pfändbarkeit der Gehalte erhielten die nahezu einhellige Zustimmung seitens der Versammlung,

aus deren Mitte auch der Vereinsleitung der Dank dafür ausgesprochen wurde, daß sie mit der bekannten Wärme, mit welcher sie sich immer der Interessen der Beamtenschaft angenommen, auch an diese Frage herangetreten ist.

Aber nicht bloß in Oesterreich, auch in den Ländern der ungarischen Krone machten sich im Jahre 1882 in Kreisen der Beamtenschaft Bestrebungen für die Verbesserung der Lage der ungarischen Staatsbeamten geltend, welche wir kurz zu besprechen uns für verpflichtet halten.

In erster Linie ist die Action des Pester Localausschusses unter Führung seines unermüdlich für die Interessen der Beamtenschaft thätigen Präsidenten, des Herrn Alfred von Kanovics zu erwähnen. Dieser Localausschuß beantragte bei sämmtlichen transleithanischen Localausschüssen gemeinsame Schritte wegen:

a) Regelung der Gehalte, Quartiergelder und Diensteszulagen;
b) Erlangung einer Dienstespragmatik,
c) Lösung der Pensionsfrage —

und wandte sich an den Verwaltungsrath um Unterstützung seiner Bemühungen, welche bereitwilligst zugesagt wurde. In Folge dessen wurde auch von eilf ungarischen Mitgliedergruppen des Vereines eine entsprechende Petition dem Abgeordnetenhause überreicht, welche Petition der Verwaltungsrath hohen Orts kräftigst zu unterstützen bemüht war.

Ferners wurde Seiner Majestät im Herbste 1882 während der Allerhöchsten Anwesenheit in der ungarischen Hauptstadt aus Anlaß der Delegationssession von einer Dreierdeputation der ungarischen Staatsbeamten der IX., X., XI. und XII. Rangsclasse unter Führung des königlich ungarischen Finanzministerial-Officiales, Herrn Stefan Petz ein Majestätsgesuch überreicht, in welchem die ehrfurchtsvolle Bitte um gründliche Sanirung ihrer Nothlage gestellt wurde. Seine Majestät geruhten den Sprecher der Deputation mit sichtlichem Interesse anzuhören und folgende huldvolle Worte an die Deputation zu richten: „Ihre Besoldungen sind wahrhaftig zu gering! Wir werden bald sehen, was sich für Sie thun läßt.“

Am 19. und 22. November 1882 fanden in dem Comitatssaale zu Preßburg über Veranlassung des dortigen Beamtenvereins-Consortiums unter Vorsitz seines Präsidenten, des Herrn Dr. Gustav Degen de Felsöhegy zwei Versammlungen von Preßburger Staats- und Municipal-Beamten statt, um die Schritte zu berathen, welche zur Besserung der materiellen Lage der öffentlichen Beamten in Ungarn zu unternehmen wären. Das Resultat der bezüglichen Verhandlungen war der Beschluß, eine entsprechende, vom Akademie-Professor Herrn Dr. Fézüs verfaßte Petition durch gütige Intervention des Obergespans, Herrn Grafen Stefan Eszterházy, sowie des Abgeordneten Herrn Edmund von Szalay der Regierung und dem Reichsrathe zu überreichen, und wurde schließlich den Spitzen der Preßburger Mitgliedergruppe des Beamten-Vereines für die Anregung dieser Beamtenbewegung der Dank der Versammlung ausgesprochen.

Der Vollständigkeit halber kann ferner jene Bitt- und Denkschrift nicht unerwähnt bleiben, welche am 19. November 1882 von den Beamten in Trentschin an den Reichstagsabgeordneten des Trentschiner Comitates gerichtet wurde und besonders die Regelung der Gehalte und Quartiergelder zum Gegenstande hatte.

Schließlich muß noch erwähnt werden, daß auch außer den vorbenannten Petenten zahlreiche Gruppen aus den Kreisen der ungarischen Gerichts-, Grundbuchs- und Finanzbeamten Petitionen an den Reichstag und die Regierung wegen Verbesserung der Gehalte, Erlassung einer Dienstpragmatik und eines neuen Pensionsnormales eingereicht haben.

Hatten all diese Schritte bisher auch keinen großen Erfolg — es wurde nur das geringste Quartiergeld der hauptstädtischen Staatsbeamten von 150 fl. auf 200 fl. aufgebessert und ein Gesetz über die Qualification der öffentlichen Beamten beschlossen, von welchem allerdings ein Gesetz über die Gehaltregulirung untrennbar ist — so ist doch zu constatiren, daß die traurige materielle Lage der Beamtenschaft maßgebenden Ortes, ja — wie oben bemerkt wurde — selbst von Seiner Majestät anerkannt wurde, und es ist daher mit Zuversicht zu hoffen, daß auch in der transleithanischen Reichshälfte von Seite der entscheidenden Factoren die Beamtenfrage gelöst und hiebei all die verschiedenen, insbesondere aber die von den ungarischen Mitgliedergruppen unseres Vereines geltend gemachten Wünsche und Bitten entsprechende Berücksichtigung finden werden.

Den Personalstand der Centralleitung constatirt die Tabelle III des Anhanges mit Rücksicht auf die Ergebnisse der Generalversammlung des Jahres 1883. Der Verwaltungsrath betrauerte im Jahre 1882 das Ableben zweier dem Vereine treu ergebenen Mitglieder aus seiner Mitte, nämlich am 24. Jänner 1882 des Herrn Dr. Friedrich Koppel, Secretärs der Ostrau-Friedländer Eisenbahn und Obmannes des Consortiums „Union,“ dann am 23. Februar 1882 des Herrn Anton Raubal, k. k. Oberrechnungsrathes und Obmannes des Consortiums „Alsergrund.“ Beiden um den Verein und das Consortialwesen hochverdienten Collegen werden der Verwaltungsrath, das betreffende Consortium und auch der Verein selbst ein freundliches, ehrenvolles Andenken bewahren.

An dieser Stelle muß übrigens auch noch eines anderen warmen Freundes des Vereines gedacht werden, welchen uns der unerbittliche Tod im verflossenen Jahre entrissen hat, nämlich des am 17. März 1882 verstorbenen hochbegabten und vielbewährten Herrn Vincenz Kletzinsky, Professors der Chemie an der Wiedener Communalrealschule. Er war der erste Obmann des Consortiums „Wieden“ in Wien; er entwarf schon im Jahre 1867 eine Petition an den Reichsrath um Erlassung einer Dienstpragmatik für die Staatsbeamten; er war ein sehr thätiges Mitglied des von der Generalversammlung des Vereines im Jahre 1867 gewählten Statutenrevisionscomités; er, der bei seiner unerschöpflichen Herzensgüte gegenüber den von ihm stets leichten Gemüthes verausgabten bescheidenen Mitteln wahrlich an keinem Ueberflusse litt, widmete, als er einst über eine größere Summe verfügte, sofort diese als Stiftung dem Consortium, — kurz er war ein seltener Mann mit unsagbarer Liebenswürdigkeit, dessen der Verein dankbar zu gedenken allen Grund hat.

Verlassen wir nun die Särge dieser stets uns in pietätvoller Erinnerung bleibenden Abgeschiedenen und wenden wir uns wieder den Lebenden zu.

Der Verwaltungsrath hatte im Jahre 1882 zweimal eine angenehme Pflicht zu erfüllen, nämlich zwei um den Verein hochverdiente Persönlichkeiten mit Verleihung der höchsten nach den Statuten zulässigen Würde auszuzeichnen, d. h. sie zu Ehrenmitgliedern des Vereines zu ernennen.

Es waren dies der in diesen Blättern des Jahrbuches schon oft erwähnte Präsident der Direction des Pester Consortiums Herr Alfred von Kanovics, Director-Stellvertreter der Ersten Siebenbürger Bahn (ernannt am 7. Februar 1882) und Seine Excellenz Herr Gustav Freiherr Hilleprand von Prandau, k. k. wirklicher geheimer Rath, Kämmerer und Herrschaftsbesitzer (ernannt am 13. Juni 1882).

Das Pester Consortium hatte am 31. December 1881 sein erstes Decennium vollendet und während desselben war stets sein Führer Herr von Kanovics, unter dessen Leitung es seinen so bedeutenden Aufschwung genommen. Wo immer es die Sache der Beamtenschaft, des Vereines galt, hielt Freund Kanovics dessen Panier in kräftiger Hand und wußte stets mit Erfolg die Interessen des Vereines, des ihm anvertrauten Consortiums, zu wahren.

Mit warmer Sympathie verfolgte auch Seine Excellenz Herr Baron Prandau nicht nur stets die Bestrebungen des Vereines, sondern nahm wiederholt Anlaß zu hervorragenden thatkräftigen Leistungen, durch welche die Interessen der Vereinsgruppe Essegg, wie auch der dortigen Beamtenschaft im Allgemeinen sowohl moralisch, als auch materiell wesentlich gefördert wurden.

Vorstehende Motive lassen daher gewiß jedes Mitglied des Vereines mit den erwähnten Beschlüssen des Verwaltungsrathes vollkommen einverstanden sein.

Am 22. April 1882 beging der „steiermärkische Beamtenverein“ seine Decennalfeier in festlicher Weise und es fühlte sich der Verwaltungsrath unseres Vereines daher gedrängt, an den hoch verdienstvollen Obmann des erwähnten Brudervereines, den auch unseren Lesern schon wohlbekannten Herrn k. k. Statthaltereirath Franz Zeidler eine würdig ausgestattete, von der Festversammlung in Graz mit großem Beifalle aufgenommene Begrüßungsadresse zu richten.

Wenn ich schließlich noch erwähne, daß das Vermögen des hinsichtlich seines Zweckes mit unserem Unterrichtsfonde verwandten Zehnkreuzervereines zur Errichtung höherer Töchterschulen am 31. December 1882 sich auf 16.292 fl. 55 kr. bezifferte, daß die von ihm für das Schuljahr 1882/83 bewilligten 34 Stipendien 2.310 fl. betrugen, daß das Specialvermögen des von diesem Vereine gegründeten Beamtentöchterheim (das ist jener Anstalt, in welcher auswärtige Beamtentöchter während ihres Schulbesuches in Wien gegen eine mäßige Entschädigung vollständige Verpflegung und Aufsicht genießen) Ende 1882 sich auf 20.663 fl. 21 kr. belief und der Beamtenverein dort auch einen von ihm creirten Freiplatz im Kostenwerthe von jährlichen 400 fl. durch die Tochter eines Vereinsmitgliedes besetzte, so glaube ich auf dem Gebiete der allgemeinen Vereinsangelegenheiten Alles in Kürze besprochen haben, was für den Vereinschronisten aus dem Jahre 1882 einigermaßen von Interesse ist.

II. Versicherungs-Abtheilung.

In Bezug auf das Lebensversicherungsgeschäft ist zunächst hervorzuheben, daß die Verhältnisse des Jahres 1882 hinsichtlich aller für dieses Geschäft belangreichen Momente außergewöhnlich günstige waren. Die Ziffer der Abschlüsse an neuen Versicherungen war gegen das Vorjahr abermals gestiegen, und da die Gesammtsumme an ausgeschiedenen Versicherungen gleichzeitig eine effective Verminderung erfahren hat, so resultirte für das Jahr 1882 eine beträchtliche Vermehrung des Versicherungsstandes.

In Bezug auf die Sterblichkeit ist das Jahr 1882 gleichfalls als ein sehr günstiges zu verzeichnen, so daß auch das finanzielle Endergebniß in der Ziffer des Ueberschusses von 90.375 fl. gewiß als ein höchst befriedigendes bezeichnet werden kann.

Uebergehend nun auf die ziffermäßigen Details des Jahres 1882, ist zunächst zu constatiren, daß während desselben 6.255 Anträge über einen Betrag von . . . . 5,831.003 fl.
Capital und . . . . 38.019 „
Jahresrente zur Versicherung angemeldet worden sind.

Hievon gelangten zum Abschlusse:
1. auf den Ablebensfall:
3.841 Verträge über . . . . 3,609.421 fl.
2. auf den Erlebensfall:
783 Verträge über . . . . 716.128 „
3. auf Jahresrenten:
181 Verträge über . . . . 30.790 „

Nach Abzug aller Ausscheidungen standen mit Ende 1882 beim Vereine in Kraft:
38.589 Verträge über . . . . 37,332.386 fl.
Capital, und 680 Verträge über . . . . 121.570 „
Jahresrente.

In effectiver Valuta sind abgeschlossen worden:
9 Versicherungen über . . . . 87.100 Mark Capital
4 „ „ . . . . 800 „ Jahresrente
28 „ „ . . . . 99.000 Francs Capital.

Von dem Gesammtabschlusse an (Ablebens-) Capitalsversicherungen pro 1882 per . . . . 4,325.549 fl.
entfallen auf Oesterreich . . . . 3,631.319 fl.
auf die Länder der ungarischen Krone . . . . 661.630 „
und der Rest auf die Abschlüsse in fremder Währung.

Dagegen betrugen die Ausscheidungen:
in Oesterreich . . . . 1,327.994 „
in den Ländern der ungarischen Krone . . . . 452.718 „
und der Versicherungsstand belief sich Ende 1882:
in Oesterreich auf . . . . 29,145.639 fl.
in Ungarn auf . . . . 8,103.597 „

Was die Rückversicherung betrifft, so standen mit Ende 1882:
349 Versicherungen über . . . . 699.835 fl. an Capital und
53 „ „ . . . . 8.646 „ an Ueberlebensrente in Rückversicherung, in welcher Beziehung übrigens auf den Beschluß der letzten Generalversammlung wegen Erhöhung des Maximums für die vom Vereine im eigenen Risico übernommenen Versicherungen verwiesen wird (S. u.).

Für den Kriegsfall waren Ende 1882 in Vormerkung 1.569 Versicherungen über 1,346.570 fl. Capital und 2.350 fl. Ueberlebensrente.

Zur Bestreitung der Vereinsregie wurden im Jahre 1882 von der Versicherungsabtheilung verwendet brutto . . . . 223.368 fl. 26 kr.
und nach Abzug der Regierückempfänge per . . . . . . 33.253 „ 50 „

netto . 190.114 fl. 76 kr.

das ist 16·35 Percent der Jahresprämieneinnahme. Im Jahre 1881 betrug der Percentsatz der Regie 17 Percent, daher die nicht unbeträchtliche Abnahme von 0·65 Percent zu constatiren ist.

Es sind überhaupt die Regiekosten in steter, percentueller Ermäßigung begriffen. Denn es betrugen:

a) die Personalkosten von der Prämieneinnahme 9·71 Percent im Jahre 1870, und nur 7·09 Percent im Jahre 1882;
b) die Personalkosten von der Gesammteinnahme 8·66 Percent im Jahre 1870, und nur 5·69 Percent im Jahre 1882;
c) die gesammten Verwaltungskosten (einschließlich der Abschluß- und Incassoprovision, sowie der ärztlichen Honorare) von der Gesammteinnahme 22·36 Percent im Jahre 1870, und nur 15·43 Percent im Jahre 1882.

Die Prämieneinnahme betrug nach Abrechnung des Antheiles der Rückversicherer . . . . 1,162.369 fl. 12 kr.
so daß mit Rücksicht auf die bezügliche Ziffer der Einnahme des Jahres 1881 per . . . . 1,076.133 „ 72 „

die Steigerung für das Jahr 1882 . . . . 86.235 fl. 40 kr.
beträgt.

Bei den Eincassirungsorganen des Vereines waren mit Ende des Jahres 1882 aushaftend . . . . 42.215 fl. 37 kr.
oder 3·56 Percent der gesammten Prämien.

Die Prämienreserve betrug mit Ende 1882 nach Ausscheidung des auf rückversicherte Beträge entfallenden Theiles . . . . . . 4,838.952 fl.
Ende 1881 betrug die Reserve . . . . 4,227.558 „

daher eine Zunahme von . . . . 611.394 fl.
oder von 52·6 Percent der eigenen Prämieneinnahmen zu verzeichnen ist.

Wir glauben den geehrten Lesern des Jahrbuches bei Besprechung der Prämien-Einnahme und Reserve einen hierauf Bezug habenden, sehr interessanten Abschnitt aus dem Berichte nicht vorenthalten zu dürfen, welchen der Verwaltungsrath über sein Gebaren im Jahre 1882 an die XVIII. ordentliche Generalversammlung am 12. Mai 1883 erstattete. Die bezüglichen Ausführungen setzen nämlich jeden Laien in die Lage, sich über die Frage der beim Vereine geltenden billigen Prämiensätze und des ihrer Berechnung zu Grunde liegenden Zinsfußes so wie der Reserve-Dotation vollkommen klar zu werden.

Der Verwaltungsrath bemerkt im vorerwähnten Berichte Folgendes:

„Wie aus den früheren Berichten bekannt, ist unserer Prämienberechnung, und zwar den Todfallstarifen und den Tarifen für die Ueberlebensrenten die Sterblichkeitstabelle Brune-Fischer und ein fünfpercentiger Zinsfuß zu Grunde gelegt worden; den übrigen Tarifen die Sterblichkeitstabelle von Deparcieux und ebenfalls ein fünfpercentiger Zinsfuß. Da der Verein in seinem Versicherungsgeschäfte sich immer mehr und mehr ausdehnt, da in Folge der jetzt schon bedeutenden Reserveziffer die Elocirungen des Vereines an Umfang von Jahr zu Jahr zunehmen, da es endlich eine Zeit lang den Anschein hatte, als ob der allgemeine

Zinsfuß bedeutend unter das Niveau des früher üblichen Zinsfußes herabsinken werde, so dürfte es am Platze sein, den Zusammenhang eines Näheren ins Auge zu fassen, welcher besteht zwischen der Wahl unserer Sterblichkeitstabelle Brune-Fischer, unserem Zinsfuße und der Reservedotation, und das Verhältniß zu ziehen zwischen den Reserven, welche resultiren bei jenen Gesellschaften, die nach der so ziemlich am häufigsten vorkommenden Sterblichkeitstabelle der 17 englischen Gesellschaften rechnen. Zu diesem Behufe haben wir nachstehende Tabelle zusammengestellt, deren Ziffern die vorerwähnte Vergleichung ermöglichen.

Jahresnetto-Prämien und Prämienreserven für eine Todesfallsversicherung von 1000 fl. bei lebenslänglicher Prämienzahlung.

Beitrittsalter	Mortalitätstabelle	Zinsfuß	Nettoprämie	Prämienreserve nach Jahren 5	10	15	20
			Gulden österreichischer Währung				
25	Brune-Fischer	5%	13·60	42·67	91·15	146·24	209·01
	17 englische Gesellschaften	4½%	13·90	36·68	80·51	132·70	195·20
	17 „ „	4%	14·70	40·58	88·20	144·12	209·84
30	Brune-Fischer	5%	16·30	50·64	108·18	173·65	248·29
	17 englische Gesellschaften	4½%	16·10	45·46	99·66	164·55	238·48
	17 „ „	4%	17·00	49·63	107·91	176·42	253·29
35	Brune-Fischer	5%	19·70	60·62	129·57	208·19	295·31
	17 englische Gesellschaften	4½%	18·90	56·76	124·74	202·19	286·65
	17 „ „	4%	19·90	61·33	133·41	214·30	301·35
40	Brune-Fischer	5%	24·00	73·41	157·10	249·84	348·49
	17 englische Gesellschaften	4½%	22·60	72·06	154·18	243·55	338·85
	17 „ „	4%	23·70	76·79	162·96	255·70	352·84

Aus der vorstehenden Tabelle ergeben sich nun folgende Schlüsse:

1. Die Nettoprämien nach der beim Vereine gebräuchlichen Brune-Fischer'schen Sterblichkeitstafel und einem 5percentigen Zinsfuße sind anfänglich etwas kleiner, wie jene nach den Tafeln der 17 englischen Gesellschaften mit einem 4percentigen Zinsfuße. Das Verhältniß wird jedoch von Jahr zu Jahr für die Brune'schen Nettoprämien günstiger, so zwar, daß die Nettoprämie schon im Beitrittsalter von 40 Jahren größer ist, als jene nach den 17 englischen Gesellschaften und 4percentigen Zinsen. Sie ist aber bis auf das 25. Beitrittsjahr durchwegs größer als die Nettoprämie nach den 17 Englischen zu einem 4½percentigen Zinsfuße gerechnet.

2. Die Prämienreserven nach Brune und einem 5percentigen Zinsfuße sind durchwegs höher, als die Reserven nach den 17 englischen Gesellschaften und einem 4½percentigen Zinsfuße.

3. Die Prämienreserven nach Brune sind aber auch gegenüber den Reserven nach den 17 Englischen und einem 4percentigen Zinsfuße so minimal differirend, daß diese Differenz für die Praxis des Geschäftes vollkommen belanglos ist.

Dem Vereine wurde es sowohl von der Laienwelt, als auch theilweise sogar von Fachleuten zum Vorwurfe gemacht, daß er eine 5percentige Verzinsung zur Grundlage seiner Prämienberechnung angenommen hat und zwar immer unter Hinweis darauf, daß andere Institute nur mit 4½ Percent, theilweise

auch mit 4 Percent rechnen. Die obigen Ziffern zeigen das Haltlose dieser Bedenken. Sie beweisen vielmehr, daß mit der Wahl der Brune'schen Sterblichkeitstabelle und einem 5percentigen Zinsfuße den Verhältnissen Oesterreichs viel mehr Rechnung getragen wurde, als von anderen Instituten mit der Wahl der Sterblichkeitstabelle der 17 englischen Gesellschaften, welche für die factischen Sterblichkeitsverhältnisse in Oesterreich-Ungarn weniger passend erscheint.

Die Daten der obigen Tabelle sind aber noch nach einer anderen Richtung hin für die Versicherten des Beamtenvereines von großem Interesse. Da die Nettoprämien des Beamtenvereines durchschnittlich gleich oder höher sind, als diejenigen aller übrigen Gesellschaften, welche nach den Tabellen der 17 englischen Gesellschaften rechnen, da ferner die Nettoprämien es sind, auf Grund welcher die Berechnung der Prämienreserve erfolgt und nach dem Versicherungsregulativ nur erfolgen darf, da weiters bekanntlich die Bruttoprämien des Beamtenvereines zum Theile bedeutend niedriger sind, als jene der anderen Gesellschaften: so folgt daraus unmittelbar, daß der Regiezuschlag, welchen der Beamtenverein einhebt, der geringste ist, daß jedoch seine Prämienreserve, wenn nicht höher, mindestens ebenso hoch ist, als dieselbe sich, nach den Rechnungsgrundlagen der anderen Gesellschaften berechnet, ergeben würde. Das Vorhergesagte zusammengefaßt, so resultirt: die Versicherten des Beamtenvereines zahlen geringere Prämien und ihre Reserven sind dessen ungeachtet ebenso hoch, wie die Reserven der anderen Anstalten. Damit ist aber neuerdings der Beweis geliefert, daß der Beamtenverein in seinem Versicherungsgeschäfte der Aufgabe, die er sich gestellt hat, vollkommen gerecht wird."

Was die Anlage der Gelder der Lebensversicherungsabtheilung betrifft, so weiset die von der letzten Generalversammlung genehmigte Bilanz pro 1882 aus, daß die Prämienreserve in folgenden Werthen ihre Bedeckung fand und zwar:

a) in Realitäten im Gesammtwerthe von		926.056 fl. 66 kr.
b) in Darlehen, und zwar:		
aa) an die Spar- und Vorschußconsortien des Beamtenvereines per .	420.767 fl. 99 kr.	
bb) auf eigene Polizzen per	430.759 „ 63 „	
cc) zu Diensteseautionen per	416.435 „ 30 „	
dd) auf Werthpapiere per	43.693 „ 39 „	
ee) auf Hypotheken per .	1,307.773 „ 05 „	
		2,619.429 „ 36 „
c) in Effecten (und zwar größtentheils in Prioritäten, Pfandbriefen, Grundentlastungs-Obligationen und Silberrente) per		1,522.189 „ 19 „
zusammen per .		5,067.675 fl. 21 kr.

Aus dem Titel der Erfüllung vertragsmäßiger Verpflichtungen wurde für im Jahre 1882 fällig gewordene Versicherungen vom Vereine der Betrag von 429.095 fl. 76 kr. ausbezahlt.

Die Verwaltung des Beamtenvereines hat, um die bisherigen namhaften Leistungen seiner Lebensversicherungs-Abtheilung für Jedermann ziffermäßig nachzuweisen, im Jahre 1882 eine Zusammenstellung der verstorbenen

Versicherten nach Berufsarten verfassen und ermitteln lassen, wie viel von den Verstorbenen an Versicherungsprämien eingezahlt und wie viel von Seite des Vereines für diese Todesfälle ausgezahlt worden ist.

Die bezügliche Arbeit hat nun nachstehende gewiß für die weitesten Kreise interessante Resultate ergeben und wir halten uns daher auch verpflichtet, dieselben den geehrten Lesern der „Dioskuren“ mitzutheilen.

Von den in Folge von Todesfällen bis Ende 1881 erloschenen Versicherungen entfallen nämlich

auf	Versicherungs-Verträge	Mit Prämieneinzahlung fl.	Mit ausgezahlten Versicherungs-Summen fl.	Die Prämieneinzahl. beträgt v. d. Versicherungssumme Percente
Militär-Personen	314	52.558	255.300	20·59
Angestellte der politischen Verwaltung	199	37.720	165.200	22·83
Angestellte der Justiz	296	54.802	259.300	21·13
Angestellte im Finanzdienste	660	113.489	467·557	24·27
Angestellte im Ressort des Handels-Ministeriums (Post, Telegraphen 2c.)	235	30.608	177.450	17·25
Verschiedene Staatsangestellte	360	43·765	194.960	22·45
Professoren und Lehrer	223	33.078	224.948	14·70
Seelsorger	37	12.909	57.300	22·53
Angestellte im Dienste der Länder, Gemeinden, Sparcassen	145	30.449	135.977	22.39
Angestellte der Eisenbahnen und Dampfschiffahrt	512	55.574	384.590	14·45
Angestellte bei der Urproduction (Land- und Forstwirthschaft und Bergbau), ferner Privatbeamte	259	58.973	256.852	22·96
Advocaten, Notare, Aerzte	81	29.912	130.300	22·96
Verschiedene Berufe	228	41.914	231.500	18·10
Frauen	502	60.584	297.632	20·36
Zusammen	4.051	656.335	3,238.866	20·26

An vorstehende Zusammenstellung knüpft die Vereins-Zeitschrift (in der Nummer 35 vom 1. September 1882) nachstehende sehr berücksichtigenswerthe Betrachtungen:

„Selbstverständlich ergibt die Summirung der Gesammteinnahmen des Vereines aus den Prämienzahlungen seiner Versicherten einen ungleich höheren Betrag als jene 656.335 fl., welche hier — für die bereits verstorbenen Mitglieder — ausgewiesen sind. Der Verein hat seit seinem Bestehen bis Ende 1881 von allen seinen Versicherten, die ausgeschiedenen inbegriffen, 8,623.019 fl. Prämiengelder vereinnahmt. Aber auf jene Versicherten, welche bis Ende 1881 verstarben, deren Verträge mit dem Verein also für letzteren zur Erfüllung gelangten, ergibt sich, daß die Zahl derselben 4051 betrug, daß sie in den Verein einen Gesammtbetrag von 656.335 fl. eingezahlt hatten, daß der Verein hiefür

an ihre Hinterbliebenen eine Gesammtsumme von nicht weniger als 3,238.866 fl. also von 3¼ Million Gulden bar geleistet hat. Es ist traurig, sterben zu müssen; für den Familienvater jedoch verliert der Tod Vieles von seinen Schrecken, wenn er durch weise und rechtzeitige Vorsorge mit dem Bewußtsein aus dem Leben scheidet, seine Frau und seine Kinder nicht in Noth und Elend zurücklassen zu müssen. Und insoferne darf wohl behauptet werden, daß diese 3¼ Millionen Gulden, auf welche von den verstorbenen Familienvätern nur 14 bis 24 Percent eingezahlt worden waren, viele bitteren Thränen gestillt und manchen schweren Seufzer erleichtert haben.

Dem Laien mag es dabei auffallend erscheinen, daß, wie aus dieser Zusammenstellung zu ersehen, die von den Verstorbenen der vierzehn Gruppen geleisteten Einzahlungen durchgehends kleiner sind, als die von dem Vereine geleisteten Auszahlungen. Dies liegt jedoch in der Natur der Sache; denn von den Versicherten der einzelnen Branchen ist nur ein Theil gestorben und die lebenden Versicherten zahlen weiter. Die letzteren haben zur Ermöglichung der Zahlungen für die ersteren beigesteuert. Je älter die Anstalt wird, umsomehr nähern sich die Einzahlungssummen den Auszahlungssummen. Hierin liegt das Wesen jener großen modernen Verbrüderungen, in denen Tausende, die sich nicht kennen und meist auch niemals in die Lage kommen, sich persönlich kennen zu lernen, für einander sorgen. Zwar hat jeder Versicherte zunächst wohl nur sein und das Interesse seiner Angehörigen vor Augen, aber indem er in weiser Fürsorge sein Interesse wahrnimmt, ist der unbekannte Einzelne zugleich der beste und kräftigste Förderer des Interesses aller Anderen, wie diese wieder, unbekümmert, wer und wo der Einzelne sein mag, für letzteren sorgen, für diesen beisteuern.

So erweist sich die Lebensversicherung als ein überaus starkes Mittel socialer Selbsthilfe, welches von keiner andern der vielen modernen Institutionen erreicht, geschweige übertroffen wird."

Das Sterblichkeitsverhältniß war, wie schon an einer früheren Stelle bemerkt wurde, im Jahre 1882 ein sehr günstiges. Während nämlich nach der Sterblichkeitserwartung innerhalb des Tarifes I. . . . . 515.826 fl.
hätten fällig werden sollen, sind thatsächlich nur außer Kraft getreten 376.572 „

mithin weniger um die bedeutende Ziffer von . . . . 139.254 fl.
welches Resultat daher auch von dem gewissenhaften Vorgehen der Vereinsleitung Zeugniß gibt.

Von dem obigen Betrage per . . . . 376.572 fl.

entfallen auf den Versicherungsstand Oesterreichs per 25,144.513 fl. 254.972 „
auf jenen Ungarns per . . . . 7,291.170 „ 121.600 „
daher in Oesterreich 1·01 Percent, in Ungarn 1·66 Percent der angegebenen, per Ende 1882 constatirten Versicherungssumme.

In Bezug auf die Krankengeldversicherung ist nur zu constatiren, daß Ende 1882 in Kraft standen 152 Versicherungsverträge über ein versichertes wöchentliches Krankengeld per 1260 fl. mit einer jährlichen Prämieneinnahme per 2043 fl. 45 kr., daß im Jahre 1882 an Krankengeldern der Betrag von 1664 fl. 65 kr. bezahlt wurde, und der Reservefond dieser Abtheilung 7607 fl. 39 kr. beträgt.

Auf dem Gebiete der Versicherung von Invaliditätspensionen sind im Jahre 1882 zwei Verträge zugewachsen und der Rentenanspruch ist auf 9851 fl. gestiegen. Zur Bildung von Invaliditätspensionen wurden 1992 fl. 71 kr. eingezahlt. Die Rentenansprüche bewerthen sich auf 19.176 fl., wogegen das Vermögen dieser Abtheilung 21.135 fl. 85 kr. beträgt.

Im Allgemeinen ist bezüglich dieser letzterwähnten Versicherung zu constatiren, daß im Jahre 1882 die Frage der Altersversorgung durch die Gründung mehrerer diesem speciellen Zwecke gewidmeten Vereine von jenen Kreisen einer besonderen Erwägung und Prüfung unterzogen wurde, aus welchen eben die Mehrzahl pensionsloser Bediensteter hervorgeht. Diese Berathungen haben wenigstens das hochwichtige Resultat ergeben, daß endlich die Form, in welcher die Altersversorgung gesucht wird, sichergestellt scheint. Man hat nämlich erkannt, daß das ganze Versorgungswesen — soll es das sein, was man von ihm erwartet, — nur auf derselben Grundlage, wie das Versicherungswesen aufgebaut werden muß. Daher dürfte die Zeit auch nicht zu ferne sein, in welcher die Versicherung von Invaliditätspensionen in jenen Kreisen, welche ihrer am nothwendigsten bedürfen, allgemein benützt werden wird.

Schließlich sind bezüglich der Lebensversicherungsabtheilung des Vereines und zwar vom allgemeinen Standpunkte aus dem Jahre 1882 noch folgende Actionen der Vereinsleitung zu erwähnen.

Die Propagirung des Vereines wurde auch im Jahre 1882 durch Fortsetzung der Agitation in den Lehrerkreisen kräftigst gefördert und mit einem großen Lehrervereine ein auf die Lebensversicherung seiner Mitglieder abzielendes Uebereinkommen abgeschlossen, welchem voraussichtlich ähnliche Vereine in Anbetracht der eminenten Vortheile nachfolgen werden.

Einen immer größeren Umfang gewinnt ferner die kurze Versicherung von Witwenpensionen im Kreise der Eisenbahnbeamten, insbesondere bei der privilegirten österreichischen Nordwestbahn und der privilegirten Südbahn. Diese Versicherung bezweckt nämlich die Sicherstellung der Witwenpension zu einer Zeit, in welcher der betreffende Beamte selbst noch nicht pensionsfähig ist. Sie wurde bei den erwähnten zwei Bahngesellschaften bereits obligatorisch eingeführt und es wäre sehr zu wünschen, daß deren Beispielen die anderen Gesellschaften im evident vorliegenden Interesse ihrer Beamten folgen würden. Ein großes Verdienst hat sich für die Einführung dieser Institution bei der privilegirten österreichischen Nordwestbahn deren Inspector Herr Georg von Görgey (Mitglied des Verwaltungsrathes des Vereines) erworben und wurde ihm auch hiefür in der Sitzung vom 28. April 1882 vom Verwaltungsrathe der wärmste Dank ausgesprochen.

Sodann ist zu verzeichnen der vom Verwaltungsrathe am 3. October 1882 gefaßte Beschluß, die geschäftliche Thätigkeit des Vereines in Gemäßheit des §. 3 der Vereinsstatuten auf die Schweiz auszudehnen. Der Verwaltungsrath gewann aus dem diesbezüglichen, von dem Versicherungsreferenten Herrn Dr. Hönig erstatteten und alle Details erschöpfenden Berichte, welcher auf den umfassendsten Informationen und von ihm an Ort und Stelle gepflogenen Erhebungen beruhte, die Ueberzeugung, daß die durch grenznachbarliche Beziehungen der Vereinsvertretung in Feldkirch mit schweizerischen Standesgenossen angeregte und von letzteren als sehr wünschenswerth bezeichnete Ausdehnung der Lebensversicherungsgeschäfte auf die Schweiz im entschiedenen Vereinsinteresse

gelegen sei. Der Verwaltungsrath fand sich zu dem oberwähnten Beschlusse um so eher bestimmt, als die Erwerbung der betreffenden Concession ohne besondere Schwierigkeiten möglich, der Geschäftsbetrieb in dem genannten Lande wegen dessen sanitären Verhältnissen lohnend und mit keinen außerordentlichen Kosten verbunden ist.

Vorläufig wurde die Geschäftsverbindung mit den drei Cantonen Zürich, St. Gallen und Graubünden in Aussicht genommen und hoffen wir, im nächsten Berichte schon mit interessanten Details dienen zu können.

Wir schließen die Besprechung der Lebensversicherungs-Abtheilung des Beamtenvereines mit jenen für den letzteren sehr ehrenvollen Worten, welche der „Deutsche Versicherungskalender für das Jahr 1883“ (herausgegeben zu Berlin von der Redaction der „Wallmann's Versicherungs-Zeitschrift“ und der „Internationalen Assecuranz-Revue“) seinen geschäftlichen Mittheilungen über den Beamtenverein (S. 396) beigefügt und welche lauten: „daß in Allem und Jedem das Interesse der Versicherten und das des Gesammtvereines gleich hoch gehalten wird und bei Erfüllung der Verpflichtungen stets mit größter Coulance vorgegangen wurde, ist Geschäftspolitik, die sich, wie aus dem stetigen Anwachsen des Versicherungsportefeuilles zu entnehmen ist, vortrefflich bewährt.“

III. Spar- und Vorschuß-Consortien.

Das Jahr 1882 war, sowie das vorhergehende, auf dem Gebiete des Consortialwesens ein Jahr stiller, fortschreitender Arbeit.

Im Ganzen steigerten sich und zwar bei sämmtlichen Consortien zusammen:

1. die Antheilseinlagen von	4,372.502 fl.	auf	4,724.259 fl.
2. die nichthaftungspflichtigen Spareinlagen von	859·765 „	„	872.868 „
3. die aufgenommenen Darlehen von	433.633 „	„	514.432 „
4. die Reservefonde von	214.330 „	„	278.049 „

Bei dem Zinsfuße für ertheilte Vorschüsse betrug

a) das Maximum . . . . 12 Percent,
b) das Minimum . . . . 6 „
c) der Durchschnitt . . . . 8·3 Percent.

Die von der Vereinsleitung dem Rechenschaftsberichte pro 1882 angeschlossene Tabelle über den Geschäftsstand der Consortien bietet die erfreuliche Wahrnehmung, daß der Zinsfuß bei einzelnen Consortien bereits auf das thunlichst niedrige Maß gestellt ist, und daß die meisten Consortien im Laufe des Jahres 1882 eine Ermäßigung des bisher bei ihnen festgesetzten Zinsfußes vorgenommen haben.

Die Tendenz des Sinkens des Vorschußzinsfußes tritt übrigens bei den Consortien schon seit einer Reihe von Jahren hervor, wie nachstehende Daten erkennen lassen. Der Zinsfuß für Vorschüsse betrug:

im Jahre 1879 im Maximum 13 Percent, im Minimum 7 Percent, im Durchschnitte 9·8 Percent,

im Jahre 1880 im Maximum 12 Percent, im Minimum 7 Percent, im Durchschnitte 9·4 Percent,

im Jahre 1881 im Maximum 12 Percent, im Minimum 6 Percent, im Durchschnitte 8·6 Percent,

im Jahre 1882 im Maximum 12 Percent, im Minimum 6 Percent, im Durchschnitte 8·3 Percent,

es zeigt sich also von 1879 auf 1882 im durchschnittlichen Zinsfuße eine Verminderung von 1·5 Percent.

Bei der auf die Antheilseinlagen im Jahre 1882 entfallenden Dividende betrug:

a) das Maximum . . . . 9 Percent,
b) das Minimum . . . . 4 Percent,
c) der Durchschnitt . . . . 6·6 Percent.

Bei der Dividende zeigt sich dieselbe Erscheinung wie beim Zinsfuße, das heißt, es ist auch eine successive Verminderung der Dividende für die Antheilseinlagen zu constatiren. Dieselbe betrug nämlich:

pro 1879 im Maximum 12 Percent, im Minimum 4 Percent, im Durchschnitte 7·5 Percent,

pro 1880 im Maximum 12 Percent, im Minimum 4 Percent, im Durchschnitte 7·4 Percent,

pro 1881 im Maximum 10 Percent, im Minimum 4 Percent, im Durchschnitte 6·8 Percent,

pro 1882 im Maximum 9 Percent, im Minimum 4 Percent, im Durchschnitte 6·6 Percent,

es zeigt sich somit von 1879 auf 1882 in der durchschnittlichen Dividende eine Verminderung von 0·9 Percent.

Eine größere Bewegung in den Beamtenkreisen verursachte, wie schon in der ersten Abtheilung dieser chronologischen Schilderung erwähnt wurde, das neue cisleithanische Gesetz über die Execution auf die Bezüge der im öffentlichen Dienste stehenden Personen und ihrer Hinterbliebenen. Von Seite der Spar- und Vorschußconsortien wurde jedoch hievon nur ein sehr geringer Gebrauch gemacht und beruhen gegentheilige Behauptungen entweder auf Irrthum oder tendenziöser Entstellung.

Von hoher Bedeutung ist die Einflußnahme der Centralleitung des Vereines auf die Gebarung einzelner Consortien, insbesondere solcher, welche einer rathgebenden Stütze dringend bedürfen und welchen auch von Seite der Centralleitung jene Unterstützung in bereitwilligster Weise gewidmet wurde, um eine weitere gedeihliche Wirksamkeit dieser Consortien zu ermöglichen. Da der persönliche Contact nicht nur die geschäftlichen Beziehungen festiget und belebt, sondern dadurch am schnellsten allfällige Mängel und Uebelstände wahrgenommen und eventuell sofort behoben werden können, so beschloß die Centralleitung zu Ende des verflossenen Jahres, versuchsweise ein fachkundiges Organ aus dem Kreise der Vereinsbediensteten mit der Aufgabe zu betrauen, die Mitgliedergruppen des Vereines über Ansuchen ihrer Vorstände oder über Weisung der Centralleitung zu besuchen und ihnen mit seinem Rathe, eventuell seiner thatkräftigen Unterstützung so lange zur Seite zu stehen, bis die wünschenswerthe Sanirung etwaiger Uebelstände eingetreten ist. Die bisherigen Erfolge dieser probeweisen Action waren sehr erfreuliche und hatten stets den Dank der bezüglichen Mitgliedergruppen an die Centralleitung zur Folge.

Der Stand der an die Consortien ertheilten Darlehen aus den Geldern der Lebensversicherungsabtheilung bewegte sich in folgenden Zahlen:

Am 1. Jänner 1882 betrug der Darlehensstand . .	315.273 fl. 61 kr.
Im Jahre 1882 wurden Darlehen per	359.081 „ 96 „
ertheilt, was die Summe von	674.355 fl. 57 kr.
ergibt.	
Bringt man hievon den Betrag der im Jahre 1882 erfolgten Rückzahlungen per	253.587 „ 58 „
in Abrechnung, so ergibt sich per 31. December 1882 ein Darlehensstand per	420.767 fl. 99 kr.
das heißt gegenüber der obigen Ziffer des Vorjahres per .	315.273 „ 61 „
eine Steigerung von .	105.494 fl. 38 kr.

Seit dem Bestande des Vereines, beziehungsweise der Consortien, wurden an letztere von der Lebensversicherungsabtheilung Darlehen im Gesammtbetrage von 2,495.008 fl. ertheilt.

Gekündigte Antheilseinlagen wurden im Jahre 1882 in 39 Fällen mit 5.294 fl. 50 kr., im Ganzen seit dem Jahre 1876 in 362 Fällen mit zusammen 49.848 fl. 90 kr. belehnt, und wurde mit Rücksicht auf die durch sechs Jahre gewonnene Erfahrung beschlossen, vom 1. Jänner 1883 angefangen die Garantieprämie von 2 Percent auf 1 Percent herabzusetzen.

Es ist zu constatiren, daß bereits die meisten Consortien, und zwar auf Verlangen der Centralleitung, in die Consortialstatuten die Bestimmung aufgenommen haben, sich nicht über die Höhe der haftungspflichtigen Antheilseinlagen hinaus mit Darlehen und Spareinlagen zu belasten, weil das Versicherungsregulativ, das heißt die Ministerialverordnung vom 18. August 1880, verfügt, daß Lebensversicherungsanstalten Gelder aus dem Prämienreservefonde nur an solche Genossenschaften verleihen dürfen, bei welchen die Aufnahme fremder Gelder an die statutenmäßige Bedingung geknüpft ist, daß selbe nicht die Höhe der eingezahlten, haftungspflichtigen Einlagen überschreiten.

Mit Ende des Jahres 1881 bestanden 78 und beziehungsweise ohne Berücksichtigung des seit Jänner 1881 in Liquidation sich befindlichen Consortiums in Pola — 77 Consortien. Von diesen hat sich jenes für die Bediensteten der Rudolfsbahn in Steyr zufolge Verstaatlichung der Gesellschaft und der dadurch hervorgerufenen großen Personalveränderungen aufgelöst, das heißt es ist auch in Liquidation getreten, wogegen jenes in Königgrätz durch Neugründung zugewachsen ist, daher Ende 1882 wieder der Stand von 77 Consortien zu verzeichnen ist.

An dieser Stelle ist zu constatiren, daß im Jahre 1882 folgende zehn Consortien die zweite Dekade ihrer geschäftlichen Thätigkeit begonnen haben, und zwar: Bielitz-Biala, Essegg, Graz, Kaschau, Leitmeritz, Olmütz, Pest, Steinamanger, in Wien: Gegenseitigkeit und Staatsbeamte.

Am 12. Mai 1882 fand der zehnte Consortialtag statt, welcher sich, abgesehen von den Berichten über die Ergebnisse der Consortialgebarung im Jahre 1881 und die Thätigkeit des Delegirtenausschusses sowie von der Wahl des letzteren mit folgenden Angelegenheiten zu beschäftigen hatte:

1. Mit dem Entwurfe einer Instruction für die Vorstände (Directionen) der Spar- und Vorschußconsortien.

Das Consortium „Wieden“ in Wien hatte eine Geschäftsordnung für die Vorstände der Consortien ausgearbeitet. Dieses Elaborat wurde vom Directionscomité und Delegirtenausschusse überprüft, und der neue Entwurf den Consortien zugesandt, sowie dem Consortialtage vorgelegt. Letzterer erklärte nun, daß der vorgelegte Entwurf geeignet ist, an die Consortien mit der Empfehlung hinausgegeben zu werden, denselben zu studiren, und die ihnen nach ihren Verhältnissen nothwendig erscheinenden Abänderungen zu treffen.

2. Mit der Buchführung bei den Spar- und Vorschußconsortien, beziehungsweise mit der vom Herrn Ferdinand Edlen von Rueber verfaßten Anleitung zur Buchführung bei den Consortien.

Dem Verfasser dieser Anleitung wurde der Dank des Consortialtages für sein umfangreiches, durch zahlreiche Beispiele und Formulare illustrirtes Elaborat ausgesprochen und beschlossen, es sei dieser Leitfaden der Buchführung den Consortien zur Würdigung, und wenn derselbe entspricht, zur Einführung hinauszugeben.

Ferners wurde vom Consortialtage der Antrag des Herrn Professors (derzeit Reichsrathsabgeordneten) Richter aus Krems, der Delegirtenausschuß möge auch ein Handbuch der einfachen Buchhaltung hinausgeben, besonders für solche Consortien, bei welchen keine Beamten angestellt sind, angenommen.

3. Mit dem Berichte des Herrn Dr. Kolbe, Vorstandsmitgliedes vom Consortium „Wieden“ in Wien, über Wechsel und Schuldurkunden bei den Consortien.

Dr. Kolbe besprach in einem gediegenen längeren, vom Consortialtage mit großem Beifalle und Dankesvotum aufgenommenen Vortrage die rechtliche Natur der bei Gewährung von Vorschüssen maßgebenden Verpflichtungsurkunde, analysirte insbesonders kritisch die Vor- und Nachtheile der Wechsel und sprach schließlich seine Ansicht dahin aus: „daß sich im Allgemeinen für die Geschäftsthätigkeit der Vereinsconsortien die Beurkundung mittelst legalisirter oder von zwei Zeugen mitgefertigter Schulddocumente und nur ausnahmsweise die Beurkundung mittelst der Wechsel empfiehlt; die Wechselform sollte eigentlich nur dort angewendet werden, wo der Vorschußbetrag auf einmal, und zwar längstens binnen sechs Monaten rückzahlbar ist.“

Der Referent legte mehrere von ihm verfaßte Entwürfe von Schuldurkunden vor, die auf Consortialvorschüsse Bezug haben und beantragte, zu gestatten, daß diese Entwürfe zur Grundlage von Berathungen genommen, daß an ihnen eventuell Veränderungen vorgenommen, daß dieselben sodann an die Consortien zur Begutachtung hinausgegeben werden und daß am nächsten Consortialtage ausgesprochen werde, ob sich dieselben zur allgemeinen Verwendung eignen oder nicht, welcher Antrag auch angenommen wurde.

4. Mit dem Referate des Herrn Dr. Kolbe über das Agentenunwesen bei Vermittlung von Vorschüssen bei den Spar- und Vorschußconsortien.

Der Referent besprach die betrübende Erscheinung, daß unsere Standesgenossen leider nicht den Weg zu den Consortien directe nehmen, bei welchen sie keine besondere Provision für Gewährung des Vorschusses zu zahlen haben, sondern sich Mittelspersonen aufsuchen oder durch Mittelspersonen aufgesucht werden, welche sie nur gegen Bezahlung einer entsprechenden Vermittlungsgebühr an das eine oder andere Consortium weisen. Er kennzeichnet in kräftigen Zügen die Vampyrennatur dieser Agenten und theilt mit, daß der Verwaltungsrath des Vereines zur Bekämpfung dieses Unwesens den Beschluß gefaßt habe, an sämmtliche Behörden des öffentlichen Dienstes, an alle Bahndirectionen und Bankleitungen &c. ein Ersuchschreiben zu richten, wornach die Beamten auf den Bestand des Vereines und auf die Bereitwilligkeit der Consortien, Gelddarleihen zu gewähren, sowie darauf aufmerksam gemacht werden mögen, daß hiebei die Vermittlung durch Agenten jedenfalls ganz unnöthig ist und im Gegentheile von den Consortien des Vereines perhorrescirt wird.

Er glaubt ferner, daß in dieser Beziehung ein Collectivschritt der Wiener Consortien unternommen werden solle, und stellt schließlich folgende zwei Anträge, nämlich

a) daß der oben mitgetheilte Schritt des Verwaltungsrathes vom Consortialtage mit Freuden begrüßt werde, und
b) daß der Consortialtag einem vom Verwaltungsrathe im Collectivnamen der sämmtlichen Wiener Spar- und Vorschußconsortien des Vereines ausgehenden Inserate, mittelst dessen geldbedürftige Beamte directe an den Beamtenverein verwiesen werden und wodurch dem schädlichen Treiben der Agenten und Geldvermittler entgegengearbeitet wird, vollkommen beistimmt."

Beide Anträge wurden vom Consortialtage einstimmig angenommen.

Schließlich nahm der Vorsitzende des Consortialtages, das um das Consortialwesen hochverdiente Mitglied des Verwaltungsrathes, Herr Dr. Franz Migerka, k. k. Ministerialrath und Central-Gewerbeinspector, Anlaß, um sich gegen die Aufnahme von ziffermäßig sehr hohen Antheilseinlagen von Seite einiger Consortien, sowie gegen die Gewährung verhältnißmäßig hoher Dividenden auszusprechen.

Hohe Antheilseinlagen können nach seiner Ansicht nicht mehr als Ersparnisse der Beamten betrachtet werden, sie sind vielmehr Speculationsgelder von Capitalisten, welche sich ein sehr gutes über die gewöhnliche, sichere Verzinsung weit hinausgehendes Erträgniß sichern wollen, eine Absicht wie sie aber seinerzeit bei der Gründung der Spar- und Vorschußconsortien nimmermehr vorschwebte. Hohe Dividenden lassen sich nach seiner Meinung nur bei Festhaltung eines niederen Zinsfußes rechtfertigen, keineswegs aber bei dem von einigen Consortien noch immer festgehaltenen Zinsfuße von 10 Percent und 12 Percent. Solche Dividenden hat dann auch der arme Vorschußnehmer in dem eben dadurch nothwendig gewordenen höheren Zinsfuße schwerer zu tragen und sie fordern geradezu den im Allgemeinen gewiß unbegründeten und nur in Unkenntniß der Verhältnisse gegen die Consortien und den Verein selbst geschleuderten Tadel des Wuchers heraus.

Herr Dr. Migerka, welcher — wo er nur kann — stets dem idealen Standpunkte Rechnung trägt, betont, daß durch einen gegen ein einzelnes Con-

sortium erhobenen Vorwurf sämmtliche Consortien und in Verwechslung derselben mit dem Vereine letzterer selbst zu leiden haben, daher er von dem Gefühle der Zusammengehörigkeit, der treuen Gesinnung, welche allein den Verein stark macht, erwarte, daß die auf dem Consortialtage geäußerten Wünsche von den Consortien mindestens in Erwägung gezogen, und wenn möglich, erfüllt werden.

Diese Schlußbemerkungen des Vorsitzenden wurden von der Versammlung mit Beifall aufgenommen.

In den Consortial-Delegirtenausschuß wurden vom zehnten Consortialtage nachbenannte Herren aus den beigefügten Consortien gewählt, und zwar:

Wilhelm Beck (Preßburg),
Dr. Ludwig Edler v. Geiter (Erstes Wiener),
Franz Glatz (Temesvar),
Alfred v. Kanovics (Pest),
Franz Kopetzky (Wien, Landstraße),
Theodor Leibenfrost (Wien, Bankbeamte),
Eduard Mack (Wien, Leopoldstadt),
Franz Pupek (Wien, Vororte),
Franz Richter (Krems),
Ferdinand Edler v. Rueber (Wien, „Gegenseitigkeit“),
Dr. Leopold Steindler (Wien, „Union“),
Franz Zeidler (Graz).

Der Consortial-Delegirtenausschuß constituirte sich unter dem statutenmäßig von dem Verwaltungsrathe aus seiner Mitte gewählten Obmanne, dem Herrn Dr. Franz Migerka, mit dessen Substituirung später Herr Dr. Dominik Kolbe betraut wurde.

Die Herren Dr. Ludwig Edler v. Geiter und Dr. Leopold Steindler wurden in Gemäßheit der bezüglichen Geschäftsordnung in das ständige Comité des Consortial-Delegirtenausschusses gewählt.

Am 12. Mai 1883 fand im Festsaale des k. k. akademischen Gymnasiums in Wien die achtzehnte ordentliche Generalversammlung des Vereines, und zwar, da der Präsident des Verwaltungsrathes leider durch ein länger dauerndes Unwohlsein verhindert war, unter dem Vorsitze des ersten Vicepräsidenten Herrn Johann Freiherrn Falke von Lilienstein, k. k. Sectionschef, statt.

Es waren 319 Vereinsmitglieder, welche 1947 Stimmen vertraten anwesend. Die Versammlung nahm den Rechenschaftsbericht des Verwaltungsrathes, sowie die von demselben vorgelegten Rechnungsabschlüsse für das Jahr 1882 zur genehmigenden Kenntniß und ertheilte über Antrag des Aufsichtsrathes dem Verwaltungsrathe für das Jahr 1882 das Absolutorium.

Der Gebarungsüberschuß der Lebensversicherungsabtheilung für das Vereinsjahr 1882 beläuft sich eigentlich nach Vornahme der erforderlichen Abschreibungen auf . . . . 114.653 fl. 81 kr.

Es ergaben jedoch die Effecten dieser Abtheilung nach den Coursen vom 30. December 1882 einen Minderwerth von . . . . 24.278 „ 70 „

Anzeigen
empfehlenswerther Firmen.




Harmonium-Fabrik
von
PETER TITZ NACHFOLGER
Teofil Kotykiewicz,
Wien, V. Bezirk, Margarethenstraße 61.
Lager von Harmoniums in allen Größen.
PETER TITZ'S NACHFOLGER
TEOFIL KOTYKIEWICZ.
Lager von Harmoniums in allen Größen.
Preis-Courante gratis und franco.

L. Bösendorfer

K. K.

Hof- & Kammer-Klaviermacher

Wien.



Der

Erste allgemeine Beamten-Verein

der

österr.-ungar. Monarchie

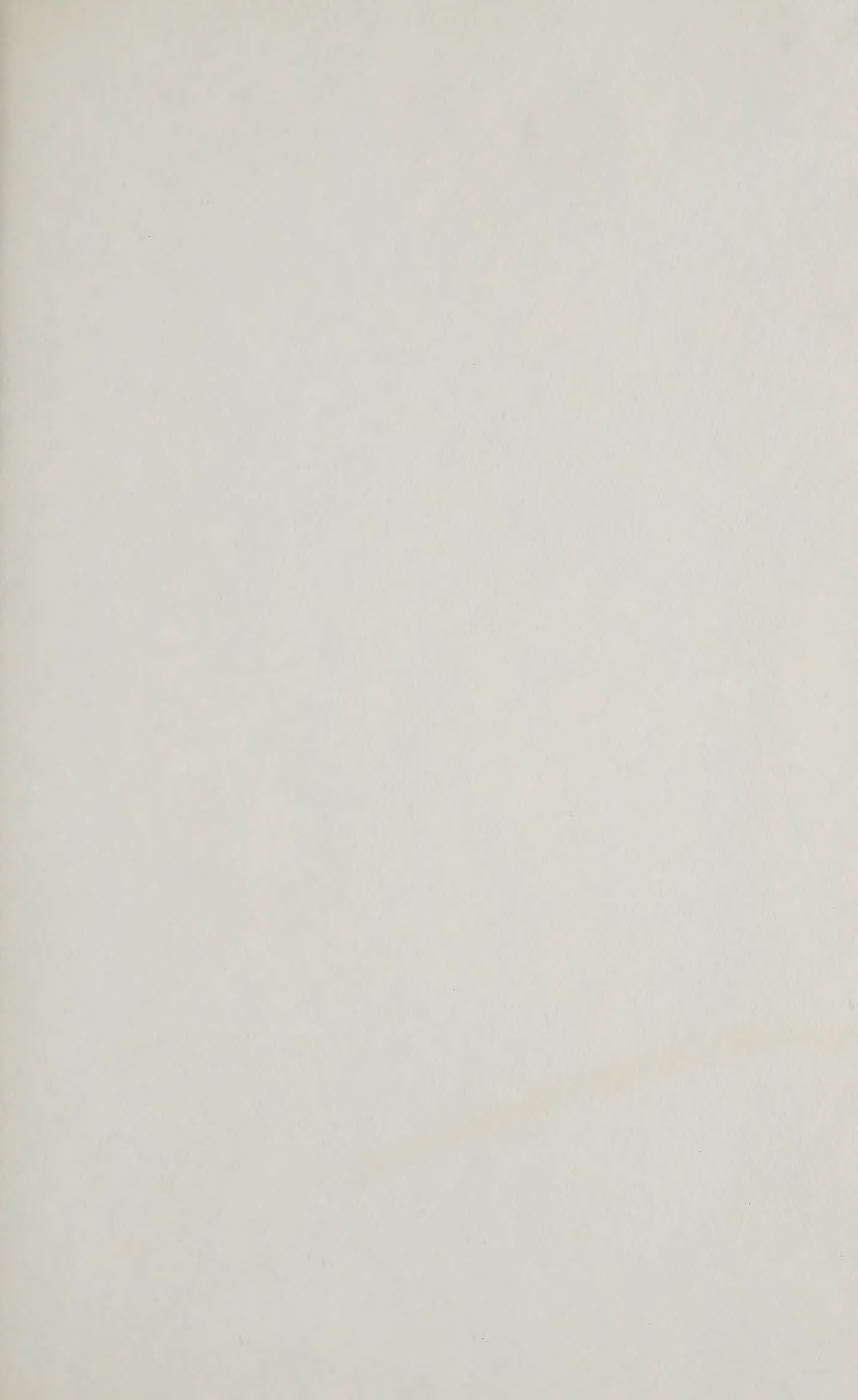
empfiehlt den nach

Marienbad

reisenden Curgästen sein mit allem Comfort eingerichtetes, mit 64 Zimmern versehenes Wohnhaus



Das Haus liegt an der Rudolfs- und Ferdinandsbrunnenstraße und gehört zu demselben auch eine größere Parkanlage. Der Verkehr vom und zum Bahnhofe wird durch einen dem Beamtenvereine gehörenden Omnibus vermittelt.








UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122879171